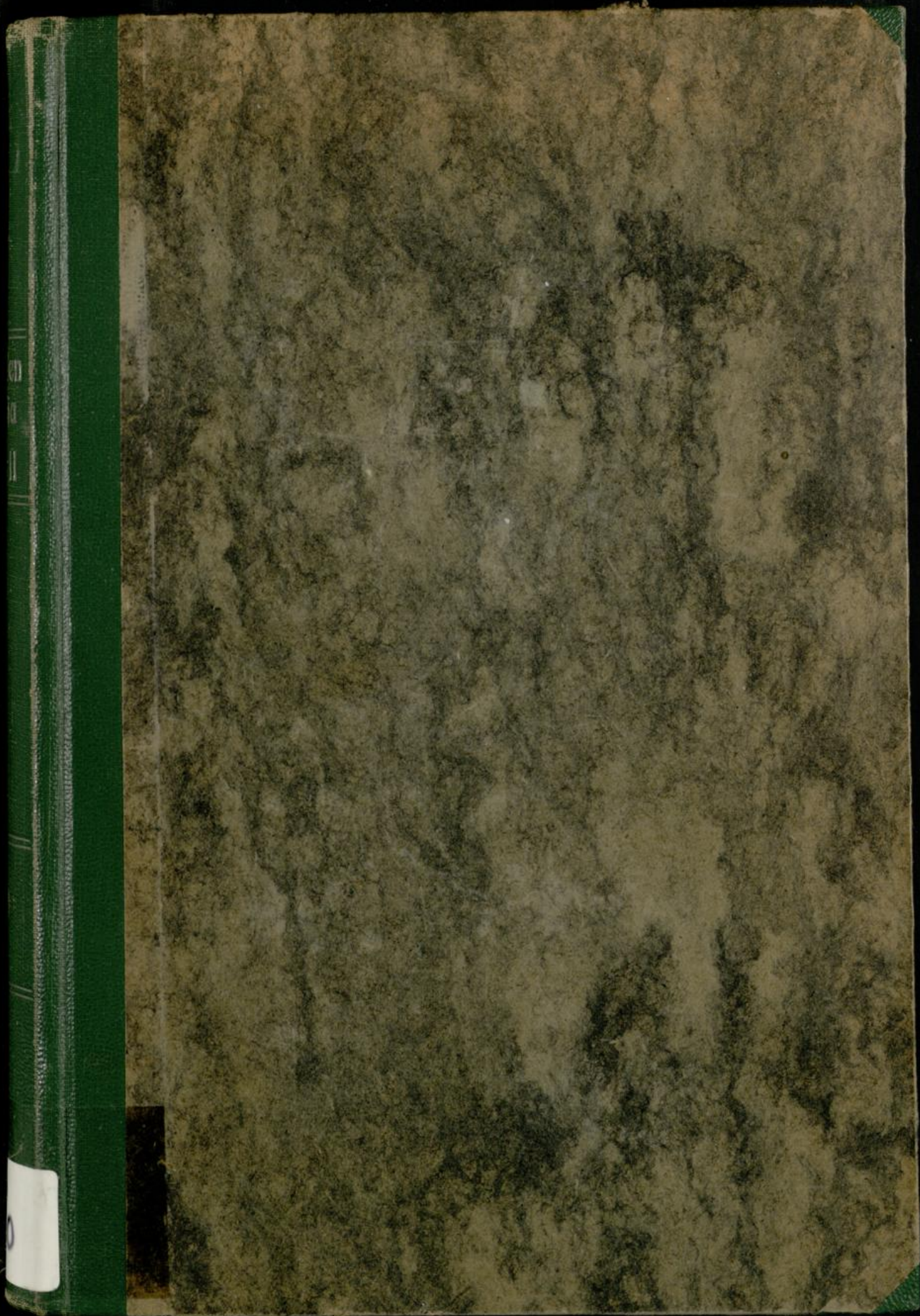


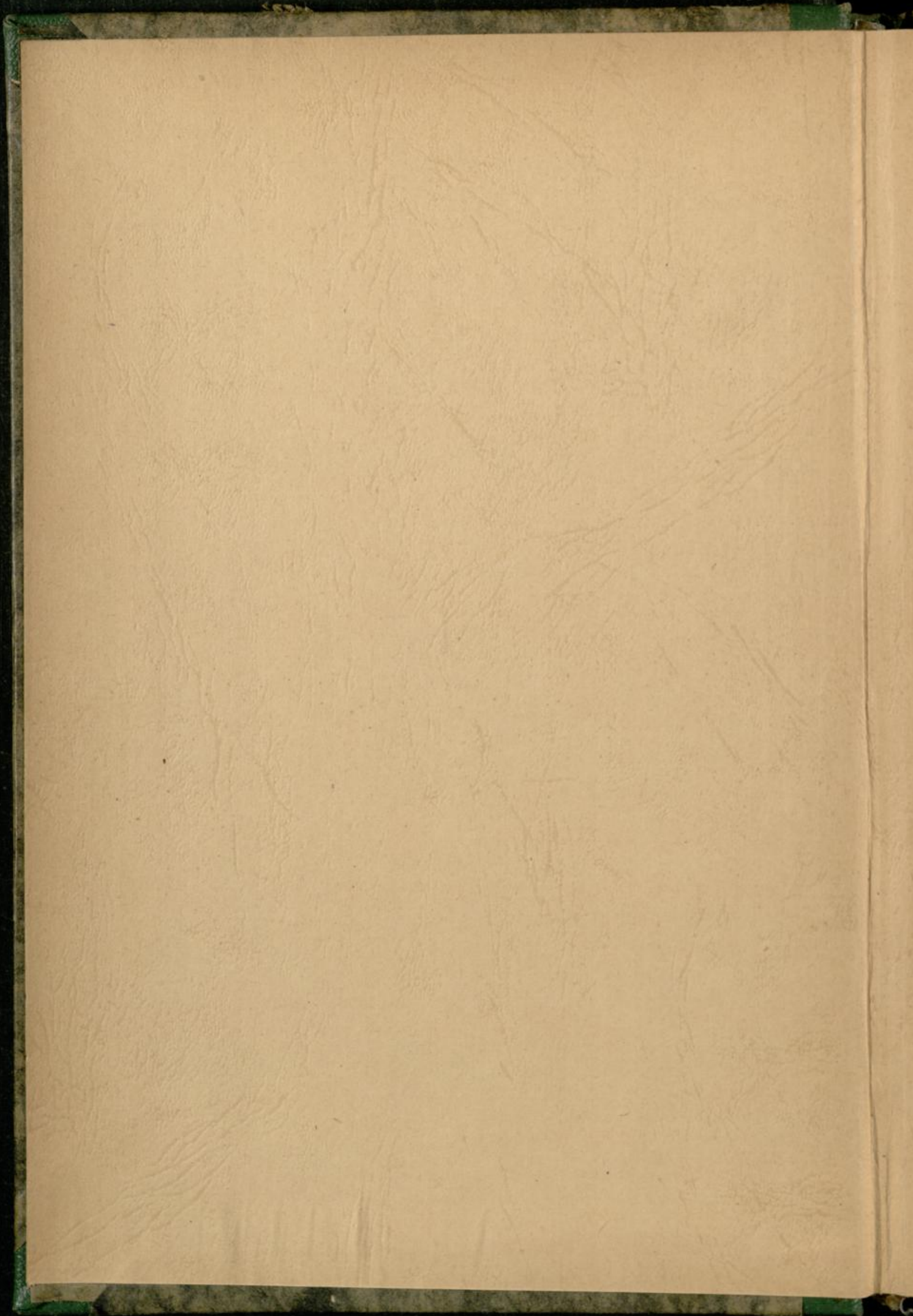
Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1911

19 (1.1.2019)

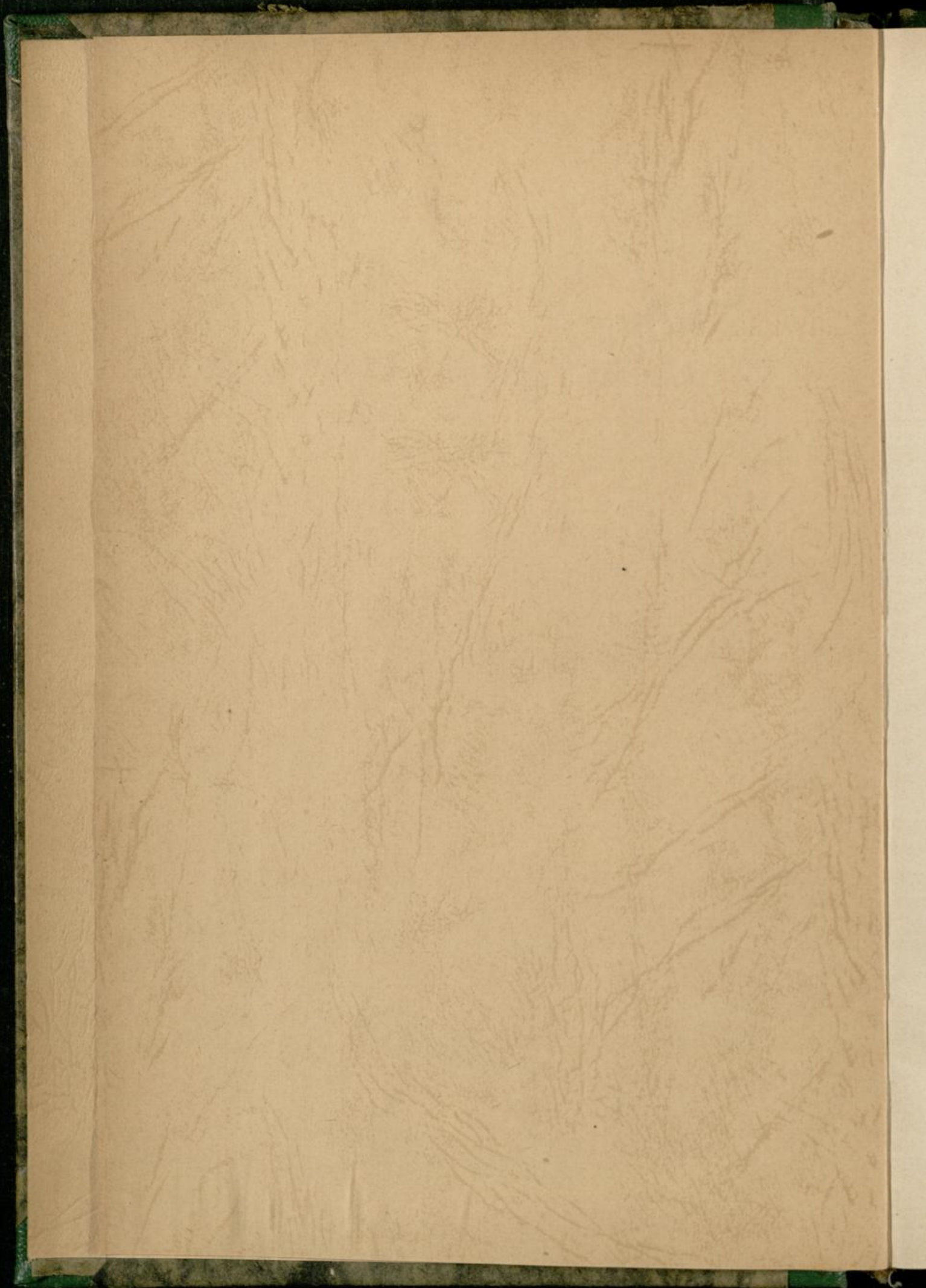




8, 42, 43, 45f, 48, 68, 91, 104ff, 109, 126, 299, 335f
352f, 383, 430, 440, 448,

Räuber Masch 8, 259ff.

(Hogland 133)



„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.



394

XIX. Jahrgang. — 1910/11.

*Landesgeschichtliche
Vereinigung für die
Mark Brandenburg*

Berlin 1911.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei
Bernburgerstrasse 14.

2512

Universität
Potsdam



Universitätsbibliothek

Inventarnr.



16003301



16. (4. ordentliche) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 27. Oktober 1909, abends 7^{1/2} Uhr im großen
Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses
Matthäikirchstraße 20/21.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel. Von demselben
rühren die Mitteilungen zu I bis XVIII her.

A. Allgemeines.

I. Straube's Führer: Märkisches Wanderbuch. Ausflüge in
die Mark Brandenburg bearbeitet von Dr. Gust. Albrecht. Teil I
mit 13 farb. Karten Preis 1 Mk. Berlin 1909.

Unser verehrtes Ausschußmitglied überrascht uns mit einer neuen
erheblich vermehrten und verbesserten Auflage des beliebten Führers. Als
ein großer Vorzug ist es jetzt anzusehen, daß die Pläne beim Ort und
nicht wie früher in einem eigenen Kartenband untergebracht sind. Soweit
ich bei Stichproben gesehen, ist alles bestens auf den neusten Stand
gebracht, was viel sagen will, wenn man weiß, wie rasch die Dinge sich
insbesondere in Berlins Umgegend verändern. Bd. I begreift das Gelände
westlich Berlin längs der Berlin- Potsdam- Magdeburger Eisenbahn bis
Plaue. Es sollen noch III Bde. folgen, deren Übersicht auf Karte 1 zu
finden ist, darnach bleibt vorläufig noch ein gewaltiges Gebiet unserer
Provinz überhaupt unberücksichtigt, nämlich fast die ganze Prignitz und
und Uckermark, dgl. große Abschnitte der Neumark sowie der Niederlausitz.
Wir richten an den Verlag seitens der Brandenburgia die Bitte, entweder
bei späteren Ausgaben die bezüglichen Rayons zu erweitern oder das
Fehlende in besonderen Zusatzbändchen unterzubringen.

Dem z. Z. Gebotenen können wir, wie schon gesagt, nur uneinge-
schränktes Lob spenden.

II. Tegel und seine Umgebungen. Von diesem unentgeltlich
ausgegebenem „Führer“ hat uns u. A.-M. Herr Rektor Monke mehre

Exemplare mitgeteilt, die ich bereits verteilt habe. Das kürzlich erschienene, bequem in der Tasche zu tragende Bändchen orientiert in aller Kürze klar und verständlich.

III. Gartenstadt Frohnau. Situationsplan mit Text. Herausg. von der Direktion, Potsdamerstr. 6.

Als wir am 3. d. M. nach Gransee dampften, konnten wir im Vorüberfahren zwischen Hermsdorf und Stolpe die neue, wesentlich auf dem früheren von Veltheimschen Rittergut Stolpe entstehende neue freundliche Gartenstadt durchqueren.

Beim Bau des Bahnhofs Frohnau sind die Arbeiten soweit gefördert worden, daß derselbe noch in diesem Winter dem Verkehr übergeben werden kann und ist dann Frohnau in etwa 30 Minuten ab Berlin für 20 Pf. unmittelbar zu erreichen. Auch die Fertigstellung des an den Bahnhof anschließenden Kasinos und eines im Forsthausstil für Direktionszwecke errichteten Hauses ist noch bis Ende des Jahres zu erwarten. Eine gegen 20 Morgen große Baumschule haben die Unternehmer geschaffen, um ihren Käufern für ihre gärtnerischen Anlagen Bäume und Sträucher aus erster Hand zu mässigen Preisen bieten zu können. Viele Straßen sind in den Erdarbeiten hergestellt, eine Anzahl bereits fertig gepflastert und mit Gas und Wasserleitung versehen. Alle Straßen erhalten Baumpflanzungen, viele derselben in mehrfachen Reihen Schmuckstreifen und bieten im Verein mit den freundlich angelegten Schmuckplätzen, welche am Bahnhofsplatz und in anderen Teilen der Gartenstadt entstanden sind, ein erfreuliches Gesamtbild.

Wie Sie ersehen, sind die meisten Straßen in geschwungenen Linien geführt, wodurch malerische Ecken, Winkel und Biegungen im Prospekt der Straßenzüge entstehen.

Die Direktion, die uns zum Besuche einladet, bemerkt noch, daß in Frohnau keine Gemeindesteuern, Wertzuwachs- oder Gemeindeumsatzsteuern erhoben werden.

IV. Die Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft, Ortsgruppe Berlin verteilt Übersichten von 5 zwischen dem 5. und 26. Nov. im Hörsaal des Kunstgewerbemuseums unentgeltlich zu besuchenden Vorträgen. Landesbaurat Goecke: Von Groß-Berlin zur Gartenstadt, Dr. Weyl: Der Kampf gegen die ungesunden Wohnungen; Geh.-Rat. Dr. Muthesius: Das Wohnhaus auf dem Lande. — Dr. Fr. Oppenheimer: Wie kommen wir zur Gartenstadt? — Schon aus diesen Vortragstiteln erhellt, wie sehr sich diese Darbietungen mit unserer aktuellen Heimatkunde verbinden. Ein Auszug aus den Satzungen dieser gemeinnützigen Gesellschaft liegt bei.

V. Heimatschutz an der Unter-Elbe. In der Täglichen Rundschau vom 18. dieses Monats las ich folgende Notiz.

„Herr Landrat Dr. Scheiff hat in Altona die Gemeindevorsteher und Gemeindeverordneten der Elbgemeinden zu einer Aussprache zusammengerufen, um der drohenden Verunstaltung der Elbgegend vorzubeugen. Die ganze Elbgegend soll zu einer Gartenstadt entwickelt werden. Die bestehenden Bauordnungen reichen aber nicht aus, der privaten Willkür zu steuern, falls sie das schöne Bild durch Dinge von monströser Häßlichkeit verunstalten sollte. Infolgedessen sollen durch Ortsstatut wirksame Maßregeln getroffen werden. Nach einer lebhaften Aussprache einigten sich die Herren auf folgende Bestimmungen, die „ortsstatutarisch“ zu treffen sind:

1. Fernhaltung größerer gewerblicher Anlagen ohne Verdrängung des bodenständigen Handwerks.
2. Pappdächer sind allgemein zu verbieten und nur ausnahmsweise zu gestatten.
3. Die häßlichen hohen Brandmauern sind durch architektonische Ausgestaltung zu vermeiden.
4. Nicht nur die Vorderseite, sondern sämtliche Fassaden der Neubauten sind genehmigungspflichtig.
5. Die Einfriedigung ist als ein Teil der Fassade gleichfalls genehmigungspflichtig; Einfriedigung durch Drahtgitter mit und ohne Stacheldraht sind an der Straßenfront nicht statthaft.
6. Schweinehaltung ist nur in genau festgelegten Bezirken zulässig, ebenso sind Hundezüchtereien im Villenterrain unzulässig.
7. Die Aufstellung und Anbringung von Reklameschildern, Schaukästen usw. unterliegt der baupolizeilichen Genehmigung.
8. Die Beratungsstelle vom Bunde Heimatschutz soll zur Einholung von Sachverständigengutachten dienen.“

Die in Frage kommenden Gegenden kenne ich nicht allein seit meiner Kindheit ganz genau, sondern besuchte sie auch fast jedes Jahr, so jetzt wiederum in diesem Monat zwischen dem 21. und 26. Es handelt sich um die rechtsseitigen Elb-Ufer und Uferhöhen bei Ottensen, Klein-Flottbeck, Mühlenberg, Blankenese, Bauerberg, Teufelsberg, Wittenbergen, Tinsdahl bis Schulau südlich des Rolandstädtchens Wedel, wo am Ufer die Marsch einsetzt. Diese fast zwei Meilen lange Strecke bietet sowohl unten bei Ebbe wie Flut am Strande als auch hochoben auf den diluvialen Hängen und Höhen ein herrliches Naturbild, wie es an der Deutschen Nordsee nicht wieder vorkommt. Insbesondere ist das gegenüberliegende linke Elbufer der Provinz Hannover mit dem holsteinischen Ufer schönheitlich gar nicht zu vergleichen, denn es ist von der Elbe durch flach ausgedehnte Marschniederungen abgetrennt, durch welche sich nur mühsam Fließchen, wie die Este und Lühe ihren Weg zur Elbe bahnen. Abwärts Blankenese bietet dagegen das rechte Ufer einen an einem der mächtigsten Ströme Deutschlands entwickelten Naturpark mit den verschiedensten Ausbildungen des Diluviums, Rasenhängen, Heideflächen und Buschkanten, der es wohl ver-

dient als ein Nationalreservat des Deutschen Volks geschont zu werden. Hoffentlich wird von dieser westlichsten Zone des Elbstrandes selbst die „Gartenstadt“, soweit irgend angänglich, ferngehalten, die hier eine Entweihung wäre, während sie sich auf der Strecke von Altona bis Blankenese rechtfertigen läßt, ja an manchen Strecken unbedingt notwendig erscheint.

B. Persönliches.

VI. Unser Mitglied Pfandbriefamts-Direktor Herr Dr. jur. Georg Minden stiftet in Erinnerung an seinen am 27. November 1892 verstorbenen Herrn Vater Leopold Minden, der ein treues Mitglied unserer Brandenburgia war, für die letztere einen Gönnerbeitrag von Fünfhundert Mark, wofür ihm hierdurch unser wärmster Dank ausgesprochen werde, zugleich in der Hoffnung, daß dieser erfreuliche Vorgang Nachfolger finden möge.

VII. Herr Oberregierungsrat von Jagow von der Königlichen Regierung zu Potsdam ist soeben zum Polizei-Präsidenten von Berlin ernannt worden, an Stelle des auch von uns aufrichtig betrauten Herrn von Stubenrauch, der für den Naturdenkmalschutz im Kreise Teltow als Landrat warm einzutreten pflegte. Herr Polizei-Präsident von Jagow ist vielen unter uns wegen seiner heimatkundlichen Tätigkeit seit Jahren bekannt. Ich verdanke seiner Liebenswürdigkeit die landrätliche Unterstützung bei der Aufgrabung und Fundsicherung des weltbekannten Königsgrabes von Seddin, Kreis Westhavelland. Um das Zustandekommen des Prignitzer Museums zu Havelberg hat er sich große Verdienste erworben. Bei der Untersuchung der Römerschanze gegenüber Nedlitz am 14. vorigen Monats zugegen, konnte ich Herrn von Jagows Anteilnahme an der vorgeschichtlichen Erforschung unserer Heimat wiederum beobachten. Auch für die Erhaltung des Wald-, Wiesen- und Wassergürtels um Berlin herum ist Herr von Jagow auf dem letzten brandenburgischen Städtetage zu Rixdorf, wie Sie ja alle aus der Zeitung wissen, mit lebhafter Anteilnahme erst ganz vor kurzem eingetreten. Das sind alles Züge, welche den neuen Polizeipräsidenten von Berlin uns und unseren heimatkundlichen Bestrebungen ganz besonders naherücken.

Die Jagows sind namentlich in der Prignitz und in der Altmark (Aulosen) ansässig und so ist das Geschlecht, dem Herrn von Jagow entstammt, eines der ältesten, angesehensten und begütertsten Adelsgeschlechter der Mark, das früh in Pommern blühte, dann in das Magdeburgische und Lüneburgische kam und in alten Urkunden unter dem Namen Jago und Jagau auftritt. Seinem Wappen nach (ein sechsspeichiges rötes Rad in silbernem Feld) gehört das Geschlecht zu dem Stammgenossen derer von Wedel, von Uchtenhagen, von Stülpnagel und von Wreech. Den Namen erhielt das Geschlecht, wie man annimmt, von dem Sitze Jagow in der Uckermark. Früh schon gelangte die Familie zu hohem Ansehen. So starb Hermann von Jagow im Jahre 1396 als Statthalter in der Mark. Hans

von Jagow war Oberst und Hofmarschall des 1499 verstorbenen Kurfürsten Johann zu Brandenburg. Matthias von Jagow starb 1544 als erster lutherischer Bischof zu Brandenburg, und aus seiner Hand empfing Kurfürst Joachim II. das Abendmahl in beiderlei Gestalt. In der neueren Zeit war es Ludwig Friedrich Andreas Günter von Jagow, der als Generalmajor und Generaladjutant in der Umgebung Friedrich Wilhelms III. die Befreiungskriege mitmachte und nach dem Frieden Chef sämtlicher Ober- und Landgestütte wurde. So zahlreich war übrigens das Geschlecht, daß z. B. im Jahre 1806 zwölf Jagows als Offiziere in der preußischen Armee dienten. Ein Verwandter des jetzigen Berliner Polizeipräsidenten bekleidete denselben Posten in Breslau, und wurde von Bismarck im Jahre 1862 an die Spitze des Ministeriums des Innern berufen, vertauschte aber diesen Posten schon nach mehreren Monaten mit dem des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg.

Dr. jur. Traugott von Jagow wurde am 18. Mai 1865 in Perleberg geboren, war dort viele Jahre Landrat des Kreises West-Havelland und kam vor etwa $3\frac{1}{2}$ Jahr als Oberregierungsrat an das Oberpräsidium in Potsdam. Er ist Oberleutnant der Reserve des 3. Garde-Ulanen-Regiments und Rechtsritter des Johanniterordens.

Bei dem Festessen im neuen Rathause zu Rixdorf, das zu Ehren des brandenburgischen Städtetages stattfand, hat Herr von Jagow auch seine Stellung zur Selbstverwaltung klar gezeichnet. Er bekannte sich als einen warmen Anhänger der Selbstverwaltung der Kommunen und betonte, daß er die Entwicklung der Städte mit großem Interesse verfolgte. Man darf also der bestimmten Erwartung sich hingeben, daß das Verhältnis zwischen ihm und der Stadt Berlin sich ebenso freundlich und herzlich gestalten werde wie unter seinem Vorgänger von Stubenrauch. Dasselbe gilt von denjenigen Vororten innerhalb Berlins, auf welche sich die Polizeidienstgewalt des Polizeipräsidenten von Berlin erstreckt.

Auch die Brandenburgia bringt dem neuen Herrn Polizeipräsidenten ihre wärmsten Glückwünsche dar.

VIII. Professor Dr. Carl Gottsche, Direktor des Mineralogisch-Geologischen Instituts zu Hamburg, verstarb, nachdem er am 20. September auf Helgoland inmitten der Deutschen Geologischen Gesellschaft bereits einen Schlaganfall erlitten, an dessen Folgen, wie uns seine Gattin Bertha geb. Peters mitteilt, in Hamburg am 11. d. M. Ich muß dieses lebenswürdigen Mannes, da ihn die bodenkundlichen Studien unserer Gesellschaft, sowie die Sammlungen des Märkischen Museums seit Jahren interessiert haben, umsomehr hier gedenken, als er uns, speziell mich, mit Rat und Tat unterstützt hat. Der Teil des Elbstrandes, den ich unter Nr. V als des Naturdenkmalschutzes wert und würdig erklärt habe, interessierte ihn namentlich hinsichtlich seiner palaeontologischen Vorkommnisse ganz besonders.

G. ist geboren am 1. März 1855 in Altona, wo sein Naturgeschichte als Liebhaber treibender Vater Arzt war. Von 1881 bis 1884 nach Tokio in Japan berufen, wohin er mit seiner Gattin übersiedelte, um nochmals eine wissenschaftliche Reise durch Korea zu machen. Seit 1887 in Hamburg, brachte er hauptsächlich im dortigen Museum die viel bewunderten stratigraphischen und palaeontologischen Schätze von Hamburg und Holstein zusammen, welche wegen der Nachbarschaft, insbesondere unserer Elblandschaft, auch die Brandenburgia angehen. Gottsche hat es durchgesetzt, daß ihm ein eigener neuer Museumsbau auf dem Lämmersmarkt beim Lübecker Tor Nr. 20 nahe dem Botanischen Institut mit großen Kosten eingerichtet wurde; aber kaum war die Einrichtung des neuen Mineralogisch-Geologischen Instituts — sein Werk — fertig, als ihn der unerbittliche Tod dahinraffte. Die umfassende Tätigkeit als Sammler und Organisator hat G. verhindert, so ausgiebig schriftstellerisch tätig zu sein, als er es wünschte. Ueber das Monographische ist er deshalb nicht hinausgekommen. Ich erwähne vom Jahre 1887 „Ueber das Mitteloligozän von Itzehoe“. — 1889 „Ueber die Kreide und das Tertiär bei Hemmoor im nördlichen Hannover.“ — 1897 „Die Endmoränen und das marine Diluvium von Schleswig-Holstein.“

Gottsche untersuchte mit größtem Eifer die marinen altalluvialen und diluvialen Funde, die bei den Fundamentierungsarbeiten für das neue Rathaus zu Hamburg und bei anderen Tiefbauten daselbst gemacht wurden. Jetzt wo wiederum ein nicht unbedeutender Untergrund von Hamburg durch die Anlegung der neuen Untergrundbahnen aufgedeckt wird, war er so recht am Platze, aber es sollte nicht sein.

Viele Mitglieder der Brandenburgia erfreute Gottsche durch seinen Vortrag im Kgl. Institut für Meereskunde am 18. Februar 1908, wo er die verschiedenen Schwankungen der Ausdehnung unserer Nordsee landeinwärts dartat.

Zur Zeit der Litorina- oder Scrobicularia-Senkung, wo das jetzt etwas wärmere Baltische Meer nacheiszeitlich, im älteren Alluvium seinen Höhenstand hatte, scheint dies auch bezüglich der Nordsee der Fall gewesen zu sein. Damals kam eine Marine-Weichtierfauna bis ins Mecklenburgische Elbgebiet hinein vor und zwar bis unfern der Grenzen der Mark. Ich nehme an, daß man damals Ebbe und Flut daselbst bis mindestens Wittenberge verspürte, woraus sich gewisse Ufererscheinungen unseres Elbgebietes sowie Schlickniederschläge (während der Ebbezeit entstanden) vermutlich werden erklären lassen.

Jedenfalls hat Gottsche auch für unsere Brandenburgia anregend gearbeitet und dafür wollen wir dem lebenswürdigen, allzeit humorvollen, jovialen Gelehrten dankbar bleiben.

C. Naturgeschichtliches und Technisches.

IX. K. Bugow: Über die Versandung unserer Gewässer. Unter diesem Titel gibt der uns wohlbekannte Verfasser in dem Ihnen vorliegenden neuesten Heft der Mitteilungen des Fischerei-Vereins der Provinz Brandenburg den Schluß seines fischereilich, botanisch und geologisch interessanten Artikels, wobei ihm hauptsächlich die Erfahrungen vorgeschwebt haben, die er als Fischzüchter am Lienewitz-See bei Ferch gemacht hat und die er uns von der Pflugschaft des Märkischen Museums bei einer Fahrt dorthin unlängst mitteilte.

D. Kulturgeschichtliches.

X. Über Altertümer aus der Stein- und Bronzezeit in der Umgebung von Müllrose hat Herr Rektor Hantke z. Zt. in Pasewalk, einen längeren Aufsatz mit Abbildungen freundlichst eingesendet, der später abgedruckt werden soll. Vorläufig auch hier unsern besten Dank.

XI. Im Heft V der Zeitschrift für Ethnologie 1909 wollen Sie einen interessanten Artikel unseres verehrten Freundes Hermann Busse in Woltersdorfer Schleuse beachten, der sich auf ein Hügelgrab bei Diensdorf, Kreis Beeskow-Storkow, unweit des Scharmützelsees bezieht, das der genannte Herr mit gewohntem Eifer umsichtig ausgegraben und die Fundstücke sorgfältig abgebildet hat. S. 690 flg. Ältere Niederlausitzer Brandgräberzeit.

Die Herren Konservatoren Ed. Krause (S. 685) und H. Menzel (S. 687) besprechen den oberen Spreewald volkstümlich und geologisch. Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Jentsch-Guben beschreibt eine menschenähnliche lineare Darstellung auf einem Tongefäß der jüngeren Hallstattzeit aus dem Gräberfelde bei Kerkwitz, Kreis Guben, ebenfalls sogenannter niederlausitzer Typ.

XII. Otto Schell-Elberfeld: Der Donnerbesen in Natur, Kunst und Volksglauben. Interessante Mitteilungen, wie Sie ersehen wollen, S. 429—432 in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Heft 4 1909.

Der Donnerbesen heißt auch Drudenbusch, Alflodder (lodern soviel als üppig wachsen), Wetterbesen, Hexennest und in der Mark besonders Hexenbesen.

Unter letzterer Bezeichnung hat sich die durch Pilze (*Exoascus*) hauptsächlich auf Birken hervorgerufene struppige Gezweig-Wucherung, die auch auf Kiefern (bisher ohne Nachweis des verursachenden Pilzes) vielfältig bei uns sich zeigt, in der Brandenburgia wiederholentlich präsentiert. Vgl. Monatsblatt IX 15 und X 13 sowie XVI 286.

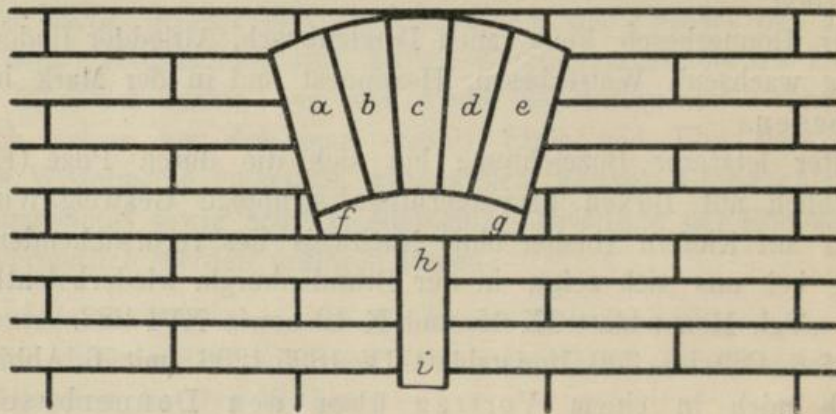
Auf S. 289 bis 300 Monatsblatt IV 1895/1896 (mit 6 Abbildungen) habe ich mich in einem Vortrag über den Donnerbusch oder

Hexenbesen, unter Vorlegung eines solchen von *Pinus silvestris* aus Grünrode in der Neumark so ausführlich ausgesprochen, daß ich nur wenig neues hinzuzufügen vermag. S. 311—314 gab ich dort einen Nachtrag, desgl. einen 2. Nachtrag S. 363. Im Monatsblatt V (1890/97) finden Sie S. 2 bis 5 einen 3. Nachtrag mit 1 Abbildung, S. 41 bis 43 einen 4. Nachtrag. — Am 9. Februar 1898 (VI. S. 493) legte ich einen riesenhaften Hexenbesen von *Pinus silvestris* aus Potsdams Umgegend vor, der so groß war, daß darin ein Baumarder sein Nest eingerichtet hatte.

Auch des aus Mauersteinen konstruierten in der Außenwand von Bauerhäusern im Hamburgischen, Lübeckischen, Holsteinischen, Mecklenburgischen usw. eingemauerten Donnerbesens habe ich an mehreren der angeführten Stellen ausführlich gedacht.

Im Museum hamburgischer Altertümer fand ich am 23. d. M. fünf Exemplare, die aus Bauerhäusern herausgenommen waren. Der Verfasser des sehr lehrreichen und höchst zuverlässigen Museums-Führers, Herr Dr. Th. Schrader, sagt darüber (VII. Aufl. 1908 S. 14): „An der Nordwand des Durchganges sind sechs Mauersteintafeln von Fachwerkbauten eingemauert. Fünf davon zeigen sogenannte Donnerbesen, eine durch Anordnung der Mauersteine gebildete fächerartige Figur, die man an der Giebelwand älterer Gebäude — auch in der Umgegend Hamburgs, namentlich in den südlichen Elbmarschen — noch manchmal findet. Zweck und Bedeutung dieser Figur ist bis jetzt unbekannt, der Name Donnerbesen ist ihr erst in neuerer Zeit in der Vermutung, daß sie zur Abwendung der Blitzgefahr dienen sollte, beigelegt worden.“

Wenn dies auch richtig ist — man müßte darüber die sogenannten ältesten Leute hören — so kann m. E. ein Zweifel über die symbolische Auslegung dieser auffallenden Mauersteinzusammensetzungen nicht bestehen, die in das übrige Gefüge der Wandmauersteine gar nicht hineingehören, also nicht etwa eins der beliebten bunten Kreuzungsmuster von Backsteinmauerwerk sind, die ebenfalls in derselben Gegend beliebt waren, und wovon die Tafel 6 a. a. O. ein schönes Beispiel gibt.



Das beifolgende Musterbeispiel zeigt die Konstruktion deutlich in abcde — in diesem Fall 5 Steine, es können aber auch mehr sein — sind die Besen-Fächer oder Bündel aus denen der eigentliche Kehrbesen sich zusammen setzt, fg ist doch deutlich das Querholz in welchem die Reisigbündel eingeschlossen sind; nicht minder deutlich ist der Stein hi, den Handgriff darstellend. Daraus zusammen ergibt sich ein Besen oder Handfeger, der in das regelmäßige Gefüge der Mauersteinschichten an sich gar nicht hineinpaßt, demselben vielmehr gewissermaßen vorgehängt ist.

Einen kleinen derartigen backsteinernen Donnerbesen bemerkte ich am 24. d. M. in einem alten Hausgiebel eingemauert eines, wenn ich nicht irre, zu Othmarschen bei Altona gehörigen alten Bauernhauses.

Herr Schnell führt S. 430 mit Recht noch andere Gründe an, welche die Erklärung des gemauerten Donnerbesens als Blitzschutz unterstützen.

Endlich will ich von den natürlichen Donner-Besen bemerken, daß der eigentliche Hexenbesen auf dem in der Walpurgisnacht die weiblichen Unholde auf den Blocksberg reiten, als aus Birkenreisig bestehend gedacht ist, d. h. aus den natürlichen Exoascus-Wucherungen auf unseren gemeinen Birkenarten.

XIII. In der Antiquitäten-Rundschau, Zeitschrift für Museen, Sammler und Antiquare, die ich Ihnen auch heut wieder bestens empfehle, mache ich in Nr. 33 vom 5. d. M. auf den Artikel aufmerksam, der sich mit den Ausgrabungen auf der Römerschanze gegenüber Nedlitz bei Potsdam befaßt, welche in meiner Gegenwart am 15. d. M. durch Herrn Direktor Dr. Schuchhardt abgeschlossen worden sind. Bevor dieser Gelehrte nicht selbst in der neuen prähistorischen Sektion der Berliner Anthropologischen Gesellschaft referiert hat, widerstehe ich, trotz mehrfachen Ansuchens, der Versuchung, mich selber ausführlich zu äußern.

Eine Fortsetzung der Ausgrabungen und Nachforschungen im nächsten Jahr in der Nachbarschaft wird von den vorhandenen Geldmitteln abhängen.

Der Eindruck den die ganze Sache auf uns am 15. v. M. machte, finden Sie in den nachfolgenden Notizen aus dem B. L. A. vom 16.

Den Anwesenden wurden zunächst die alten Toraufgrabungen vom vorigen Jahre erläutert: die Dicke der Holzmauern bis 3 Meter, ihre Höhe von 5 Meter, die Ausfüllung durch Querverpackungen zwischen den senkrechten Palisaden außen und innen. Nachgewiesen wurde die Zerstörung dieser Holzburg durch feindliche Gewalt, die sich des Feuers bedient hat. Darauf lagert die wendische Okkupation, die ihrerseits wieder dem gewaltsamen Eindringen der Deutschen weicht. Es wird jetzt angenommen, daß diese gewaltige Gauburg von einem semnonischen Stamm bis zum Vordringen der Slawen bewohnt, also nicht etwa jahrhundertlang verlassen und preisgegeben war, wie das bisher von den meisten, aber nicht von allen Forschern angenommen worden ist.

Demonstriert wurde, wie die Wenden sich auf der altgermanischen Königsburg einlogiert und welche Veränderungen sie mit ihr vorgenommen. Das germanische Haus (über das in diesem Blatt mehrmals, zuletzt unter Beifügung einer Abbildung berichtet wurde. D. Red.) war ebenfalls wieder sauber freigelegt und wurde in allen Einzelheiten erläutert. Gerade gegenüber am äußersten Ende des Burgwalls ist dieser Tage ein scharfer, bis fünf Meter tiefer Schacht in zwei Meter Breite hineingetrieben worden, an welchem den gespannt Lauschenden nochmals die germanische Holzkonstruktion der Umfassungsmauer nachgewiesen wurde. Diese Konstruktion findet man übrigens an unseren Küsten nicht selten zur Herstellung von Molen und Bühnen verwendet.

Es war durch den Spaten wieder eine Menge von Kulturresten zutage gefördert: oben wendische Gefäßreste von Wellen-, Zickzack-, Flämmchen- und Kammstriegelmuster deutlich erkennbar. Dazu vorwendische Scherben, die sicherlich verschiedenen Kulturepochen angehören, vielleicht vom 5. und 4. christlichen Jahrhundert rückwärts um ebenso viele Jahrhunderte bis in die vorchristliche Epoche zurückreichen. Nach Geheimrat Friedels Meinung schienen manche tief ausgegrabenen schwarzen Gefäße bis in die sogen. Hallstatt- und die Zeit der Niederlausitzer Urnenfelder zurückzuweisen.

Außer der Fortsetzung der Aufgrabung und Ausforschung der Königsburg selbst will Herr Schuchhardt im nächsten Jahre der Nachbarschaft der Römerschanze seine Aufmerksamkeit widmen. Es gilt zweierlei: einmal die Wohnstätten des Stammes aufzufinden, der in der Römerschanze sein Refugium hatte, und dann den Urnenfriedhof, wo die Bestattung der eingäscherten Bewohner stattfand.

Nach den Geldmitteln befragt, äußerte der Leiter der Ausgrabungen, daß ihm ein rheinischer Mäcen 2000 M. zur Verfügung gestellt habe, sonst besäße er keine Subsidien weder vom Königlichen Museum noch vom Staat noch von der Regierung, noch von der Provinz und dem Kreise. Daß so etwas möglich sei, erregte allgemeines Staunen. Mit vollem Recht. Man denke an die Nähe der Reichshauptstadt Berlin und der Residenzstadt Potsdam. Welche Unsummen werden auf die Saalburg um den Limes romanus verwendet! Und hier handelt es sich um den größten Ringwall Norddeutschlands und um eine germanische Königsburg. Und dafür die geringen Mittel zu beschaffen, findet sich unter unseren Allmächtigen und unter unseren oberen Zehntausend kein Gönner bereit; was wird das Ausland dazu sagen?

Ich kann nicht unterlassen, auch an dieser Stelle die Anfrage an den uns befreundeten Potsdamer Geschichtsverein zu richten, anzugeben, ob der Name „Königswald“, in welchem die Römer- (alias Röber-) Schanze liegt, volkstümlich alt oder nur Gelehrtenfindung ist wie z. B.

Herthasee und Herthaburg auf Rügen. In welchen ältesten Urkunden und Karten kommt der Name „Königswald“ vor?

Die Brandenburgia erbittet dringend um eine Auskunft über diese auch vorgeschichtlich nicht unwichtige, doch so nahe liegende Frage.

XIV. Herr Dr. H. Hahne, Privatdozent, Assistent am Provinzial-Museum zu Hannover hat die Ihnen vorliegenden zwei Sonderabhandlungen aus dem Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover 1909 eingesendet. J. Reimers (u. k. M.) und Hahne: Ausgestaltung der vorgeschichtlichen Sammlung dieses Museums, deren gründliche wissenschaftliche Ordnung Herr Dr. Hahne bewirkt hat und H. Hahne zwei interessante Ausgrabungen betreffend in Hügeln bei Wohlde, Kreis Celle und vorgeschichtliche Untersuchungen bei Hoya. Besten Dank.

E. Bildliches.

XV. Gransee und Umgebung. 13 Ansichtspostkarten lege ich für diejenigen unserer Mitglieder vor, welche an unserer genußreichen Wanderfahrt am 3. d. M. nicht teilnehmen konnten.

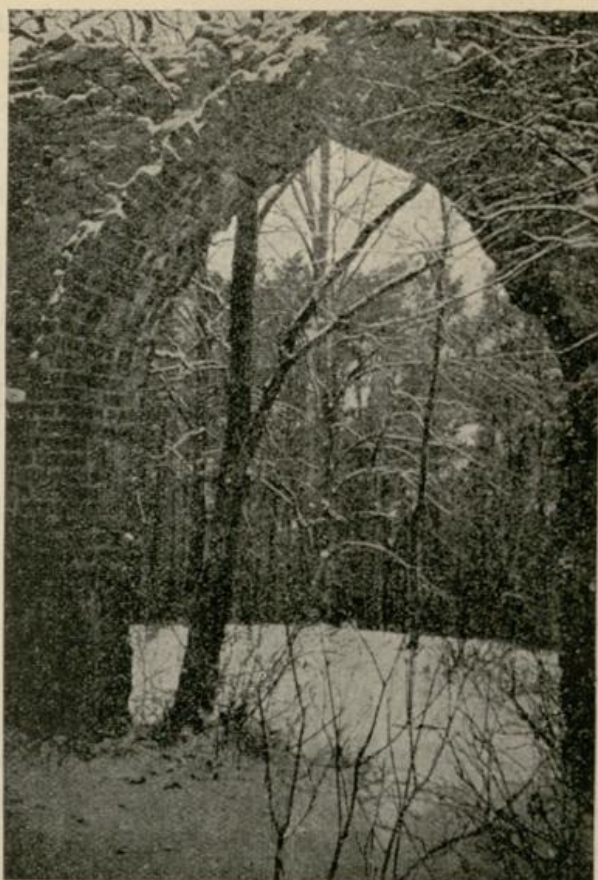
XVI. Unser neues Mitglied Herr Georg Jost überreicht außer einer Anzahl von Glas-Diapositiven fünf von ihm sorgfältig aufgenommene schöne Photographien, alle von der in unserer Mitte unlängst besprochenen Kapellenruine bei Blankensee Kreis Teltow, welche kürzlich zum schmerzlichen Bedauern aller Heimatfreunde durch die Deutsche Ansiedlungsbank abgerissen worden ist. Eine Abbildung mit dem großen Spitzbogen der Kapelle wird hier reproduziert.

Herrn Jost sagen wir den verbindlichsten Dank.

XVII. Herr Graf von der Schulenburg, welcher die Brandenburgia am 19. v. M. auf das Freundlichste in dem denkwürdigem Schloß Trampe und dessen Umgebung bei Eberswalde führte, hat die Freundlichkeit gehabt, die Ihnen vorliegende zwei aus neuerer Zeit stammenden Photographien des Sparschen Schlosses, aufgenommen von der Parkseite, einzusenden, desgleichen aus dem Jahre 1863 eine kolorierte Ansicht desselben Schlosses ebenfalls von der Parkseite, gezeichnet von dem seiner Zeit wohl bekannten Landschaftler H. Schroeder und hergestellt in der renommierten lithographischen Anstalt von W. Loellot in Berlin. Auch hierfür sagen wir unsern verbindlichsten Dank.

Das beifolgende verkleinerte Bild gibt eine etwas idealisierte Vorstellung, wie der alte denkwürdige Herrensitz damals aussah.

Herr Graf von der Schulenburg schreibt mir am 5. bei Übersendung der Bilder! „Was die Feste Breydin anbetrifft, so hat sich der Name nach meiner Ansicht noch erhalten. Hinter dem Park nach Klobbike zu liegt ein Fenn hinter einem Stück Feld. Dies Fenn heißt das Burgfenn,



XVI., Kapellenruine Blankensee.



XVII. Schloß Trampe.

das Feldstück nennen die Leute „Kurze Bredden.“ Das ist wohl nichts anderes als unser „Breydin“. — Die bei den Nachgrabungen zu Tage tretenden Gefäßreste werde ich nicht verfehlen Ihnen zur Verfügung zu stellen, damit Sie das Alter etc. bestimmen können.“ —

Ich bemerke hierzu, daß die beim Besuch der Brandenburgia gefundenen mittelalterlichen Gefäßreste sämtlich hartgebrannt, grauschwarz und ohne Glasur waren. Riefenförmige Spiralen wurden als Verzierungen beobachtet, die Randstücken waren stark umgekrempt. Alles das weist etwa auf das 14. Jahrhundert.

Endlich mache ich auf die schöne Monographien des Herrn Prof. Dr. Eckstein und Rudolf Schmidt nochmals aufmerksam, in der Publikation des Vereins für Heimatkunde von Eberswalde aus dem Jahre 1907, worin Trampe, der Park mit seinem Altertümern, den Burgresten, dem Hexenstein pp. genau und wissenschaftlich sorgfältig beschrieben sind, ebenso auf die zugehörigen Abbildungen.

XVIII. Cornelius Gurlitt: Historische Städtebilder: Potsdam. Dies soeben im Architektur-Verlag von Ernst Wasmuth Markgrafenstraße 35 erschienene Prachtwerk ist mit allen seinen herrlichen Abbildungen heut in einem von der Firma geliehenen Exemplar ausgelegt, welches Eigentum unserer Bücherei werden soll, falls sich einige Subskribenten finden. Das Werk kostet 35 Mk., bei 20 Abnehmern 20 Mk. und bei noch mehr Abnehmern gar nur 15 Mk. Eine Subskriptionsliste liegt aus. Das Werk lobt sich selbst und ist künstlerisch von allen, die in letzter Zeit bei uns zur Auslage und Besprechung gelangten, ohne allen Zweifel das Bedeutendste.

XIX. Hierauf erfolgte der Vortrag u. M. Privat-Dozenten Herrn Dr. Friedrich Solger: Wüstenzeiten in der erdgeschichtlichen Vergangenheit der Provinz Brandenburg.

Dieser Vortrag wird, vereinigt mit den früheren geologischen Vorträgen des Genannten, in einem Archivbände der Brandenburgia erscheinen.

Der wohlgelungene, durch treffliche Lichtbilder unterstützte Vortrag wurde mit verdientem, allgemeinem Beifall aufgenommen.

XX. Hierauf zwanglose Zusammenkunft im „Roland“, Potsdamer Straße 127/128.

17. (13. ausserordentl.) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 31. Oktober 1909. Wanderfahrt nach Bernau, dem Liepnitz und Umgebung.

Mit dem Vorortzug um 7.³⁶ Uhr wurde die Fahrt angetreten, und die Ankunft erfolgte um 8.¹⁷. Auf dem Bahnhof wurde die Gesellschaft von Herrn Bürgermeister Pätzoldt und Herrn Stadtverordnetenvorsteher Wernicke in Empfang genommen und durch die Stadt geleitet. Im Rathaus wurden geschichtliche Gemälde betrachtet, so Stürmers Darstellung des Kampfes der Brandenburger mit den Hussiten, Röchlings Kronprinz Friedrich beim Hussitenfest im Jahre 1882, und Rückkehr aus der Hussitenschlacht. Ferner wird im Rathaus u. a. eine Nachbildung des Kunstwerkes aufbewahrt, das die Stadt dem Kronprinzen als Hochzeitsgeschenk dargebracht hat: Bernauer Anführer aus der Hussitenzeit.

Bei der Wanderung durch die Stadt machte Herr Wernicke auf das Haus Berlinerstr. 123 aufmerksam, wo 1819 dem nachmaligen Kaiser Wilhelm I im Hause des Postmeisters von Gliszczynski durch den Barbier und „Chirurgus“ Wartenberg zwei Glieder des rechten Zeigefingers abgenommen werden mußten, weil der Prinz auf der Jagd in der gräflich Redernschen Forst bei Lanke beim Laden des Gewehres sich eine Verletzung zugezogen hatte. Graf Wilhelm von Redern ließ an der Unfallstelle den sogen. Prinzenstein errichten, der dem von der Lanker Chaussee bei Kilometerstein 7,2 abgehenden Gestellweg den Namen gab. Der Denkstein trägt die Inschrift „1819. 16. Dz.“ Als Kronprinz Friedrich Wilhelm 1882 zur Hussitenfeier nach Bernau reiste, erhielt er vom Kaiser den Auftrag, nachzufragen, ob noch Nachkommen des Postmeisters oder des Chirurgen am Leben seien. Wie Bürgermeister Pätzoldt mitteilte, entledigte der Kronprinz sich seiner Aufgabe sofort nach seiner Ankunft auf dem Bahnhof, indem er ihn, dem Bürgermeister, befragte. In der Marienkirche fesselte besonders der gotische Flügelaltar, eine der größten Sehenswürdigkeiten kirchlicher Altertümer in der Mark. Er stammt angeblich aus dem Jahre 1519, vielleicht aber schon aus dem 15. Jahrhundert und stellt die Krönung der Maria zur Himmelskönigin dar. Die Gruppen der umgebenden Gestalten sind durch ein vergoldetes Geflecht verbunden, und auch die Bilder auf den Flügeln zeigen eine reiche Vergoldung, die sich vorzüglich erhalten hat. Die Gemälde stellen das Leben Jesu und verschiedene Heiligen dar, z. B. die heilige Ottilie mit der Bibel. Vor dem Altar stand in der Nacht zum 18. Dezember 1632 die Leiche Gustav Adolfs aufgebahrt und der Probst Martin Strömann hielt eine Gedächtnisrede. Zum Andenken daran hat die Stadt Bernau auf eine Anregung der Kronprinzessin Victoria,

der nachmaligen Kaiserin Friedrich, eine Tafel mit Inschrift an einem Pfeiler anbringen lassen. Auf dem großen Querbalken vor dem Hochaltar steht neben dem Kreuz die aus Holz geschnitzte Gestalt des Apostels Jakobus (San Jago di Compostella). Wie der Lehrer und Küster Ewald, der hier führte, erzählte, knüpft sich daran die Sage von dem einarmigen Schäfer, denn dem Jakobus fehlt ein Arm. Während der Belagerung der Stadt durch die Hussiten soll nämlich der Schäfer, ein ehemaliger Pilger, eine geheime Botschaft an den Kurprinzen nach Spandau gebracht haben und bei der Rückkehr von den Hussiten gefangen worden sein, als er eben durch einen unterirdischen Gang von der Georgenkapelle aus in die Stadt schlüpfen wollte. Rechtzeitig hatte er aber den in eine Wachskugel gerollten Papierstreifen mit der Antwort verschluckt; weil er nun nichts verraten wollte oder konnte, riß man ihm die Zunge aus und ließ ihn laufen. So kam er in die Stadt zurück mit der Nachricht, worin die Bürger aufgefordert wurden, an einem bestimmten Tage gleichzeitig mit dem Kurprinzen über die Hussiten herzufallen. In der Schlacht focht er tapfer mit und verlor einen Arm. Die ehrwürdige Kirche besitzt innen und außen zahlreiche Merkwürdigkeiten, im Innern z. B. Totenkronen und Hussitenpfeile und außen am Turm bemerkt man auf der einen Seite am Gemäuer ein N und auf der anderen Seite die Buchstaben J. F. N., d. h. Johann Jakob Noack. Die Maurer dieses Namens haben sich hier bei der Renovierung des Kirchturms (1845—1846) heimlich verewigt. In der alten gotischen Georgenkapelle vor dem Mühlentor erregt besonders die älteste Urkunde über den Hussitenkampf, eine Inschrift auf schwarzer Holztafel, die Aufmerksamkeit. Die jetzige Tafel ist der ursprünglichen getreulich nachgebildet, und die Inschrift lautet:

„Im Jahre nach Christi Geburt 1432, den 23. Aprilis des Mittwochs nach den hl. Ostern, war der Tag St. George. gescha die verstöhrung dieser Kapellen und Hoßpitalh Stanct George von den Hussiten, die Bernau haben belagert und gestürmt, Welch ein Ehrbarer Rat und Einwohner“

Es fehlen die Worte „hiervon mit Macht verjaget haben“. Die jetzige Kapelle des 1325 von der Tuchmacherinnung gestifteten Hospitals wurde 1432 erbaut.

Gut erhalten sind noch die dreifachen Wälle und Gräben vor dem Mühlentor und ein großer Teil der alten Stadtmauer. Sie geben der Stadt ein anziehendes, altertümliches Gepräge und bilden ihren wichtigsten Anziehungspunkt. Auch sonst ist die Stadt bedacht, die landschaftliche Umgebung zu erhalten und zu schmücken. Sie hat beschlossen zu beiden Seiten der Wandlitzer Chaussee einen breiten Streifen aufzuforsten.

Zum Schluß wurde noch das Hussitenmuseum besucht, das außer den Erinnerungen an Bernaus große Zeit noch viele anderen Sehenswürdigkeiten, auch aus vorgeschichtlicher Zeit, enthält.

Gegen 10 Uhr wurde die Wagenfahrt nach Lanke angetreten, wobei A. M. Herr Rektor Monke die Führung übernommen hatte, weil der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, wegen Unpäßlichkeit verhindert war. Man besuchte die Ufer des Hellsees mit der Hellmühle, die schon 1375 erwähnt wird. Zwischen Lanke und Ützdorf wurde der „Komödiant“ besichtigt, eine tiefe Buchenschlucht, wo der Generalintendant Graf von Redern (1828—1842) ein Sommertheater hatte herrichten lassen. An dieser Stelle gab unser Führer einen kurzen Überblick über die Kunstbestrebungen der damaligen Zeit in Berlin. Über Ützdorf wanderte die Brandenburgia am Nordufer des Liepnitzsees bis zum Gasthof am Westufer und besichtigte dabei den spiegelblanken Kämmerersee und den einsamen Regenbogensee.

18. (5. ordentliche) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. November 1909, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses Matthäikirchstraße 20/21.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat. Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen von I bis X und XII bis XXXV her.

A. Allgemeines.

I. Zur Feier der Enthüllung des Luther-Denkmal in der Dorotheenstädtischen Kirche am 10. d. M. war das heut herumgereichte Programm gedruckt worden. Eine „geschichtliche Nachricht“ von dem I. Geistlichen Herrn Pfarrer Vogel ist darin enthalten, mit folgendem Inhalt.

Die Dorotheenstädtische Kirche besitzt seit länger als einem halben Jahrhundert ein von der Hand Gottfried Schadows herrührendes Modell des von ihm im Jahre 1821 in Erzguß hergestellten Luther-Standbildes zu Wittenberg. Das Modell hatte in der alten Dorotheenstädtischen Kirche seine Stelle rechter Hand vor dem Altarraum.

Als der in den Jahren 1902—1903 vorgenommene Umbau des Innenraumes mit dem hohen Gewölbe über dem Mittelschiff das nur einen Meter hohe Modell nicht mehr zur Wirkung kommen ließ, wurde es dem Gemeindesaal überwiesen.

Die zu Beginn dieses Jahres von der Königlichen Akademie der Künste veranstaltete Ausstellung der Werke Schadows, bei der auch dies

Modell seine Stelle fand, gab dem Gemeinde-Kirchenrat Veranlassung dem Gedanken näher zu treten, ein Nachbild des Wittenberger Denkmals nach dem vorhandenen Modell in Marmor für unser Gotteshaus ausführen zu lassen.

Nachdem die Herstellung am 1. Februar dieses Jahres durch die kirchliche Körperschaft beschlossen und darnach von dem Magistrat als Patron der Kirche, sowie von dem Königlichen Konsistorium genehmigt worden, erhielt der Bildhauer Professor Ernst Waegener, der Schöpfer des Goethedenkmals zu Straßburg, den Auftrag zur Ausführung des Luther-Standbildes.

Dem Wittenberger Vorbild entsprechend stellt es den Reformator in schlicht natürlicher Haltung dar in der Kleidung, wie sie die alten Bildnisse überliefert haben. Er hält die aufgeschlagene Bibel in der Hand und weist auf das Wort Gottes hin.

Die Lutherfigur ist aus Marmor Seravezza hergestellt in 2,20 m Höhe; der Sockel aus Carrara hat die Höhe von 1,20 m.

An derselben Stelle, wo einst in der alten Dorotheenstädtischen Kirche das kleine Modell gestanden, wird nun das in Überlebensgröße hergestellte Denkmal in dem erneuerten Gotteshause den jetzt lebenden wie den nachfolgenden Geschlechtern das Bild des großen Reformators ins Herz prägen.

Am Freitag den 26. d. Mts. werden wir die Dorotheenstädtische Kirche besichtigen und ich möchte dringend bitten, dies recht zahlreich zu tun, da die Kirche mit ihren Erneuerungen und Kunstschatzen, ebenso der angrenzende Kirchhof höchst sehenswert sind.

II Die Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Touristenklubs für die Mark Brandenburg am 28. Mai 1909 lege ich nachträglich vor unter Verweisung auf den darin enthaltenen lehrreichen Aufsatz des Herrn Oscar Wendler: Die mittelalterlichen Tor- und Wehrbauten der märkischen Städte. Mit vielen charakteristischen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

III. Die Schiller-Glocke in Schaffhausen. Als Nachklang zur Schillerfeier zeige ich Ihnen eine Photographie der Schillerglocke, die ich im August dieses Jahres in Schaffhausen gekauft.

Im Jahr des hundertjährigen Geburtstages des unsterblichen Marbachers geziemt es wohl auch der Schaffhäuser Schiller-Glocke zu gedenken, die durch den großen Dichter weltbekannt und ein Zielpunkt seiner, die Schweiz bereisenden Verehrer geworden ist.

Jahrzehnte hindurch hing die gewaltige Glocke in der frühromanischen Säulenbasilika des Münsters zu Schaffhausen. Diese war einst eine Abteikirche und hat später einen gotischstilisierten Kreuzgang erhalten. Der Calvinismus ist auch hier nicht spurlos vorübergegangen und hat mit der alten Kunstherrlichkeit des Innern in üblicher Weise recht gründlich auf-

geräumt, nur die imposanten baulichen Formen und Verhältnisse sind nicht verändert worden.

Seit geraumer Zeit ist nun auch die prachtvolle, einstmalig von schönstem Metallton gewissermaßen durchgeistigte Riesenglocke aus dem Kirchengestühl verschwunden. Die Abbildung zeigt uns, daß sie die von der Renaissancezeit her übliche Form der umgekehrten Tulpe hat. Vorn ist die Bruchstelle und die Lücke ersichtlich, welche eine Außerdienststellung der Glocke geraten erscheinen ließen. Dies imposante Gußwerk aus edelster Metallmischung ist, wie ersichtlich, auf einem besondern Postament unweit des Kreuzganges so bequem zugänglich aufgestellt, daß man die Größenverhältnisse feststellen kann. Der untere Rand mißt über 9 m Umfang und als ich die Hand unter die Glocke in der Lücke steckte, vermochte ich die Dicke der Wandung nicht zu umspannen. Dabei machte ich die Wahrnehmung, daß, während es draußen recht kühl war, sich im Innern der Glocke eine fast heiße Luft erhalten hatte.

Unsterblich berühmt ist die Glocke allüberall durch die lateinische Inschrift geworden, die — ziemlich unscheinbar und nicht leicht zu lesen — oben auf der Rückseite angebracht ist: *vivos voco, mortuos plango, fulgura frango* (die Lebendigen ruf' ich, die Toten beklag' ich, die Blitze brech' ich). Andere große Kirchenglocken haben ähnliche, aber nicht genau übereinstimmende Inschriften, so z. B. die Glocke in dem Turm der bekannten Thomaskirche zu Leipzig: *vivos voco, mortuos plango, tonitru quoque frango*.

Wie ist unser Schiller auf das vorgedachte Motto für sein Lied von der Glocke gekommen? Frau von Wolzogen erzählt in Schiller's Leben: „Lange hatte er das Gedicht in sich getragen und mit uns oft davon gesprochen, als von einer Dichtung, von welcher er besondere Wirkung erwarte. Schon bei seinem ersten Aufenthalt in Rudolstadt im Jahre 1788 ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen.“ — Die nächte Andeutung über das Gedicht findet sich in einem Briefe von Schiller an Goethe vom 7. Juli 1797: „Ich bin jetzt an mein Glockengießerberied gegangen und studiere seit gestern in Krünitzens Encyklopädie, wo ich sehr viel profitiere. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen; es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche, und eine große Masse zu verarbeiten ist.“ — Erst 1799 wurde das Lied von der Glocke fertig und, wie Schiller gesteht, nur mehr deshalb, weil er für den Musenalmanach zur Jahrhundertswende i. J. 1800 ein größeres Gedicht versprochen hatte.

Johann Georg Krünitz, geb. 1728 in Berlin, kehrte, nachdem er in Göttingen studiert und als Dr. med. in Frankfurt a. O. promoviert, nach seiner Vaterstadt zurück und lebte hier von 1759 bis zu seinem Tode am 20. Dezember 1796 litterarischen Arbeiten. Sein Hauptwerk ist die höchst

verdienstliche „Oekonomisch-technologische Encyklopädie“, ein Riesenwerk, das er 1773 begann und bis zum 73. Bande fortführte, wo ihm bei dem Artikel „Leiche“ — *nomen et omen* — der Tod überraschte. Den Buchstaben „G“ hat er selbständig bearbeitet und darin heißt es wörtlich: „Eine große Glocke ist auch auf dem Münster der Stadt Schaffhausen in der Schweiz befindlich, welche 1486 gegossen worden und 29 Schuh im Umfange hat, woraus die Schwere zu mutmaßen ist. Die Umschrift ist: *Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.*“

E. Haug (Schiller und die Schillerglocke) fügt hinzu: „Diese Notiz wirkte auf Schiller so mächtig und nachhaltig, daß er die Inschrift der Schaffhauser Glocke als Motto an die Spitze seines Gedichtes stellte. Sie schien ihm die Quintessenz dessen zu sein, was er in seinem Gedichte ausdrücken wollte, und mit ihr bannte er den Leser von vornherein in die Stimmung, die dann durch das ganze Gedicht anhält.“

Die Sitte, während eines Gewitters die Glocken zu läuten, ist übrigens noch jetzt in Deutschland und anderen Ländern viel verbreitet. Es gibt heilige Glocken von denen der Volksmund sagt, daß soweit ihr eherner Mund ertönt die Blitze nicht einschlagen.

Unsere Schillerglocke wird häufig mit Blumen geschmückt und ist auch am diesjährigen Schillertage verdienstermaßen der Gegenstand begeisterter Ovationen gewesen, erfreut sich doch die uralte ehemalige deutsche Reichsstadt eines Geschichts- und Altertums-Vereins, der es sich wieder und immer wieder angelegen sein läßt, auf denkwürdige Erinnerungen von Schaffhausen Stadt und Land mit Wort und Schrift hinzuweisen.

IV. Schiller's Wappen. Über Schiller's Wappen ist in der Schillerwoche mancherlei Gereimtes und Ungereimtes vorgebracht worden. Herr Dr. Stephan Kekulé von Stradonitz, der genealogische Berater des B. L. A., geschätzt als einer der kundigsten Fachleute der Gegenwart, gibt sich unterm 14. d. Mts. die Mühe, nochmals die umlaufenden Legenden richtig zu stellen und schreibt u. A.: „Richtig ist nur, daß es der Herzog Karl August selbst gewesen ist, der die Erwirkung des Reichsadels für Schiller persönlich in die Hand genommen hatte und deshalb am 2. Juni 1802 durch ein Schreiben an den Gesandten Grafen von Stadion in Berlin den ersten Schritt tat. Während der nun folgenden längeren Verhandlungen zwischen Weimar und Wien über den Gegenstand wurde aber begreiflicherweise bei Schiller selbst wegen seiner Personalien und des Wappens, das er wünsche, angefragt. Der Geheime Rat von Voigt sandte ihm verschiedene Bücher, damit er sich „einige Kenntnis vom Wappen- und Adelswesen“ verschaffe. Schiller sprach Voigt zunächst mündlich die Bitte aus, daß dieser „selbst das Wappen nach eigenem Gutdünken bestimmen möge“. Er wiederholt auch diese Bitte in einem Briefe vom 12. Juli 1802 an Voigt, fügte aber hinzu: „wobey ich bloß erinnere, daß

ich meinem bisher gebrauchten Wappen gerne möglichst nahe bleiben möchte“. Mit diesem „bisher gebrauchten Wappen“ hat es nun folgende Bewandnis. Schillers Vater Johann Kaspar führte bis 1766 ein Wappen mit einer Blume mit sechs Blättern oder einem Zweig mit sechs Blättern im Schilde und einem Arme mit einem gezückten Schwerte auf dem, übrigens nicht gekrönten, Helme. Zwischen 1766 und 1774 hat Johann Kaspar dann von einem jener, damals schon stark ihr Unwesen treibenden „Wappenfabrikanten“ das Wappen der Adelsfamilie „Schiller von Herdern“, als sein eigenes, erhalten, danach ein Siegel stechen lassen und damit von da ab auch gutgläubig gesiegelt. Nach diesem Petschaft hatte sich der Dichter ein eigenes anfertigen lassen und siegelte damit bis 1802. Da die Wiener Kanzlei des Dichters Wunsch hinsichtlich des „bisher gebrauchten Wappens“ im wesentlichen erfüllte, ist dann eben das Endergebnis das gewesen, daß des Dichters neues Wappen dem Wappen der Adelsfamilie „Schiller von Herdern“ derart gleich, daß die Genealogen der Folgezeit Jahrzehnte hindurch immer geglaubt haben, Schillers Zugehörigkeit zu dieser Familie könne als erweislich gelten. Daß die Wiener Kanzlei an alle dem aber ganz unschuldig ist, dürfte das Vorstehende klar ergeben haben.

Am 18. Juli 1802 schreibt Schiller an Voigt: „Aufs schönste danke ich Ihnen, verehrtester Freund, für das brillante diplomatische Testimonium, das Sie mir erteilen. Es ist freilich keine kleine Aufgabe, aus meinem Lebenslauf etwas herauszubringen, was sich zu meinem Verdienst um Kaiser und Reich qualifizierte, und Sie haben es vortrefflich gemacht, sich zuletzt an dem Ast der deutschen Sprache festzuhalten.“ Mit alledem dürfte auch die Behauptung auf das bündigste widerlegt sein, Schiller sei mit seiner Adellung „überrascht“ worden und habe erst aus den Zeitungen davon erfahren.“

Trotz dieser bündigen Erklärung wird es nicht lange dauern bis die Mythe, Schiller sei von der Adelsverleihung vollständig überrascht worden, wieder von neuem in der Tagespresse auftaucht. Die mythenbildende Kraft der Volksseele ist unüberwindlich. Zu dergleichen törichten, immer wieder aufgetischten Legenden gehört auch die, daß der große Dichter in bitterer Armut gestorben sei, während doch schon bei der Schillerfeier i. J. 1859 im Druck das Verzeichnis des reichen Inhalts von Schiller's Weinkeller erschien, der wahrlich keinem armen Manne angehören konnte.

V. Cornelius Gurlitt: Freilegung und Umbau alter Kirchen und Paul Clemen: Schutz der Grabdenkmäler und Friedhöfe. Beides Vorträge vom 9. Tag für Denkmalpflege zu Lübeck, 24. und 25. September 1908, und vor kurzem für die Bibliothek in freundlicher Weise überreicht von unserm Provinzial-Konservator Herrn Landesbaurat Professor Goecke.

Beide Themata können nicht oft genug auch in unserer Brandenburgia wach gerufen werden. Aus beiden möchte ich je einen Punkt hervorheben.

Gerechtfertigt ist die Freilegung kirchlicher Gebäude von profanen Anbauten, die an sich mit der Kirche nichts zu tun haben. Recht böse Beispiele kann man z. B. in Amsterdam sehen, wo an alte Kirchen Krambuden angeklebt sind, die sicherlich früher aus leichtem Material bestanden um Kränze, Blumen, Wachskerzen, Votivgaben, Rosenkränze, Traktätchen und Heiligenklein verschiedenster Art feilzubieten. Diese Krambuden wurden im Laufe der Jahrhunderte immer solider, die Geistlichkeit erhob davon einen Mietzins und so sind diese verunzierenden Anbauten nicht nur niet- und nagel-, sondern auch mauerfest mit dem Kirchengebäude geworden und hierzu ist per fas oder nefas häufig juristisch noch die Ersitzung oder eine Reallast entstanden, die die Beseitigung der Anbauten erschwert. Ferner wird bei den Freilegungen häufig übersehen, daß der Erbauer der Kirche dieselbe von vornherein für eine enge Umgebung, nicht für einen großen freien Platz vorgesehen hatte. Nach der Freilegung wirken deshalb die kirchlichen Gebäude oft befremdend, ein wenig schönes Stadtbild bietend. Bei dem Dom in Cöln, der dem H. Petrus mit Rücksicht auf die Rheinfischerei gewidmet ist, hat man einmal die seit Jahrhunderten nicht zu beseitigenden Bauhöfen fortgeschafft, außerdem den später in Folge der Stadtbefestigung immer mehr eingeklemmten Kirchbau mit Aussicht auf den Strom freigelegt. Das Gesamtbild sowohl des hehren Doms wie des benachbarten Stadtteils hat dadurch gewonnen.

Anders liegt die Sache bei der Marienkirche in Berlin. Dieselbe ist für einen viel kleineren Platz als den seit einigen Jahren gewonnenen und mit dem Neuen Markt vereinigten Gesamtplatz oder Doppelplatz berechnet gewesen.

Mußte man die alten kleinen Häuser, die das Gotteshaus nach dem Neuen Markt zu beengten und verunzierten, aus verkehrlichen Gründen beseitigen, so durfte man doch die Kirche nicht ganz bar und bloß freilegen, so wie es jetzt geschehen, zumal die umliegenden Straßen, wie gewöhnlich bei mittelalterlichen Kirchen, allmählich höher geworden sind, so daß die Kirche in einer für das Auge nicht angenehmen Vertiefung liegt.

Der Magistrat hatte deshalb ganz richtig vorgeschlagen, den freigelegten Platz nach der Kaiser Wilhelm Straße, Bischofstraße und dem Neuen Markt zu mit einer Säulenhalle zu umgeben, welche das Gesamtbild verschönert und die Versunkenheit des Kirchengebäudes gut maskiert haben würde, wie das in der Klosterstraße vor der Klosterkirche mit bester Wirkung geschehen ist. Leider hat die Stadtverordneten-Versammlung seinerzeit die betreffenden baulichen Vorschläge abgelehnt. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß, wenn eine spätere Verwaltung einen solchen

Säulengang wünschen sollte, dieser unschwer noch immer herzustellen sein wird.

Bezüglich des Schutzes der Grabdenkmäler will ich nur der Grabplatten gedenken, sei es, daß sie aus Stein oder Metall, sei es aus beiden Materialien zusammen hergestellt sind.

Da muß man zwei Gruppen gedenken. Zunächst die Grabplatten, welche auf dem Friedhof um die Kirche oder im Innern aufgestellt waren und pietätlos zum Ersatz von Steinfliesen in den Fußboden eingelassen worden sind. Wir sind wohl alle darüber einig, daß, wo auf diesen Platten noch Schrift, Zeichnung oder Skulptur erkennbar ist, sie herausgenommen und tunlichst im Innern an den Wänden befestigt werden und nur im alleräußersten Falle an den Außenmauern.

Daneben fand sich aber vom frühen Mittelalter her die asketische Sitte, daß sich selbst vornehme Laien wie Geistliche unter den Gängen, also unter dem Fußboden in bewußter Erniedrigung beisetzen ließen mit dem Wunsche, daß die andächtigen Kirchenbesucher auf ihnen heruntreten sollten. Auch diese Steine, soweit noch erhalten, müssen herausgenommen und an den Innenwänden, möglichst in der Nähe der Stelle, wo sie lagen, befestigt werden. Sonderbarer Weise und im Gegensatz und Widerspruch zur asketischen Demut sind diese Grabplatten oftmals reich skulptiert gewesen und ich habe hie und da gefunden, daß sie, wenn die Kirche nicht hell ist, zum Stolpern und Ausgleiten Anlaß bieten können.

VI. Die Strohdächer in den Ortschaften in der Umgebung Berlins verschwinden immer mehr; schon jetzt sind im Kreise Teltow von den 134 Landgemeinden und 6 Städten gegen 20 Kommunen ohne Gebäude mit weicher Dachung; während im Jahre 1900 noch nahezu 2600 Gebäude weiche Dachungen besaßen, sind heute nur noch ungefähr 1750 Gebäude vorhanden, die keine harte Dachung aufweisen. Da die Feuerversicherungen, der Teltower Kreisverein und die Privatgesellschaften in jedem Jahre an die Versicherten Prämien gewähren, so dürften nach sachkundiger Schätzung nach 15 Jahren die Strohdächer aus der Umgebung Berlins vollständig verschwunden sein. Der Teltower Kreisverein hat im Jahre 1908 an Umdachungsprämien über 12 900 Mk. zur Auszahlung gebracht; er gewährt im allgemeinen denjenigen Mitgliedern, die mit ihren Gebäuden und mit ihrem Mobiliar durch den Verein versichert sind, für die Umwandlung eines Stroh- oder Schindeldaches in harte Dachung eine Entschädigung von 12 Mk. für die Quadratrunder der Gebäudegrundfläche. Voraussetzung für die Gewährung einer Prämie ist jedoch, daß das Stroh- bzw. Schindeldach vollständig beseitigt wird. Vom Standpunkt der Heimatkunde ist dies Nützlichkeitsprinzip zu bedauern. Um das gefährliche Herunterrutschen des Stroh- oder Rohrdachs bei Feuersbrünsten zu verhindern, ist an manchen Orten ein Eisengitter unten vorn und hinten vorgeschrieben, das das abgleitende Stroh oder Rohr auffängt, auch muß

die Stroh- oder Rohrbedeckung in Bündeln erfolgen, von denen jedes einzelne mit Eisendraht zusammengerafft ist. Sollte es nicht außerdem ein billiges Mittel geben, um die Dachschindeln und das Stroh oder Rohr derartig zu imprägnieren, daß es feuerfest ist? Diese Frage richte ich an die Herren Architekten unserer Gesellschaft.

VII. Nochmals die Kapelle auf dem Glauer Berg zu Blankensee, Kreis Teltow. In der heut hier im brandenburgischen Landeshaus tagenden Versammlung der Provinzial-Kommission für den Denkmalschutz in Brandenburg kam die bei uns schon bedauernder Weise erwähnte Beseitigung der Kapelle nochmals zur Sprache. Die Zerstörung ist leider so gründlich ausgeführt, daß von der vorgeschlagenen Wiedererrichtung „in contumaciam“ abgesehen werden muß.

VIII. Der Scharmützelsee bei Fürstenwalde a/Spree darf nicht verunstaltet werden. Die Anbringung solcher Reklame-Schilder usw., welche das Landschaftsbild verunzieren, ist durch Polizei-Verordnung im Kreise Beeskow-Storkow für das Ufergebiet des Scharmützelsees bis zu einem vom Seeufer in der Horizontale gemessenen Abstand von 500 m verboten. Das gleiche gilt von der Halbinsel Saarow. Bereits bestehende Anlagen der gedachten Art müssen bis zum 1. April k. J. entfernt werden. Zugleich schreibt der Regierungs-Präsident vor, daß zur Ausführung von Bauten und baulichen Veränderungen in dem bezeichneten Gebiet die Genehmigung versagt werden kann, wenn dadurch das Landschaftsbild gröblich verunstaltet würde und dies durch Wahl eines anderen Bauplatzes oder eine andere Baugestaltung vermieden werden kann.

IX. Schutz des Tegeler Sees und seiner Ufer. Es ist hohe Zeit, daß eine ähnliche Polizei-Verordnung auch für unsern beliebten Nachbarsee bezüglich seiner Ufer und der Bolleschen Inseln Scharfenberg und Baumwerder sowie bezüglich des Reiswerder und Marienwerder erlassen werde. Die Gefahr einer Verwüstung der Uferkanten durch skrupellose Veräußerung mit Baustellenaufteilung, sowohl soweit der Fiskus als auch einzelne Piraten als Verkäufer in Frage kommen, ist sehr nahegerückt, namentlich auf der Südseite zwischen Saatwinkel und den Berliner Wasserwerken. Das Landratsamt Nieder-Barnim und vor allem, im Aufsichtswege, die Königliche Regierung in Potsdam sollten ohne Verzug hindernd und damit im Sinne des Naturschutzes erhaltend hier einschreiten. Mit diesen knappen Worten bringen wir das, was uns zu wiederholten Malen von vielen Mitgliedern und von Freunden der Brandenburgia dringend ans Herz gelegt ist, hierdurch vor der Öffentlichkeit zum Ausdruck.

Unser verehrtes Mitglied, Herr Paul Haberkern, Besitzer der Insel Valentinswerder im Tegeler See, macht, wie Sie von einem Ausflug der Brandenburgia dahin wissen, eine rühmensewerte Ausnahme, indem er den natürlichen Baum- und Strauchschmuck, die Busch- und Rohrkante

seiner Doppelinsel nicht nur pflegt und schützt, sondern auch durch Neuanlagen den freundlich-ländlichen Charakter des Eilandes bedeutend erweitert hat.

Dem Konservator der Naturdenkmäler der Provinz Brandenburg, unserm geschätzten Mitglied Herrn Direktor Wetekamp, sei der Schutz des Tegeler Sees im angedeuteten Sinne hiermit besonders warm ans Herz gelegt.

B. Persönliches.

X. Minden-Gönnerbeitrag. Unser geehrtes Mitglied der Direktor des Berliner Pfandbriefamtes Herr Dr. jur. Georg Minden, seit Dezember 1902 ordentliches Mitglied, eingetreten an Stelle seines verstorbenen Vaters Herrn Leopold Minden, der eins unserer Gründungsmitglieder war, hat die große Güte gehabt, mir für die Brandenburgia einen Gönnerbeitrag in Höhe von 500 Mk. zu übergehen, den ich bereits dem Herrn Schatzmeister Rönnebeck ausgeantwortet habe. Es ist der ausdrückliche Wunsch des Sohns, daß der Gönnerbeitrag nicht unter seinem, sondern unter dem Namen des Vaters geführt werde. Die Brandenburgia spricht Herrn Dr. Minden für die hochherzige Stiftung den herzlichsten Dank aus.

XI. U. A. M. Herr Kustos Buchholz teilt folgendes über Dr. Gustav Kraatz mit, eine in weiten Kreisen bekannte Berliner Persönlichkeit.

Am 2. November starb hier der verdiente Entomologe, Professor Dr. Gustav Kraatz, der zwar nicht Mitglied der Brandenburgia war, der aber durch seine bedeutende Stiftung: „Deutsches Entomologisches National Museum“, die mit dem Märkischen Museum in Verbindung bleiben und dessen Insekten-Schausammlung ausstatten und dauernd unterhalten soll, für diesen Teil der Märkischen Naturkunde sich ein Verdienst erworben hat, so daß sein Hinscheiden auch uns berührt.

Über seinen Lebensgang entnehmen wir der Voss. Ztg.: „Vorgestern ist hier im hohen Alter von 79 Jahren der Begründer und langjährige Vorsitzende der Deutschen Entomologischen Gesellschaft Prof. Dr. Gustav Kraatz gestorben. Der Dahingeschiedene war in Berlin geboren, wo er auch, von häufigen Studienreisen abgesehen, sein Leben ausschließlich verbracht hat. Auf dem Köllnischen Realgymnasium und später auf dem Grauen Kloster vorgebildet, studierte er zuerst die Rechte, wandte sich aber bald, innerer Neigung folgend, den Naturwissenschaften, namentlich der Zoologie zu. Schon als Schüler hatte er seine erste entomologische Arbeit veröffentlicht. Im Jahre 1856 promovierte er in Jena mit einer koleopterologischen Arbeit, unternahm dann mehrere Studienreisen ins Ausland (u. a. nach Paris) und wurde 1858 Mitarbeiter der großen „Naturgeschichte der Insekten Deutschlands“. Der Insektenkunde blieb sein ganzes Leben gewidmet. Die Zahl seiner Publikationen beträgt 1400, das

Verzeichnis der von ihm entdeckten Insektenarten füllt über 40 Seiten in der ihm zu Ehren von der deutschen Entomologischen Gesellschaft herausgegebenen Festschrift. Im Jahre 1856 gründete er den Berliner Entomologischen Verein und 1881 die Deutsche Entomologische Gesellschaft, deren Vorsitz er bis vor etwa fünf Jahren führte. Daneben rief er die „Berliner Entomologische Zeitschrift“ ins Leben und gab von 1876—80 die „Entomologischen Monatshefte“ heraus. Sein bedeutendstes Verdienst aber ist die Gründung des deutschen Entomologischen Nationalmuseums, an dessen Verwirklichung er mehr als 30 Jahre gearbeitet hat. Es ist dazu bestimmt, die Sammlungen und Bibliotheken von Entomologen aufzunehmen und ihre Benutzung für die Forschung zu erleichtern. Zu diesem Zwecke kaufte er im Jahre 1904 das Haus Thomasiusstr. 21, wohin er seine eigenen Sammlungen, sowie seine außerordentlich wertvolle Bibliothek überführte, ebenso einige andere Sammlungen, die dem Institut schon früher vermacht worden waren. In Anerkennung seiner Verdienste um die entomologische Forschung wurde ihm bald darauf der Professortitel verliehen. In seinen letzten Lebensjahren durch intensive Arbeit fast völlig erblindet, hat er sich doch seine geistige Frische bis zuletzt unvermindert bewahrt. Die Hülle des verstorbenen Gelehrten wird zur Feuerbestattung nach Hamburg übergeführt werden; vorher findet eine Trauerfeier im Sterbehause, Linkstraße 28, statt.“

An der letztgenannten Trauerfeier, bei der die Entomologen Dr. Walter Horn und der Vorsitzende der Deutschen Entomologischen Gesellschaft sprachen, hat ihm auch der Kustos Buchholz im Auftrage des Märkischen Museums einen kurzen Nachruf gehalten. Sein nicht unbedeutliches Vermögen hat er dem Deutschen Entomologischen Nationalmuseum vermacht, für das bereits eine Baustelle in Dahlem gekauft und auch ein Bauplan festgestellt ist, der in sehr ausgiebiger Weise allen Bedürfnissen eines Insekten-Museums und einer großen Fachbibliothek Rechnung trägt und zugleich der Deutschen Entomologischen Gesellschaft Aufnahme geben wird.

C. Naturgeschichte und Technik.

XII. Nationalparke für Deutschland. Vor kurzem wurde in München der „Verein Naturschutzpark“ gegründet, dessen Aufgabe darin besteht, Naturschutzparke zu schaffen und zu verwalten. Es besteht die Absicht, von vornherein drei große Naturparke in Angriff zu nehmen, wovon der eine als Hochgebirgspark in den Alpen, der zweite als Park für das Mittelgebirge und Hügelland in Süd- oder Mitteldeutschland und der dritte für die Tiefebene in Norddeutschland gedacht ist. Durch diese Verteilung werden alle Tier- und Pflanzenarten deutschen Bodens eine sichere Zufluchtstätte finden können. Ein Gelände für den ersten der geplanten Parke steht bereits zur Verfügung. Es ist ein sehr umfangreiches Gebiet,

reich an landschaftlichen Schönheiten, an Laub- und Nadelwäldern, Felswänden, Seen und herrlichen Wasserfällen, durch starken Wildstand wie überhaupt durch eine hochinteressante Flora und Fauna ausgezeichnet. Es liegt still und einsam und ist dabei doch leicht von der nächsten Bahnstation zu erreichen. Nur wenige zehntausend Mark jährlich sind erforderlich; sobald diese verhältnismäßig geringe Summe aufgetrieben ist, ist der erste Nationalpark verwirklicht, und die beiden anderen werden folgen. Beitrittserklärungen sind unter Beifügung des Jahresbeitrags von 2 Mk. an die Geschäftsstelle des Vereins in Stuttgart zu richten; für diesen Jahresbeitrag erhalten die Mitglieder auch die Veröffentlichungen des Vereins.

XIII. Schutz der als Waldbaum aussterbenden Eibe (*Taxus baccata*). Ein Eibenwald in der Nähe Münchens. Daß die Eibe einst in Deutschland weit verbreitet und wegen ihres Holzes zur Verfertigung von Bogen und Armbrust sehr geschätzt war, besonders nach England viel exportiert wurde, ist hinlänglich bekannt. Ebenso, daß in Oberbayern und auch anderwärts in Deutschland der seltene Baum in einzelnen Exemplaren oder kleinen Gruppen existiert. Aber wer hätte geahnt, daß sich noch ein ganzer Wald unmittelbar vor Münchens Toren befindet? Die Ortschaft Paterzell, zur Gemeinde Forst (St. Leonhard) gehörig, nächst dem nunmehr ausgetrockneten Zellsee gelegen, ist, wie den „Münch. Neuest. Nachr.“ geschrieben wird, so glücklich, ein etwa $\frac{1}{2}$ Quadratkilometer großes eibenbestandenes Areal zu besitzen, das nach der Zählung des Herrn Dr. F. Kollmann in Weilheim, der den Wald entdeckte und mich darauf aufmerksam zu machen die Güte hatte, nicht weniger als 845 größere und 1456 kleinere Eibenbäume beherbergt. Es ist ein kleiner Urwald mit recht starken und durch Sturm und Wetter teilweise arg zerzausten Bäumen. Der stärkste hat in Brusthöhe einen Umfang von 2,64 m. Mehr als 2 m Umfang haben außerdem noch 10 Bäume und zahlreich sind solche in der Stärke von $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ m. Während als höchste Eibe Deutschlands die 13,1 m messende in Cisbusch galt, maß der Entdecker als größte Höhen zweimal 15 m, einmal 16 und einmal gar 18 m, so daß die Paterzeller Eiben den höchsten bekannten ihrer Art in der Normandie und England sich bis auf 2 m nähern. Nach alledem steht es fest, daß der Eibenwald bei Paterzell der großartigste in Deutschland, wenn nicht überhaupt der großartigste ist. Eigentümer dieses Waldes ist bis auf einen kleinen der Gemeinde gehörigen Teil der Staat, der ihn aber bisher so gut wie garnicht geschützt hat; erst in jüngster Zeit hat auf verschiedene Eingaben hin das Finanzministerium angeordnet, daß wenigstens die Eiben geschont werden. Das genügt aber bei weitem nicht, vielmehr besitzen wir hier geradezu ein Schulbeispiel für die Aufgabe des Vereins Naturschutzpark (Geschäftsstelle in Stuttgart). Es kann und muß vom Staate gefordert werden, daß er den Eibenwald auf alle Zeit in seinen Schutz nimmt und als

unantastbare Reservation erklärt. Die Erhaltung oder Zerstörung solch unersetzlicher Güter darf nicht von zufälligen Personalfragen und dem größeren oder geringeren Wohlwollen oder Verständnis der leitenden Männer abhängen.

Hieran anschließend bringe ich aus meinen Sammelheften eine dem B. T. Bl. vom 22. Juli 1893 entnommene, auf das Grenzland zwischen Hinterpommern und Westpreußen bezügliche Angabe vom 20. dess. „Etwa eine Meile von der Stadt Hammerstein befindet sich mitten in der Hammersteiner Forst eine Naturmerkwürdigkeit, welche in ganz Deutschland einzig in ihrer Art dastehen dürfte, nämlich das Vorkommen des in früheren Jahrhunderten in den Waldungen Deutschlands noch häufiger stehenden Eibenbaumes. Dieser Baum ist sonst in Deutschland völlig ausgestorben. Nur noch in der Gegend bei Hammerstein kann man mehrere Hundert Eibenbäume, von welchen einige über $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser haben und ein sehr hohes Alter nachweisen, im vollen Gedeihen erblicken. Die Staatsregierung, welche zur Zeit im allgemeinen Landes-Kultur-Interesse Millionen zum Ankaufe der kassubischen Oedländereien aufwendet, hat, dem Bromberger Tgbl. zufolge, ihr sorgsames Auge auf die Erhaltung dieser Hammersteiner Eibenbäume gerichtet und Unterhandlungen zu deren Ankaufe angeknüpft, um diesen so seltenen Baum als Naturmerkwürdigkeit in Deutschland zu erhalten. Wünschen wir ihren Bestrebungen den besten Erfolg. Den Forstmännern, welche die Erhaltung der Eibenbäume angeregt haben, wird der Dank aller deutschen Waldesfreunde gewiß sein.“ (Die Vermutung, daß die Eibe als wilder Waldbaum im übrigen ausgestorben sei, ist glücklicherweise unzutreffend. U. E. M. Herr Prof. Dr. Conwentz hat sich übrigens seit jeher der Eibe in Preußen mit Eifer und Erfolg angenommen.)

XIV. Ein deutscher Naturschutzpark. Naturfreunde dürfte es interessieren, daß die vom „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde“, Sitz Stuttgart, gemeinsam mit dem „Dürerbund“ und dem „Oester. Reichsbund für Vogelschutz“ angeregte Idee zur Schaffung eines Naturschutzparkes überall begeisterte Anhänger gefunden hat, und daß demzufolge, da auch eine weitgehende Unterstützung durch die Behörden nicht ausbleiben wird, der große Plan schon heute als gesichert gelten kann. Aus den weit über 200 Unterzeichnern des Aufrufs, unter denen wir die bedeutendsten Namen unseres Vaterlandes finden, ist jetzt ein engeres Arbeitskomitee von 20 Personen gebildet worden, das in München seine konstituierende Sitzung abhalten wird. Interessenten erhalten auf Wunsch gerne nähere Mitteilung durch die „Geschäftsstelle des Kosmos“, Stuttgart (Pfizerstr. 5), die auch Beiträge für dieses gemeinnützige Unternehmen entgegennimmt. Wie der „Kosmos“, Handweiser für Naturfreunde, weiter berichtet, soll der in der Schweiz geplante Reservationspark für Tier- und Pflanzenschutz im Unterengadin geschaffen werden. Die waldreiche Gemeinde Zernez hat den

rühmlichen Beschluß gefaßt, ein sehr großes Areal gegen billige Verzinsung hierfür abzugeben. Ein Vertrag ist mit der schweizerischen Naturschutzkommission auf vorläufig 25 Jahre abgeschlossen worden. Das Töten von Tieren und das Vernichten von Pflanzen ist auf diesem Gebiet strengstens verboten.

XV. Das Damwild und Rehwild im Grunewald, das schätzungsweise noch etwa 100 Stück stark sein mag, soll, wie uns gemeldet wird, nicht nach der Schorfheide gebracht werden, sondern im Grunewald verbleiben. Wie erinnerlich sein wird, wurden seit mehreren Jahren Damwildherden zusammengetrieben, eingefangen und nach dem neuen Jagdrevier an der Nordbahn geschafft, da das Wild in dem stark vom Publikum besuchten Grunewald nicht recht zur Ruhe kommen konnte und die Jagd sich aus demselben Grunde immer schwieriger gestaltete. Der Rest der Tiere, der sich bis jetzt der Einfangung zu entziehen wußte, soll, wie jetzt bestimmt ist, zur Belebung des Waldes und zur Augenweide der Besucher an der heimischen Stelle weiter gehegt werden.

Rehwild ist im Innern und an der Lisiere desselben Forstes noch ziemlich reichlich vorhanden. Ich habe wiederholt ganz frische Fährten von Rehen dort wahrgenommen.

XVI. Geologische Landesanstalt zu Berlin. Ich lege den Tätigkeitsbericht für 1908 und den Arbeitsplan für 1909 vor. Nach ersterem wurden die Blätter Fürstenwalde a/Spr., Teltow, Herzfelde und Arnswalde hergestellt (Teltow erneuert). Für 1909 ist die Fortsetzung von Fürstenwalde und Herzfelde in Aussicht genommen, also auch diesmal wieder Brandenburg recht stiefmütterlich im Vergleich zu anderen Landesteilen bedacht.

XVII. Einleitung und Geschichte der Feuerbestattung. Der Werbenummer der „Flamme“ dem Organ des hiesigen Feuerbestattungsvereins vom 1. v. Mts. entnehmen wir folgende heimat- und kulturgeschichtlich bedeutsame Einzelheiten. Die altrömische Gesetzgebung der XII Tafeln stellte Erd- und Feuerbestattung gleich. Bei den Römern und Griechen sah der ärmere Teil der Bevölkerung mit der zunehmenden Entwaldung des Landes sich genötigt, dem billigeren Erdgrab sich zuzuwenden. Da die Lehre Christi, die Religion der Liebe und Verheißung, zuerst unter den Armen und Bedrückten Anhänger fand, so ist es leicht erklärlich, daß auch bei den ersten Christen das Begraben die üblichere Art der Bestattung war und allmählich zu einem unterscheidenden Merkmal gegen die Bestattungsform der Heiden wurde. Zur christlichen Sitte wurde das Erdbegräbnis aber erst durch Karl d. Gr. gestempelt, der, um dem Christentum leichter Eingang bei den von ihm unterworfenen heidnischen Sachsen zu verschaffen, im Jahre 785 das Verbrennen der Leichen bei Todesstrafe verbot, weil es als einzige Form der Bestattung mit ihrer Religion auf das innigste verbunden war. Da zugleich die Beerdigung als ein Monopol der

Kirche erklärt wurde und für sie eine nie versiegende Einnahmequelle bis auf den heutigen Tag geblieben ist, so ist es unschwer zu erklären, daß alle Versuche, die Feuerbestattung als vernünftiger und bessere Form der Totenbestattung wieder einzuführen, bei der Kirche den lebhaftesten Widerstand fanden. An solchen Versuchen hat es zu keiner Zeit gefehlt, und hervorragende Geister hat es immer gegeben, die die Vorzüge der Feuerbestattung zu erkennen vermochten. Preußens größter König hat durch Reskript vom 27. Februar 1741 angeordnet, daß nach seinem Tode „sein Leichnam auf römische Art verbrannt und in einer Urne zu Rheinsberg beigesetzt werden solle“ — eine Verfügung, die allerdings nicht zur Ausführung gelangt ist. Aber der Leichnam einer Tante Friedrich des Großen, der Markgräfin Sophie von Bayreuth, in zweiter Ehe mit dem Reichsgrafen Albert v. Hoditz vermählt, ist im Jahre 1752 „auf römische Art“ verbrannt worden — der erste Fall einer Feuerbestattung in neuerer geschichtlicher Zeit. Vereinzelt werden auch Fälle aus der Zeit der französischen Revolution gemeldet, indessen, da nach dem damaligen Stande der Heiztechnik die Verbrennung nur auf einem Scheiterhaufen stattfinden konnte, so war sie viel zu teuer, als daß sie das Erdbegräbnis hätte ersetzen können. Je mehr aber die Aufklärung, die im 18. Jahrhundert eingesetzt hatte, an Ausdehnung gewann, um so öfter ist das Bestreben zu erkennen, die Grauen des Erdgrabes durch die Feuerbestattung zu bannen, die schon in Homers Ilias, in Vergils Äneis, in der Edda, im Beowulf, im Nibelungenliede als die würdigste Form der Totenbestattung besungen worden war. Als solche wird sie auch von Goethe, Shelley, Lord Byron, Graf Platen und vielen andern Dichtern gepriesen, indessen immer nur gelegentlich, bis Jakob Grimm in einem in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 27. November 1849 gehaltenen Vortrage die hohen ästhetischen Vorzüge des „Flammengrabes“ hervorhob.

Um diese Zeit war es auch, daß die mächtig emporwachsende Naturwissenschaft die Ursachen der dem Erdgrab anhaftenden gesundheitlichen Gefahren erkennen ließ, die bis dahin nur in ihren Wirkungen bekannt gewesen waren — Wirkungen, die schon ein Jahrhundert früher die Veranlassung waren, daß die Friedhöfe vor die Tore der Stadt verlegt wurden und das Begraben der Leichen auf den „Kirchhöfen“ d. h. auf dem Gelände, das die Kirche umschloß, auf's strengste untersagt wurde. Der Oberstabsarzt Dr. Trusen in Neisse war der erste Mediziner der Neuzeit, der aus gesundheitlichen Rücksichten die Rückkehr zur Leichenverbrennung des Altertums empfahl, und ihm schlossen sich bald die hervorragendsten Naturforscher Moleschott, Reclam, Karl Voigt, Küchenmeister, Baginsky, Virchow u. v. a. an. Noch aber war die Heiztechnik nicht genügend vorgeschritten, und den Leichnam den offenen Flammen des Holzstoßes oder des Kohlenhaufens auszusetzen, erschien barbarisch, abgesehen davon, daß die hohen Kosten eine allgemeinere Anwendung solchen Verfahrens un-

möglich machten. Aber die Freunde der Feuerbestattung rasteten nicht. Sie schlossen sich zu Vereinen zusammen, nachdem durch die Erfindung der Gasfeuerung die Möglichkeit geboten schien, in einem geschlossenen Raume die Einäscherung eines menschlichen Leichnams zu bewirken. Am 7. Juni 1876 tagte in Dreseen ein Allgemeiner Kongreß für Feuerbestattung, der folgende, die moderne Feuerbestattung charakterisierenden Bedingungen aufstellte:

1. Die Verbrennung soll eine vollständige sein und keine halbverkohnten Reste zurücklassen.
2. Die Verbrennung der Leichen soll nur in den direkt hierzu erbauten Apparaten erfolgen.
3. Es dürfen keine übelriechenden Gase entstehen, die Verbrennung muß also geruchlos sein.
4. Die Asche soll weiß, rein und leicht zu sammeln sein.
5. Die Kosten von Apparat und Verbrennung sollen möglichst niedrig sein.
6. Der Apparat muß mehrere Verbrennungen rasch hintereinander vollbringen können.

Alle diese Bedingungen erfüllt in vollkommener Weise das Gasfeuerungssystem von Friedr. Siemens, das im wesentlichen allen inzwischen zur Einäscherung von Leichen erbauten Öfen zugrunde liegt. Bei einem Wettbewerb wurde es mit dem ersten Preise ausgezeichnet und hatte auch praktisch sich bereits bewährt, denn am 9. Oktober 1874 war in einem provisorischen, in der Glasfabrik von Siemens in Dresden erbauten Ofen der Leichnam der Lady Dilke, der Gattin des Staatssekretärs von England, eingeäschert worden. Dies also war die erste Feuerbestattung im modernen Sinne. Die erste lediglich zum Zweck der Feuerbestattung erbaute Anstalt — wofür rasch das internationale Wort Krematorium sich einbürgerte — wurde am 22. Januar 1876 in Mailand mit der Einäscherung des Ingenieurs Karl Keller aus Zürich eröffnet. 1878 folgte dank der hochherzigen EntschlieÙung des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha, damals wohl des einzigen deutschen Fürsten, der freisinnigen Anschauungen zugänglich war, das erste Krematorium in Deutschland in Gotha. Erst dreizehn Jahre später wurde in einem zweiten deutschen Bundesstaat, im Großherzogtum Baden, die Feuerbestattung zugelassen, ein Jahr darauf in der freien Reichsstadt Hamburg. Wiederum trat eine Pause von sechs Jahren ein, bis im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach die Feuerbestattung für zulässig erklärt wurde. Dann ging es schneller, sodaß gegenwärtig in zwölf deutschen Bundesstaaten, nämlich außer den vier schon genannten im Großherzogtum Hessen, in den Königreichen Württemberg und Sachsen, in den freien Reichsstädten Bremen und Lübeck, in den Herzogtümern Anhalt und Sachsen-Meiningen und endlich im Fürstentum Reuss j. L. die Feuerbestattung gesetzlich anerkannte Form der Toten-

bestattung ist. In 17 deutschen Städten sind zur Zeit Krematorien in Betrieb und zwar in Bremen, Chemnitz, Coburg, Eisenach, Gotha, Hamburg, Heidelberg, Heilbronn, Jena, Karlsruhe i. B., Mainz, Mannheim, Offenbach a. M., Pörsneck, Stuttgart, Ulm und Zittau. In Leipzig und Zwickau steht die Eröffnung der Krematorien unmittelbar bevor; im Bau sind solche in Baden-Baden, Dessau, Dresden, Gera und Lübeck. In einer großen Anzahl anderer deutscher Städte wird der Bau vorbereitet.

Leider ist in den größten Bundesstaaten, in Preußen und Bayern die Feuerbestattung noch immer nicht zugelassen, obgleich in den Landesgesetzen kein Verbot enthalten ist. Darauf fußend, haben die Feuerbestattungsvereine in Hagen i. W. und München, der erstere ein eigentliches Krematorium erbaut, der andere einen schon vorhandenen Verbrennungsofen so ausgestattet, daß er als Krematorium dienen kann. Aber in Hagen hat die preußische Regierung die Benutzung des Krematoriums verboten, und in dem von dem Hagener Verein angestregten Prozeß hat das preußische Obergericht das Verbot als zu Recht bestehend anerkannt, so lange nicht im Wege der Gesetzgebung oder der Verordnung gültige Vorschriften für den Betrieb gegeben sind, und in München dürften die Aussichten kaum besser sein. In Preußen hat wenigstens die Regierung die Absicht, die Frage gesetzlich zu regeln, ist aber durch die innerpolitischen Verhältnisse an der Ausführung dieser Absicht verhindert; in Bayern darf man aber bei der im klerikalen Fahrwasser schwimmenden Regierung nicht einmal den guten Willen voraussetzen.

Wie Italien das erste Land in Europa war, das die Feuerbestattung zuließ, so hat es auch die größte Zahl von Krematorien, nämlich 28; doch ist durch den Widerstand der katholischen Kirche, die im Jahre 1886 den Katholiken die Feuerbestattung verbot, die Benutzung eine verhältnismäßig schwache. — Gesetzlich anerkannt ist die Feuerbestattung ferner in vielen Kantonen der Schweiz, in Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Norwegen, Spanien, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in den englischen Kolonien (Kanada, Australien, Ostindien), Mexiko, Brasilien und Argentinien. In Rußland wird sie nur bei Epidemien angewendet, dann aber obligatorisch; doch dürfte zunächst für Finland auch die fakultative Feuerbestattung binnen kurzem zugelassen werden. Von allen Ländern der Erde ist in dieser Beziehung Japan das am meisten fortgeschrittene; dort wird mehr als die Hälfte aller Verstorbenen eingäschert. —

Der hiesige Feuerbestattungsverein hat sich, wie wir dankbar anerkennen, der Brandenburgia gegenüber allzeit äußerst zuvorkommend erwiesen und uns in die Einzelheiten der Feuerbestattung wiederholentlich eingeweiht.

XVIII. Untersuchung alter Ziegelsteine. U. M. Herr Dr. Fiebelkorn, eine Autorität, wie Ihnen bekannt, im Gebiet des Backsteinbaus teilt uns aus der von ihm redigierten Ton-Industrie-Zeitung vom

12. August d. Js. folgenden Bericht vom chemischen Laboratorium für Tonindustrie der Herren Professor Dr. H. Seeger und E. Cramer mit:

„Die auf dem Grundstücke Behrenstr. 42 in Berlin stehenden unansehnlichen Häuser, die ältesten der Behrenstraße, in denen die bereits im Umzuge begriffenen Sammlungen von Zeitschriften und Musikalien der Königlichen Bibliothek untergebracht sind und die dem Kronfideikommiss gehören, werden jetzt abgebrochen, ebenso das kastenähnliche Haus, das vor einigen Jahren auf dem Vorhofe des Grundstückes unmittelbar an der Behrenstraße für die Zwecke der Bibliothek aufgeführt worden ist. Die alten Gebäude, die jetzt verschwinden, gehörten früher zu dem Niederländischen Palais Unter den Linden, das ursprünglich ein Privatpalais war, dann vom Könige Friedrich Wilhelm II. erworben und von seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1798 der Armendirektion überlassen wurde. Diese verkaufte es, nachdem das Grundstück eine Zeitlang der englischen Gesandtschaft als Wohnung gedient hatte, im Jahre 1803 für 67 000 Taler an den Erbprinzen Wilhelm von Oranien, den Schwiegersohn Friedrich Wilhelms II. und nachmaligen König der Niederlande. Davon hat das Palais noch heute seinen Namen. Nachdem es 1870 in den Besitz des preußischen Staates übergegangen war, wurde es im Jahre 1882 vom alten Kaiser erworben, und ist noch heute königliches Eigentum.

Da es von Interesse ist, festzustellen, welche Beschaffenheit die zur Verwendung gekommenen Baustoffe hatten, beschafften wir uns von dem Abbruche eine größere Menge Ziegel und Mörtel und untersuchten diese Proben.

Die zur Verwendung gekommenen Ziegel waren schwach rote, anscheinend ziemlich ungleichmäßig gebrannte Erzeugnisse, die eine beträchtliche Porosität besaßen.

Die Wasseraufnahmefähigkeit, die in der üblichen Weise bestimmt wurde, ergab, daß die Ziegel 19,24 bis 25,14 v. H. Wasser aufzunehmen vermögen.

Zur Feststellung der Druckfestigkeit wurden 10 Ziegel halbiert, die Hälften mit Zement aufeinandergemauert und die Druckflächen der so entstandenen Würfel mit Zementmörtel geglättet. Nach dem Erhärten des Zementes wurden die Würfel getrocknet und zerdrückt, wobei folgende Werte gefunden wurden:

(204,5) kg/qcm	87,0 kg/qcm
53,3 „	61,8 „
48,3 „	45,8 „
64,4 „	101,0 „
99,2 „	57,6 „

Der Mörtel, der zum Vermauern der Ziegel benutzt worden war, war grauweiß gefärbt und wenig fest. Der Zuschlag war im allgemeinen ziemlich fein, es fanden sich nur wenige Körner, die bis 3 mm Durchmesser aufwiesen.

Die chemische Analyse des Mörtels ergab folgendes:

Wasser	3,40 v. H.	
Kohlensäure	2,42 " "	
In Salzsäure Unlösliches	86,03 " "	(hauptsächlich Sand)
In Salzsäure Lösliches:		
Silikate	0,95 " "	
Kalkerde	7,06 " "	
Bittererde	0,18 " "	
	<hr/>	
	100,04 v. H.	

Auch diese Untersuchung zeigt, daß in früheren Zeiten erheblich schlechteres Material zur Verwendung gekommen ist, als jetzt. Dieses gilt nicht nur in bezug auf die Ziegel selbst, sondern es trifft auch bei dem Mörtel zu.

In dem zur Verwendung gekommenen Kalkmörtel finden wir nur etwas mehr als die Hälfte Kalk als sonst in einem guten Kalkmörtel vorhanden sein soll.

Ferner ist aus der Analyse ersichtlich, daß auch im Laufe der Jahrhunderte der Kalk nicht vollständig in kohlen-sauren Kalk übergegangen ist, sondern nur von den 7,06 Teilen Kalk 3,8 Teile, entsprechend 43,6 v. H. der gesamten Kalkmenge.

Diese Untersuchung ist daher ein weiterer Beweis dafür, daß die Umwandlung des Kalkes in kohlen-sauren Kalk bei den Mörteln nur an der Oberfläche vor sich geht.“

Ich bemerke hierzu, daß die Behrenstraße von dem Baudirektor und Obergeringieur Johann Heinrich Behr um 1696 angelegt wurde: vgl. Nicolai „Beschreibung Berlins“ 3. Aufl. 1786 I. S. 182 und Mila „Berlin“ 1829 S. 228. Et war die Zeit, wo der unselige Putzbau wieder in Berlin zu florieren anfang. Folge davon: minderwertiges Material an Steinen, alles sogenannte Hintermauerungssteine, und oftmals liederliches Vermauern mit nicht sorgfältig eingerührtem Mörtel. Dergleichen ereignete sich unter den Augen des großen Baukünstlers Schlüter, und offenbarte sich, als das von ihm erbaute Haus an der Schloßfreiheit gegenüber dem Eosander von Goetheschen Portal abgebrochen wurde. Nachdem der Abputz heruntergeschlagen war, habe ich selbst beobachtet, daß die Backsteinschichten nicht einmal überall in der Horizontale lagen, sondern hier und da von derselben recht bedeutend nach oben und nach unten abwichen. Dergleichen wäre bei einem Rohziegelbau schlechterdings unmöglich gewesen. Außerdem war der Mörtel schlecht, von Verkieselung auch auf der Außenseite so wenig die Rede, daß sich vielmehr die einzelnen Steine fast mit der bloßen Hand herauslösen ließen. Alles dies hatte bis zum Abbruch des Hauses in den achtziger Jahren zum Zweck der Freilegung der Stelle für das Denkmal Kaiser Wilhelms des Großen der „gefällige“ Abputz „mit dem Mantel der architektonischen Liebe“ bedeckt.

Zur Zeit des Rohziegelbaus bis ins 16. Jahrhundert hat man in Berlin durchweg viel solider gebaut, gutes Material verwendet, der Mörtel darin ist nicht bloß verkieselt, sondern, als Beweis besonderer Härte und Güte, im Innern des Mauerwerks geradezu auskrystallisiert.

D. Kulturgeschichtliches.

XIX. Robert Mielke: Das Dorf. Ein Handbuch der künstlerischen Dorf- und Flurgestaltung. Mit 256 Textabbildungen. gr. 8. IV. 283 S. 1110. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig. — Im Jahre 1907 hatte unser hochgeschätztes Mitglied sozusagen einen Vorläufer unter dem Titel „Das deutsche Dorf“ veröffentlicht, welches eine vorzügliche Darstellung der geschichtlichen Entwicklung und der geographischen Verteilung unserer ländlichen Siedelungen behandelt. Das vorliegende vortreffliche Werk, das Ergebnis zweier opfervoller Jahrzehnte, enthält nächst einem allgemeinem Teil die Dorfgestaltung (Lageplan, Dorfbild, Straßenbild, Straße, Flur) und Bauten sowie die Denkmäler (Hof und Haus, Garten, Kirche, Friedhof, Pfarrhaus und Schule, Gemeindehaus, Bank- und Waschhaus, Fabrik und Gewerbebau), das Gutshaus, Denkmäler und Brunnen.

Mielke schreibt, obwohl er sich in erster Linie an die Bauverständigen wendet, kein Lehrbuch, sondern, wie er mit Recht betont, einen Führer zum Sehen und Empfinden all des Trauten und Heimlichen, des Schönen und Vorbildlichen, das uns das alte Dorf erschließt. Ja das alte, unverfälschte Dorf! aber wie sieht es in zahllosen modernisierten Dörfern aus? es sind in den Gebäuden und deren Zubehör oftmals Zerrbilder kleinstädtischer Bauart enthalten; der Bauer will sein Haus möglichst so haben, wie sie in seiner nächsten größeren Stadt aussehen oder sein Architekt redet ihm ein, er müsse dem Zuge der Zeit folgend sein Anwesen städtisch umgestalten.

Da gilt es den Wert des überkommenen dörflichen Wesens ins richtige Licht zu stellen und den Landmann wie seinen Berater auf passende Vorbilder aufmerksam machen, die sich in das gute alte Überlieferte einfügen und doch dabei von den technischen Verbesserungen der Neuzeit profitieren. Das ist nicht so leicht ausgeführt.

Auf seinen zahlreichen Reisen hat Mielke in der Camera viele ausgezeichnete Bilder gewonnen und sie überall an passender Stelle angebracht. Ebenso gibt er zahlreiche Darstellungen als Vorbilder für Neubauten.

Wir wünschen seitens der Brandenburgia dem gediegenen Werk nicht nur, daß es in weiten Kreisen unserer Bevölkerung verbreitet werde, sondern vor allem, daß es auf dem Lande Beherzigung finden möge.

XX. Vorgeschichtliche Vereinstätigkeit. Wie Ihnen bereits bekannt, hat die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte eine prähistorische Sektion mit einem eigenen „Prähistorische Zeitschrift“ genannten Organ gebildet. Ich lege das 1. Heft vor, welches, vortrefflich illustriert, u. a. Abhandlungen enthält von F. Wieggers. Die diluvialen Kulturstätten Norddeutschlands und ihre Beziehungen zum Alter des Löß. — C. Schuchhardt: Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst. — H. Seger: Zur Chronologie der ostdeutschen Ösennadeln. — M. Ebert: Die frühmittelalterlichen Spangenhelme vom Baldenheimer Typus. — Die zu dieser neuen Zweiggesellschaft sich bedauerlicher Weise gegensätzlich verhaltende Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte, ebenfalls in diesem Frühling begründet, gibt desgleichen ein neues Organ heraus: „Mannus-Zeitschrift für Vorgeschichte.“

Auch von dieser Publikation lege ich mehrere Hefte vor und mache insbesondere darin aufmerksam auf: Kossinna, der Ursprung der Urinnen und der Urindogermanen und Kiekebusch: Die vorgeschichtliche Abteilung des Märkischen Museums.

XXI. Der Diluvial-Mensch. Über ihn finden Sie in der Zeitschrift für Ethnologie 1909. 41. Jahrg. 41 S. 503 ein Autoreferat von H. Menzel über neue Funde diluvialer Artefakte aus dem nördlichen Deutschland, worin er u. a. bearbeitete diluviale Feuersteine erwähnt, die er bei Westend, bei Britz und Süddeinde dergleichen gefunden. Wie vielen von Ihnen erinnerlich, habe ich bei den Pflugschaftsfahrten des Märkischen Museums dort und in noch mehren andern Punkten der nächsten Umgebung dergleichen Funde bereits vor Jahren gemacht und dem Märkischen Museum zugewiesen.

Wichtiger sind ebendasselbst S. 537 flg. Herrn Hermann Klaatschs neueste Ergebnisse der Paläontologie des Menschen und ihre Bedeutung für das Abstammungsproblem. Es handelt sich dabei u. a. um den von Otto Schütensack ausgegrabenen Unterkiefer des Homo Heidelbergensis aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg, zu den ältesten diluvialen Gebeinresten des Menschen gehörig, sowie um das Skelett des weniger alten diluvialen Homo mousteriensis aus einer Höhle im Vezèretal bei Le Moustier in der Dordogne. Merkwürdig ist es, daß die Eckzähne dieser ältesten Menschentypen denen der modernen Menschenrassen ähnlich sind, also nicht prominieren wie bei den Affen. Diese letzteren scheiden schon deshalb aus der Vorfahrenreihe des Menschen aus.

Bemerkenswert ist, daß ein zweiter diluvialer Skelettfund fast zur selben Zeit in Südfrankreich gemacht wurde, nämlich im Departement Corrèze bei dem Dorf La Chapelle-aux-Saints, ein greisenhaftes Skelett, während das von O. Hauser aufgedeckte Dordogne-Gerippe ein

jugendliches Individuum betrifft. Beide Vormenschen sind rite und lege artis in kauender beziehungsweise sitzender Stellung sorgsam bestattet worden. Also Totenpflege und Unsterblichkeitsglaube bereits in der Diluvialzeit. Beide Skelette, das Dordogne-Skelett nach Klaatsch älter als das von Corrèze, gehören dem bekannten Neandertaltyp an, der sehr lange Zeit in einem großen Teile von Europa gehaust hat. Der Heidelberger Unterkiefer dagegen gehört, wie angedeutet, einer viel älteren Menschenart an.

XXII. U. M. Herr Dr. Kiekebusch hat eine Nummer der Vossischen Zeitung eingereicht vom 8. August d. J. worin er den Bronzedepotfund von Spindlersfelde bei Coepenick beschreibt, den ich bereits im I. Jahrgang unseres Monatsblatts 1892 S. 37 ausführlich geschildert und abgebildet habe. Er wurde mir als Kreisrichter in Coepenick i. J. 1872 (nicht 1892 wie S. 37 irrtümlich bemerkt) persönlich geschenkt und ich brachte ihn dem von mir 2 Jahre darauf begründeten Märkischen Provinzial-Museum als Morgengabe dar. Der Fund gehört der Zeit von 1400 bis 1200 vor Chr. nach den bronzenen Spangen zu urteilen an.

XXIII. Jahreshefte der Gesellschaft Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. Ich lege Bd. II. Heft 3 und 4, Jahrgang 1907 und 1908, Görlitz 1909, vor, und mache darin aufmerksam u. a. auf H. Naumann, Pflanzenreste aus den Schanzen von Ostro und Spittwitz. Es kommen darin Gefäßscherben slavischen und germanischen Ursprungs vor. Unter dem verkohlten Getreide Roggen, Secale cereale. Es scheint, daß der Roggen unter die slavischen Reste gehört, ganz sicher erhellt dies nicht. Bekanntlich ist bei uns Roggen nicht ureinheimisch, sondern vielleicht später als Weizen eingeführt. —

Th. Stock: Die ältesten Steinzeitfunde aus der Oberlausitz. Auf die diluvialen Werkzeuge läßt Stock sich nicht ein. Daß die Oberlausitz keine aufweisen sollte, wäre verwunderlich. — Auch u. korr. M. Ludwig Feyerabend (der gegenwärtige Stand der vorgeschichtlichen Forschung in der Oberlausitz) schweigt sich über diluviale Werkzeuge usw. aus.

XXIV. Bericht über das Museum des Königreichs Böhmen in Prag für das Jahr 1908 (Prag 1909). Derselbe, erfreulicher Weise deutsch verfaßt, läßt die Reichhaltigkeit der kultur- und naturgeschichtlichen Sammlungen und die erfreuliche Vermehrung derselben deutlich erkennen.

XXV. Herr Konservator A. Gottwald za Prossnitz in Mähren sendet mehrere wohl illustrierte Ausgrabungsberichte, anscheinend seine Gegend betreffend, ein. Da ich weder Czechisch noch Mährisch verstehe, weiß ich damit kaum etwas anzufangen. Ist unter den Anwesenden vielleicht jemand dieser Idiome mächtig? — (Es meldet sich niemand). Falls die Herren Czechen ihren Schriften keine deutsche Übersicht beifügen,

wie es z. B. die Kroaten und Magyaren tun, dann können sie sich nicht wundern, wenn wir zu berichten außer Stande sind.

XXVI. H. Andriessen, Pfarrer von St. Georg und von Cliestow, sendet, von ihm verfaßt, ein: Zeit- und Kulturbilder aus der Kirchengeschichte der Stadt Frankfurt a. O. (1909). Das mit großer Liebe und Sorgfalt geschriebene Buch umfaßt die Reformation der Oderstadt, die Geschichte der Georgengemeinde und das bereits 1320 der Stadt Frankfurt durch Herzog Rudolf von Sachsen geschenkte Dorf Cliestow. Verschiedene Abbildungen dienen zur Verdeutlichung der Darstellung, die knapp und klar gehalten ist.

XXVII. Über die Kurfürsten Friedrich II. und Albrecht von Brandenburg sprach der Generaldirektor der Staatsarchive Dr. Koser in der Novembersitzung des uns befreundeten Vereins für die Mark Brandenburg.

Anknüpfend an den Brief vom 15. Juli 1465, in welchem Friedrich dem jüngeren Bruder den Vorwurf macht, des Nürnberger Landgerichts wegen mehr als 400 000 Dukaten „verkriegt“ zu haben, stellte der Vortragende die beiden Herrscher als Vertreter zweier typischer Richtungen in der Politik der älteren Hohenzollern hin, deren eine durch die Teilnahme an den allgemeinen, über dem märkischen Horizont hinausliegenden Händeln des deutschen Reiches und der fränkischen Heimat, deren andere durch die Beschränkung auf die Interessen der Mark Brandenburg gekennzeichnet wird.

Der innerste Gedanke der Politik Albrechts verrät sich in einer schroffen und beharrlichen Zuspitzung aller Parteiverhältnisse auf den Gegensatz gegen Bayern. Sein Sinn ist darauf gerichtet, gegen die vereinigte Macht der bayerischen und pfälzischen Wittelsbacher ein Gegengewicht in Oberdeutschland zu schaffen durch eine föderative Zusammenfassung der Kräfte von Brandenburg, Württemberg und Österreich. Aus diesem Grunde hat er sich, wenn auch nicht ohne vorübergehende Störungen des Einvernehmens, auf der Seite des Kaisers gehalten. Seine persönliche und reichspatriotische Ergebenheit für den Kaiser, die er allezeit stark betont hat, erscheint neben der politischen Berechnung als sekundäres Moment. Seine Politik erhält die Färbung von dieser persönlichen Ergebenheit, nicht die Richtung.

Friedrich II. hat sich mit Bewußtsein in den Dienst der von seinem Vater in der Mark noch nicht gelösten Aufgabe gestellt, die seit den Askaniern erlittenen Verluste wettzumachen und die von den Askaniern einst erhobenen, aber noch nicht durchgeführten Ansprüche wieder aufzunehmen. Dabei betrachtet er sich in der Zeit der großen politischen Erhebung des Slawentums in seiner Eigenschaft als Markgraf und Grenzwächter als den berufenen Vorkämpfer des Deutschtums. Erst er ist auf brandenburgischer Scholle bodenständig geworden; hat er gleich das

schöne Frankenland immer lieb behalten, so hat er sich doch als Märker gefühlt und dem Bruder Albrecht gegenüber sich als Niederdeutschen, als „groben Sachsen“ bezeichnet. Der märkischen Politik dieses seines Bruders und Nachfolgers fehlte die Geschlossenheit und Selbstbeschränkung. Zumal entzog sich Albrechts Blicke die von Friedrich mit größter Klarheit erkannte, die ganze Zukunft des brandenburgischen Staates in schließende Bedeutung der pommerschen Frage. Albrechts rascher Optimismus ließ sich auch nach 1470 noch immer auf Dinge ein, bei denen Einsatz und Gewinn in keinem Verhältnis standen, und bei denen oben ein der erhoffte Gewinn ausblieb. Der Vortragende schloß mit dem Hinweis auf den bekannten Vorgang, daß noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts in der Mark eine Richtung sich geltend machte, welche die politische Betätigung des Staats auf die ausschließliche Verfolgung der märkischen Interessen beschränkt wissen wollte: „in den Tagen des Großen Kurfürsten wäre eine solche Politik auf der Basis enger Territorialität rückständig gewesen, zweihundert Jahre früher entsprach sie den Anforderungen des Augenblicks.“

XXVIII. Herr Walter Specht, Archivar der Stadt Rathenow legt nach der Urschrift im Nennhausener Pfarrarchiv vor: „Überblick der Merkwürdigkeiten in der Geschichte des Rittersitzes und Dorfes Nennhausen (Kreis-Westhavelland). — Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. In den 1827 neu aufgepflanzten Kirchturmknopf mit eingelegt. — Herr Specht hat diesen lokalgeschichtlich gut verwertbaren Beitrag zuerst veröffentlicht in den von ihm herausgegebenen Blättern für Heimatkunde, 3. Bd. Nr. 11. Beilage zum Kreisblatt für Westhavelland 1907. Wir danken für die Übersendung verbindlichst.

XXIX. Ein Kerbholz aus Berlin wird von u. A. M. Herrn Rektor Otto Monke mit folgender Erläuterung vorgelegt. Das Kerbholz oder der Kerbstock ist in Berlin verhältnismäßig recht lange in Gebrauch gewesen, bevor es durch das Kontobuch verdrängt wurde. So wurde es z. B. in der Weißbierbrauerei von Richter (jetzt Dalldorfer Straße 23) noch im Jahre 1889 benutzt. Das Ihnen vorliegende Exemplar von 25 cm Länge und 3 cm Breite ist dort kürzlich ermittelt und für die Sammlung des Märkischen Museums bestimmt. Der Stock besteht aus zwei schmalen Brettchen, die aneinander gelegt werden und an den Enden mit Zäpfchen ineinander greifen. Wurde von der Brauerei Bier geliefert, so schnitt der Kutscher quer über die Schmalseiten beider Hälften einen Kerb, gab dem Empfänger die eine Hälfte und steckte die andere, auf der der Name des Gastwirtes stand, in den Schaft des langen Stiefels und später in die am Wagen angebrachte „Stocktasche“, die sich noch heute an vielen Bierwagen befindet. Für jede halbe Tonne wurde ein Einschnitt gemacht, die siebente „gab es schenk“, d. h. geschenkt, als „Gratishalbe“, die aber auch gekerbt wurde. Bei der Abrechnung

wurden die beiden Hälften aneinander gehalten, so daß ein Irrtum oder Betrug nie vorkommen konnte. Die bezahlten Kerben wurden dann mit Tinte geschwärzt; die unbeglichenen blieben weiß. Daher finden sich noch in den älteren Kontobüchern der Brauer über den Spalten die Bezeichnungen: schwarz, weiß usw. Nach der Bezahlung von 21 (später 20) Kerben wurde der Stock „abgekerbt“, d. h. mit dem Hobel glatt gemacht, und die Sache begann dann von neuem. In einigen Gegenden der Mark, z. B. bei Beeskow, benutzen Wirt und Gäste noch heute den Kerbstock zur gegenseitigen Kontrolle, während man anderwärts in Dorfkrügen vielfach ein Plakat mit dem Bildnis einer Rose und der warnenden Umschrift findet: „Die Rose blüht; der Dorn, der sticht: Wer gleich bezahlt, vergißt es nicht.“ Aus dem früher weit verbreiteten Gebrauch des Kerbstockes erklärt sich bekanntlich die sprichwörtliche Redensart „etwas auf dem Kerbholz haben“ und vielleicht auch die Entstehung des Wortes Bierziese (von *incisio* = Einschnitt), deren Einführung durch Johann Cicero einen blutigen Aufstand in der Altmark hervorrief, während der neue Kerbschnitt im Jahre 1909 verhältnismäßig ruhig hingenommen wurde, weil namentlich für das Weißbier die Qualität gesetzlich festgelegt und damit das „Manschen“ beseitigt wurde. Der Trinker hat wieder Vertrauen zum Stoff gewonnen und die Brauereien machen seitdem bessere Geschäfte.

Herrn Monke sage ich für diese Mitteilung, die Vorlegung und die Schenkung an unser heimatliches Museum besten Dank.

XXX. Wode Brausebart. Nach alten Volkssagen erzählt von Wilhelm Kotzde. Herausg. unter Mitwirkung der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin. Mit Bilderschmuck von Ernst Liebermann. Weihn. 1909. Reutlingen. Ensslin & Laiblins Verlagsbuchhandlung. — Unser geschätztes Mitglied (in Rathenow) hat die Wotan betreffenden Volksüberlieferungen geschickt in 15 volkstümlichen Erzählungen verwertet, die besonders für die Jugend berechnet sind. Der Stil ist dem Gegenstande harmonisch angepaßt und eine Liebermannsche Illustrierung dazu sehr ansprechend ausgefallen.

XXXI. Heinrich Runge's schweizerische Sagensammlung. Unter diesem Titel hat der hochverdiente Schriftführer des hiesigen Vereins für Volkskunde, Herr Professor Dr. Johannes Bolte einen Artikel im Schweizerischen Archiv für Volkskunde Bd. XIII. 1909 S. 161 — 175 veröffentlicht, den ich Ihnen u. a. deshalb vortrage, weil es sich um den den meisten von Ihnen wohl bekannten Berliner Stadtältesten Runge handelt, über den u. a. die Zeitschrift „Der Bär“ 7, 276 f. (1881), die Mitt. des Vereins für die Geschichte Berlin 1887, 21 (Bildnis) und 94 flg. (von mir verfaßt) und die Nationalzeitung 1880, Nr. 659 Nachrichten enthalten. Am 15. Dez. 1817 in Zehdenick geboren, besuchte er das Joachimsthalsche Gymnasium bis zum 15. Lebensjahr und trat dann in

das Holzhandelsgeschäft seines Vaters ein. Seit 1842 schriftstellerte er in der Voss. Zeitung, gründete 1846 die freisinnige Bürgergesellschaft, am 20. März 1848 die Nationalzeitung und wurde im Sommer 1848 zum Stadtrat gewählt.

In der Reaktionszeit 1850 siedelte er nach Zürich über, heiratete 1856 Frl. Amalie Bebi von Bertschikon-Gossau, nachdem er 2 Jahre zuvor das Amt eines Konservators am Museum der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich übernommen. 1861 siedelte er wieder nach Berlin über, wurde Stadtverordneter, seit 1871 Stadtkämmerer und Reichstagsabgeordneter. Seit 1874 hat er mich bei der Finanzierung des Etats für das neubegründete Märkische Museum treulich unterstützt. Er hat von 1853 bis 1863 viel Volkskundliches über die Schweiz publiziert; einige hochinteressante Proben von Volkssagen werden auf S. 171 — 175 gegeben. Bolte faßt das Urteil über Runge's Persönlichkeit in dem feinen Ausspruch, den ich vollinhaltlich unterschreibe, wie folgt zusammen: „Im Gedächtnis seiner Freunde lebt er fort als das Urbild eines wetterfesten, auf eigene Kraft vertrauenden, wohlgemuten Berliners, dessen heitere Ruhe mit einer gewissen Ungebundenheit gepaart war.“

E. Bilder, Karten, Pläne.

XXXII. U. freundliches Mitglied Herr August Foerster teilt 2 Photographien von Resten der mittelalterlichen Stadtmauer Berlins mit, die in der Neuen Friedrichstraße hinter einem Plankenzaun versteckt liegen. Herr A. J. Schuch, Poststr. 18, hat die vorliegenden zwei photographischen Aufnahmen hergestellt. Besten Dank. Auf einer ist das große (Kloster-) Format der alten Backsteine deutlich erkennbar.

XXXIII. Das Sühnekreuz bei Lietzow, West-Havelland, am alten Wege nach Nauen, ist durch Herrn Bankbeamten W. Schnuchel von 5 verschiedenen Richtungen her photographisch, wie die 5 Vorlagen zeigen, aufgenommen worden. Herr Rektor Monke, selbst aus Lietzow gebürtig, übermittelt die Bildchen, aus denen u. a. erhellt, daß das Steinkreuz umgestürzt liegt und daß die Löcher für Anbringung der ewigen Lampe sich erhalten haben. Beiden Herren verbindlichsten Dank.

XXXIV. Den Berliner Kalender, enthaltend das Berliner Leben von Hans Baluscheck und Mitteilungen aus unserer Stadtgeschichte, redigiert von u. M. Prof. Dr. Georg Voss, lege ich Ihnen für das Jahr 1910 vor. Der neue Jahrgang schließt sich seinen Vorgängern nach Inhalt und Ausstattung würdig an.

XXXV. Den Beschluß der Vorlagen mache der Kalender für das Deutsche Haus: 1910, hersgb. vom Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein, im Stiftungsverlag Potsdam: Auch die Anschaffung dieses mit einfachen, aber guten Abbildungen ausgestatteten, allerhand interessante

und nützliche Nachrichten enthaltenden Kalendariums kann insbesondere für Bürgerfamilien bestens empfohlen werden.

XXXVI. Hierauf hielt u. M. Herr Prof. Dr. Ernst Bardey einen Vortrag betitelt: Der Uhrmacher Naundorff, angeblich König Ludwig XVII. von Frankreich, in der Mark Brandenburg 1810—1832. Dem fesselnden Vortrage wurde lebhafter Beifall gespendet. Er wird in erweiterter Form im nächsten Bande des Archivs erscheinen.

XXXVII. Nach der Sitzung zwangloses Zusammensein im Wirtshaus zum Roland von Berlin, Potsdamerstr. 127/128.

Kleine Mitteilungen.

Feudel = Waschlappen. Auf die Frage des Herrn O. Monke in Nr. 6, September 1909, erlaube ich mir folgende Auskunft. ll

Feudel = Waschlappen entstammt dem niederdeutschen Sprachschatz und diesem Wort ist es ergangen, wie dem ihm verwandten Fiddel = Fiedel, Geige und ist der Ausdruck Feudel = Waschlappen in etwas ursprünglicher Form noch vielfach in der Mark im Sprachgebrauch. In der Gegend des Parsteinsees, im sogenannten alten Barnim u. a. O., spricht man von einem „Fuddel“, also Maskulinum, daraus das hochdeutsche Fussel d. i. Fetzen oder Faser ward und zwar bezeichnet man damit einen Lappen mit zerfaserten Rändern, von einem größeren Stück Stoff abgerissen, welcher neben dem „Wipen“ d. i. der Strohwisch als Scheuermatte, zum Abwaschen von Geschirren in der Küche gebraucht ward. Im übertragenen Sinn bedeutet er ein in der Kleidung nachlässiges Frauenzimmer, das als der „Fuddel“ oder auch der lüderliche „Fiddel“ gescholten wird, weil es ausgefranzte, zerfetzte Röcke „schlumpt“. Im Schriftgebrauch hat sich dafür „Vettel“ eingebürgert, welches aus dem Niederdeutschen sinngemäßer erklärt wird, als aus dem lateinischen „vetula“. Auch für männliche Entartung gebraucht man hierorts den Ausdruck „schlechter Fetzen“ oder gemildert, das Diminutiv „Fatzke“, was dem verwandten englischen Worte „fiddling-man“ = ein Waschlappen von Mann, ein Topfgucker, ein Tagedieb entspricht. Das englische „fuddle“ gleicht unserm „fusselig“ sein, einen Fussel haben, also ohne Geist sein, faseln, von Sinnen oder betrunken sein. r

Wie oben bereits angedeutet, halte ich auch „fiddeln“ oder fiedeln d. i. die Geige streichen damit sprachverwandt, denn das unterscheidende Merkmal ist der mit Haarfasern bezogene Fiddelbogen, womit man auch andere Saiteninstrumente zu streichen vermag. Karl Wilke.

Erntebrauch. Früher (vielleicht noch jetzt?) banden die bei der Ernte Beschäftigten mit der letzten Garbe einen ein. Sie sputeten sich, daß sie die Garbe zusammenkriegten, schmissen den zu Böden und banden ihn zwei Bänge um, oben und unten. Dann wurde er an die Mandel¹⁾ hingestellt, und gelacht, und dann foots in den Stoppeln auf dem Felde mit ihm getanzt. Auch die andern tanzten miteinander, kopfunten, kopoben.

Man sagte: „Gott sei Lob und Dank, der letzte Schnitt der ist gefallen.“ Bei der Ernte mußte der kleine Knecht den letzten Schnitt tun. Dann sagte mal der große Knecht zu ihm: „Rufstest Du da Gott den Vater an?“ Dunn hat der kleine Knecht gesagt: „Den ersten Schnitt, den Du getan, rufstest Du denn Gott den Vater an?“ In einem Nuthedorf.

Denselben Ausdruck anrufen hat Gryse (1593) für Mecklenburg in seinem Bericht über Erntebräuche, „in anropinge des Wode“, wie noch „bei etliken ackerlüden“ zu seiner Zeit der Brauch war. W. v. Schulenburg.

Das Totenhemd. Was der Tote mithaben will, soll man ihm mitgeben. Es war eine junge Frau und ihre Eltern reich. Sie hatte sich ein (Sterbe-) Hemde zubereitet gehabt und ist dann gestorben. Aber die Schwiegermutter hat es ihr nicht gegeben, sie sagte: „Das ist zu schade.“ So wurde die Tote begraben in einem alten Hemde, da war ein Loch drin. Dann ist immer etwas ans Fenster gekommen und hat so joplastatt²⁾ und gesagt: „Ich rannt, ich spannt³⁾, dabei kriecht ich doch kein ganz Hemdechen an“. Und im Mondenscheine haben sie gesehen, daß es eine weiße Taube war. Die kam alle Nächte bis 12. Dann sagten sie es dem Prösta⁴⁾, und der sagte, sie sollte utjebuddelt werden und wollte das keiner nicht machen. Hat er verordnet, sie sollten dat Sarg öffnen und das weiße Hemde überbreiten, das alte wollte keiner abziehen. Dann ist sie von Frischem begraben und injesejnet worden, und die Taube weggeblieben. Groß-Schulzendorf. 1894. W. v. Schulenburg.

Die Ostersonne an der Strippe. In der Ostpriegnitz (Dörfer der nordöstlichen Ecke) heißt es: „Am Ostermorgen, wenn die Sonne aufgeht, kann man in einem Eimer mit Osterwasser sehen, wie die Sonne tanzt. Dann sitzt sie an einer Strippe und tanzt im Wasser.“ In der Brandenburgia (XII, 270) wurden von mir die Redensarten mitgeteilt: „Die Jungen haben oder ziehen die Sonne an einer Strippe“, wenn die Sonne auf- und unterging. Daß auch diese Redensarten älter sind und einen weiteren Hintergrund haben, zeigt eine Mitteilung bei Müllenhof (Schleswig-Holsteinsche Sagen 359). Hinter Büsum, sagt man im Dithmarschen, ist die Welt mit Brettern zu-

¹⁾ Mandel Kornbunde.

²⁾ hin- und hergeschlagen.

³⁾ spann.

⁴⁾ sonst Priester.

genagelt. Da sitzt am äußersten Ende ein großer Riese, der hat die Sonne an einem Tau und windet sie jeden Morgen in die Höhe und jeden Abend herunter.

W. v. Schulenburg.

Sprech- und Sprachfehler in Müllrose, mitgeteilt durch Herrn Rektor Hantke in Pasewalk.

A. Sprechfehler.

a. Stiebel (Stiefel), Hengel (Henkel), Plumpe (Pumpe), Marcht (Markt), Mülle (Mühle), Stuffe (Stufe), Spade (Spaten), Gärde (Garten), Wurscht (Wurst), Marks (Knochenmark), Ratze (Ratte), Balbier (Barbier), Paster (Pastor), Rekter (Rektor), Willem (Wilhelm), Erenst (Ernst), Kard'l (Karl), dürf (darf), vor (für), davor (dafür), nich (nicht).

b. e in Endungen und Vorsilben.

singé (singè), Gébét (Gébet).

ü wird wie i, i wie ü gesprochen.

iber (über), K~~ü~~rche (Kirche), H~~ü~~rte (Hirte).

ö wird wie e, ä wie e gesprochen.

Shne (Söhne), R~~e~~der (Räder).

z wird wie ß gesprochen.

ßu (tzu).

B. Sprachfehler.

a. Falsches Geschlecht:

das Altar, der Datum, der Band, der Sofa, das Lohn, der Schmalz, der Petroleum, der Apfelmus.

b. Falsche Mehrzahlbildung:

→ Stöcker, Ärme, Kränse, Wagens, Frauens.

c. Andere Sprachfehler.

Verwechslung von Dativ und Akkusativ (mir und mich). Ich gehe bei (zu) dem Onkel. Ich gehe zu (nach) Hause. Gestern, wo (als) wir uns trafen. Er tut arbeiten, den Mann sein Wagen (der Wagen des Mannes), welche (etliche), was (etwas), einer (jemand), iwo (Verneinung).

C. Provinzialismen.

Knolle (Kartoffel), Mahn (Mohn), Besing (Blaubeeren), Murkeln (Moreheln), Kuschel (kleine Kiefer), Karnickel (Kaninchen), Padde (Frosch), hopsen (hüpfen), striezen (stehlen), Piezger (Regenwurm), Zigge (Ziege), Kiete (Grube), Schauerlappen (Scheuertuch), Drakorb (Kiepe), Laatschen (Pantoffel), Mutter fänkt die Lampe an (zündet an), Korschte (Kürste), Plinze (Kartoffelkuchen), Plätsche (Topf), Viertelstag (der vierte Teil des Tages), drehe (trocken), trecken (ziehen), schmeißen (werfen), es schnet (schneit), vorgehen (in die Stadt gehen), den Weg ausgehen (bis zum Ende), Burgemeeste (Bürgermeister), wandern (umziehen).

Ein Webersiegel von Wildberg in der Mark. Unsere Abbildung zeigt das Amtssiegel der Leinweber zu Wildberg in dreiviertel natürlicher Größe. Es trägt in großen lateinischen Lettern folgende Inschrift:



AMBT . SIGIL . DER . LENWEBERN .
WITBERCK. — A O. 1674.

In der Mitte des Siegels befindet sich ein Wappen, welches mit drei Weberschiffchen verziert ist.

Das Siegel ist aus Messing angefertigt, es hatte die Form eines langgestreckten Petschafts. Der obere Teil (Griff) ist abgebrochen, nur der kleine untere Teil ist erhalten geblieben.

Er wurde beim Brunnengraben auf dem Hofe des Schuhmachers Döring zu Wildberg gefunden. In der Umgebung des Döring'schen Hauses befand sich vor dem Wildberger Brande das Weberviertel.

Es gelang leider nicht, das Siegel für das zu gründende Heimatmuseum Ruppín zu erhalten; es verursachte sogar viele Mühen, ehe der oben genannte Besitzer das Photographieren des Siegels erlaubte.

Karl Waase, Neu-Ruppín.

Liebeszauber. Zu einem der bekanntesten Liebeszauber dienen Teile vom Froschgerippe.

Man tut einen Frosch in eine durchlöchernte Schachtel und die in einen Mierenhäufen, und läuft fort so schnell wie möglich. Denn der Frosch, von den Mieren angefallen, schreit fürchterlich. Hört man dieses Geschrei lange, so wird man taub und muß sterben. Nach drei Tagen kommt man wieder. Kein Frosch ist mehr in der Schachtel, statt dessen eine kleine Hacke und Schippe. Wen man mit der Hacke berührt, dessen Liebe zieht man unwiderstehlich an sich, wen mit der Schippe, dessen Neigung wird man los. Dörfer bei Fricdeberg (Neumark). 1880.

In Großschulzendorf hieß es (1879): „Man soll ein grünes Fröschen in einem Mierenhup tun und dann weglafen, sonst verliert man das Gehör (für) das ganze Leben. Ein Mann hatte drei Frauen, die hatte er sich herangezungen alle durch die Kröte.“

Ostpriegnitz: „Man tut einen Höpper (Taufrosch), die in der Wiese hoppen, in einen Mürrenhäufen. Da bleibt ein Haken übrig, damit hakt man sich Seinen (Schatz) heran.“ 1908. Früher, in meinem Wendischen Volkstum, habe ich mitgeteilt, daß man eine Hand (ruka) des Frosches nehmen und die Froschhand dem Mädchen in ihre Hand drücken soll.

Es verbindet sich mit diesem grausamen Brauch eine bestimmte Naturbeobachtung. Es ist erwiesen, daß der Frosch in Todesnot stark schreien kann. Ich habe nur einmal vor langer Zeit und zwar in Berlin, am Landwehr-

kanal nahe der Lichtensteinbrücke diesen Froschschrei gehört. Das südliche Ufer verlief damals noch flach ins Wasser. Es war vollständig menschenleer, als ich dort kommend durchdringendes Schreien etwa wie von einem recht kleinen Kinde hörte. Eine Waldmaus, rückwärts gehend, schleifte, die Zähne in der einen Hinterkeule, einen sehr großen grünen Wasserfrosch durch das Gras dem Gebüsch zu. Es war erstaunlich, wie die Maus das große Tier weiter schleppte. Der Frosch, aus seinen Wunden blutend, war matt und wehrlos und schrie erbärmlich. Als ich auf die Maus zutrat, ließ sie den Frosch los und verschwand. Ein Geschrei, daß man taub wird, war es allerdings nicht.

W. v. Schulenburg.

Aberglauben in und bei Müllrose. Mitgeteilt durch Herrn Réktor Hantke in Pasewalk.

I. Im häuslichen Leben.

1. Spinne am Morgen bringt Sorgen,
Spinne am Mittag bringt Glück den ganzen Tag,
Spinne am Abend glückbringend und labend.
2. Kräht der Hahn in der Nacht, so gibt es Unglück.
3. Wenn das Feuer knallt, so gibt es Unglück.
4. Wenn sich die Katze wäscht, so gibt es Besuch.
5. Liegt ein Strohalm mit Ähre in der Stube, so gibt es Besuch.
6. Es gibt Zank,
wenn ein Schuh auf dem Tisch steht,
wenn man den Tisch mit Papier abwischt,
wenn man ein Stück angekohltes Holz aus dem Walde mitbringt.
7. Es stirbt jemand,
wenn der Hund winselt,
wenn der Maulwurf vor der Tür aufstößt,
wenn das Käuzchen schreit,
wenn der Totenwurm klopft.
8. Es gibt schlecht Wetter,
wenn die Kartoffeln beim Kochen „quackern“,
wenn die Krähen schwärmen,
wenn der Ruß im Schornstein brennt.
9. Man hat Glück,
wenn man ein Hufeisen findet,
wenn sich weiße Flecken an den Fingernägeln zeigen.
10. Wenn man von hellem Feuer träumt, so gibt es bald Hochzeit.
11. Wenn zwei Schwestern an denselben Tage Hochzeit haben, so geht es der einen nicht gut.
12. Einem eben getauften Kinde legt man ein Stück Geld, eine Flasche und ein Gesangbuch vor. Greift es nach dem Geldstück, so wird es reich, nimmt es das Buch, so wird es fromm, erfaßt es die Flasche, so wird es liederlich.

13. Verschüttet man Salz, so gibt es Ärger.
14. Solange ein Grab offen steht, läßt sich niemand trauen.
15. Schmückt man den Toten mit einem Myrthenzweig, so vertrocknet die Pflanze.
16. Wird der Tote zum Kirchhof gebracht, so werden die Stühle, auf denen der Sarg stand, bis nach der Bestattung umgedreht.
17. In der Sylvesternacht legt man das Gesangbuch unter das Kopfkissen und liest beim Erwachen drei Sterbelieder.
18. In der Sylvesternacht schießt man zur Mitternacht über den Garten, dann gibt es gute Früchte.

II. Bei der Jagd.

Der Jäger hat kein Glück,
wenn der Hase über den Weg läuft,
wenn eine schreiende Elster vorüberfliegt,
wenn dem Jäger ein altes Weib begegnet.

III. In der Landwirtschaft.

4. Das Vieh bleibt gesund,
 - a. wenn man am Grün-Donnerstag ein Ei in den Stall legt und dort aufbewahrt;
 - b. wenn man ein neugetauftes Stück Vieh an einem Beil vorüberführt, das auf der Schwelle liegt;
 - c. wenn man ein Hufeisen an der Stalltür befestigt;
 - d. wenn man in der „Hexennacht“ drei Kreuze an die Tür zeichnet;
2. Der Blitz schlägt nicht ein,
 - a. wenn eine „Pfungstmaie“ an der Scheunentür befestigt wird;
 - b. wenn Schwalben ihr Nest im Stalle haben.

IV. In der Fischerei.

1. Springen abends die kleinen Fische, so gibt es Regen.
2. Hat man zu Neujahr große Fischschuppen im Geldbeutel, so hat man im ganzen Jahre „großes Geld“.

Im Monatsblatt Januar 1910, XVIII. Jahrg. S. 370 geschieht in einem Aufsatz des Herrn W. v. Schulenburg über „Die Heldenmädchen von Lüneburg“ einer Auguste Krüger Erwähnung. Da ich mich längere Zeit in Friedland i. Mecklg. aufhielt, so bin ich in der Lage, Interessenten etwas Näheres über dies Heldenmädchen mitzuteilen.

Sophie Dorothea Friederike Krüger, eine Friedländer Ackerbürger Tochter, Unteroffizier im Regiment „Kolberg“, Ritter des Eisernen Kreuzes und des russischen St. Georgs-Ordens, ist nach Ausweis des Friedländer Kirchenbuches am 4. Oktober 1789 geboren. In ihren dienstlichen Zeugnissen wird sie bald Auguste, bald Friederike Auguste genannt. Als sie nach

Beendigung des Krieges um ihre Entlassung bat, stellte ihr der General von Borstell folgendes glänzende Zeugnis aus:

„Ich fühle mich verbunden, der Friederike Auguste Krüger in Anerkennung der seltenen Vereinigung des höchsten Heldensinns und der zartesten Weibertugend dieses kühnen Mädchens, welches bei Dennewitz, obgleich an Schulter und Fuß verwundet, das Schlachtfeld nicht verlassen wollte, das Zeugnis zu erteilen, daß sie durch den kräftigsten Mut und die sittsamste Bescheidenheit, durch den beharrlichsten Diensteifer und die klarste Besonnenheit das Vertrauen ihrer Vorgesetzten und Untergebenen ebenso bald zu gewinnen als stets zu erhalten gewußt hat. Auguste Krüger hat ihr Wort gegen mich bei der ihr pflichtmäßig verweigerten und nur ungern zugewilligten Annahme als Soldat gelöset, daß sie sich „untadelhaft und brav schlagen und sittsam betragen werde“. Möge dieses außerordentlich verdienstliche Heldenmädchen bald aus dem Geräusch der Waffen in den stillen Genuß einer ihr gebührenden, dauernd glücklichen Häuslichkeit versetzt werden.

Magdeburg, den 1. Dezember 1815.

(gez.) von Borstell,
Königl General-Lieutenant.

Major v. Bagensky sagt in der Geschichte des 9. Regiments: „Vorzugsweise machte sich bei diesem Unternehmen (bei dem Sturm auf Herzogenbusch) wie bei jeder anderen Gelegenheit ein Mädchen, Auguste Krüger aus Friedland in Mecklenburg durch Unersehbarkeit bemerkbar. Nachdem ihr Geschlecht (bei Dennewitz) bekannt geworden, wurde sie bei ihrer untadelhaften Führung stets mit großer Rücksicht behandelt.“

Der König belohnte sie mit einem lebenslänglichen Jahrgelohnte von 70 Thalern. Auf dem Ordensfeste am 18. Januar 1816 lernte sie bei der Rittertafel den Unteroffizier Karl Köhler vom Garde-Ulanenregiment kennen, mit dem sie am 5. März 1816 in der Garnisonkirche in Gegenwart des Königs getraut wurde. Am 23. Februar hatte ihr derselbe 20 Friedrichsd'or „als Beitrag zur künftigen Einrichtung in der Erwartung, daß sie sich auch als Ehefrau so rühmlich wie im Militärstande verhalten werde“, gesandt. Die Hochzeit wurde ihr vom General v. Borstell im Englischen Hause ausgerichtet. Bei ihrem Sohne hatte der König von Preußen Patenstelle übernommen. Friederike Krüger starb am 31. Mai 1848 und liegt wahrscheinlich in Lychen, wo damals ihr Mann Ober-Grenz-Controllleur war, begraben.

Meine Großmutter erzählte mir stolz, sie habe „Fieken Kröger“ in voller Montierung, sporenklirrend, den Säbel umgeschnallt, in Friedland auf der Straße gehen sehen.

W. Tabbert.

Blanke Hölle. Auf einem „Plan von Berlin und der umliegenden Gegend im Jahre 1802“ herausgegeben von J. F. Schneider, (im Besitze des Magistrats Berlin) ist ein Ptuhl bei Tempelhof mit „Blanker Heller“ bezeichnet. Aus diesen Worten ist durch Verstümmelung in einem Zeitraum von ca. 100 Jahren unsere heutige Bezeichnung „Blanke Hölle“ geworden.

G. Wiese.

Bücherbesprechungen.

Die Eiszeit in Norddeutschland. Allgemein verständlich dargestellt von Professor Dr. Felix Wahnschaffe, Geheimer Bergrat. Mit 6 Abbildungen. 48 Seiten. Berlin 1910. Richard Müllers Verlag.

Die Mitglieder unserer Gesellschaft sind auf Ausflügen und durch Vorträge sowie durch die Aufsätze in unseren Publikationen hinreichend mit dem Gegenstande vertraut, und ihnen sei die Lektüre dieses Heftchens daher besonders empfohlen oder eine wohlgelungene Übersicht über die Vergletscherung der Norddeutschen Tiefebene mit ihren Begleiterscheinungen, sie ist um so interessanter, weil die aufgeführten Tatsachen zum größten Teil der Provinz Brandenburg entnommen sind.

Die Arbeit geht aus von den Feldsteinen und beschreibt dann die Bildung und Eigenschaften der Gletscher, wobei die Bestandteile des heimischen Bodens und der Landschaft erörtert werden, die Gletscherschrammen, die Gletscherköpfe, der Geschiebelehm, die Sande und Tone, die Endmoränen, die Grundmoränen, die Rinnen und Seen und endlich die Dünen.

Der Verfasser gehört zu den Forschern, die sich von Anfang an zur Inlandeistheorie bekannt und energisch an ihrer Ausgestaltung mitgearbeitet haben. Und wenn man die Broschüre liest, so muß man bekennen, daß diese Theorie im großen und ganzen ein abgerundetes Bild gibt, indem sie die Beobachtungen befriedigend erklärt. Es ist den Mitgliedern unserer Gesellschaft indessen bekannt, daß der Referent trotz dieses Zugeständnisses in vieler Hinsicht von den Ansichten des Verfassers abweicht, doch ist hier nicht der Ort, die Unterschiede zu erörtern.

Zache.

19. (14. ausserordentl.) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Freitag, den 26. November 1909, Besichtigung der Dorotheenstädtischen Kirche und des darumliegenden Kirchhofs.

Um Mittag hatten sich in dem prächtig ausgestatteten Gotteshause etwa 150 Teilnehmer versammelt, welche zunächst dem ergreifenden Orgelspiel des Organisten der Kirche, des Königlichen Musikdirektors Herrn Grabert, andächtig lauschten.

Mit Erlaubnis des Pfarrers der Kirche, Herrn Pfarrer Vogel, ergriff alsdann der I. Vorsitzende Herr Geheimer Regierungsrat Friedel zu einer kurzen Ansprache das Wort, wobei er am Schluß für die Bemühungen der genannten beiden Herren schon im voraus auf das herzlichste dankte.

Herr Pfarrer Vogel trug hierauf folgendes vor:

Indem ich die „Brandenburgia“ an dieser Stätte begrüße, darf ich ihr den alten Wahrspruch zurufen: „Hie guet Brandenburg alleweg“! Brandenburgs Großer Kurfürst Friedrich Wilhelm war es, der die Dorotheenstädtische Kirche in den Jahren 1680—1687 für die Ansiedler errichten ließ, welche, wie das Kurfürstliche Privilegium vom 2. Januar 1674 besagt*), „auf dem Acker, so zur rechten Seite vom neuen Tor des Friedrichs-Werders nach dem Tiergarten belegen“, auf dem der Kurfürstin Dorothea, Herzogin von Holstein-Glücksburg, für ihre Lebenszeit verschriebenen Landgute, sich anbauten.

Da der Kirchbau, zu dem der Grundstein bereits am 30. Juli 1678 gelegt war, bei den spärlichen Mitteln äußerst langsam vor sich ging, so wurden für die inzwischen Angesiedelten Gottesdienste im Freien „Unter den Linden“ abgehalten, wo zu diesem Zweck eine Kanzel errichtet war, die später der „Schweitzerischen“-reformierten Kirche zu Lindow geschenkt worden ist (Chronik der Kirche). Erst am 21. Dezember 1687 am 3. Adventsonntag konnte die Kirche eingeweiht werden; es geschah in Gegenwart des Kurprinzen Friedrich, des nachmaligen ersten Königs von Preußen.

*) Aus „Joh. Christ. Müllers und Gottfried Küsters Berlin'scher Chronika“, I. Abtl.

Die ältere Generation erinnert sich noch dieser ursprünglichen Dorotheenstädtischen oder wie der Volksmund sie nannte „Neustädter“ Kirche. Unweit der Straße „Unter den Linden“, vom Verkehr der Großstadt umflutet, stand sie von einer hohen Mauer umgeben und von den alten Bäumen ihres Friedhofes umschattet, wie in weltvergessener Einsamkeit; nur der stark verwitterte Kurhut über dem Dachreiter erinnerte an ihren geschichtlich denkwürdigen Ursprung. Eine Abbildung in Joh. Stridbecks Skizzenbuch von 1690 hat uns den Eindruck der alten Kirche und ihrer Umgebung bewahrt.



Abb. 1.



Abb. 2.

Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin Sophie Dorothea.
Marmorreliefs von Albert Moritz Wolff.
Gestiftet von Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Auguste Viktoria
für die Dorotheenstädtische Kirche 1903.

Es waren zum Teil niederländische Ansiedler, die um das Gotteshaus her sich anbauten. Der Kurfürst, der in seiner Jugend die Niederlande kennen und schätzen gelernt hatte, rief diese Ansiedler herbei, um holländischen Gewerfleiß in sein durch den dreißigjährigen Krieg verwüstetes Land zu bringen; den Gewerbetreibenden folgten Künstler und Gelehrte nach. Bald aber erhielt die neue Ansiedlung einen Zuwachs durch die französischen Emigranten, die nach Aufhebung des Schutzediktes von Nantes aus ihrem Vaterland flüchteten. Während die ganze evangelische Welt über die gewaltsame Behandlung der Reformierten in Frankreich mit Schrecken erfüllt war, hatte der Große Kurfürst allein den Mut

zum Handeln gefunden, indem er das Edikt von Potsdam vom 8. November 1685 erließ, worin er den bedrängten Glaubensgenossen „eine sichere und freye retraite in allen seinen Landen und Provinzen in Gnaden offeriert“. In hochherziger Weise wurde ihnen die Aufnahme gewährt; und sie müssen in großen Scharen gekommen sein, da ihre Zahl auf der neuentstehenden Dorotheenstadt bald die Gemeinde deutscher Herkunft übertraf. Durch einen kurfürstlichen Erlaß wurde ihnen der Mitgebrauch des neuen Gotteshauses gestattet und bereits am 29. Januar 1688 „die erste französische Predigt gehalten, wobey die jungen Prinzen gewesen“ (Chronik). Unter Brandenburgs Schutz durften die Flüchtlinge eine Friedensstadt finden und froh in das Wort des 117. Psalmen einstimmen, das eine alte Inschrift an der Orgel bewahrt: „Nations louez le Seigneur, peuples chantez à son bonheur“.

Die durch die Fürsorge des Großen Kurfürsten errichtete Kirche war in Kreuzesform gebaut mit östlicher Apsis. Im Innern trugen vier mächtige Säulen ein Kreuzgewölbe; unter der Kirche zogen sich Gewölbe hin zur letzten Ruhestätte hervorragender Gemeindeglieder bestimmt. In dieser Gestalt hat die alte Kirche den Gottesdiensten beider evangelischen Konfessionen gedient bis in die neuere Zeit. Eine Reihe zum Teil hervorragender Geistlichen haben an ihr gewirkt wie Porst, Roloff, Küster aus älterer Zeit, und in neuerer Spillicke, Gillet, Brunnemann, Vater und Stechow.

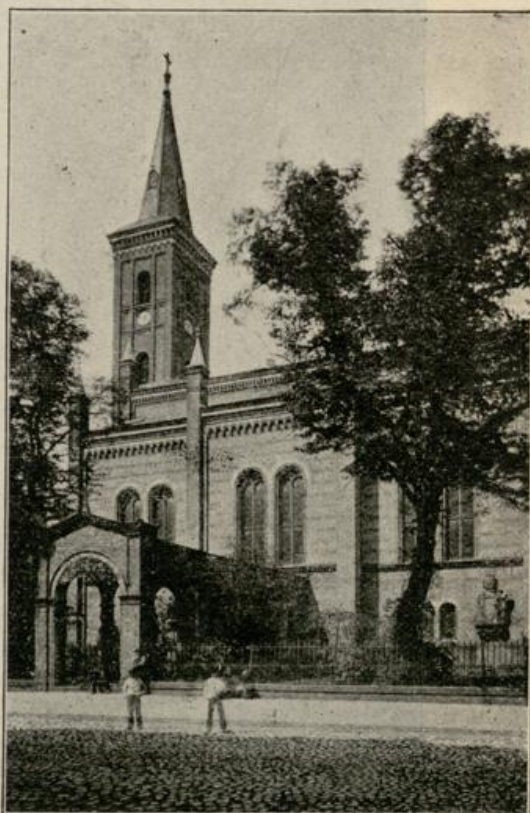


Abb. 3. Dorotheenstädtische Kirche.

Das Angedenken des letzteren bewahrt eine Bronzetafel neben der Kanzel.

In schwerer Gefahr hat die Kirche im Jahre 1806 gestanden, da sie den Feinden zur Lagerstatt diente; in jenen Tagen ist die aus der alten Domkirche stammende Kanzel „von des französischen Kaisers Napoleon seinen Soldaten verbrandt“ (Chronik).

Erst in den Jahren 1860 bis 1862 erhielt die Kirche unter Erhöhung der Kreuzeswinkel und Anfügung des Turmes ihre jetzige Gestalt und gewährt mit den zwiefachen Säulenhallen, von ihrem alten Kirchhof eingefriedet, mitten im Verkehr der Großstadt ein besonders anmutendes friedliches Bild.

Im Innern hat sie damals über dem Altar die drei in der Charlottenburger Anstalt für Glasmalerei gefertigten Fenster erhalten: Christus der Auferstandene mit der Siegesfahne, daneben rechts Petrus mit dem Schlüssel, links Paulus mit dem Schwert. Die darunter befindlichen drei Altargemälde sind bei dem zweihundertjährigen Jubiläum der Kirche 1887 von der Firma R. Hertzog gestiftet. Bei demselben Anlaß wurde der in Bronzegeuß hergestellte Kronleuchter und der Taufstein mit Broncedeckel geschenkt; beide nach Zeichnung des Königlichen Baurates Fr. Koch.



Abb. 4. Deckengemälde der Dorotheenstädtischen Kirche.

In den Jahren 1902 bis 1903 wurde nach den Plänen des Königlichen Hofbaurats Geyer, unter Entfernung störender Einbauten, ein völliger Umbau der Innenräume vorgenommen. Doch steht die Kirche zum großen Teil auch heute noch auf ihren alten Fundamenten und Mauern. Noch läutet zu ihren Gottesdiensten die alte Kurfürstenglocke, die in herrlicher Prägung das kurfürstliche Wappen und das der Kurfürstin Dorothea zeigt, das genau auch das Wappen der jetzt regierenden Kaiserin Auguste

Viktoria ist. Noch jetzt wird am Altar im Heiligen Abendmahl der Kelch gereicht, der gleichwie Patene und Kanne als einstiges Weihgeschenk der Kurfürstin ihre Initialen zeigt mit dem Kurhut und der Krone darüber. Es ist eine erfreuliche Fügung, daß es eine Nachkommnin aus dem Hause Holstein ist, Ihre Majestät die Kaiserin war, die für denselben Altar zu Pfingsten 1903 bei Wiedereröffnung der Gottesdienste eine Altarbibel stiftete mit dem Wahlspruch des Großen Kurfürsten: „Tue mir kund den Weg darauf ich gehen soll, denn mich verlangt nach dir!“

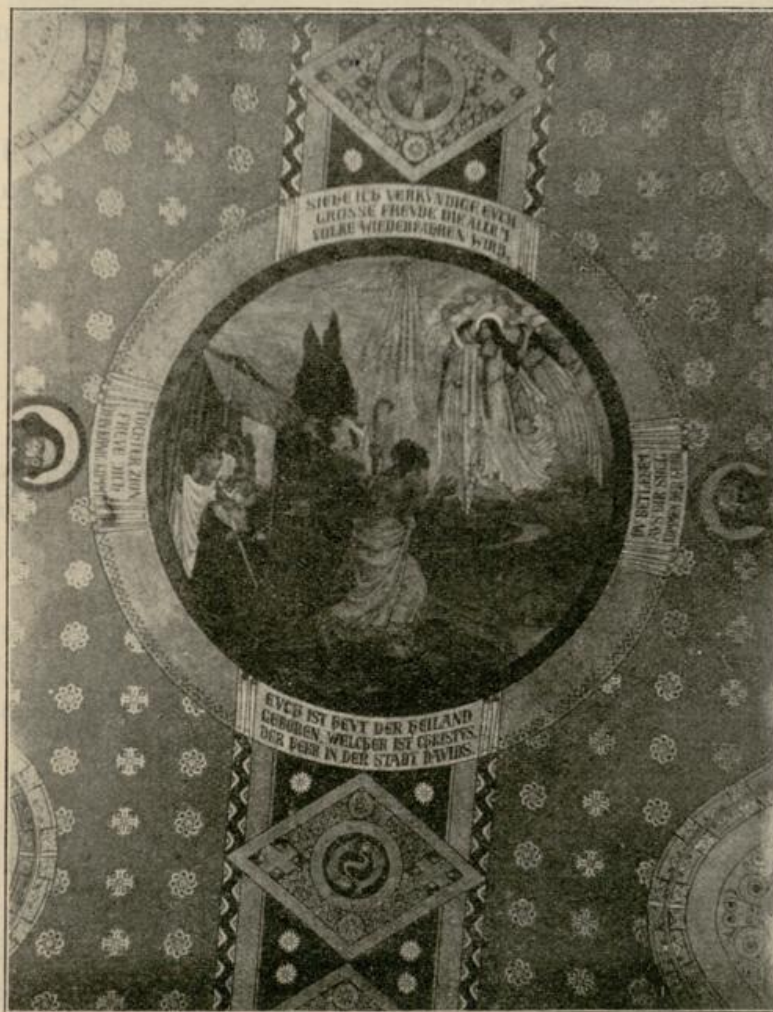


Abb. 5. Deckengemälde der Dorotheenstädtischen Kirche.

Neues und Schönes ist bei dem letzten Umbau geschaffen, so vor allem die Gewölbe, die im Hauptschiff als Tonnengewölbe in gewaltigem Bogen von Pfeiler zu Pfeiler sich spannen und in reizvollem Wechsel als Kreuzgewölbe die Seitenschiffe überdecken. Hier hat auf den weiten Gewölbflächen der Maler Marno Kellner in eigenartiger Weise seine Kunst entfaltet. Wie ein einziger Teppich dehnt sich, in den Farben wunderbar abgestimmt, der bildliche Schmuck von der Orgel bis zum Triumphbogen

aus; das Ganze groß und ernst von den Prophetengestalten getragen, die über den Pfeilern sich erheben. Im weiten Umkreis umgibt sie in den Fenstern der Längsseiten der Chor der Apostel, während über dem allen am Triumphbogen Christus der Herr seine Hände ausbreitet (nach Dürer dargestellt). Dazu hat in der neuen von Sauer-Frankfurt a. O. gebauten Orgel, an deren Prospekt die alten schönen Ornamente wieder verwendet sind, die Kirche ein Meisterwerk der Orgelbaukunst erhalten, das in besonderer Weise der Gemeinde zur Erbauung dient und der Musica sacra eine Stätte bereitet.

Es ist erfreulich, daß bei alledem der schlichte Grundcharakter der alten Dorotheenkirche gewahrt worden ist und daß bei dieser Gelegenheit auch die alten Denkmäler und Epitaphien pietätvoll wieder hergestellt wurden. So ist es möglich geworden den Erinnerungen an die hervorragenden Männer wieder nachzugehen, die ehemals in den Grabgewölben unter der Kirche ihre Ruhestatt gefunden. Die Kirchenbücher sagen nur wenig von ihnen; aber es gilt auch hier: wenn diese schweigen, sollen die Steine reden! —

Nach diesem Vortrag, nachdem die Versammelten noch die besonders schöne Abendmahlskapelle in Augenschein genommen, begann unter Führung des Pfarrers Vogel die Besichtigung der Denkmäler.

Es wurde an der Nordseite mit dem ältesten begonnen, dem Sandsteinmonument des dort 1692 beigesezten Kurfürstlichen Hofbaumeisters und Bürgermeisters auf dem Friedrichswerder Michel Mathias Schmidt (in holländischer Schreibweise Smids).

Über dem Sockel, der die Inschrift enthält, erhebt sich ein Aufsatz mit dem Wappen in der Mitte und zwei trauernden Genien an den Seiten; darüber die Porträtbüste des hier zur Ruhe Gebetteten; mit seinen breiten derben Zügen ein echt niederländischer Charakterkopf.

Michael Mathias Smids war, wie die Inschrift besagt, zu Rotterdam am 8. Juli 1626 geboren. Er war eigentlich Schiffsbaumeister und als solcher bereits 1652 in den Dienst des Kurfürsten Friedrich Wilhelm berufen, 1653 aber zum Hofbaumeister bestellt. Er war der erste, der eine verständige und solide Bauart in der Mark einführte, auch durch Verbesserung der Wind- und Wassermühlen sich verdient machte. In den Jahren 1680—1688 hatte er Anteil am Bau des Kurfürstlichen Schlosses; es stammt von ihm der große Saal im Quergebäude, worin dann das Schloßtheater war. Vorher hatte er den kurfürstlichen Marstall an der nach dem Wasser gelegenen Seite gebaut, ebenso den Marstall in Potsdam.

Auf Geheiß des Großen Kurfürsten fing Smids auch an in Berlin Schiffbau zu treiben und legte nördlich von der Dorotheen-Kirche neben dem Garten der damaligen französischen Loge einen Schiffsbauhof an. Auf kurfürstlichen Befehl sandte er seine Leute auch nach Königsberg i. Pr. zum Bau von Fregatten und Kriegsschiffen. Es geschah zu jener Zeit, wo

der Kurfürst an die Ausführung seines Lieblingsgedankens ging, sich eine Flotte zu schaffen und nach dem Vorbild Hollands überseeische Kolonien zu gründen. In der Tat wehte damals auf fernen Meeren der rote Adler von den Masten brandenburgischer Schiffe.

Im Jahre 1688 wurde Smids zu dem Anbau der Friedrichstraße hinzugezogen. Eine Anzahl hervorragender Gebäude entstammen seiner un-



Abb. 6. Grabmal und Büste von Michel Mathias Schmidt.

ermüdlischen Hand*). Er soll auch, nach einer Notiz der Kirchenbücher, der Baumeister der Dorotheenstädtischen Kirche gewesen sein. Er starb am 29. Juli 1692 und hat seine Ruhestätte in dem Gewölbe unterhalb des Denkmals gefunden.

An derselben Wand steht weiterhin in einer Nische das Grabmal des englischen Gesandten am Hofe Friedrichs des Großen, Andrew Mitchell

*) Fr. Nicolai Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam. Anhang: Nachrichten von den Baumeistern, Bildhauern usw. Berlin 1786.

(geb. 15. April 1708 zu Edinburg, gestorben 28. Januar 1771 zu Berlin). Es ist eine Urne aus weißem Marmor, um welche in durchbrochener, vollendet schöner Arbeit die Kette des englischen Bathordens sich legt. Der Sockel aus schwarzem Marmor enthält die Inschrift. Mitchell war bekanntlich der treue Begleiter Friedrichs d. Gr. im siebenjährigen Kriege; er blieb ihm zur Seite auch auf dem Schlachtfeld im feindlichen Feuer. Seine lehrreichen Mitteilungen über die militärischen Operationen und seine Charakteristik Friedrich d. Gr. werden von dem englischen Historiker Carlyle hoch anerkannt. Mitchell wirkte hervorragend mit an dem Zustandekommen des Bündnisses mit England. Als er eine Zeitlang abberufen war, bestand Friedrich d. Gr. auf seiner Rückkehr. Als Mitchell gestorben war, sah der König, Tränen vergießend, von einem Balkon aus dem Leichenzuge nach. Auf Veranlassung des Prinzen Heinrich wurde dem treuen Freunde des Königs das obenbeschriebene Grabmal gesetzt.¹⁾

In dem altertümlich gestalteten Versammlungsraum unter der Orgelempore steht eine große künstlerisch gestaltete Urne aus dunklem Marmor auf einem Postament von hellem Marmor mit lateinischer Inschrift. Sie ist dem Andenken des Grafen von Verelst, holländischen Gesandten am Hofe Friedrichs d. Gr. gewidmet. Dick Hubert Verelst, zu Veere auf der Insel Walcheren geboren, war Mitglied des niederländischen Staatsrats und kam 1758 als Gesandter nach Berlin. Als während des siebenjährigen Krieges im Oktober 1760 Russen und Österreicher in Berlin eingedrungen waren und dort wie in Charlottenburg und Niederschönhausen die Einwohnerschaft arg brandschatzten, nahm sich Graf Verelst der bedrängten Bürgerschaft in hochherziger Weise an. König Friedrich II. hat ihm seinen Dank in einem Schreiben aus dem Feldlager zu Jessen (bei Torgau) vom 22. Oktober desselben Jahres ausgesprochen. Er sagt darin, er habe erfahren „les soins et les bons offices que vous avez employés pendant le désastre arrivé en dernier lieu à ma bonne ville de Berlin pour secourir et soulager les gens de la ville des duretés et des cruautés que l'ennemi pensait exercer sur eux.“²⁾

Friedrich der Große hat ihn sehr geschätzt, ihn in den Grafenstand erhoben und nach seinem Ableben im Jahre 1776 ein hoch anerkennendes Kondolenzschreiben an den niederländischen Hof gerichtet.³⁾

In demselben Raum befindet sich ein von der Hand Gottfried Schadows herrührendes Modell seines Lutherstandbildes zu Wittenberg. In der alten Dorotheenkirche hatte es seine Stelle rechts von dem Altarraum. Als es nach dem Umbau unter dem hohen Gewölbe nicht mehr zur Wirkung kam, ist neuerdings durch den Bildhauer Professor Waegener an derselben Stelle

¹⁾ Dictionary of National Biography. London 1894 b. Sidney Lee.

²⁾ Politische Korrespondenz Friedrichs d. Gr. 20. Band.

³⁾ Biograpisch Woordenboek der Nederlanden. Harlem 1870.

ein treues Nachbild in karrarischem Marmor ausgeführt worden. Am 10. November d. J. wurde es unter großer Teilnahme der Gemeinde in Gegenwart von Vertretern des Magistrates der Stadt Berlin, des Königlichen Konsistoriums und der Königlichen Akademie der Künste enthüllt. Dem Wittenberger Denkmal entsprechend, stellt es den Reformator in der schlichten Weise dar, wie ihn einst die Wittenberger Bürger gesehen und wie die Bilder von Lucas Cranach ihn zeigen.



Abb. 7. Urne zur Erinnerung an Verelst †.

Nach Besichtigung einer im südlichen Seitenschiff in einer Nische stehenden Marmorbüste des Fürsten von Hardenberg, die vorzüglich ausgeprägt vom Bildhauer Wichmann gefertigt, der Kirche 1824 von H. von Frauendorf geschenkt wurde, weilte die Versammlung vor einer neben dem Seiteneingang in die Wand eingelassenen großen Grabtafel aus Sandstein, die dem Angedenken des Niederländers Rütger van Langerveld gewidmet ist. Er wird in der Inschrift bezeichnet als „Architectus et Mathematicus, idemque pictor excellens“, — „tanta scientia praeditus, ut in hoc genere

pares sua aetate paucos, superiores habuerit neminem“. — Rütger van Langerveld reiht sich den holländischen Baumeistern an, die wie Mathias Smids, durch Übertragung ihrer heimatlichen Architektur auf die Mark Brandenburg in ihr eine neue Entwicklung der Baukunst einleiteten. Er wurde 1678 von dem Großen Kurfürsten als Hofmaler und Direktor der Malerakademie nach Berlin berufen und setzte seine Tätigkeit zugleich als Baumeister und Lehrer der Mathematik unter Kurfürst Friedrich III.,



Abb. 8. Marmorgrabmal des Grafen von der Mark.

dem nachmaligen ersten König von Preußen fort, dessen Lehrer er, wie die Inschrift bezeugt, gewesen war. Er schrieb Werke über die Baukunst und schuf Bilder historischer und kirchlicher Art. Seine Vaterstadt Nimwegen besitzt in ihrem Rathause ein großes Bild von ihm, welches eine Szene aus der Geldern'schen Geschichte darstellt. Er ist auch der Baumeister des kurfürstlichen Schlosses zu Cöpenick gewesen und gehört zu

den verdienstvollen Männern, die der Residenz des aufstrebenden brandenburgisch-preußischen Staates eine neue glänzende Entwicklung gaben. *)

Nunmehr wendeten die Versammelten sich dem bedeutendsten unter den Denkmälern der Kirche zu, dem bewundernswerten Marmorgrabmal des Grafen von der Mark, das in einer besonderen Apsis aufgestellt ist.

Der Graf von der Mark war ein im Alter von neun Jahren 1787 gestorbener Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II. aus morganatischer Ehe mit der Gräfin Lichtenau. Der damalige Hofbildhauer Taßaert hatte den Auftrag zur Herstellung des Denkmals erhalten, starb aber über dem Beginn seiner Arbeit. Die Ausführung des kostbaren Werkes wurde Johann Gottfried Schadow übergeben. Er hielt sich jedoch nicht an den im hergebrachten französischen Geschmack gemachten Entwurf seines Vorgängers; der damals noch jugendliche Meister schuf vielmehr seinem Genius folgend ein aus seinem eigenen gesunden Empfinden hervorgehendes Werk, durch das er einer der hervorragendsten Begründer der heutigen deutschen Bildnerkunst geworden ist.**)

Auf einem marmornen Sarkophag ruht die liebliche Gestalt des schlummernden Knaben; die Brust scheint noch atmend, das Schwert ist der Hand entsunken, zu seinem Haupte liegt der Helm. Der Sarg in antiker Form ruht frei auf leichten Füßen. Die halberhabene Arbeit darauf ist aus karrarischem Marmor inkrustiert und stellt den Augenblick dar, wo Minerva den Knaben in ihren Unterricht nehmen will, Saturnus aber ihn hinwegreißt und ihn in die Unterwelt weist. In einer halbkreisförmigen Nische an der Wand, die hinter dem Grabmal aufsteigt, tronen groß und ruhig die Schicksalsgöttinnen, den Augenblick darstellend, wo trotz der wehrenden Hand der Spinnerin der Faden des jungen Lebens nach unergründlichem Verhängnis reißt. — Eine Tafel von schwarzem Marmor, um die eine Guirlande sich legt, trägt die lateinische Inschrift, in der der Knabe bezeichnet wird als „Paternis prosecutus lacrimis, egregiis virtutibus ornatus“. — Das Denkmal steht fast genau über dem noch vorhandenen Grabgewölbe des jungen Grafen.

Nachdem auf der Orgel das Largo von Händel verklungen war, folgte die Versammlung dem Pfarrer Vogel noch auf den die Kirche umgebenden alten Friedhof.

Es wurde dort das am Eingang stehende Grabdenkmal des Kaiserlich-russischen Generalstabsobersten Constantin von Sturdza besichtigt: † 15. Februar 1806. Das Grabmal, das aus einem halbkreisförmigen Stein

*) Allgemeine deutsche Biographie, herausgegeben durch die historische Kommission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Dunker & Humblot. 1883.

**) W. Lübcke's Grundriß der Kunstgeschichte. — H. Knackfuß' deutsche Kunstgeschichte, II. Band.

mit anliegendem Kreuz besteht, zeichnet sich durch ein von Gottfried Schadow herrührendes Kruzifix mit schönem Christuskopf aus.

In die südliche Kirchenwand eingefügt befindet sich rechts vom Eingang das Grabmonument der hervorragenden Porträtmalerin Anna Therbusch, die, 1722 zu Berlin geboren, eine Zeitgenossin Friedrich des Großen war. Nachdem sie in Paris und Wien Mitglied der Akademie gewesen, erhielt sie 1770 einen Ruf als Hofmalerin des Königs und erwies sich bald als die bedeutendste Künstlerin ihrer Vaterstadt. Für den König malte sie „Die Rückkehr der Diana von der Jagd“, sowie ein ausgezeichnetes Porträt Friedrich des Großen. Hervorragende Gemälde von ihr befinden sich im Louvre zu Paris. Sie starb am 9. November 1782.



Abb. 9. Grabmonument der Malerin
Anna Dorothea Therbusch.

Das Denkmal an der Kirche zeigt neben dem Denkstein in vorzüglicher Ausführung einen Genius mit der umgekehrten Fackel, unten einen Lobeerkranz und Malerpalette. Über dem Stein befindet sich eine Vase mit dem gut erhaltenen Reliefporträt der Künstlerin. Die Arbeit stammt von dem trefflichen Chr. Meier her.

Auf der Seite links vom Eingang, gleichfalls in die Kirchenwand eingefügt fesselt den Beschauer durch seine bewundernswerte Ausführung das Grabmonument des bedeutenden Anatomen Joh. Friedr. Meckel, gleichfalls eines Zeitgenossen König Friedrich d. Gr. Meckel bereicherte die anatomische Wissenschaft durch bedeutende Entdeckungen auf dem Gebiet des peripherischen Nervensystems. — Aus seinem Geschlecht ist

eine Reihe bedeutender Anatomen und Ärzte hervorgegangen. Er starb am 18. September 1774.

Den Schluß der Besichtigung bildete an der Westseite der Kirche die Gedenktafel des bekannten Professors der Botanik Wildenow, † am

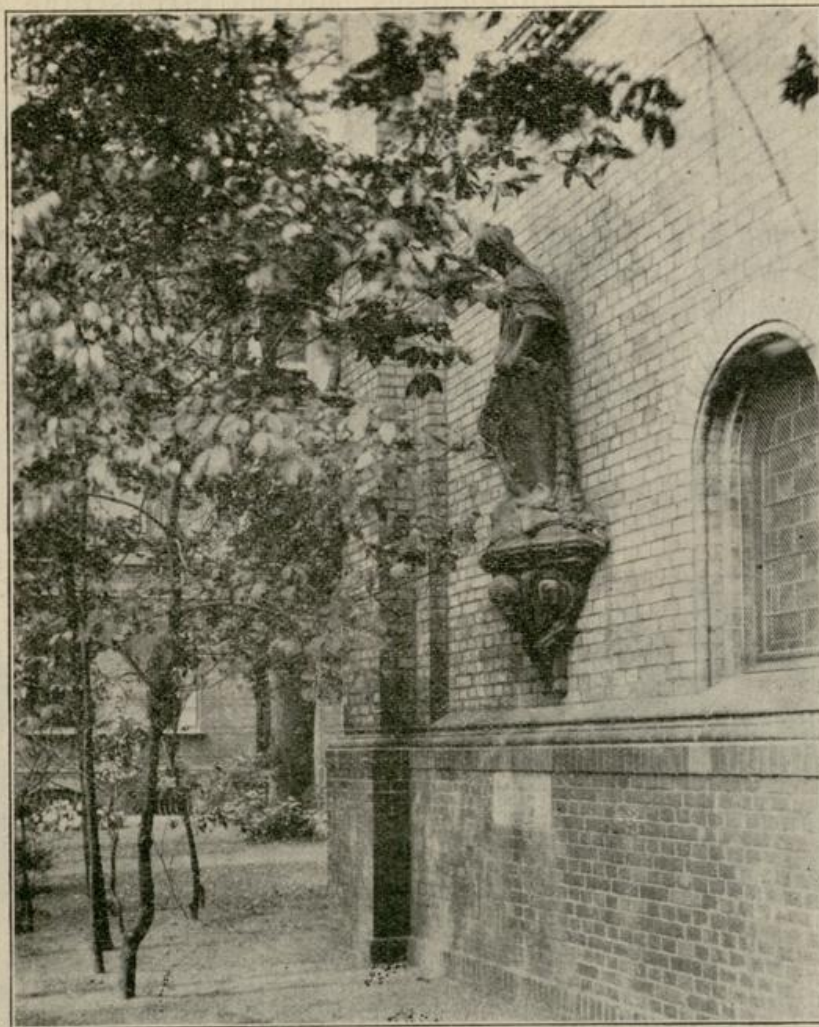


Abb. 10. Grabmonument des Anatomen Joh. Friedr. Meckel.

10. Juli 1812, der sich auch um die Flora der Mark Brandenburg besonders verdient gemacht hat.

Auch an dieser Stelle sei Herrn Pfarrer Vogel für die eingehende Erklärung der zahlreichen Kunstwerke und Herrn Musikdirektor Grabert für sein schönes Orgelspiel der Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

20. (6. ordentliche) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 15. Dezember 1909, im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstraße 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis IV und VI bis XII her.

A. Allgemeines.

I. Gegen den Abbruch der Königskolonnade*) soll auch von Seiten der Brandenburgia protestiert werden. Ich fürchte nur, daß die Dinge inzwischen im Geheimen derartig vorbereitet sind, um einen Wider-

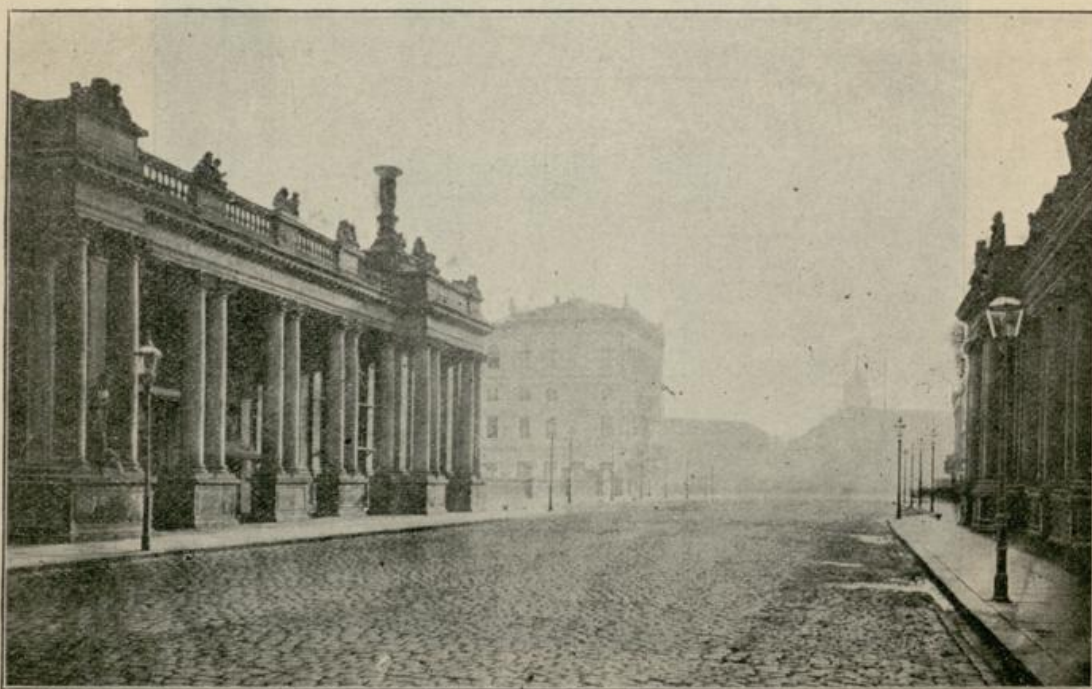


Abb. 1. Die Königskolonnaden mit der alten Georgenkirche im Hintergrund.

stand unmöglich zu machen. Da ich seit Anbeginn der Stadtbahn Abonnent derselben bin und seit Jahrzehnten auf der kritischen Stelle in der Königstraße zwischen Bahnhof Alexanderplatz und Rathaus verkehre, auch außerdem in dem städtischen Tiefbauwesen und der Straßenbaupolizei viele Jahre gewirkt habe, so kann ich als Sachverständiger nur sagen, daß der Verkehr die Königskolonnade sehr wohl erträgt. — Aber darauf kommt es

*) Die Abbildungen stammen aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Herr Hofphotograph F. Albert Schwartz NW. 27, Zinzendorfstr. 8 hat sie uns gütigst zur Reproduktion überlassen, wofür wir ihm unseren besten Dank abstatten.



Abb. 2. Die Königskolonnaden, Seitenansicht.

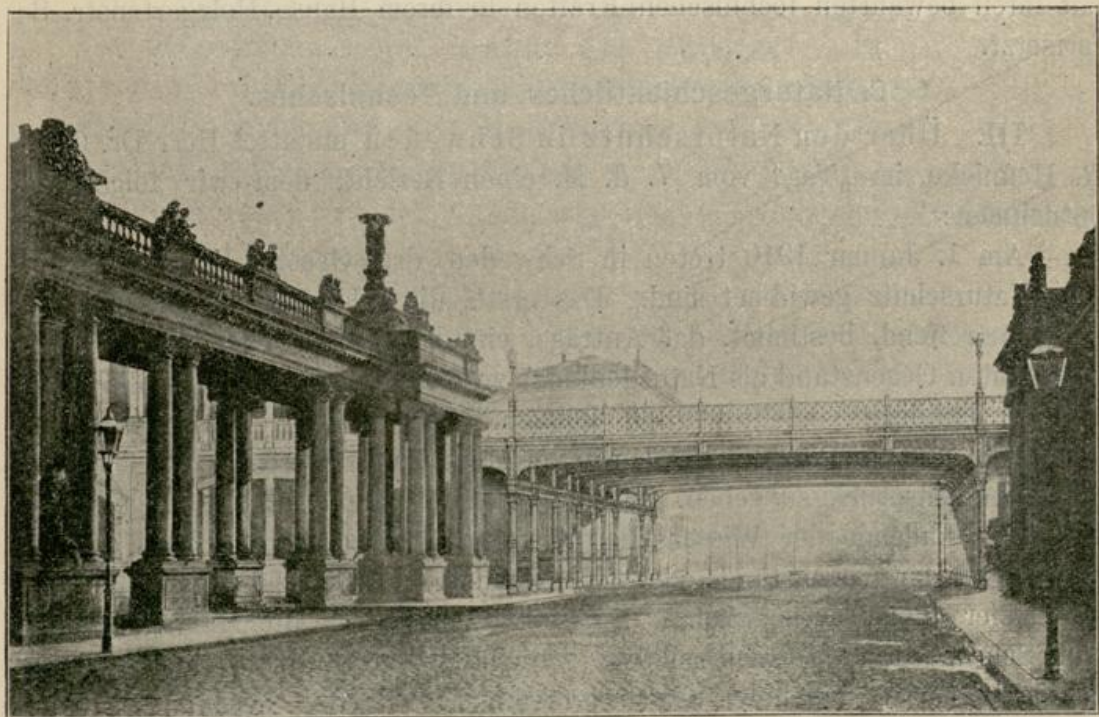


Abb. 3. Die Königskolonnaden.

Die Stadtbahn ist eingezeichnet, um Kaiser Wilhelm I. ihre Wirkung zu zeigen.

im Kern der Sache nicht an: das Bauwerk ist Eigentum des Staats und dieser möchte die Kosten der Unterhaltung los sein, nun will ein reicher Unternehmer auf der Südseite das angrenzende Gelände einheitlich bebauen. Das bietet die schönste Gelegenheit nicht bloß das letztere zu hohem Preise zu verkaufen, sondern auch die Versetzungskosten der Kolonnade herauszuschlagen. Da konnte der Fiskus nicht widerstehen.

Die Stadtgemeinde wird sich dem wohl oder übel fügen müssen. Kommt nunmehr die Frage der Versetzung des Bauwerks, soweit es aus pirnaischem Sandstein gefertigt ist, zur Erörterung, so schlage ich in erster Linie seine Wiederaufrichtung vor der Marienkirche vor. Dieselbe liegt jetzt recht unglücklich, wie versackt. Man könnte durch den Kolonnadenbau sehr wohl eine Vermittelung zwischen dem tiefliegenden Platz um die Kirche und dem höherliegenden Neuen Markt finden. Wird dies nicht beliebt, so bietet der kürzlich von der Stadtgemeinde erworbene ehemalige Botanische Garten so zwar Aufstellungsgelegenheit, als die Kolonnaden sich an der Potsdamer Straße plazieren ließen, von der aus überhaupt der Haupteingang zu der Gartenanlage geplant ist.

B. Persönliches.

II. Auf mehrfache Anfragen kann ich mitteilen, daß Frau Hofgoldschmied Lina Telge, die Witwe unseres unvergeßlichen Mitgliedes Telge, die Kunstwerkstatt ihres Mannes, die einzig in ihrer Art in Berlin dasteht, mit ihren bewährten technischen Kräften in ihrem Hause Holzgartenstr. 8 fortsetzt.

C. Naturgeschichtliches und Technisches.

III. Über den Naturschutz in Schweden erstattet Herr Dr. Carl R. Hennicke im „Tag“ vom 7. d. M. einen Bericht, dem wir folgendes entnehmen:

Am 1. Januar 1910 treten in Schweden drei Gesetze in Kraft, die dem Naturschutz gewidmet sind. Das erste, die Schonung der Naturdenkmäler betreffend, bestimmt, daß Anträge, eine bestimmte Gegend oder einen bestimmten Gegenstand als Naturdenkmal zu erklären, von jedem Beliebigen bei der Behörde gestellt werden können. Ein solcher Antrag wird im Amtsblatt und von der Kanzel herab verkündet, um Interessenten Gelegenheit zum Einspruch zu geben. Erfolgt keiner, dann wird die Angelegenheit der Akademie der Wissenschaften vorgelegt, von deren Urteil es abhängt, ob der Gegenstand oder die Gegend in das Register der Naturdenkmäler eingetragen wird. Die Behörde bestimmt die Maßregeln, die zum Schutze des Naturdenkmals für nötig gehalten werden. Insbesondere ist sie berechtigt, in einer als Naturdenkmal erklärten Gegend den Bau von Wohnhäusern, das Aushängen von Tafeln, das Anbringen von Plakaten, Inschriften und anderen störenden Dingen zu verbieten. Auf Zuwiderhandlungen steht eine Strafe von 5–1000 Kronen. Außerdem ist

die Behörde berechtigt, auf Kosten des Zuwiderhandelnden die widerrechtlich angebrachten Gegenstände zu entfernen. Von der Strafe erhält der Ankläger zwei Drittel, das dritte Drittel die Naturschutzkasse der Akademie der Wissenschaften.

Das zweite Gesetz behandelt die Nationalparks, die Eigentum der Krone sind. In diesen ist verboten das Zerstören oder Beschädigen von Naturgegenständen, das Bearbeiten oder Wegschaffen von Mineralien, das Fällen und Beschädigen von Bäumen, das Mitnehmen von Pflanzen und Pflanzenteilen, das Jagen, Fangen und absichtliche Töten von Tieren aller Art, außer in der Notwehr, das Beschädigen von Nestern und Ausnehmen von Eiern, das Mitbringen von Hunden, das Aufführen von Baulichkeiten, das Viehweiden und das Anbringen von Tafeln, Plakaten oder Inschriften. Nur die Lappen sollen berechtigt sein, schon früher bestehende Gerechtsame auszuüben. Doch dürfen auch sie nicht Bären jagen. Für jeden Nationalpark soll eine besondere Ordnung vorgeschrieben werden. Die Strafbestimmungen sind dieselben wie bei dem vorher angegebenen Gesetz.

Ein drittes Gesetz bestimmt die Grundsätze, nach denen es möglich ist, im Privateigentum befindliche Örtlichkeiten auf dem Wege des Ent eignungsverfahrens als Naturdenkmäler zu erklären.

Wie lange wird es dauern bis man sich bei uns zu ähnlichen gesetzlichen Maßnahmen aufschwingt?

IV. Vorlage (J. - Nr. 19 331 B. I./09) — zur Beschlußfassung —, betreffend die beim Neubau des Märkischen Museums, bei seiner inneren Einrichtung und bei Aufstellung der Sammlungsgegenstände entstandenen Mehrkosten.

Bei der Erbauung des Märkischen Museums, bei seiner inneren Einrichtung und besonders bei Aufstellung der Sammlungsgegenstände sind Mehrkosten entstanden.

Schon bei der Fundierung konnten solche nicht vermieden werden, welche die Bauverwaltung damals durch Minderkosten bei der dann folgenden Ausführung des Gebäudes auszugleichen hoffte.

Diese Mehrkosten bei der Fundierung in Höhe von 42 865 Mk. waren auf nicht vorherzusehende Schwierigkeiten zurückzuführen.

Der Baugrund erwies sich während der Bauarbeiten wesentlich schlechter, als nach dem Ergebnis der an vierzehn verschiedenen Stellen des Geländes bis auf 11,55 m ausgeführten Probebohrungen und auch nach den nachträglichen Kontrollbohrungen erwartet werden konnte.

Im besonderen wurde durch das hierdurch bedingte Tieferlegen der Baugrube und der Fundamentsohlen die Bodenausschachtung um rund 4300 cbm und die Abfuhr um 3300 cbm vermehrt. Des weiteren fanden sich bei der Ausschachtung zahlreiche alte Fundamente vor, deren Abbruch, Entfernung und Reinigung für Wiederverwendung des Steinmaterials

erhebliche Kosten verursachte. Schließlich haben sich auch bei der Vergebung der Erdarbeiten Mehrkosten durch hohe Preisforderungen ergeben.

Die bei der Fundierung entstandenen Schwierigkeiten hatten zu einem Prozeß mit dem Unternehmer Meyer geführt, welcher durch die Annahme eines Vergleichs beendet wurde. Die hierbei städtischerseits übernommene Vergleichssumme in Höhe von 13 000 Mk. kam ebenfalls hier zur Verrechnung.

Die bei der Fundierung entstandenen Mehrkosten veranlaßten die Bauverwaltung, bei der Detailbearbeitung der Schmuckteile am Äußeren und im Inneren des Gebäudes, soweit dies an Hand des genehmigten Entwurfs zulässig war, möglichst einfach zu gestalten. Es gelang auch hierdurch, bei den Steinmetzarbeiten, den Malerarbeiten und bei den Schmiedearbeiten Minderkosten zu erzielen. Sie wurden jedoch durch beträchtliche Mehrkosten bei den Maurerarbeiten, den Maurermaterialien, den Zimmerarbeiten, den Eisenguß- und Walzarbeiten und der Zentralheizungsanlage weit überschritten, sodaß bei der Ausführung des Gebäudes noch 113 685 Mk. Mehrkosten entstanden. Hieran waren im wesentlichen höhere Submissionspreise, als vorher erwartet werden konnten, schuld. Aber auch der Umfang der Sammlungen machte allmählich einen weiteren Ausbau des Gebäudes, als vorher angenommen werden konnte, erforderlich.

Ein verhältnismäßig hoher Betrag, 210 400 Mk. Mehrkosten entstanden bei der inneren Einrichtung und bei Aufstellung der Sammlungsgegenstände.

Das Museum umfaßt etwa 100 000 Gegenstände.

Bei den sehr beschränkten Räumen, welche dem Museum früher zur Verfügung standen, konnte dort nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Gegenstände zu einer übersichtlichen Aufstellung gebracht werden. Der größere Teil lag in Kisten verpackt. Große Gegenstände konnten überhaupt nicht aufgestellt werden, sie waren auf Dachböden hiesiger Kirchen, in Kellern und auch auf Steinmetzplätzen zumeist ganz unübersichtlich untergebracht. Viele Gegenstände wurden aber auch dem Museum erst während der Einrichtung desselben zugewandt.

So fehlte dann auch bei der Aufstellung des Kostenanschlages für die innere Einrichtung und die Aufstellung der Sammlungsgegenstände eine zuverlässige Unterlage, es konnten im wesentlichen nur überschläglich geschätzte Pauschalbeträge eingesetzt werden. Dabei schien aber der Kostenanschlag in Höhe von 447 500 Mk. auch der Bauverwaltung ausreichend bemessen zu sein.

Erst mit der Zeit, bei dem allmählichen Auspacken der Sammlungen im Neubau, bei den vielfachen Versuchen, charakteristische Gegenstände auch in ihrer Eigenart entsprechenden Weise wirkungsvoll zur Aufstellung zu bringen, erst als sich bei sehr vielen stark beschädigten Sammlungs-

gegenständen die Notwendigkeit herausstellte, sie mehr oder weniger zu ergänzen, um sie überhaupt standfähig zu machen, erst als bei der Unterbringung der wissenschaftlichen Sammlungen durch mancherlei Versuche erprobt werden konnte, wie die verschiedenen Arten von Schränken zu konstruieren seien, erst als sich von Monat zu Monat immer mehr zeigte, daß ein großer Teil der Dachräume, die letzten Räume des Kellers, ein Zwischengeschoß und mehrere Turmgeschosse zur Aufstellung von Gegenständen eingerichtet werden mußten, konnte man ersehen, daß verschiedene Pauschalsätze zu gering geschätzt worden waren.

Die vielen Ergänzungsarbeiten an den Sammlungsgegenständen konnten nur unter beständiger Aufsicht im Neubau selbst ausgeführt werden. Hierfür waren verschiedene Werkstätten, so für Holzschneide-, Steinmetz-, Maler- und Kunstschmiedearbeiten im Neubau eingerichtet worden.

Die Gesamtkosten der inneren Einrichtung und Aufstellung der Sammlungen betragen 657 900 Mk.

Zur Beurteilung der Höhe dieser Einrichtungskosten sei erwähnt, daß bei dem in denselben Jahren und mit annähernd gleicher Bausumme ausgeführten Museum in Darmstadt die Einrichtungskosten 871 320 Mk., also noch rund 200 000 Mk. mehr betragen.

Bei den anderen gleichzeitig zur Ausführung gekommenen großen städtischen Bauanlagen sind Minderkosten erzielt worden, so bei dem Bau des Rudolf Virchowkrankenhauses rund 126 315 Mk., bei dem Bau der III. Irrenanstalt in Buch rund 130 688 Mk., bei dem Bau der Zentrale in Buch rund 138 588 Mk. und bei dem Bau der Fleischvernichtungsanstalt in Rüdnitz nebst Sammelstelle auf dem Viehhofe rund 151 300 Mk. Diese Minderkosten betragen zusammen rund 546 891 Mk.

Mit Rücksicht hierauf haben wir die Mehrkosten beim Bau des Märkischen Museums und seiner Einrichtung von zusammen 367 000 Mk. genehmigt und ersuchen um folgende Beschlußfassung:

Die Versammlung erklärt sich mit der Überschreitung der für den Neubau des Märkischen Museums bewilligten Mittel um rund 367 000 Mk. einverstanden.

Berlin, den 15. Dezember 1909.

Magistrat hiesiger Königl. Haupt- und Residenzstadt.
Kirschner.

[Nachträglicher Zusatz: Nach eingehender Beratung in einem Ausschuß hat, dessen Beschluß entsprechend, die Stadtverordneten-Versammlung den Antrag vom 15. ds. Mts. genehmigt. Das ist gewiß sehr erfreulich, aber die Ausstellungsräume sind doch bereits der Art angefüllt, daß man schon jetzt darauf Bedacht nehmen sollte, neue Unterkunft zu schaffen. — Das läßt sich machen, wenn an Stelle der sehr häßlichen

und störenden benachbarten Badeanstalt ein einfacher Bau für die naturgeschichtlichen Sammlungen errichtet wird. Die auf diese Weise gewonnenen Räume im jetzigen Museumsgebäude würden alsdann zur Ausdehnung der kulturgeschichtlichen Sammlungen zu verwenden sein.]

D. Kulturgeschichtliches.

V. Bücherei Alt-Berlin. Geschichtliches, Biographisches und Humoristisches mit Bildschmuck. Herausgeber Paul Hennig. Charlottenburg 1909. Goldesche Buchhandlung, Inhaber unser Mitglied Paul Oesterheld. Der erste Band, dem ich auf Wunsch des Herausgebers, auch eines Mitgliedes der Brandenburgia, ein Geleitwort mitgegeben, umfaßt eine Auswahl von Erzählungen aus Bernhard Hesslein's und Carl Rogan's „Berühmten und berüchtigten Häusern Berlins“: Der Kalandshof. — Das Hohe Haus. — Der Geckholl. — Das Küsterhaus zu St. Nikolai und Hans Kohlhasse. — Der „Zauberer“ Thurneyßer im grauen Kloster. — Das galante Bernhardsche Haus. — Das Hesslein-Rogansche Buch ist 1849 erschienen und, weil viel begehrt, längst vergriffen.

Unser A. M. Herr Dr. Gustav Albrecht äußert sich zur Sache wie folgt:

Von Jahr zu Jahr verschwinden in der mächtig aufstrebenden und zu einer modernen Metropole sich entwickelnden Reichshauptstadt die historischen Stätten des alten Berlins, und bald wird man nur durch Chroniken, zeitgenössische Überlieferungen und Abbildungen Kunde von jenen Örtlichkeiten haben, wo sich das Altberliner Leben abgespielt, an denen sich die Entwicklung der bescheidenen Residenz zur Weltstadt vollzogen hat. Unter diesen Umständen ist es mit Freuden zu begrüßen, daß das vorliegende Unternehmen, die „Bücherei Alt-Berlin“, die historischen und kulturgeschichtlichen Erinnerungen aus dem alten Berlin pflegen und aus dem reichen Schatze von Altberliner Überlieferungen, Aufzeichnungen, Erzählungen und Liedern verschiedenes veröffentlichen will. Der vor kurzem erschienene erste Band der von Paul Hennig herausgegebenen Bücherei „Alt-Berlin“ bringt eine Auswahl aus dem in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts veröffentlichten Sammelwerke „Berlins berühmte und berüchtigte Häuser“ von B. Heßlein und C. Rogan und wird damit manchem Berliner eine Freude bereiten, denn das Werk ist, obwohl es mehrere Auflagen erlebt hat, längst vergriffen und auch antiquarisch schwer zu haben. Die erste der neuherausgegebenen Erzählungen spielt im Kalandshofe in Alt-Berlin und schildert das Treiben bei den Zusammenkünften der Kalandsgilde um die Mitte des 14. Jahrhunderts, die folgende führt uns in das „Hohe Haus in der Kloster-

straße 75 und macht uns mit bemerkenswerten Ereignissen aus seiner Geschichte, so aus der Zeit der beiden ersten Hohenzollern, bekannt und in der dritten berichtet Heßlein von dem Geckholl im Mauerwinkel an der Marienkirche, von der düsteren Behausung der Berliner Juden, von Hostien-diebstählen und Judenverfolgungen, von den Foltern, von Hinrichtungen und Verbrennungen im alten Berlin. Der gleichen Zeit unerbittlicher Rechtspflege gehört auch die nächste Erzählung an, die sich mit der Gefangennahme und Hinrichtung des Roßtäuschers Hans Kohlhase beschäftigt, der Schauplatz dieser Erzählung ist das Küsterhaus zu St. Nikolai, und in der letzten Erzählung versetzt uns Rogan in die Friedrichstr. 63. in das Haus der galanten Madame Bernhard, deren Räume Napoleon I. im Jahre 1806 bei seiner Anwesenheit in Berlin besuchte. Das Buch ist mit Abbildungen der erwähnten Häuser und mit entsprechenden zeitgenössischen Darstellungen versehen und eignet sich als Geschenk für Freunde der Geschichte Berlins.

VI. Rudolf Schmidt: Märkisches Sagenbuch. Sagen und Geschichten aus Barnim und Uckermark. 1910. Verlag der Schillerbuchhandlung Charlottenburg. Geb. 1,50 Mk.

Unser geschätztes Eberswalder Mitglied hat mit großem Eifer die zahlreichen ihm bekannten Sagen aus dem bezeichneten Gebiet zusammengestellt. Die mit † bezeichneten Stücke sind bisher in einer Sagensammlung noch nicht veröffentlicht worden. Wenn wir einen Wunsch für eine hoffentlich bald folgende neue Auflage hegen, so wäre es der, daß der Herausgeber die Quellen, aus denen er die einzelnen Erzählungen geschöpft hat, bei jeder der letzteren angibt. Ich lasse das Büchlein, das für den Weihnachtstisch wohl geeignet ist, zirkulieren.

VII. Die Mode. Menschen und Moden im XIX. Jahrhundert nach Bildern und Kupfern der Zeit ausgewählt von Dr. Oskar Fischel, Text von Max von Boehn. München 1908. Endlich komme ich dazu, dies kulturgeschichtlich bedeutsame, dabei flottgeschriebene Sammelwerk in 3 Bänden Ihnen vorzulegen. Band I umfaßt die Jahre 1790—1817, Band II 1818—1842 und Band III 1843—1878. Es ist eine gediegene Auslese aus dem erdrückend großen Stoff. Von der prächtigen Ausstattung wollen Sie sich durch den Augenschein überzeugen.

VIII. Bismarck's Mutter und ihre Ahnen. Ich lege Ihnen den I. Band, der ungemein reich illustriert ist und die Ahnenreihe bis zur Trauung der Mutter des Eisernen Kanzlers enthält, mit bester Empfehlung des Werkes meinerseits vor. Herr Dr. Conrad Müller-Potsdam hat mit wahrhaftem Bienenfleiß, aber auch mit der nötigen Schärfe der Kritik, was sich über den weiblichen Stammbaum des großen Mannes hat ermitteln lassen, zusammengetragen. Von dem Verlag Martin Warneck-Berlin ist dem Buch eine künstlerische, gediegene Ausstattung gewährt worden.

Wenn der kürzlich verstorbene Historiker Lorenz mehr Achtung vor den Müttern in der Geschichte gefordert hat und es beklagt, daß sie in der Geschichtsschreibung zu wenig Berücksichtigung fänden, so trifft dies bei Luise Wilhelmine von Bismarck geb. Mencken, der Frau, welche der deutschen Nation ihren größten Staatsmann gab, auch zu. Lange hat sie mehr im Schatten gestanden, als ihrer natürlichen und geistigen Bedeutung im Leben ihres Sohnes zukommt. Dr. Conrad Müller hat nun diese Lücke auszufüllen gesucht und durch fleißige Forschungen in Archiven sowie in der bisher erschienenen Literatur uns das Lebensbild dieser Frau gezeichnet. Vor allem haben ihm hierbei die bisher unbekanntten Schätze der Familie Mencken sowie Chronikaufzeichnungen, Dokumente usw. unschätzbare Dienste geleistet. Der zunächst erschienene 1. Band bringt die „Erinnerungen an die Großeltern in Helmstedt und an die Jugendzeit in Potsdam bis zu der Vermählung nach Schönhausen.“ Wir werden hierin auf ganz neue Spuren geführt, die bisher weiteren Kreisen so gut wie unbekannt waren.

Der Ausstattung des Werkes ist, wie vorangedeutet, ganz besondere Sorgfalt gewidmet. Eine größere Anzahl künstlerischer Lichtdrucke und Autotypien, z. T. auf Grund von Eigenaufnahmen angefertigt, ältere Stiche aus verschiedenen Museen, Familiengemälde usw., sowie ein farbiger Stammbaum des Menckenschen Geschlechtes sind nebst Faksimiles von Originalbriefen dem Buche beigegeben.

Im ganzen wird das Werk eine neue Bestätigung der alten Wahrheit bringen, daß die Männer, welche der Menschheit Großes gegeben und Großes für sie gewagt haben, ihren Müttern oder Großmüttern, was ihre geistige Veranlagung betrifft, besonders viel zu verdanken pflegen. Das ist schon oft gesagt worden, z. B. auch von Schopenhauer und Novalis, und gilt nicht nur von den religiösen Geistern und Dichtermüttern, obwohl hier die weiche Natur des Weibes mit ihrer Gemütsinnigkeit, Schönheitsliebe, Glaubenstiefe, romantischer Gedankenrichtung den mütterlichen Erbschaften einen besonderen Einschlag verleiht, sondern auch von den härter gestalteten Gelehrten, Volksführern, Staatsmännern, Fürsten. Wer hätte z. B. bei Friedrich dem Großen, dem Philosophen von Sanssouci, jemals den Rückblick auf seine Mutter und seine Großmutter, die geistvolle Sophie Charlotte, die Philosophin von Lietzenburg vergessen?

Der Inhalt umfaßt Folgendes: Das Stammland Oldenburg — Die Anfänge des Geschlechts Mencke — Eilhard Mencke — Hans und Helmrich II. — Wappen und Name — Die Verpflanzung nach Leipzig — Otto III. Mencke und seine Erben — Johann Burkhard Mencke — Lüder Mencke — Gottfried Ludwig I. Mencke — Die Stadt Helmstedt — Die Julia Carolina — Braunschweig im 18. Jahrhundert — Gottfried Ludwig II. Mencke(n) — Die Familie Witten — Anastasius Ludwig Mencken auf der Akademie — Die Flucht nach Berlin — Bei der Gesandtschaft in Schweden — Im

Kabinett Friedrichs des Großen — Vermählung mit Frau Direktor Schock — Die Familie Boeckel — Das Potsdamer Familienhaus — Die weitere Umgebung — Neu-Cladow — Der Niedergang Preußens unter Friedrich Wilhelm II. — Mencken als Jakobiner — Im Feldzug 1792 — In Ungnade — Südpreußen — Der Fall Zerboni — Unter Friedrich Wilhelm III. — Menckensche Minuten — Die letzten Lebensjahre und Tod — Erziehung der Kinder — Verkehr mit der Königlichen Familie — Potsdamer Ereignisse — Verlobung und Trauung — Bürgerliche Erbtümer — Quellenachweis.

Der zweite Band, der nächstes Jahr herauskommt, wird Luise Wilhelmine Mencken als Mutter ihres großen Sohnes in geschlossenem, innerlich vertieftem Zusammenhange bringen.

Möchte das Werk nun die guten Absichten, welche es verfolgt, erfüllen und nicht in den breiten Strom der Tagesliteratur versinken, möchte es auch der Nation, der Frauenwelt und dem deutschen Bürgertum etwas Neues und etwas von tieferem Gehalt zu sagen haben! Ein Teil seines Reinertrages soll mit dazu dienen, in Potsdam in dem städtischen Museum eine würdige Gedächtnisstätte für die Mutter Bismarcks und ihre Jugendzeit an der Havel herzurichten. Im Zusammenhang mit diesem Gedanken, der wohl der allgemeinen Unterstützung wert ist, entstand das Werk, das vorzüglich auf den Geschenktisch paßt. Gebunden kostet dieser Band 8 M., bei Aufgabe von 20 Bestellungen 7,50 M., von da ab bis 50 Exemplaren 7 M., die weiteren Exemplare 6,75 M. Bestellungen nimmt unser Bureau entgegen.

Zu S. 121 bemerke ich noch: Über Bismarck in Pommern ist kürzlich der erwartete erste Band von Erich Marck's Bismarck, auch unter dem Titel „Bismarcks Jugendzeit 1815—1848“, Stuttgart und Berlin 1909, erschienen, worin Bismarcks Mutter ebenfalls ausführlich gedacht wird. Vergleiche auch Monatsblatt Dezember 1909 der Gesellschaft für Pommersche Geschichte.

IX. Von den Kunstdenkmälern der Provinz Brandenburg, herausgegeben vom Brandenburgischen Provinzialverband, lege ich Ihnen Bd. I, Teil 1, Westprignitz vor. Die Bearbeiter dieses ausgezeichneten Quellenwerks, über das man stundenlang berichten könnte, sind sämtlich Mitglieder der Brandenburgia, die Herren Architekt Paul Eichholz, Privatdozent Dr. Friedrich Solger und Oberlehrer Dr. Willy Spatz. Der nächstfolgende Band „Lebus“ wird in Bälde erscheinen. Ich mache auf die reichillustrierten Arbeiten über Dom Havelberg, Wilsnack, Plattenberg, Perleberg, Putlitz, besonders aufmerksam. 4 Karten, 49 Tafeln, 357 Abbildungen im Text dienen vortrefflich zur Erläuterung beziehungsweise Verschönerung dieses standard-works, auf das unsere Provinz stolz sein darf.

E. Bilder, Karten, Pläne.

IX. Althergebrachter Maßen um diese Jahreszeit lege ich die Agenda Herzog vor. Der Jahrgang 1910 enthält einen reich bildlich ausgestatteten längeren Aufsatz unseres Presse-Seniors Professor Ludwig Pietsch: Die Maler der schönen Frauen; nicht wenige unter ihnen fallen in unser Heimatgebiet.

X. Von der Wachsbüste der Flora Lionardo da Vinci's, die die der Ganeraldirektor der Museen Dr. Wilhelm Bode für das Kaiser Friedrich-Museum um einen sehr hohen Preis erworben, lege ich Ihnen eine gute Abbildung vor. Über die Echtheit befragt, kann ich, nach einigem Schwanken mich bekehrt habend, nur sagen, daß ich den erhaltenen Torso für höchst wahrscheinlich echt halte. Dazu bestimmen mich die amtlichen Berichte der K. Kunstsammlungen, u. a. das technische Gutachten der Herren Geh. Reg.-Rat Dr. A. Miethe, insbesondere auch ein Gutachten des Wirkl. Staatsrats Professor Dr. Rählmann-Weimar. Beide befassen sich mit der Frage der Bemalung. Der erstere teilt die Resultate des photochemischen Verfahrens mit, der letztere diejenigen der chemischen Analyse.

Geheimrat Miethe hat, um festzustellen, ob die Bemalung der damaligen Büste der jetzigen gleich war oder ob überhaupt eine solche existierte, die Aufnahme unter genau denselben Bedingungen und mit demselben photochemischen Material vorgenommen, wie es von Lucas benutzt worden ist. Die Betrachtung und Untersuchung der Lucasphotographie ergab, daß die Aufnahme des Lucas nicht vor dem Jahre 1859 gemacht worden sein kann. Die Büste war schon bemalt als sie Lucas photographierte.

Staatsrat Rählmann hat das Blau des Gewandes, das Braun des Halses und die weiße Farbe der freien Körperoberfläche der Büste untersucht. Betrachtet man kleine Bröckel des blauen Gewandes, indem man ein frisch gebrochenes Stückchen mit der Bruchfläche nach oben auf die Kante stellt, so sieht man bei etwa sechzigfacher Vergrößerung, daß körnige, splitterige, mit scharfen Ecken und Kanten versehene Stückchen blauer Farbe in einem weißgrauen, speckigen, homogenen, durchscheinenden Medium suspendiert sind, derartig, daß zwischen den Farbstoffteilchen überall das erwähnte Medium sichtbar ist. An dunkelblau gefärbten Stellen findet sich unter dem Blau eine ziemlich mächtige braune Zwischenlage, die das Blau vom Wachs trennt. Diese Schichtung — Blau auf Braunrot — ist in ihrer Technik sehr ähnlich dem Schichtenblau altitalienischer Temperabilder. Sie findet sich auch auf Tafelbildern in der altdeutschen und altniederländischen Kunst bis ins 17. Jahrhundert.

Die Art, wie die blauen Partikel in dem Medium verteilt sind, das Aussehen dieses Mediums und auch sein optisches und chemisches Verhalten ist überaus ähnlich dem Medium und den Farben der blauen

Schichten auf den Tafelbildern des Marco Basaiti, die ich von den oberitalienischen Meistern um 1500 aus meinem Vergleichsmaterial herausgreife sowie auch der blauen Schicht der Gewandteile von Holzfiguren der vorhergehenden Epochen. Das Braun des Haares stellt eine verhältnismäßig dicke Schicht vor, die bei auffallendem Licht tiefbraun aussieht, bei durchfallendem Licht aber hellrötlichbraune bis goldgelbe Farbe besitzt. Der Zusammensetzung dieser Farbschicht nach handelt es sich um die im Mittelalter in der Malerei, besonders der Tempera viel verwendete Flechtenart der Orseille (Roccella).

Die in der beschriebenen Malerei zutage tretende Technik läßt erkennen, daß der Autor der Büste ein ebenso technisch geschulter Maler als guter Bildhauer gewesen sein muß. Wie die auf der Büste zur Anwendung gelangte Maltechnik, die Schichtung der Farbenlagen, das für die Renaissancekunst charakteristische durchscheinende Medium usw., so sind auch einzelne der verwendeten Materialien in den letzten anderthalb Jahrhunderten in der Malkunst meines Wissens nicht mehr verwandt worden. So legt die Malerei auf der Büste, auch unter der dicken Schmutzkruste, welche sie bedeckt, noch heute Zeugnis ab für die Kunst des alten Meisters, der sie geschaffen hat.

Daß die Italiener, besonders aber die Engländer uns den Erwerb dieses Hauptstücks nicht gönnen, wundert mich als langjährigen Museumsbeamten, der Neid und Mißgunst auf dem Kunst- und Antiquitätenmarkt nur zu sattsam kennen gelernt hat, keinen Augenblick, gönnen wir den Nörglern und Neidern ihr kleinliches Vergnügen und lassen wir uns durch sie den Besitz des neuen Prachtstücks unserer heimatlichen Kunstmuseen nicht verleiden.

XI. Das alte Berlin. Neue Folge in 36 Blatt nach Photographien aus den letzten 5 Jahrzehnten aufgenommen und verlegt von F. Albert Schwartz (Inhaber unser Mitglied Albert Schwartz).

Für den sehr billigen Preis von 3,50 Mk. werden hier viele vortreffliche Abbildungen geboten, nach eigenen, sonst kaum mehr auftreibbaren Originalaufnahmen. Ich kann diese Serie nur unseren Mitgliedern und Freunden zur Anschaffung auf das wärmste empfehlen.

XII. Nachtrag zu Abteilung D. U. M. Herr August Foerster sendet uns folgendes ein:

„Die erste Prähistorische Fachsitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in diesem Winter fand am 7. ds. Mts. unter Vorsitz von Professor Dr. Olshausen statt. Es sprach als Erster Herr H. Grosse über den Rundwall von Möllendorf im Kreise Luckau, den er aufs eingehendste durch Grabungen untersucht hat. Auch schon früher sind Untersuchungen in dieser Art angestellt worden. Man hat sich aber damit begnügt, bis zu den Erdschichten hinabzugehen, die

dem gewachsenen Boden der nächsten Umgebung entsprachen, und scheint angenommen zu haben, daß der Rundwall ohne jegliche tiefere Gründung auf den aus Wiesenerde bestehenden Boden aufgeschüttet worden war, und es sich deshalb erübrige, tiefer zu graben, da es nicht wahrscheinlich dünkte, im tieferen Grunde etwas zu finden. In der Tat bildet der Rundwall ein sehr schlichtes Werk aus Menschenhand. Jene frühere Grabung hat ihn, wie die erste, von dem Vortragenden unter Zustimmung der Gemeinde Möllendorf ausgeführte oberflächliche Grabung auf einer Schicht Wiesenerde von 57 cm Stärke stehend gezeigt, worauf eine Lehmschicht von 2 m Stärke in der ganzen Ausdehnung des Walles gebracht war, welche dem in Höhe einer Brustwehr gleichfalls aus Lehm oder Ton aufgeschütteten ringförmigen Damm als Grundlage diente. Da sich in der untersten Schicht außer der Wiesenerde der Nachbarschaft auch Kohle und Stücke gebrannten Lehms vorfanden, nahm Herr Grosse Anlaß zu einer tieferen Grabung, die zunächst zur Auffindung eines größeren Steinfragments mit zwei abgeriebenen Flächen führte, das sich als das Bruchstück eines Mühlsteins erwies. Bei weiterem Graben fand sich eine Höhlung von 2 m Durchmesser und 1 1/2 m Tiefe und in dieser noch 3 weitere Mühlsteine und ein offenbar zu ihnen gehöriger runder, tönerner Hohltrug, Bruchstücke von Gefäßen viele kleine Scherben, ein weißer Tonklumpen, eine ganz verrostete kugelige Eisenmasse von 32 cm Durchmesser, 2 kleine runde Steine und viele Knochen. An der Unterseite eines flachen Steines zeigte sich Kohle angebacken. Es entsteht die Frage: welche Schlüsse sind aus diesem Befund der Ausgrabung zu ziehen, welcher Zeit gehören diese Dinge an? Hierfür bieten die aus Porphyrr bestehende Mühlsteine und die Beschaffenheit der tönernen Scherben einen gewissen Anhalt. Der Porphyrr ist dem Porphyrr aus den nächsten Fundorten dieses Gesteins nicht entfernt ähnlich, er wurde also von weither gebracht, mithin bei seiner Schwere wohl zu Schiff auf der von Möllendorf nicht alzufernen Elster, folglich zu einer Zeit, wo solche Schiffsverbindungen schon bestanden. Alle Fundgegenstände zusammen betrachtet, scheint der Ort die Werkstätte eines Töpfers, scheinen die Mühlsteine zum Vermahlen und Vermischen von Mineral, Ton oder dergleichen bestimmt gewesen zu sein. Die Tonscherben deuten in ihrer Struktur auf Scheibenarbeit, in ihrer Masse auf die Zeit der Entwicklung des Steingutes; vorgefundene kleine Geräte aus Knochen zeigen auffällige Ähnlichkeit mit gegenwärtig noch benutztem Töpfergerät. Man wird daher kaum fehlgehen, wenn man zum mindesten die Benutzung des Ringwalles zu Zwecken, wie die Funde sie erläutern, in das frühe Mittelalter verlegt.“

Leider will die Gemeinde den Burgwall abtragen, ich habe daher, Ihr Einverständnis voraussetzend, mich an unseren Herrn Provinzialkonservator Goecke mit dem Ersuchen gewendet, der Zerstörung von Amtswegen entgegen zu treten.

XIII. U. M. Fräulein Elisabeth Lemke hielt hierauf einen verdientermaßen recht beifällig aufgenommenen Vortrag über den Raben in der Volkskunde. Dieser Vortrag wird, mit einem Nachtrag versehen, im nächsten Heft erscheinen.

XIV. Im Roland - Restaurant, Potsdamer Straße fand eine gesellige Nachversammlung statt.

Kleine Mitteilungen.

Fachwerk- und Blockhausbau. Eine vorzeitliche Baubetrachtung von Karl Wilke. In Nummer 6, Jahrgang XVIII, Seite 169 der Brandenburgia Monatshefte ist bei der Besprechung der Obliwitzer Hausurne von der vermutlichen Altersfolge, ob Fachwerkbau oder Blockhausbau älter sei, die Rede und möchte ich dazu nachstehendes ganz ergebenst bemerken.

Die Fachwerksbaukunst und zwar aus dem primitiven Flechtwandbau hervorgegangen, den man Kiddelwerk nennt, erscheint mir weit älter, als die Blockhausbaukunst. Beim Kiddelwerk sind ursprünglich wohl nur die Baumzweige, wahrscheinlich in luftiger Höhe als Schutzwände mit einander verwirrt und durchflochten worden und zur Herstellung genügten wenige, ganz mechanische Handgriffe, ebenso einfache Werkzeuge und nur tierischer Instinkt, der auch den Vögeln ihren Nestbau lehrte. — Weshalb soll meines Erachtens der von Natur aus waffenlos erschaffene Mensch im Urzustande zunächst nicht die Baumkrone als geeigneten Unterschlupf und Schutz herausgefunden und aufgesucht haben? Das Klettern wird ihm leicht, man beobachte es an kleinen Kindern und der später fallende Pfahlbau des Urmenschen ist eine getreue Nachbildung seines ehemaligen Baumasyls. Der Blick eines hilfesuchenden Menschen ist im Gegensatz zum Tier stets nach oben gerichtet, niemals nach unten spähend. Der Baum spielt übrigens in allen Mythologien eine stets schützende, lebenerhaltende Rolle. Ich erinnere an das aus dem menschlichen Erfahrungsschatz stammende, eddische Bild vom Altvater Wodan, als dieser in den neun ewigen Nächten, gleich einer Frucht der Unendlichkeit am Weltenbaume, also am Himmel wie ein Gestirn hängend angenommen ward, bis ihm, aus sich selbst heraus, die Erleuchtung wurde, er an Kenntnissen und an Geist gereift, von Baum herab auf den Erdboden fiel, um als Vorbild und Lehrmeister diesen zu beherrschen. Das Dasein des Gottes ging hierbei aus der Leideform in die Tatform über und durch die Kulturerrungenschaften, wie der primitiven Waffen, Zähmung der Haustiere, Gebrauch des Feuers, war er gleich den Menschen, die sein Bild schuf, vom Baum unabhängig geworden. Es ist das nichts weiter als eine verblaßte Erinnerung an den Werdegang der menschlichen Kultur, die, was das Gottbewußtsein und seine Vorstellung bildete, im ewigen Wechsel ausbaute. — — — Nicht immer standen den sich

mehrenden Menschengeschlechte damals paßrechte Wohnbäume zur Verfügung, man half künstlich nach, indem man Pfähle in das Erdreich trieb, diese mit Baumzweigen als Schutzwand verflocht, zunächst noch hoch oben über dem Erdreich oder dem Wasser schwebend, als ein besserer Schutz gegen tierische Angriffe, die sogenannten Pfahlbauten, als deren Nachkömmlinge, die Laubenhäuser oder Löwinge gelten können. Das Dach dieser Gebäude, seine Konstruktion war immer nach dem Baumasyll nachgebildet, es gleicht einem Gewirr von Zweigen mit Laub und Röhrichabdichtung als oben Schicht. Auch heut ist die Ähnlichkeit zwischen Baum und Bauwerk nicht ganz verwischt worden z. B. überraschend bei der 700 jährigen Holzkirche zu Borgund in Norwegen. — Um gegen Witterungsunbilden, besonders in unsern Breiten im Winter besser geschützt zu sein, brauchte man jetzt in den Besitz von vervollkommneten Waffen, in der Verwendung von Feuer und Licht, wie der Haustiere gelangt, nicht mehr so ängstlich den wilden Tieren auszuweichen, ja man zähmte sie und verlegte kühn seine Schlaf- und Zufluchtsstätten von der Höhe herab in Erdspalten, Höhlen, die mit Pfahlwerk, mit Feuerbränden gegen eindringendes Raubzeug verteidigt werden konnten. Aber auch solche Höhlen waren nicht überall und in ausreichender Anzahl vorhanden, besonders zu Winterzeiten und da ward der menschliche Erfindungsgeist tätig, künstliche Höhlen nachzubilden, in Gestalt von Kuten als abgedeckte Wohngruben aus denen in Zeitläuften die tungs (tungara) Kötten oder Katen entstanden.

Die Wandungen dieser zumeist in weiches Erdreich gearbeiteten Wohngruben waren nicht immer stabil und glatt genug und mußten durch Pfähle und Flechtwerk wie man es kannte, gegen Abbröckeln geschützt und verbessert werden. Im Laufe der Weiterentwicklung und des Hand in Hand damit gehenden geistigen Übergewichts des Menschen über die andere Kreatur, wuchs auch das Dach seiner Behausung und deren Seitenwände immer mehr aus dem Erdbereich heraus und der bisherige Unterschied zwischen Sommer- und Winterwohnung verschwand allmählich in unsern Breiten. Mit dem Emporwachsen der menschlichen Behausung lagen die geflochtenen Seitenwandungen frei aus dem Erdbereich und sie mußten künstlich durch Bewurf oder eine Ausfüllung von weichgemachtem Lehm oder Ton gedichtet werden, den man glättete und späterhin färbte, wobei das Tierblut und sauergewordene Milch bereits als Bindekräfte der Anstriche Verwendung fanden.

Zum eigentlichen Flecht- oder Kiddelwerk der Wände bevorzugte man in unsern Breiten Birkenreisig, Wachholder- und andere Nadelholzbüsche, Binsen, Rohr und schließlich auch Stroh. Das Flechtwerk wurde häufig und bei besserer Ausstattung in doppelten Kettenreihen oder „Gamen“ von Wandungen ausgeführt, um durch Zwischenfüllungen wärmer zu halten. Damit der abwechselnd dem Sonnenschein und der Regeneinwirkung ausgesetzte Lehmewurf nicht so schnell rissig und sprüggig werden möchte, mengte man demselben Zusätze von Laub, Nadelholztanger, trockne Moose, Farnkrautblätter, Schachtelhalm usw. bei. Das wird wohl die Ursache der „Gleißsteinbildungen“ sein, wenn dieser Bewurf absichtlich oder unbeab-

sichtigt den Feuereinwirkungen ausgesetzt war, bildete er mit seinen leichtverbrennlichen Zusätzen eine harte, bimssteinartige, also sehr poröse und leichte „Sintermasse“, welche zeitweilig auf dem Wasser treibend angehtroffen wird in märkischen Seen und Flüssen.

Diese porösen Gießsteine nahmen im Wassergrunde reichlich Wasserstoffgas auf, gewannen dadurch an Auftrieb, gelangten zur Wasseroberfläche, um nach Gasverlust wiederum zu versinken und aufzusteigen. — Mit dem Herauswachsen der Seitenwandungen aus der Erde mußten auch die Pfähle, welche das Kiddelwerk der Wände hielten und das Dach stützten, länger werden, sodaß aus Stabilitätsgründen schon an eine Querverbindung, eine Riegelung der Stielhölzer gedacht werden mußte, die noch den Vorteil der Holzersparnis mit sich brachte.

Dabei brauchten nur noch wenige starke Pfähle als Stiele oder Säulen benutzt zu werden, die andren durch Riegelung geteilt, schrumpften zu dünnen Staaken ein, mittelst Falze in Verband mit den Riegeln gebracht wurden. Eine glattere Wandfläche ward gleichfalls damit erzielt, denn nun umschlang nicht mehr das Flechtwerk die starken Stiele, sondern nur noch die schwächeren Staaken, die mit dem Bewurf dessen Stärkenunterschied ausglich. Das Fachwerk oder plattdeutsch „das Faek“ in seiner letzten Ausbildung war aus dem Kiddelwerk entstanden, wobei Stroh und Kaff die beliebten Zusätze zum Besenbewurf bildeten. — — —

Im Gegensatz zum Kiddelwerk erforderte der Blockhausbau an und für sich weit mehr und ungleich stärkeres Baumstammholz. Es war also eine größere Kraftentfaltung, besseres Werkzeug nötig zum Fällen, zum Ausästen, zum Transport, zum Ablängen, zum Eckverband, wobei jeder einzelne Stamm in paßrechte Lagerfuge zum Darüberliegenden gebracht werden mußte. Man bedenke nur die Mühe, die mit primitiven Werkzeugen allein ein mäßigstarker Baumstamm in seinem Fällen verursachte. Dazu gehörte für ein smartes Haus bereits ein ausgesprochenes Bauverständnis, das zu der Zeit herangereift sein konnte, als der Mensch nicht mehr Einbäume benutzte, sondern aus mehreren Stücken zusammengefügte Schiffsgefäße herzustellen verstand.

Teerschwelereien und Kohlenmeiler in der Mark. Neue Teerschwelereien im Kreis Zauch-Belzig bei Wiesenburg. Nach einer Mitteilung, die mir Herr P. Schmidt, Besitzer des alten Finkenkruges machte, hat Herr Brandt von Lindau in den Waldungen bei Wiesenburg neuerdings Teerschwelereien angelegt, weil die Nonne soviel Schaden angerichtet hat, daß eine andere Verwertung des Holzes nicht lohnend ist. Herr Schmidt will die Sache von Herrn Brandt von Lindau selbst gehört haben.

O. Monke.

(Die Teerschwelereien sind bei uns, wegen der damit verbundenen Kiefernholzverwüstung fast gänzlich abgekommen. Verlassene Teerschwelereien sind von ihrer kreisrunden Gestalt und den bis 1 m in die Tiefe gehenden Holzkohlenresten leicht kenntlich und in den Wäldern in weiterer Umgebung Berlins vielfach nachweisbar. — Sie dürfen nicht mit Holzkohlenmeilern, wie oftmals geschieht, verwechselt werden, deren Anlage eine verschiedene ist. Ob es noch dergleichen bei uns im Betriebe gibt, bitte ich festzustellen).

Menschengerippe in hohlen aufrechtstehenden Bäumen. Dergleichen schauerliche Funde sind glücklicherweise äußerst selten. Ein Menschenskelett in einem hohlen Baum wurde, wie aus London berichtet wird, in der Nähe von Mold Flintshire im Juni 1909 gefunden. Leute, die ein Feld in der Nähe von Mold passierten, sahen aus der Öffnung eines hohlen Baumes einen Rockzipfel heraushängen. Sie vergrößerten die Öffnung und waren bald imstande, nicht nur den Rock, sondern ein darin steckendes männliches Skelett ans Tageslicht zu ziehen. Papiere, die sich in der Kleidung befanden, ließen erkennen, daß es sich um die Überreste von Griffith Hughes, Bruder des Ellis Hughes und Besitzer von der Ruthni-Castle-Kneipe in Mold handelte. Wie Hughes in den Baum gekommen ist, steht mit Sicherheit nicht fest, doch wird angenommen, daß er, in Erinnerung seiner Jugendjahre, wieder einmal seinen Lieblingsbaum erklettert und sich dann in die Höhlung hinabgelassen hat, um Eulennester zu sammeln, wie er es immer als Knabe getan. Er hat dann wahrscheinlich nicht wieder zurückgekonnt und ist stehend in dem Baum verhungert. Seine Hilferufe sind nicht gehört worden, da der Baum weit ab vom Wege in der Mitte eines großen Feldes steht.

Meine Mutter, Frau Dr. Luise Friedel geb. Anschütz aus Wittstock a. D. stammend, erzählte mir, man habe in ihrer Jugend beim Fällen einer uralten Linde in der Nähe des Schlachtfeldes vom Scharfenberg bei Wittstock das Gerippe eines noch mit Rüstungsstücken versehenen Soldaten gefunden. Es sei angenommen worden, daß es sich um einen Krieger des besiegtten kaiserlichen Heeres gehandelt, der sich vor den verfolgenden Schweden in den hohlen Baum im Jahre 1636 geflüchtet habe, und dort elend zugrunde gegangen wäre.

E. Friedel.

Auf der Kurischen Nehrung bin ich vor unvorsichtigem Betreten der riesenhohen Dünen gewarnt werden. Es sei dort ein Eichenwald mit gewaltigen Stämmen oberflächlich überweht und man könne, wie das schon

passiert, in eine hohle Eiche von oben hinabrutschen und im Innern derselben hilflos verkommen.

Um Angabe ähnlicher Vorkommnisse bittet

E. Friedel.

Sagen von Müllrose, mitgeteilt durch Herrn Rektor Hantke in Pasewalk. In Müllrose weben Sagen ihre luftigen, duftigen Schleier um dunkle Seen und grünen Tann, um öde Sümpfe und einsame Hügel.

So soll an der Stelle des jetzigen Katharinensees einst ein schimmerndes Schloß mit trotzigem Mauern und schlanken Türmen gestanden haben. Es ist versunken, doch nicht vergessen. In dem dunklen Wasser will man zu gewissen Zeiten noch die ragenden Zinnen erkennen. Einst zogen Fischer das Netz mit schwerer Beute nach oben; da riß das Gewebe, und mit hellem Klingen fielen Glocken hinab in die Tiefe. Auch die Geister ruhen dort unten nicht. Alle Jahre in der Johannismacht erhebt sich die Schloßjungfrau aus den Fluten; sie schreitet am Ufer entlang, vertritt in der Geisterstunde dem nächtlichen Wanderer den Weg und bietet ihm ihr klirrendes Schlüsselbund an.

Am „Dämmchen“ treiben Unholde ihr Wesen; sie bewachen den dort im Sumpfe untergegangenen Schatz (Kriegskasse der Franzosen). Wenn hier die herbstlichen Nebel wallen, erscheint das Geisterroß, ein schnaubender, dampfender Schimmel ohne Kopf. Erschreckt scheuen die Pferde, die bei Nacht an der Stelle vorbeikommen. Vergebens gebraucht der Führer des Gefährtes die Peitsche; er muß absteigen und die geängstigten Tiere am Zügel weiterführen.

Entbehren diese Sagen eines historischen Hintergrundes, so knüpfen sich die folgenden an geschichtliche Tatsachen.

Auf dem sogenannten Schloßberg in der „Möllenwiese“ hat einst eine feste Raubritterburg, die „Häsekenburg“ gestanden. Ihre Grundmauern sind in der Tiefe noch zu erkennen. Quitzows sollten hier gehaust haben, die am „Junkerfelde“ die Kaufleute überfielen, die ihre Waren nach Frankfurt zur Messe bringen wollten. Für diese Freveltaten wurde ein Quitzow durch den Strang hingerichtet. Im „Junkerbusch“ hielten die stolzen Herren ihre Jagden ab; dort hausten einst in der „Wolfsschlucht“ gierige Raubtiere, Feinde des Wildes und der Herden.

Vor einigen Jahrzehnten hat man auf dem „Schanzenberge“ bei Dubrow beim Pflügen verrostete Waffen und Panzerteile gefunden. Hierher soll sich nämlich eine Schar der Hussiten, die 1432 von den Frankfurter Bürgern zurückgeschlagen waren, geflüchtet haben. Die Hussiten lagerten zwischen dem „Höllen“ und dem „Schanzenberge“ und wurden bei einem nächtlichen Überfall hier völlig aufgerieben.

Ist das Moderne immer praktisch? Wie billig ist neuerdings durch unsern glatten Fassadenbaustil das Bespötteln der reichen Stückfronten unserer alten Häuser geworden, die doch als Baumaterial den heimatlichen Gips zu Ehren und Ansehen bringen konnten. Sind denn tatsächlich die neuzeitlichen Häuserfronten, aus allerlei Cementputz und Kunststein hergestellt, materialechter geworden, trotz ihrer hochtrabenden Namen? Man beachte nur die Ornamentik, die bei Gips naturwahrer ein plastisches Bild von Weitem hergibt, während die unausgearbeitete Steinmetzarbeit des Kunststeins uns zum Raten und Deuten aus kürzester Entfernung nötigt, ganz abgesehen von der dabei beliebten Symbolik.

Besonders die Vernachlässigung der Quergliederung macht bei städtischen Wohngebäuden die moderne Bauweise in sanitärer Beziehung bedenklich, sie gleicht darin einem glattrasierten Männerantlitz, das deswegen fremdartig und wohl für uns Deutsche interessant wirkt.

Man braucht sich nur auf seine Nase zu verlassen, so lange noch das Fenster als Hauptventilator des Zimmers gilt, und man wird bemerken, daß unsere alten reichgegliederten Fassaden garnicht so kreuzdumm mit ihren Verdachungen und Gesimsausladungen durchdacht waren. Die Fensterdachung z. B. lenkt den Ausfluß der verbrauchten Luft aus den untenliegenden Fenstern entquellend von der Hausfront fort und verhindert das Einziehen dieser ungeeigneten Luft in die oberhalb gelegenen, zum Zwecke der Lufterneuerung geöffneten Fenster. Deshalb sollte man besonders die Fenster der Küchen, Klosett und Schlafzimmer, also gemeinhin die Hinterfront mit weitausladender Gliederung versehen oder mit rankendem Laubwerk zu versehen suchen als Notbehelf.

Auch die engen Berliner Höfe, sofern sie von unten nur Zuzug haben sind als Lufterneuerer nicht zu verachten. Weshalb bevorzugt der Süden die enge Straßenführung, damit der Sonnenglast die Lufterneuerung bei übergroßer Straßenbreite nicht verhindert, wie auch die Straßenzüge von Ost nach West bekanntlich viel gesünder und kühler gelten. Hohe Gebäude-teile wie zum Beispiel Kirchtürme gelten als vorzügliche Ventilatoren für ganz enge Plätze, weil an ihrem Fuße durch die ungleiche Bestrahlung der hochragenden Teile immer ein erfrischender Lufthauch, selbst an den schwülsten Sommertagen, weht wie umgekehrt im Winter.

Die Bauern wußten ehemals sehr gut, weswegen sie an den Scheidungen und Rainen der Felder hochragende Birnbaumwildlinge (Knödelbäume) liebevoll schonten. Man braucht nur in der Nähe eines solchen Baumes, der durch seine Höhe die Luftzirkulation im Blachfelde besorgte, eine Mittagsrast genossen zu haben, um am eigenen Leibe zu erfahren, daß auch unsere Altvorderen Praktiker waren.

Karl Wilke

21. (7. ordentliche) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Mittwoch den 19. Januar 1910 abends 7½ Uhr im Vortragsaal
des Märkischen Museums.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXII und XXVII sowie XXIX bis XXXIII her.

A. Allgemeines.

I. Zum Jahreswechsel begrüßt der Vorsitzende die Mitglieder, Gönner und Freunde, entwickelt auch das Programm bis zum Mai.

II. Die Freie Photographische Vereinigung feierte am 13. d. M. ihr zwanzigjähriges Bestehen durch eine Festsitzung im großen Auditorium der Königl. Technischen Hochschule. An Stelle des am Erscheinen verhinderten Vorsitzenden, des Geh. Medizinalrats Prof. Dr. Fritsch hieß Geheimrat Prof. Dr. Miethe die Versammlung willkommen, dann nahm Direktor Franz Goerke das Wort, um einen Rückblick auf das Wirken der Vereinigung zu werfen. Er hob dabei hervor, wie die Geschichte der Jubilarin zugleich die Geschichte der Photographie innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte sei. Sie sei in diesem Zeitraum zu einem Hilfsmittel der Wissenschaft und zu einem Ausdrucksmittel künstlerischer Betätigung geworden. Wie die Photographie sich diese Gebiete erobert hat und durch welche Errungenschaften der fortschreitenden Technik, führte der folgende Redner Geheimrat Miethe des näheren aus. Ein fesselnder Vortrag des Dresdener Professors Eugen Bracht über Photographie und Kunst schloß den Redeakt. Die Festsitzung selbst aber klang in die bemerkenswerte Mitteilung aus, daß die Vereinigung eine besondere Abteilung für angewandte wissenschaftliche Photographie gebildet habe. Ferner wurden die Namen der Männer verkündet, die aus Anlaß dieses Tages zu Ehrenmitgliedern ernannt wurden. Für ihre Verdienste um die wissenschaftliche Photographie erhielten diese Auszeichnung: Professor Dr. K. M. Eder (Wien), Prof. Dr. Luther (Dresden) und Kapitän Sir. W. Abney. Für ihre Leistungen auf dem Gebiet des künstlerischen

Lichtbildes haben Robert Dimachy (Paris), Heinrich Kühne (Innsbruck) und J. Creig Amman (Glasgow) die Ehrenmitgliedschaft erhalten.

Die ebenfalls eingeladene Brandenburgia hat in Anerkennung der Wichtigkeit der Photographie für die Heimatkunde und in Würdigung der großen Verdienste der Vereinigung derselben ein freundliches Glückwunschsreiben zugehen lassen.

III. Schutz des Landschaftsbildes im Kreise Teltow. Gegen bauliche Verunstaltung sind jetzt auch landschaftlich hervorragende Gebietsteile des Kreises Teltow geschützt worden. Der Regierungspräsident zu Potsdam hat soeben eine Polizeiverordnung erlassen, welche sofort in Kraft tritt. Unter den behörden Schutz fallen u. a. die Ufer des Müggelsees (bis auf eine Entfernung von 600 Meter von den Uferlinien), des Langen Sees, vom Wendenschloß bezw. der 1000-Meter-Ecke bis zur Großen Krampe bezw. bis Schmöckwitz, der Großen Krampe, des Zeuthener Sees, der Seen zwischen der Dahme bei Gussow und dem Teupitzer See, die Inseln in letzterem, die Ufer der Havel von Schildhorn bis zur Glienicker Brücke bei Potsdam (bis auf eine Entfernung von 500 Meter von den Uferlinien), des Grunewald-, Hundekehlen- und Riemeister-Sees, der Krumpen Lanke und des Schlachtensees, die südöstlichen Ufer des Kleinen Wannsees, des Stolper Sees und des Friedrich-Leopold-Kanals (bis zur Potsdamer Eisenbahn), das nördliche Ufer des Griebnitzsees usw. Die auf den geschützten Gebietsteilen bereits angebrachten Reklameschilder usw., welche das Landschaftsbild verunzieren, müssen bis 1. April beseitigt werden.

IV. Schutz des Landschaftsbildes verlangt auch der Kreis Niederbarnim. Mit großem Interesse wurde in den nördlichen Vororten von einer Polizeiverordnung der Regierung zu Potsdam Kenntnis genommen, die gewisse Gebiete im Kreise Teltow von der Bebauung ausschließt und Anbringung von Reklameschildern an landschaftlich bevorzugten Stellen verbietet. Der Kreis Niederbarnim hat die gleichen Interessen. Die Ufer des Tegeler Sees bedürfen ebensogut eines Schutzes. Von besonderer Bedeutung ist die Erhaltung der forstfiskalischen Tegeler Forsten, die dem Anschein nach bestimmt sind, das Schicksal des Grunewalds zu teilen. Die anmutigen Wald- und Wiesenlandschaften des Hermsdorfer Mühlenfließes zwischen Waidmannslust und Hermsdorf bedürfen ebenfalls eines Schutzes. Dahingehende Gesuche sind schon von verschiedener Seite an das Landratsamt mehrfach gerichtet worden.

Ich erinnere noch an das, was ich bereits in der vorigen Sitzung bezüglich des Tegeler Sees mitteilte, wo ebenfalls die Ufer des Sees und die unserm Mitglied Herrn Adolf Bolle gehörige Insel Scharfenberg mit dem darauf von seinem verstorbenen Oheim, u. M. Dr. Carl Bolle durch schonungslose Bodenspekulation bedroht sind, letztgedachte Insel dadurch, daß die Besitzerin von Schloß Tegel das auf dem Grundbuchblatt von

Scharfenberg eingetragene Vorkaufsrecht leider geltend zu machen versuchte, sobald sie erfuhr, daß Herr Bolle die Insel an die Stadtgemeinde Berlin verkauft habe. Dem Vernehmen nach hat sich eine Gesellschaft m. b. H. gebildet, welcher die Verkäuferin ihre Rechte auf die Bolleschen Inseln zwecks Bebauung derselben mit Villen etc. abzutreten beabsichtigt. Hoffentlich wird die Stadt, der Herr Bolle sein ererbtes Besitztum für 800 000 M. angeboten hat, schnell zugreifen und dem präbendierten Vorkaufsrecht auf Grund Artikel 184 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch in Verbindung mit § 594 und 595 Teil I Titel 20 des Allgemeinen Landrechts, welches für diese Materie glücklicherweise auch jetzt noch gilt, entgegenzutreten. Die Stadt wird die Bolleschen Anlagen pietätvoll pflegen und ich als von unserm verstorbenen Freund und Mitglied eingesetzter Testamentsvollstrecker hege die feste Zuversicht, daß die Sache so wie vorgeschlagen, verlaufen werde. Von vielen Mitgliedern der Brandenburgia ist mir ebenfalls die Hoffnung und der Wunsch geäußert worden, daß die Stadt Berlin Eigentümerin der Bolleschen Inseln Scharfenberg, Baumwerder und Lindwerder werden möge, vor allem zu dem Zweck um die Scharfenberger Anlagen als Naturdenkmal zu erhalten.

V. Friedenau. Gegen die Verunstaltung des Straßenbildes wird auch die Gemeinde Friedenau eine Polizeiverordnung erlassen. Sie hat dem Entwurf einer solchen Verordnung, die mit dem Tage der Veröffentlichung in Kraft treten soll, zugestimmt. In der Hauptsache will die Gemeindeverwaltung mit dieser Verordnung Einfluß auf die architektonische Gestaltung der Hausfassaden und freien Giebelwände, namentlich in Bauklasse A, die gärtnerische Anlegung und Unterhaltung der Bauwicke gewinnen. Ferner soll das Anbringen von Reklameeinrichtungen, Schaukästen usw. der Genehmigung der Baupolizei unterliegen.

VI. Langhans-Ehrung. Um das Andenken des Erbauers des Brandenburger Tores Langhans zu ehren, beschloß der Magistrat am 23. v. M., an dem Hause Charlottenstraße 48, Ecke Behrenstraße, in dem er gewohnt, eine Gedenktafel anzubringen. Der 1732 in Landshut in Schlesien geborene Künstler war 1787 nach Berlin berufen worden, wo er bis zu seinem 1808 erfolgten Tode wirkte. Er schuf hier u. a. außer dem Brandenburger Tor auch das Hamburger und das Rosenthaler Tor, die inzwischen verschwunden sind, die Kolonnaden an der Mohrenstraße, die Herkulesbrücke in ihrer früheren Gestalt. Auch der Umbau des Opernhauses und die Spitze des Marienkirchturmes sind sein Werk.

VII. Berlin's Schloßbrücke. Der vom Magistrat kürzlich beschlossene Umbau der Schloßbrücke hat an einigen Stellen die Befürchtung erregt, daß hier eine Beeinträchtigung des Straßenbildes eintreten werde. Die Befürchtung ist unbegründet. Bei dem Entwurf für den Umbau war die möglichst unveränderte Erhaltung des Bauwerks und die Vermeidung einer Anschüttung des Straßenzuges mit Rücksicht auf die benachbarten

monumentalen Gebäude in erster Linie bestimmend. Da die Strombehörden wesentliche Zugeständnisse hinsichtlich der Durchfahrtshöhen der Brücke machten, wurde es möglich bei der Überwölbung der Mittelöffnung das Brückenbild so zu gestalten, wie es Schinkel vorgeschwebt hat. Die jetzigen Gewölbestirnen, die Geländer und Postamente müssen zwar etwas angehoben werden, bleiben aber in ihrer äußeren Erscheinung ungeändert. Ein Anheben der Straße wird ganz vermieden.

VIII. Der Architektenverein und die Königskolonnaden. Nach dem von uns gemeldeten Beschluß der letzten Versammlung im Architektenverein ist jetzt folgende Petition an den Polizeipräsidenten abgesandt worden: „Die Nachricht, daß durch den bevorstehenden Neubau eines Warenhauses der Bestand der Königskolonnaden gefährdet sei, hat in allen Kreisen, denen die Erhaltung dieses geschichtlich und künstlerisch wertvollen Baudenkmals am Herzen liegt, lebhafteste Beunruhigung hervorgerufen. Auch unser Verein hat sich in zwei Sitzungen mit dieser Angelegenheit befaßt und nach voller Würdigung aller, auch der gegen die dauernde Belassung der Kolonnaden an ihrer alten Stelle sprechenden Umstände mit großer Mehrheit den unterzeichneten Vorstand beauftragt, mit allem Nachdruck für die unveränderte Belassung der Kolonnaden an ihrer jetzigen Stelle bei den zuständigen Behörden vorstellig zu werden. Indem wir uns beehren, Euerer Hochwohlgeboren diesen Beschluß ergebenst mitzuteilen, dürfen wir noch der Hoffnung Ausdruck geben, daß es Euerer Hochwohlgeboren gelingen wird, dem etwa beabsichtigten Neubau in der Nachbarschaft der Kolonnaden durch geeignete polizeiliche Auflagen eine solche Form zu verschaffen, daß eine neue Schädigung des durch seine jetzige Umgebung ohnehin stark beeinträchtigten Baudenkmals vermieden wird.“ In gleichem Sinne ist die Königl. Ministerial-Baukommission als Vertreterin der Eigentümerin der Kolonnaden und der Magistrat als Exekutive des Ortsstatuts gebeten worden, die Bestrebungen des Vereins zu unterstützen.

Wie ich schon in voriger Sitzung mitteilte, scheint das Schicksal der Königskolonnaden von oben her bestimmt zu sein und ist nur noch zu hoffen, daß sie möglichst glücklich in dem von der Stadt Berlin erworbenen ehemaligen Botanischen Garten an der Potsdamer Straße wieder aufgerichtet werden mögen.

IX. Der Kampf um die alten Bauwerke Berlins. Auf Wunsch des Berliner Lokal-Anzeigers habe ich mich über dies gerade jetzt aktuelle Thema in den nachfolgenden drei Aufsätzen am 19. Dezember v. J. bzw. 1. und 4. d. M. wie folgt geäußert.

A. Einleitung.

Das Gerücht, daß die Königs-Kolonnaden beseitigt werden sollen, hat die Öffentlichkeit nicht mit Unrecht erregt und ladet von selbst dazu ein,

einen Rückblick auf den ununterbrochenen Kampf zu werfen, der um die alten Bauwerke Berlins geführt wird.

In den Schilderungen der auswärtigen Presse findet sich wieder und immer wieder die Behauptung, daß unser altes Berlin die modernste aller europäischen Großstädte sei, in der Weise gewissermaßen stereotypisch wiederholt, daß sie überall suggestiv wirkt und selbst wir Einheimischen vergessen, wie in wenigen Jahren unser Spree-Athen sein siebenhundertjähriges Bestehen feiern kann. Dazu kommt der Umstand — der Altertumsfreund sagt lieber: der Übelstand — hinzu, daß der Unkundige mit dem glänzendsten Neu-Berlin, postalisch Berlin W, ein gewaltiges Stadtgebiet in das politische Gemeinwesen und Weichbild miteinbezieht, das doch tatsächlich zu Charlottenburg, Schöneberg oder Wilmersdorf gehört.

Und das muß man ferner, wiederum als Geschichts- und Altertumsfreund, er- und bekennen, daß in keiner deutschen Großstadt mit vielhundertjähriger Vergangenheit so arg gegen das überlieferte Stadtbild im ganzen wie im einzelnen zerstörend vorgegangen ist wie gerade in Berlin. In Städten wie Königsberg i. Pr., Breslau, Danzig, Stettin, Lübeck, Hamburg, Bremen, Magdeburg, Hannover, Braunschweig, Cöln (um von den süddeutschen Großstädten hier zu schweigen) läßt sich das älteste wie das neualterliche Stadtbild in großen Straßenzügen und, belegt durch zahlreiche charakteristische Einzelbauten, klar nachweisen, während dies bei uns nur schwer und an wichtigen Stellen leider fast unmöglich ist. Die älteste Stadt „to dem Berlin“ um St. Nikolai herum, insbesondere aber der alte Mühlenhof und der Sitz der ältesten landesherrlichen Gewalt verbleibt trotz Klöden und Fidicin sowie ihrer Nachfolger bis auf Borrmann und Clauswitz dunkel. Wenn nicht alte Ortsbezeichnungen zu Hilfe kämen wie der „Neue Markt“, so würde man kaum noch eine Erinnerung von dem Übergang des urmittelalterlichen in das spätmittelalterliche Berlin finden. Äußerlich gewiß nicht, unterirdisch: ja. Die Riesenarbeiten der entwässernden Kanalisation und ganz neuerlich der verschiedenen Untergrundtunnels für elektrische Schienenwege haben zwar dem aufmerksamen Forscher einige Aufklärungen über die Grenzen der Weichbildserweiterungen, über die Lage einzelner Wehrbauten, Befestigungstürme und Brückenansätze gegeben, aber sobald die Baugruben beseitigt, verschüttet oder ausgemauert, durch Schienengleise, Schächte und Zugänge ersetzt sind, erlischt für den Gelehrten die Möglichkeit weiterer Erkundigung, und oben auf der Straße sieht alles so modern wie früher aus, höchstens daß ein paar Abstiege zu den elektrischen Haltestellen hinzukommen, die den Eindruck der allermodernsten Umwandlung bringen.

Es macht, wenn man die geschichtlichen Wandlungen Berlins und den damit verbundenen Kampf um die alten Bauwerke an der Hand alter Karten und Pläne Revue passieren läßt, mitunter geradezu den Eindruck, als hätte sich die jeweilig jüngste Generation geflissentlich vorgenommen,

alles zu vernichten, was von den Vorgängerinnen noch überliefert war. Das ist natürlich nicht der Fall gewesen, unglücklicherweise haben aber oft die ältesten charakteristischsten Bauwerke der Linienführung des späteren Architekten recht unbequem im Wege gestanden. Während heute wenigstens öffentliche Gebäude, z. B. Tore, Verteidigungstürme, Wehrgänge, Stadtmauern, einigermaßen, obgleich noch lange nicht genug, durch das Gesetz und Polizeiverordnung geschützt werden und allemal erst der Provinzial-Konservator, auch wo es sich nur um Veränderungen der alten Bauwerke handelt, gehört werden muß, ist früher von dergleichen Schutzmaßregeln keine Rede gewesen und alles auch nur scheinbar Hinderliche schonungslos beseitigt worden. Dagegen erscheint die mittelalterliche, gewissermaßen naive Praxis, die z. B. bei teilweise abgebrannten romanischen Kirchen deren Ergänzung unzählige Male im gotischen Stile ausgeführt, geradezu harmlos. So warf die moderne Befestigung Berlins unter dem Großen Kurfürsten den bis dahin noch vorhandenen äußeren Anblick Berlins und Alt-Köllns mit seinen stattlichen Tor- und Brückentürmen, Inwieken, Mauerzinnen und Wehrbauten ganz über den Haufen und setzte an dessen Stelle das Bild einer holländischen Festung im ungefähren Grundriß eines Quadrats mit vorgelagertem Gürtel von etwa 14 durch Kurtinen verbundenen Bastionen. Obwohl dies Bollwerk an der Spree niemals eine Belagerung erfuhr, verstärkte es der Große Kurfürst noch durch vorgelagerte Ravelins in dem später sogenannten Königsgraben und durch Einbeziehung der neuen Dorotheenstadt in das Verteidigungssystem, wodurch das Stadtbild wieder wesentlich im Äußern wie Innern verändert wurde.

Dem Namen nach blieb Berlin unter dem ersten preußischen König noch Festung, wie das u. a. die Jahreszahl am „Wusterhausener Bär“ beweist, der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ebenfalls unbequem wurde, aber wenigstens in seiner äußeren Gestalt durch Versetzung des Bauwerks in die Gartenanlagen beim Märkischen Museum gerettet worden ist.

Bei den Festungsbauten Berlins unter Kurfürst Friedrich Wilhelm und seinem Sohn war das künstlerische und malerische Element keineswegs vernachlässigt worden. Wir wissen aus zeitgenössischen Abbildungen, daß sich die Fortifikation Berlins höchst stattlich ausnahm. Über einer aus Werkstücken aufgemauerten Vorderfront erhob sich der grüne Erdwall in 8 Meter Höhe. Die Tore waren mit Bildhauerarbeiten verschiedener Art: Trophäen, kriegerischen Göttern und Göttinnen u. dgl. geschmückt. Davor lag der breite, stattliche Graben, dessen zur Wasserspannung dienende Wehre ebenfalls künstlerisch ausgestaltet waren. Hieran schlossen sich nach außen breite, mit Bäumen bepflanzte Glacis.

Nachdem die neuen Stadtteile mit Rücksicht auf die Akzise und die Fremdenpolizei teils mit einer einfachen Steinmauer, teils — im Nordosten — mit einem Palisadenzaun umgeben worden waren, wurde die kurfürst-

liche Befestigung des Innern überflüssig. Welch' eine dankbare Aufgabe hätte sich den Architekten geboten, falls sie die Entfestigung mit der Perspektive auf eine großzügige Verkehrsverbesserung und gleichzeitig auf eine gärtnerische Verschönerung längs der Grenze zwischen den älteren befestigten und den überall neuangefügten neuen Stadtteilen bewirkt hätten. Die Wälle mit den prächtigen Toren konnten zum großen Teil als Parkanlagen bestehen bleiben, und das Glacis mußte in der Breite des Dönhoffplatzes als eine gewaltige Ringstraße um die innere Stadt geführt werden, so wie es später Hamburg, Bremen, Lübeck, Wien, Frankfurt a. M. und Frankfurt a. O., neuerdings Magdeburg und Stettin gemacht haben, und wie es Spandau augenblicklich tut. Aber der große Moment traf auf kleine Geister, denen eine ängstliche Ausnutzung des gewonnenen Geländes, auf dem der Kampf gegen die alten Festungsbauwerke schonungslos durchgeführt wurde, viel mehr am Herzen lag. Was wirklich damals hätte beseitigt werden können, das unschöne Gassengewirr auf dem Friedrichswerder, wurde bis auf den heutigen Tag verewigt, und zwischen der Landsberger Straße, Alexanderstraße, Holzmarktstraße, Andreasstraße und Palisadenstraße entstand ein Straßen-Kreuzundquer, von dem ein scharfer, aber nicht ungerechter Beurteiler gesagt hat, es mache den Eindruck, als ob der Ingenieur den Bebauungsplan im Tollhause gemacht habe. Im Innern Berlins baute jeder, fast kann man sagen, wie er wollte, und dies sowohl unter der Herrschaft Friedrich Wilhelms I. wie Friedrichs des Großen. In jener Zeit ist eine unglaubliche Anzahl von alten, interessanten, zum Teil recht stattlichen Bürgerhäusern einfach niedergerissen oder völlig entstellt worden. Dies gilt von der Breiten Straße, Brüderstraße, Klosterstraße, Spandauer Straße, Poststraße, Heiligengeiststraße, Gertraudtenstraße u. a.

Was zu loben, soll nicht vergessen werden, der Anschluß des neuen, um die Straße Unter den Linden gruppierten Stadtteils an das Königliche Schloß und an Alt-Berlin und die Besetzung der prächtigsten Straße Berlins mit stattlichen öffentlichen und privaten Bauten; da dies auf altem Wald- und Wiesengelände geschah, so war hier wenigstens ein Kampf um die alten Bauwerke der Hauptstadt nicht zu führen.

Unter den beiden Nachfolgern des alten Fritz herrschte, man darf sagen: glücklicherweise, eine Gleichgültigkeit gegen die alten Stadtteile, so daß deren fiskalische wie private monumentalere Bauten unbehelligt bleiben konnten. Das änderte sich aber gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelms III. mit dem Beginn der Museumsbauten, denen deshalb interessante Bauten aus der Zeit des Großen Kurfürsten und des ersten preußischen Königs zum Opfer fielen. Der Niederlegungsprozeß nahm unter Friedrich Wilhelm IV. gelegentlich des Baus des Neuen Museums auf der danach genannten Museumsinsel seinen Fortgang, und er ist bis heutigentags, wie der Abbruch des Pergamon-Museums erweist, noch nicht völlig zum Abschluß gelangt.

Mit der Aufrichtung des neuen Deutschen Reichs und seinem Milliardenüberfluß begann alsdann der schlimmste Kampf um die alten Bauwerke Berlins, den unsere Hauptstadt überhaupt erlebt hat. Die Liebe zur trauten, alten Heimat, das Verständnis des Wertes einer historischen baulichen Entwicklung schien bei den Behörden wie bei der Bürgerschaft gänzlich abhanden gekommen zu sein. Man könnte ein ansehnliches Buch über das, was in Berlin in dieser Beziehung, namentlich in der sogenannten Gründerzeit, gesündigt worden ist, schreiben. Nur ein Beispiel sei zu erwähnen vergönnt: die Beseitigung des alten Berlinischen Rathauses und der damit verbundenen Gerichtslaube. Was ist an die Stelle gesetzt worden? Ein in vieler Beziehung unpraktischer, fremdartiger, durchaus undeutscher, kastenartiger Riesenbau, dem man seine Bestimmung als Sitz der bürgerlichen Verwaltung in keiner Weise ansieht. Wenn nun einmal die Beseitigung der alten Bauten daselbst unerläßlich war, so hätte man wenigstens in den Bauformen etwas Deutsches erfinden und errichten sollen, wie es beispielsweise Wien, München, Kassel, Stuttgart und Stettin getan haben. Einen Beweis für das geringe baukundliche Verständnis, das uns damals beherrschte, ist es, daß der pietätvolle Kaiser Wilhelm I. sich des ältesten bürgerlichen Gerichtshauses Berlins aus dem 13. Jahrhundert erbarmen und es nach Babelsberg verpflanzen mußte, weil die Stadt Berlin weder für die Erhaltung an Ort und Stelle, noch für eine zweckdienliche Verpflanzung an einen anderen Ort irgendwelches Verständnis besaß. Dergleichen wäre allerdings schon fünf Jahre später unter Oberbürgermeister Hobrecht nicht mehr möglich gewesen.

Wie verhält sich nun die Gegenwart, und was soll die Losung im Kampf und gegen den Kampf um die alten Bauwerke Berlins sein?

B. Gegenwart und Zukunft.

Auch das Schlachtfeld der Gegenwart, wenn wir darunter die Erlebnisse der gegenwärtigen mittleren Generation verstehen, bietet trübe Erinnerungen an verschwundene große öffentliche Gebäude in Menge. Im folgenden nur eine Auswahl: das vornehme Raczinskische Palais mit der berühmten Bildersammlung, das dem Reichstagsgebäude weichen mußte; die Ritterakademie und das Joachimsthalsche Gymnasium zwischen Heiliger Geist- und Burgstraße, hauptsächlich zum Börsenbau verwendet; die alte Post, Königstraße 1, durch geschmacklosen Neubau ersetzt; die alte Münze mit dem Fürstenhaus und dem Friedrich-Werderschen Gymnasium, gefallen zur Platzverweiterung; das Kadettenhaus mit imposanter Fassade, gewichen vor den Gerichtsgebäuden; das Köllnische Rathaus, besonders lehrreich, wie Abbrüche und Straßenverbreiterungen nicht gemacht werden sollen. Der Abbruch hat für den Verkehr so gut wie nichts geleistet. War er unvermeidlich, so mußte er mit der Einbeziehung der Scharrenstraße in die Hertzogschen Umbauten Hand in Hand gehen. Statt dessen ist nur ein unbefriedigender Torso geschaffen. Der Block zwischen der Scharrenstraße

und Gertraudenstraße sieht so unschön wie möglich aus, der Engpaß der Scharrenstraße ist geblieben und der imposante Hertzogsche Neubau, der in der Scharrenstraße noch nicht ganz fertig ist, ins Hintertreffen gedrückt, das alles, weil man sich mit der Hertzogschen Vormundschaft über die Differenz von einigen hunderttausend Mark nicht einigen konnte, zum Schaden der Breiten, Brüder-, Scharren- und insbesondere der Gertraudenstraße nicht verständigen konnte.

Ungefähr um diese Zeit verschwand eines der ältesten mittelalterlichen Gebäude Berlins, der Kalandshof zwischen der Kloster- und Neuen Friedrichstraße, über dessen tadellos erhaltenes rotes Rohziegelbauwerk ich mich immer gefreut, und noch etwas früher an der Spandauer Straße das alte, nach der Matthäikirchstraße verlegte Brandenburgische Ständehaus. Die Beseitigung der Kunstakademie Unter den Linden durch den großen Bibliotheks-Neubau sowie des alten städtischen Waisenhauses und der Waisenkirche an der Stralauer bzw. Neuen Friedrichstraße durch das städtische Gasanstaltsgebäude waren kaum zu vermeiden. Aber gerade das Gegenteil gilt von dem architektonisch so bedeutenden Seehandlungsgebäude aus dem Jahre 1772, das mehr aus Neuerungsbestrebungen ohne zwingende Gründe hat fallen müssen, und wobei leider der Staatskonservator für die öffentlichen Gebäude völlig versagt hat.

Um aktuell zu sein, wenden wir uns nunmehr den zurzeit bedrohten sowie denjenigen öffentlichen Gebäuden zu, über denen das Damoklesschwert der Vernichtung hängt.

Die Königskolonnaden! Ist ihre Beseitigung erforderlich? Da ich 36 Jahre lang in der Tiefbaudeputation des Magistrats, welcher die Straßen und Plätze unterstehen, bis in dies Jahr hinein tätig gewesen und seit Existenz der Stadtbahn deren Abonnent mit dem Zielpunkt Alexanderplatz bin, also die in Frage kommende Strecke bei Tage wie bei Nacht auf das allergenaueste und als zuständiger Sachverständiger kennen gelernt habe, so muß ich die aufgestellte Frage auf das entschiedenste verneinen. Nach meiner Beobachtung teilt sich der Verkehr so, daß die Eiligen meist den Bürgersteig vor der Kolonnade, die weniger Eiligen den Kolonnadenbau selbst passieren. Das geht ganz tadellos; wer den Verkehr in der City von London kennt, weiß, daß er in manchen Straßen, die enger als unsere Königstraße sind, sich glatt abwickelt, ohne daß die dortigen Stadtväter oder die Polizei an eine Straßenverbreiterung denken. Nach meiner Überzeugung handelt es sich, wie an anderen Stellen unserer Stadt, wieder einmal um bloße Fiskalität. Der Fiskus möchte die ihm lästige Unterhaltung der Kolonnade loswerden und dabei gleichzeitig durch Verkauf der Baustelle teils als Straßenland, teils als Bauland ein vorteilhaftes Geldgeschäft machen. Und das sollte er nicht, da das konservatorische dem Geld-Interesse vorgehen und der Staat dies vor allem selbst betätigen muß. Die Königskolonnade, von Karl von Gontard 1777 erbaut, ist die

schönste der drei friderizianischen Kolonnaden, und der dahinter belegene Platz ehrenhalber Gontard-Platz benannt worden.

Sollten, aller dieser Erwägungen unerachtet, die Gontardschen Kolonnaden weichen müssen, so wäre die geeignetste Stelle ganz in der Nähe auf dem Platz vor der Marienkirche zu finden. Dies ansehnliche Gotteshaus ist für einen großen Platz vom Erbauer nicht berechnet und liegt jetzt infolge Aufhöhung der Kaiser-Wilhelm-Straße und des Neuen Markts wenig glücklich in einer Vertiefung, welche durch die neue Gartenanlage nach dem genannten Markt zu nur unvollkommen ausgeglichen wird. In der Klosterstraße, vor der ebenfalls tief versenkt liegenden Klosterkirche hat man sich durch den Kolonnadenvorbau an der erwähnten Straße vorzüglich geholfen. Auf Antrag der Stadtbauräte Blankenstein und Hobrecht schlug der Magistrat, als die Marienkirche freigelegt wurde, in ganz richtiger ästhetischer Empfindung bezüglich der Marienkirche ebenfalls deren Einfassung durch einen Säulengang vor, der etwa 60- bis 80000 Mark gekostet haben würde. Leider lehnte hauptsächlich wegen dieser relativ unbedeutenden Kosten die Stadtverordneten-Versammlung das Projekt ab. Eine solche offene Säulenhalle mit Verwendung der Königskolonnade würde auch den in der Gegend vor der Kirche überaus schwachen Verkehr nicht stören, und bei Sonnenschein wie Regen eine angenehme Promenade bilden. Auch die Stilverschiedenheit würde um so weniger hindern, als die Marienkirche mit ihrem Turm in grundverschiedenen Bau- und Stilformen gehalten ist.

Auch bezüglich der Spittel- und Mohrenkolonnade sind schon, glücklicherweise vorläufig wieder zurückgestellte Abbruchgelüste kundgegeben worden.

Betreffs der Mohrenkolonnade, nördliche Seite wo die anstoßenden Grundstücke der Stadt gehörten, ist erst vor wenigen Jahren eine befriedigende bauliche Ausnutzung hergestellt worden, ohne daß es notwendig war, die interessante Säulenhalle zu beeinträchtigen.

In der benachbarten Klosterstraße werden, man kann sagen ab und zu, die drei ansehnlichen Gebäude bedroht, in welchen der Staat das Katasteramt, das Gewerbesteuer-Bureau, das Hygiene- und das Volkskunde-Museum untergebracht hat. Hindernd ist hier glücklicherweise der Umstand, daß der fiskalische Geldmangel die Fertigstellung der mancherlei Museumsbauten verzögert, zu denen auch ein eigenes neues Volkskunde-Museum gehört, die auf Grund und Boden der Domäne Dahlem geplant sind. Das Innere der genannten Gebäude birgt schöne Plafonds; Werke der Malerei und Bildnerei. — Siegreich behauptet hat sich, obwohl ebenfalls im Laufe des verflossenen Jahrhunderts wiederholt bedroht, gegenüber das alte Lagerhaus, das wechselvolle Schicksale bis heut' gehabt hat. Rechnet man die Gebäude des Berlinischen Gymnasiums, die französische und die Parochial-Kirche und mehrere alte Privathäuser hinzu, so bietet die Klosterstraße in ihrer vornehmen Ruhe und Stattlichkeit namentlich zwischen der

König- und Stralauer Straße wo das wuchtige neue Stadthaus einen imponierenden Abschluß bildet, noch immer ein herzerfreuendes Bild mit Anklängen aus dem mittelalterlichen und friderizianischen Berlin.

[Ehe wir das älteste Berlin verlassen, richten wir noch einen Blick auf den fiskalischen Gebäudekomplex am Molkenmarkt, wo die Stadtvogtei nebst dem alten Kriminalgericht mit dem Prangertisch, das Polizei-Präsidium und einzelne städtische Aemter (Stadtausschuß) in buntem Wechsel untergebracht waren. Höchst malerisch und im Innern schöne Gewölbekonstruktionen aufweisend, sind diese Gebäude mitsamt dem angrenzenden Krögel, zum großen Schmerz der Maler und Photographen, sobald das neue Rolandufer entsteht und bis zu dem neuen städt. Gasverwaltungsbau an der Waisenbrücke durchgeführt wird, rettungslos dem Untergang geweiht, zumal die neueste Baufluchtlinie am Krögel diese Straße sperrt und preisgibt. An der Stralauer Straße, deren unnütze Verbreiterung mit Rücksicht auf das Rolandufer abgelehnt ward, ist mit Ausnahme des tiefen Landréschen Brauereigrundstücks nicht mehr viel zu retten, aber in der Kleinen Stralauer Straße möchten wir auf das interessante kleine Haus Nr. 4, das die Jahreszahl 1763 zeigt und der Erhaltung wert ist, aufmerksam machen. [Gegenüber in einem sehr alten, unscheinbaren Hause ist die originelle Wirtschaft „Zum Padden-Wirt“, daran erinnernd, daß die früher geneigt zur Spree verlaufende und deshalb dort mitunter vom „grünen Jäger“ (volkstümlich „Padde“) belebte Straße einstmals „Paddengasse“ und der Festungsturm in der Nähe „Paddenturm“ hieß.]

In dem Stadtteil des alten Kölln wäre noch das von mir bei einer Schilderung der alten Häuser Berlins im „Berl. Lokal-Anzeiger“ beschriebene kleine Haus Ecke der Fischer- und der Köllnischen Straße zu erwähnen, das älteste Bürgerhaus der Reichshauptstadt, das ein Altertumsfreund erworben und im altberlinischen Stil zu einer „stilvollen“ Wirtschaft mit der Urväter Hausrat ausstatten sollte. Damit wäre gleichzeitig der letztgenannten Straße, die letzthin leider in übles Licht gestellt wurde, aufgeholfen.

C. Schlußbetrachtung.

Ein recht drohend aussehender Kampf ist vorübergehend um den gewaltigen Baublock geführt worden, auf dem das Garnhaus, das Prinzessinnen-Palais, das Palais Friedrich Wilhelms III. und die Schinkelsche ehemalige Bauakademie stehen, unter Einbeziehung des Terrains des Grünen Grabens und mindestens eines Teils des Spreearmes an der Schloßfreiheit. Ein viele Millionen erforderndes Verschönerungsprojekt ist hier aufgestellt und Jahr und Tag bekanntlich ernstlich bearbeitet worden. In dem Mittelpunkte des entstehenden weiten Platzes sollte ein neues Opernhaus gerückt werden. Seit Jahr und Tag schweigen die Akten hierüber, hauptsächlich wohl, weil die nötigen Mittel fehlen, die Stadt zögert mit Recht, sich bei der Demolierung so hervorragender Monumentalbauten zu beteiligen und weil für den geplanten

Opernpalast ein viel billigeres und dabei sehr schönes fiskalisches Gelände, das vormals sogenannte Krollsche Etablissement, gefunden ist, auf welchem zurzeit das später ebenfalls dem Untergange geweihte Königliche Neue Opernhaus sich erhebt.

Von Zeit zu Zeit taucht der Vorschlag auf, dem schönen Schlüterschen Bau der Loge Royal-York in der Dorotheenstraße den Garaus zu machen, sei es, daß an die Stelle ein kasernenartiger Neubau, der hübsch Miete einbringt, unter Beibehaltung von Räumen für die Freimaurerei, tritt, sei es, daß nach dem Beispiel der ehemaligen Großen Landesloge in der Oranienburger Straße das Grundstück teuer verkauft und eine Loge in Berlin W. errichtet wird. Die Aufsichtsbehörde wird, falls der Fall akut werden sollte, hier hoffentlich ihr Veto einlegen.

Von Zeit zu Zeit läuft das Gerücht um, daß die Tage des Niederländischen Palais zwischen Unter den Linden und Behrenstraße sowie des jetzt geräumten friderizianischen Bibliothekgebäudes am Opernplatz gezählt seien. Beim Schwanken der Meinungen läßt sich schwer sagen, welchen Verlauf die Sache nimmt, jedenfalls sollte gegen den Abbruch der außerordentlich schön wirkenden Fassade der ehemaligen Bibliothek der Staatskonservator ernstlichst Einspruch erheben.

Einer besonderen Schonung möchten wir das vornehm wirkende Konsistorialgebäude, Ecke Schützen- und Jerusalemer Straße, empfehlen, an welchem noch die eisernen Fackelhalter vorhanden sind, erinnernd an die Zeiten des 18. Jahrhunderts, wo hier Kavaliere und Hofdamen verkehrten und Karossen mit Mohrenkutschern und Läufern hielten.

Deplaciert kommt sich selbst das alte ehrwürdige Charitégebäude vor inmitten der vielen in hanseatischem Rohziegelbau aufgeführten neuen Kranken- und Dienstgebäude: es steht unrettbar auf dem Aussterbeetat, zumal es von den Ärzten als unbequem und unhygienisch erachtet wird. Hoffentlich erwartet ein gleiches Schicksal nicht sobald den wirkungsvollen Bau der benachbarten Tierärztlichen Hochschule in der Luisenstraße. Auch dort wußte man wohl von einem Ersatzbau oder einer gänzlichen Verlegung ein lockendes fiskalisches Bild zu entwerfen, vorläufig fehlt der Nervus rerum zum Glück auch hier.

Die Tore eines Gemeinwesens bilden allemal einen Markstein seiner Entwicklung und einen der wichtigsten Faktoren im Stadtbilde. Wie hat man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegen die Stadttore gehaust! Ohne zwingende Gründe wurden z. B. das Oranienburger, das Hamburger, das Rosenthaler und Schönhauser Tor zur Strecke gebracht, während, vergleichsweise gesagt, die Pariser ihre Tore längs der Boulevards unter ganz ähnlichen Verhältnissen als Denkmäler der Baugeschichte bei mindestens ebenso starkem Verkehr ruhig haben stehen lassen.

Seit Jahrzehnten tobt der Kampf mit zeitweiligen Unterbrechungen gegen das Schinkelsche Neue Tor und Potsdamer Tor, sowie gegen das

friderizianische Brandenburger Tor. Während die alten klassischen Architekten mit feinem Verständnis die Verhältnisse vor und hinter diesen Toren abgewogen haben, glauben gewisse moderne Architekten, darin den echten Epigonen gleich, es besser zu verstehen als die Altmeister. Nur die Ablehnung der Stadtgemeinde sowohl gegen einen Geldzuschuß als auch gegen den Abbruchsgedanken überhaupt hat den Abbruch der ersten beiden Tore seltens des Fiskus, der bei jedem derartigen Vorgang recht viel für den Staatssäckel lukrieren will, verhindert.

Die Komödie wegen Verlegung des Brandenburger Tores nach dem Großen Stern, die in eine Tragikomödie auszuarten drohte, ist hoffentlich für immer begraben, aber noch immer schwebt einigen Stadtverbessern der Gedanke vor, das Brandenburger Tor auf beiden Seiten freizulegen, was den vornehmen Eindruck der Geschlossenheit des Pariser Platzes vernichten würde. Vorwand: der starke Verkehr durch das Brandenburger Tor und die störende, gefährliche Kreuzung der elektrischen Straßenbahnen. Glücklicherweise tritt auch hier die Stadtgemeinde Berlin, wie ein *Deus ex machina*, als Helfer ein — die Gleise werden unterirdisch verlegt, damit wird das Verkehrshindernis beseitigt und das Brandenburger Tor mit seinen Anbauten unversehrt gerettet werden.

Daß bei einigem guten Willen und Verständigung unter den verschiedenen maßgebenden Faktoren in Berlin manches gerettet werden kann, dafür nur drei Beispiele: das Ephraimsche Palais, Poststraße 16. schwer bedroht, aber von der Stadt erworben und durch Baurat Blankensteins Verdienst auf das glücklichste und mit pietätvoller Schonung zu einem Dienstgebäude umgemoldet; die Heiligegeistkirche, vom Staatskonservator bekanntlich bereits als unrettbar aufgegeben, ist dank der nicht genug zu preisenden Einsicht der Ältesten der Kaufmannschaft beim Bau ihrer Handelshochschule dieser als willkommener Bibliothekbau mit Lesehalle geschickt angegliedert worden; die Nazarethkirche an der Müllerstraße, eine der vier Schinkelschen Außenkirchen, war zu klein geworden und sollte durch einen größeren Neubau ersetzt werden. Dieser ist auch ausgeführt, das kleine harmonisch wirkende Gotteshaus aber davor, hauptsächlich dank dem Entgegenkommen der städtischen Behörden und der Umsicht des in Bausachen besonders erfahrenen Pastors Diestelkamp, unversehrt erhalten worden.

Wohl mancher Leser wird angesichts der langen, aber noch lange nicht vollständigen Trauerliste vom Kampf um die alten Bauwerke Berlins sich im stillen gefragt haben: Wo blieb denn bei den zahlreichen fiskalischen Gebäudeabbrüchen der Konservator der Denkmäler des preußischen Staates, der das Oberaufsichtsrecht auch über die historischen Bauwerke Berlins auszuüben hat? Man muß doch wohl oder übel annehmen, daß sein Einspruchsrecht unbeachtet verhallte. Trotz seiner scheinbaren erhabenen Hochwartstellung steht doch der Staatskonservator nicht über, nicht neben,

sondern unter den Ressortministern. Was soll er z. B. gegen den Kultusminister, gegen den Minister des Innern, gegen den Minister der öffentlichen Arbeiten, gegen den Kriegsminister und vor allem gegen den allmächtigen Finanzminister ausrichten, wenn diese Ministerien, die zu befehlen gewohnt sind, aus irgend einem, meist einem fiskalischen Grunde nicht seiner Meinung sind?

Und da gibt es noch Schwärmer, die in dem Kampf um die alten Bauwerke Berlins die Einsetzung eines städtischen Konservators wünschen. Glauben diese Herren im Ernst, daß der betreffende Kommunalbeamte größeren Einfluß als ein hoher Staatsbeamter ausüben würde? Nein, wohl aber würde diese städtische Institution nur dazu dienen, sich selbst gehörig zu blamieren und der Stadt Berlin bis in die höchsten Kreise neue, meist recht unbequeme Feinde zu verschaffen. Ausrichten würde ein städtischer Konservator absolut nichts.

Es gibt nur einen einzigen Faktor, der in dem Kampf um die alten Bauwerke Berlins vielleicht in einzelnen Fällen etwas ausrichten kann: das ist die öffentliche Meinung, vertreten durch die öffentliche Presse, möge diese zum Besten Berlins recht oft und recht eindringlich ihre Stimme erheben.

X. Hussitenfest Bernau. Das übliche Fest zum Gedächtnis der Befreiung Bernaus von der Bedrohung durch die czechischen Fanatiker im 15. Jahrhundert wird bekanntlich alle Jahr von den Städtischen Behörden unserer freundlichen Nachbarschaft am Sonntag Rogate mit Gottesdienst und einer geselligen Zusammenkunft in dem Städtischen Gasthaus am Liepnitzsee gefeiert. Für die große Menge, insbesondere das Berliner Sonntagspublikum ist diese kommunale Feier nicht bestimmt.

Von u. A. M. Herrn Rektor Monke erhalten wir nun folgende Zuschrift: „Kürzlich äußerte sich der sächsische Minister Graf Vitzthum über die Bedeutung der Volksfeste folgendermaßen: Das Bestreben des Volkes, die grauen, oft trüben Eindrücke des Alltags durch Feste zu unterbrechen, ist durchaus gerechtfertigt; nur muß man die Wege bahnen zur Vertiefung und Veredelung solcher Feste. Gewöhnlich fehlt es den Volksfesten an innerer Beliebtheit, an selbstschöpferischer Frische und Regsamkeit, weil alle zu sehr Zuschauer und Zuhörer geworden sind; jeder erwartet viel zu viel von dem andern und vergißt darüber, daß er selbst einen Einsatz an Persönlichkeit, an innerer Freudigkeit in das Spiel geben muß, um aus ihm einen möglichst hohen Gewinn zu ziehen. — Wem fielen bei diesen Worten nicht die Bernauer Hussitenfeier ein, die sich leicht so ausgestalten ließe, daß sie den vom Grafen Vitzthum aufgestellten Forderungen entspräche? Hier ist eine Vertiefung und Veredelung des Festes möglich; denn es ruht auf geschichtlicher Grundlage; auch ist die Örtlichkeit, das an mittelalterlichen Erinnerungszeichen so reiche Bernau, sehr wohl geeignet, und die Nähe Berlins sichert einigen Zuzug, wenn das Fest wirklich etwas bietet

für Auge und Ohr, für Herz und — Magen. Ein kleines Festspiel, ein netter Umzug, natürlich in historischen Kostümen, vielleicht auch eine Wagenfahrt, ein guter Happen mit entsprechender Spülung und schließlich ein Tanz, der ja für die Jugend immer das Wichtigste ist, würden gewiß große Anziehungskraft ausüben und die guten Beziehungen, die zwischen Berlin und Bernau allzeit bestanden haben, neu beleben und kräftigen. Ein Oberammergau soll Bernau darum nicht werden; aber ein alljährlich sich wiederholendes Fest würde wahrscheinlich eine steigende Beliebtheit gewinnen. Doch dürfte eine solche Feier nicht gerade in die Osterzeit fallen; sie müßte in die grüne Zeit verlegt werden, vielleicht auf den ersten Sonntag nach dem 15. Mai. Das ist die Zeit, da die Knospen brechen und die Blätter der Buche sich entfalten. Da sollte der Vormittag einer historischen Feier mit Umzug, der Nachmittag einer Wagenfahrt an den Liepnitzsee, Bernaus schönstes Kleinod, und der Abend dem fröhlichen Tanz in der alten Hussitenstadt gewidmet werden. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bieten. Alle Versuche, wirkliche Volksfeste zu schaffen, sind bisher gescheitert. Der Sedantag ist ebenso wenig volkstümlich geworden wie früher der 18. Oktober. Die Schüler und die Honoratioren feiern ihn, die breite Masse der Bevölkerung wird nicht berührt, weil nichts geboten wird. Die alten Volksfeste sind geschwunden, und die Volksbräuche haben den Boden verloren; das Leben, ist etwas kahl und schal geworden. Sollte es nicht möglich sein, etwas Farbe in das Bild des Lebens einzutragen?“

Wir müssen zunächst den städtischen Behörden Bernau's überlassen, zu diesen beachtenswerten Vorschlägen Stellung zu nehmen. Da die Förderung der Heimatliebe so recht Aufgabe der Brandenburgia sein soll, so wird auch sie sich sicherlich einem größern Hussitenfeste gegenüber nicht ablehnend verhalten.

XI. Heimatschutz in Brandenburg. Mitteilungen der Landesgruppe Brandenburg des Bundes Heimatschutz. No. 5 1910 beschäftigt sich u. a. mit den Königskolonnaden im Sinne der Brandenburgia und mit der pietätlos zerstörten Ruine auf dem Blankenseer Kapellenberg (dazu 4 Abbildungen). Nach einer Mitteilung des Mittelschullehrers K. Waase in Neu-Ruppin ist die in unserer Provinz sehr seltene nordische Zwergbirke, *Betula humilis* Schrk. ein Zwischeneiszeit-Überbleibsel im Torfmoor zwischen Kantow und Schreymühle westlich von Neu-Ruppin in 6 Exemplaren entdeckt worden: Abbildung dazu S. 133.

B. Persönliches.

XII. Die neue Mitgliederliste für 1910 ist erschienen und bereits versendet.

XIII. Todesfälle. Am 5. d. M. verstarb infolge einer schweren Verletzung in Petershagen a. d. Ostbahn unser unvergeßliches Mitglied

und treuer Freund Herr Pfarrer Alexander Giertz im Alter von nur 50 Jahren. Unsere Mitglieder wissen, wie hülfbereit er sich allzeit der Brandenburgia angenommen. Von einer unvergleichlichen Arbeitskraft hat er die Zeit, die ihm neben seinem Amt verblieb, in den Dienst der Heimatkunde gestellt. Es sei erinnert an seine Forschungen im Gebiet der Flurnamenkunde sowie an die Geschichte seiner beiden Pfarrdörfer Petershagen und Eggersdorf, die ihm unter den Händen zu einer Geschichte des ganzen Barnims und eines wichtigen Teils der Mark Brandenburg erwuchs. Seine Forschertätigkeit unermüdet und selbstlos ausgeübt, wird in der Brandenburgia sein Andenken für immer erhalten.

An seinem Grabe trauern seine lebenswürdige Gattin Johanna Flora Giertz geb. Koch und seine Mutter Johanna Giertz geb. Böser.

Die Brandenburgia hat zur Beisetzungsfeier einen prächtigen Kranz mit Widmungsschleife gestiftet.

Herr Stadtsyndikus a. D., Städtältester Geheimer Regierungsrat Max Weise ist uns am 8. d. M. im 71. Lebensjahre nach langem Leiden in Groß-Lichterfelde entrissen worden. Der Entschlafene hat an den Feldzügen 1866 und 1870/71 als Offizier teilgenommen, bei Straßburg i. E. eine schwere Verwundung erlitten und das Eiserne Kreuz erhalten. Nach 24 Jahren unmittelbaren Staatsdienstes trat er am 1. April 1884 als Stadtrat in den Berliner Magistrat und vom 25. März 1892 bis zum 1. April hat er das verantwortungsreiche Amt als Stadtsyndikus in Ehren mit aufopferndem Fleiß geführt. Der Brandenburgia war er ein treues Mitglied und ein eifriges, bis ihn wiederholte Schlaganfälle an das Haus fesselten.

Ich bitte die Versammlung sich zur Ehrung unserer Entschlafenen von den Sitzen zu erheben. (Geschicht.)

XIV. U. E. M. Prof. Dr. H. Conwentz übersendet einen Sonderabdruck aus den Schriften der Naturf.-Ges. zu Danzig (No., XII Heft 4 S. 15–24) mit einem von ihm verfaßten Aufsatz: Abraham Lissauer, sein Leben und Wissen. Ich habe der großen Verdienste des im 77. Lebensjahre am 29. September 1908 zu Charlottenburg Entschlafenen, soweit speziell unsere Heimatkunde in Frage kommt, in unserer Sitzung vom 28. Oktober 1908, Monatsblatt 17, S. 527 gedacht und verweise darauf. Von seinen Schriften erwähne ich hier nur noch: Der Hausurnenfund von Seddin, Kreis Westpriegnitz. — Globus Bd. LXVI No. 9 1894. — Grabfund der römischen Zeit von Raben, Kreis Belzig. Z. f. Ethn. Bd. XXVIII. B. A. G. Jahrg. 1896 S. 408 flg. und Über die Bedeutung des Gräberfeldes von Wilhelmsau für die Kenntnis des Handelsverkehrs in der Völkerwanderungsperiode. Z. f. Ethn. Bd. XXXVII. Jahrg. 1903 S. 591 flg.

XV. U. M. Herr Dr. Friedrich Solger, Privatdozent der Geologie an hiesiger Universität hat sich verabschiedet, folgend einem Ruf der chinesischen Regierung als Professor an die neu zu begründende Universität

in Peking. Die besten Wünsche der Brandenburgia begleiten den Scheidenden, den wir, da seine Verpflichtung nur auf drei Jahre lautet, hoffentlich später wieder unter uns begrüßen werden.

C. Naturgeschichte und Technik.

XVI. Mitteilungen der Brandenburgischen Provinzialkommission für Naturdenkmalpflege. 19.9 Nr. 2/3. Ich mache namentlich auf die allgemeinen Schutzmaßnahmen S. 33—78, die zum großen Teil vollinhaltlich abgedruckt sind, so daß die Naturschutzfreunde sich dadurch leicht orientieren können, aufmerksam.

Sie finden darin u. a. einen Auszug aus dem Internat. Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908. — Die K. Generalkommission hat in der Mehrzahl der von ihr begründeten Rentengutskolonien besondere Vogelschutzgehölze ausgewiesen. — S. 37 Karte des Plage-Fenns und -Sees, Oberförsterei Oderberg i/M. als Naturschutzgebiet ausgewiesen. — S. 43 wird der nützlichen Tätigkeit der Brandenburgia gedacht. — S. 63 Erlaß betreffend Förderung der Naturdenkmalpflege durch die Domänenverwaltung bei Verpachtungen vom 5. Mai 1908. — Eine Menge Verordnungen zum Schutz der Natur gegen Verunstaltungen in beiden Regierungsbezirken sind ebenfalls abgedruckt.

XVII. Der große Schneefall am Bußtag, dem 17. November 1909, der wegen seiner außergewöhnlich großen Niederschlagsmenge allenthalben noch in lebhaftester Erinnerung sein dürfte und dessen Folgen sich bis vor ganz kurzer Zeit hauptsächlich im Telegraphen- und Telephonverkehr immer noch unangenehm fühlbar machten, gelangte am 11. d. M. in der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft zu einer wissenschaftlich-kritischen Würdigung, deren Ergebnis auch für die Allgemeinheit recht interessante Tatsachen ergab. Professor Kaßner vom Preußischen Meteorologischen Institut wies darauf hin, daß der Schneefall sich nicht auf Deutschland allein, sondern auch auf das Ausland, hauptsächlich aber auf Nord-Böhmen erstreckt habe. Die wissenschaftlichen Messungen ergaben eine Höhe der niedergegangenen Schneemengen von einem halben Meter, stellenweise sogar von einem Meter. Die Art seines Auftretens erinnert stark an den in Deutschland bisher überhaupt beobachteten größten Schneefall vom Jahre 1886, bei dem damals etwa 330 Eisenbahnzüge stecken blieben. Wenn auch diesmal eine so große Kalamität nach dieser Richtung hin nicht auftrat, so war dafür die Zerstörung durch Schneebruch in den Wäldern und die Vernichtung der Telephon- und Telegraphenleitungen im Reich desto größer. Über die Ursache der als unliebsame Folge des Schneefalls hervorgetretenen Zerstörungen stand man zunächst vor einem Rätsel. Weder in der nicht übermäßig niedrigen Temperatur noch in der Stärke des Windes noch in der Menge des gefallenen Schnees konnte man im einzelnen eine ausreichende Erklärung dafür finden. Die

von Professor Kaßner zusammengestellten Beobachtungen fast aller meteorologischen Stationen im Reich haben nun ergeben, daß Temperatur, Wind und Schneemenge in Gemeinschaft die großen Zerstörungen herbeigeführt haben. Der sehr feuchte Schnee gefror alsbald auf den Ästen der Bäume und auf den Telephonleitungen und bot so dem einsetzenden Winde eine größere Angriffsfläche dar. Durch das Zusammenwirken dieser drei Momente ist der ungeheure Schaden zu erklären, den der Schneefall überall angerichtet hat.

Hierzu bemerke ich, daß der ungeheure Schaden, den jene Katastrophe, insbesondere an den Kiefern hervorgerufen, wie ich mich persönlich im Grunewald, in der Jungfernheide und den Heiden zwischen Tegel und Oranienburg überzeugt habe, alle Vorstellung übersteigt. Noch jetzt liegen überall in unglaublicher Menge starke glattabgebrochene Kiefernäste herum, obwohl viel von diesem Wind-, Schnee- und Frostbruch bereits fortgeschafft ist. In meinem erfahrungsreichen Leben habe ich ein solches Phänomen niemals zuvor beobachtet.

XVIII. Über die verbesserte Schiffbarmachung der obern Spree macht uns u. M. Herr August Foerster referatweise folgende interessante Mitteilung,

Im Architektenverein zu Berlin hielt am 17. d. M. der Regierungs- und Baurat Papke aus Beeskow einen Vortrag über den Ausbau der oberen schiffbaren Spree und der Drahendorfer Spree. An der Hand von Karten besprach der Vortragende zunächst kurz die verschiedenen Teile der preußischen Spreestrecke und schilderte dann eingehender die obersten, nicht schiffbaren Teile, besonders im oberen und unteren Spreewalde, um den nachteiligen Einfluß dieser Gebiete auf den anschließenden schiffbaren Teil des Flusses zu zeigen. In den weiten Niederungen der Spreewälder verästelt sich der Fluß in zahlreiche flache und schmale Arme (Fließe), die sich am unteren Ende wieder vereinigen. Länge, Gefälle und Querschnitte der Fließe sind aber sehr verschieden, daher kommen die oben gleichzeitig eintretenden Wassermassen unten nicht gleichzeitig, sondern nacheinander an; die größte Verzögerung erfährt bei höheren Wasserständen der auf die Wiesen übertretende Teil des Wassers. Hochwasserwellen werden aus diesen Gründen in den Spreewäldern erniedrigt oder verlängert, ihre Höchstmenge wird kleiner, ihre Dauer größer. In gleichem Sinne beeinflussen die Zustände in den oberen schiffbaren Strecken den Abfluß des Wassers. Die Spree weist hier ungewöhnlich viele und starke Krümmungen auf, ist an manchen Stellen zu schmal und zu flach, an anderen wieder seeartig erweitert, fließt außerdem durch 5 zum Teil große Seen und hat im ganzen ein sehr geringes Gefälle. Diese Mängel bewirken im Verein mit dem langsamen Zufluß des Hochwassers aus dem Spreewalde, daß im Frühjahr die hohen Wasserstände, welche die Höhe der den Fluß begleitenden Wiesen überschreiten, zu lange anhalten und im Sommer leicht

Überschwemmungen eintreten. Die Schifffahrt wird durch die starken Krümmungen und in trockenen Zeiten durch ungenügende Fahrtiefen an den flachen Stellen beeinträchtigt. Zur Beseitigung dieser Übelstände kommen folgende Mittel zur Anwendung. Durch den Bau eines Kanals vom oberen Ende der schiffbaren Spree bei Leibsch bis zur Dahme bei Wendisch-Buchholz wird es ermöglicht, einen Teil des Wassers, bis zu 20 cbm in der Sekunde, nach der Dahme abzuleiten. Die zu starken Krümmungen der oberen schiffbaren und Drahendorfer Spree sollen durch zahlreiche Durchstiche umgangen, die zu engen Stellen verbreitert, die zu flachen vertieft und die abbrüchigen Ufer durch Deckwerke gesichert werden. Einer der Durchstiche wird auch den mehr als 120 km großen Schwieloch-See, durch den die Spree jetzt fließt, aus dem Flußlauf ausschalten. Es war anfangs beabsichtigt, den See durch einen Damm ganz vom Flußtal abzusperren, im Damme aber eine Schleuse zur Aufrechterhaltung der Schifffahrt und ein nach beiden Seiten kehrendes Wehr zur Regelung des Wasserstandes einzubauen. Dadurch wäre es möglich, den See in trockenen Zeiten als Speisebecken für die Spree zu verwenden. Wegen des im Verhältnis zu den Kosten geringen Nutzens kommt das Unternehmen jedoch nicht zur Ausführung. Die oben erwähnten Verbesserungen des Spreelaufs würden nicht nur, wie beabsichtigt, eine Senkung der höheren Wasserstände zur Folge haben, sondern auch eine solche der niedrigen. Dies wäre aber für die Wiesen wie für die Schifffahrt von Nachteil. Es werden deshalb, um bei geringer Wasserführung den erforderlichen Mindestbestand im Flusse halten zu können, an fünf Stellen neue Stauwerke (soweit nötig mit Schiffsschleusen) errichtet, zwei alte Stauwerke bei Cossenblatt aber umgebaut. Die geringste Fahrtiefe soll in Zukunft bis nach Goyatz am Schwieloch-See hinauf 1,60 m, oberhalb des Sees 1,10 m betragen.

Zum Schluß wurden vom Vortragenden einige Angaben über die Ausführung der Anlagen, mit denen im Juni 1907 begonnen ist, gemacht. Die Stauwerke, von denen Zeichnungen und Lichtbilder vorgeführt wurden, sind bis auf eines, das sich im Bau befindet, fertig, vom Flußlaufe sind etwa 25 km ausgebaut. Der ausgehobene Boden wird außer zur Regelung der Ufer vorzugsweise zur Aufhöhung sehr niedriger sumpfiger Wiesenflächen verwendet, um deren Erträge zu steigern. Die von den Durchstichen ausgeschalteten Krümmungen werden am oberen Ende durch einen Damm abgeschlossen, bleiben aber sonst zur Förderung der Fischerei meist offen; durch in die Dämme eingebaute Durchlässe findet die zum Gedeihen der Fische erforderliche ständige Erneuerung des Wassers statt. So wird bei der Durchführung des Unternehmens neben der Landwirtschaft und der Schifffahrt auch die Fischerei nach Möglichkeit berücksichtigt.

XIX. Die Berliner Polizeihunde erregen durch ihre ungewöhnlichen, geradezu staunenswerten Leistungen solch berechtigtes Aufsehen,

daß wir sie als einen wesentlichen Faktor unserer öffentlichen Sicherheitspflege anerkennen und würdigen müssen. Und nicht deshalb allein verdienen sie eine heimatkundliche Beachtung und Erwägung, sondern auch vom Standpunkt unserer heimatlichen Naturkunde, da die große Masse der intelligenten Vierfüßler aus Berlin und der Provinz Brandenburg stammt.

Die Ausbildung von Polizeihunden für den öffentlichen Sicherheitsdienst in und bei Berlin hat dazu geführt, daß bis jetzt 25 Hunde der uniformierten Schutzmannschaft zur Begleitung der Patrouillen, besonders in den öffentlichen Anlagen und in den Grenzbezirken zur Verfügung stehen. Seit der Verwendung von Diensthunden im Patrouillendienst haben die Raubanfälle und Sittlichkeitsattentate auf weibliche Personen in den öffentlichen Anlagen erheblich abgenommen. Schon bei dem Bekanntwerden der Tatsache, daß Polizeihunde irgendeinem Bezirke zugeteilt sind, zieht sich aus diesem das gemeingefährliche Gesindel zurück. Ebenso ist die Sicherheit in den noch wenig bebauten Grenzbezirken — vorzugsweise in den Laubenkolonien — besser geworden. Radfahrpatrouillen werden von den Hunden begleitet, und bei Razzien halten die Hund die aufgesuchten und gesammelten Personen durch Umkreisen eng zusammen, so daß oft ein einziger Schutzmann mehrere Personen zu gleicher Zeit zur Wache führen konnte. Auch Angriffe auf ihre Führer verhinderten die auf Nasenarbeit und Mannfestigkeit durchgebildeten Hunde durch energisches Vorgehen und Verteidigung ihres Herrn bis zur Selbstaufopferung.

Daß man den Hund in Folge dessen auch in Theatern und bei anderen Schaustellungen gerade jetzt mehr als sonst Interesse schenkt, darf nicht Wunder nehmen und erklärt zum Teil den Enthusiasmus der einem schauspielernden Hunde auf einer hiesigen Bühne zuteil wird. Und dieser Umstand ruft andererseits wieder einen geschichtlich interessanten Vorgang, ein folgenschweres Ereignis aus Goethes Leben ins Gedächtnis. Auf der Weimarer Hofbühne trat i. J. 1817 ein wohldressierter Pudel auf. Goethe hatte damals die Oberleitung des Theaters in Folge des beabsichtigten Auftretens des klugen Vierfüßlers niedergelegt. Schon vorher hatte er mit Ränken aller Art zu kämpfen gehabt, besonders, seit der Graf Edeling mit in die Intendanz einberufen war. Als nun auf Betreiben des letzteren und der Favoritin des Großherzogs, der zur Frau von Geygendorf ernannten Schauspielerin Jagemann, gegen Goethes Willen durchgesetzt wurde, daß der Schauspieler Karsten mit besagtem Pudel zur Aufführung des Melodramas „Der Hund des Aubry“ nach Weimar beordert wurde, da erklärte Goethe kategorisch, daß er mit einer Bühne, auf der ein Hund spiele, nichts mehr zu tun haben wolle. In Jena, wohin er grollend gereist war, empfing er vom Großherzog auf seinen Wunsch die offizielle Entlassung von der Intendanz. Goethe, der übrigens gleichzeitig auch für seinen Sohn, der ihm seit 1815 in den Intendanzgeschäften half, die

Dienst-Entbindung erwirkt hatte, kümmerte sich von da ab offiziell nicht mehr um die Angelegenheiten des Weimarer Theaters. So hat dieser schauspielernde Pudel eine recht bedeutsame Rolle gespielt und sich durch seine unfreiwillige Einmischung in des großen Olympiers Geschicke sogar ein Stückchen Unsterblichkeit errungen. Goethe war damals so verletzt darüber als der Großherzog das Hundeschauspiel duldete, daß er sagte: „Karl August hat mich nie verstanden!“

[Nachschrift. Von der unglaublichen Spürfeinheit eines gutausgebildeten Berliner Polizeihundes legt folgender Bericht im B. T. Bl. vom 11. März 1910 einen überraschenden Beweis ab. Heute nacht wurden im Flur und Treppenhaus des Hauses Cösliner Straße 12 die Treppenläufer und Decken von ruchloser Hand anscheinend aus Rache mit einem scharfen Instrument zerschnitten. Weiter war das Treppenhaus in nicht wiederzugebender Weise beschmutzt worden. Nach erstatteter Anzeige erschienen Polizeibeamte mit einem Polizeihund, der auf die Spur gesetzt wurde. Der Hund verfolgte die Spur, die ihn schnurstracks nach dem Hause Cösliner Straße 16 in den Laden eines Friseurs führte. Dort stellte er den Inhaber, suchte weiter im Laden umher und stöberte ein Rasiermesser auf, an dem noch ein kleiner Fetzen Linoleum hing, von derselben Art, wie das zerschnittene in dem Hause Cösliner Straße 12. Der Verdächtige wurde in Haft genommen. Das Motiv zur Tat dürfte darin zu suchen sein, daß der Friseur früher in dem Hause Cösliner Straße 12 wohnte und mit dem Hauswirt wegen einer Mietsrate in Differenzen geraten war. —

Solche und ähnliche überraschende Beispiele der Klugheit unserer heimatlichen Hunde ließen sich aus den Polizeiberichten der letzten drei Jahre noch viele anführen. Bei den inzwischen in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten stattgefundenen Hundeausstellungen habe ich alle mal die Abteile der Polizeihunde (deutsche Schäferhunde und Ayredale-Pintscher, braun mit schwarzen Rückendecken, stachelige Behaarung) von Schaaren neugieriger Bewunderer umringt gesehen. Unsere heimatlichen Ayredale-Pintscher eignen sich auch trefflich zur Aufspürung Verunglückter und verwundeter Krieger.]

XX. Bedeutung der Seefischerei für unsere Heimat. Mit Rücksicht hierauf, ferner auf den zu gewärtigenden wichtigen Vortrag des General-Sekretärs des Deutschen Seefischerei-Vereins Herrn Professor Dr. Henking und in meiner Eigenschaft als Vize-Präsident dieses gemeinnützig wirkenden großen Vereins lege ich Ihnen unser Organ „Mitteilungen des Deutschen Seefischerei-Vereins“ speziell die Dezember-Nr. von 1909 vor, unter Verweisung auf den Artikel: J. König und A. Splittgerber: Die Bedeutung der Fischerei für die Fleischversorgung im Deutschen Reich, ebenso, damit Sie sich von der Reichhaltigkeit des Stoffes in dieser Zeitschrift überzeugen, das Inhaltsverzeichnis des XXV. Bandes, Jahrgang 1909.

Desgl. die Januarnummer von diesem Jahr, wobei ich auf den Artikel über die Ergebnisse der deutschen Heringsfischerei aufmerksam mache, die in Bezug auf die Volksernährung stets wichtiger werden. Hauptkonsument ist natürlich Groß-Berlin.

In Verbindung mit dem Angeregten verweise ich auf die für unsere Hausfrauen recht wichtige Einrichtung von Fischkochkursen. Die Zeit ist gekommen, in der wieder eine Anzahl von Stadtverwaltungen, Frauenvereinen, sozialen Gesellschaften und sonstigen gemeinnützig wirkenden Körperschaften die Bevölkerung in der in den meisten Städten Deutschlands noch unbekanntem Mannigfaltigkeit in der Zubereitung von Seefischen unterweisen lassen. Es hat sich nämlich an den Plätzen, an denen derartige Versuche schon unternommen wurden, als eine wahre Wohltat erwiesen, die Hausfrauen durch Fischkochkurse erst erkennen zu lassen, welches billige und dank unbegrenzter Verwertungsmöglichkeit wertvolle Nahrungsmittel der Seefisch darstellt, sobald er richtig in die Hand genommen wird. In Cuxhaven sind durch das Entgegenkommen der dortigen staatlichen Fischereiinspektion Vorkehrungen getroffen, um die Einrichtung derartiger Kochkurse, an denen sich übrigens selbst in Mittelstädten Tausende von Frauen aller Kreise zu beteiligen pflegen, in bequemster Weise in die Wege zu leiten.

Am 18. Februar, wo die Brandenburgia das Lette-Haus besichtigt, bitte ich schon jetzt unsere Mitglieder, sehr gefälligst dem dort erteilten uns praktisch vorzuführenden Seefisch-Kochunterricht eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

XXI. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke. Jahrgang 5, Januar bis Dezember 1909. Die Herausgeber haben die große Güte gehabt, mir ein gebundenes Exemplar dieser ebenso interessanten wie gemeinnützigen Zeitschrift mit zahlreichen prachtvollen Illustrationen zur Verfügung zu stellen. Sie wollen sich von der Reichhaltigkeit des Bandes überzeugen, für dessen Gewährung ich verbindlichst danke.

D. Kulturgeschichtliches.

XXII. Aus dem Märkischen Museum. In der Direktionssitzung, an welcher ich heut Vormittag teilgenommen habe, ist ein bemerkenswerter Beschluß gefaßt, der, anknüpfend an bereits früher getroffene Maßnahmen letzten Endes darauf hinausläuft, den kommenden Generationen ein möglichst vollständiges Archiv zur Bau- und Zeitgeschichte von Berlin zur Verfügung zu stellen. Bereits im Jahre 1886 wurde mit der Arbeit in dieser Richtung systematisch begonnen. Es fand damals im Rathause eine Ausstellung von Ansichten aus dem alten Berlin statt, an welcher sich außer dem Museum der Verein für die Geschichte Berlins, die städtische Bibliothek und eine Reihe von Privatpersonen beteiligten. Das Ergebnis der sehr belehrenden Ausstellung war, daß die städtischen Be-

hörden zur systematischen photographischen Aufnahme älterer Bauwerke und Straßenansichten eine Reihe von Jahren hindurch namhafte Mittel zur Verfügung stellten, welche das Museum in die Lage versetzten, sich nach und nach eine sehr stattliche Sammlung von Ansichten unserer Stadt aus dem 18. und 19. Jahrhundert zu beschaffen.

Andere für den Augenblick wichtigere neue Aufgaben haben zeitweise dieses Unternehmen in den Hintergrund gedrängt. Um aber bei der stetig fortschreitenden Erneuerung von Berlin auch in seinen älteren Teilen, welche bekanntlich vielfach weder Neigung noch auch die Möglichkeit hat vor baulichen Leistungen und Erinnerungen halt zu machen, solche vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren und sie zur Freude wie zur Belehrung einer künftigen Generation in möglichst getreuer Wiedergabe festzuhalten, ist nunmehr beschlossen worden, jene Tätigkeit wieder energisch aufzunehmen und systematisch im Bilde alles was unter obigen Gesichtspunkten erhaltenswert erscheint, photographisch, sowie wo nötig auch mittels besonderer technischer Aufmessungen zu sammeln. Es versteht sich von selbst, daß dieses bildliche Material nicht nur auf Häuser und Architekturen im engeren Sinne beschränkt wird, sondern auch auf Straßen und über das Weichbild der Stadt hinaus schreitend Landschaftsansichten umfassen wird. Sehr dankenswert und erwünscht wäre es, wenn auch das Publikum in dieser Richtung hin mitwirken würde, indem es dem Museum von dem bevorstehenden Abbruch von Baulichkeiten irgend welcher Art Kenntnis gibt oder zu gelegener Zeit anderweit auf Gewinnung geeigneten bildlichen Materials aufmerksam macht. Gleichzeitig mit obigem wurde ferner beschlossen auf die tagesgeschichtlichen Vorgänge in derselben systematischen Weise fortan bildlich für die Zukunft festzuhalten. Es ist freilich schon bisher durch Sammlung von Tageszeitungen, illustrierten Zeitschriften und anderen bildlichen Darstellungen vieles in dieser Richtung geschehen. Es liegt aber auf der Hand, daß ein systematisches Vorgehen unter Verwendung dafür bereit gestellter Mittel auf diesem Gebiete ohne nennenswerte Kosten ein noch ganz anders geartetes Material liefern muß, welches einer künftigen Geschichtsschreibung außerordentlich wertvolle Unterweisungs- und Aufklärungsmittel zu liefern geeignet sein wird. Um die Durchführung der beiden Pläne zu leiten und zu überwachen sind zwei kleinere Kommissionen gebildet worden, welche ihre Arbeit schon sofort begonnen haben. Hoffentlich ist das Museum bald in der Lage, von Ergebnissen zu berichten.

Zum Schlusse der Sitzung konnte noch eine andere allgemeine und wissenschaftlich interessante Mitteilung gemacht werden. Beim Bau des neuen Irrenhauses auf dem Gelände des städtischen Gutes in Buch wurde neulich eine altgermanische Wohnstätte aufgedeckt, bei deren durch Museumsbeamte vorgenommener Untersuchung es u. a. gelang, an den vermoderten Spuren von in die Erde eingegrabenen Pfählen den regelrechten

Grundriß der Hütte von 6 m Länge und 3 m Breite festzustellen. Der deutlich erkennbare steinerne Herd mit Brandresten macht die Kennzeichnung der Wohnstätte als eine altgermanische zweifelsfrei. Es ist dies, nachdem vor kurzem in der Nähe von Potsdam die überhaupt erste derartige Hütte aufgedeckt worden ist, der zweite Fund dieser Art, und die weitgehende Übereinstimmung des an beiden Stellen gefundenen ist wissenschaftlich unter diesen Umständen von nicht geringer Bedeutung. Die Untersuchung wird durch u. M. Herrn Dr. Kiekebusch fortgesetzt.

XXIII. Anfänge des öffentlichen Fuhrwerkes in Berlin. Die nachfolgende Mitteilung verdanken wir der Güte des Herrn Rektor O. Monke, unsers heimatkundlich unermüdlich tätigen Mitgliedes. Das Original des Reglements lasse ich zirkulieren.

Herr Monke schreibt: Herr Redakteur Rudolf Schmidt aus Eberswalde übersendet das am 16. Januar 1740 von Friedrich Wilhelm I. und seinem Minister von Happe unterzeichnete „Reglement Für die privilegierte Mieths-Fuhr-Leuthe in Berlin So die Fiacres halten“ ein, die Geburtsurkunde der Berliner Droschke. Die Verordnung umfaßt 23 Abschnitte u. verlangt, daß die Fuhrleute, welche „Fiacres“ halten wollen, sich bei dem vom Könige ernannten Direkteur anmelden. Jeder Fuhrmann soll einen Ersatzwagen haben und 3—4 Pferde halten. Die Fiaker sind zu numerieren; zunächst sollen nur 15—16 beschafft werden, die der König „voritzo“ selbst verfertigen lassen will; kämen jedoch neue hinzu, so sollten die Interessenten solche aus eigenen Mitteln bauen lassen. Die Halteplätze werden genannt: der Platz „am Dohm“ (4 Fiaker), beim Gouverneurhause (3), beim Markgräflichen Palast auf der Neustadt (2), bei der Pyramide auf der Potsdamschen Straße in der Friedrichsstadt (2), auf dem Wilhelmsplatz (2) und beim Collegen-Hause (2). Dort sollen die Fiaker von früh 6 Uhr im Sommer (oder 7 Uhr im Winter) bis 10 Uhr abends halten. Nach der Taxe kostet eine Fahrt innerhalb der Wälle und Ringmauern 4 Groschen, nach den Städten außerhalb des Walles 5 Gr., eine Fahrt in einer Vorstadt 4 Gr., von einer zur anderen 5 Gr. für 1—4 Personen. Doch kostet die Fracht für einen Koffer ebensoviel wie die für eine Person. Fordert der „Gutscher“ mehr, als ihm zukommt, so hat er für je einen Groschen $\frac{1}{2}$ Taler Strafe zu erlegen; erscheint er nicht rechtzeitig auf dem Halteplatz, so zahlt er 1 Taler Strafe. Ebensoviel beträgt die Buße, wenn er eine Fahrt außer der Reihe annimmt; dann hat er auch gleichzeitig dem geschädigten Vordermann den entgangenen Verdienst zu ersetzen. Privatfuhrleute dürfen nur Fahren außerhalb annehmen, wenn sie nicht um 5 Taler gebüßt werden wollen. Ein reitender Kommissar übt die Kontrolle aus. Sein Gehalt wird jährlich auf 150 Taler festgesetzt. Den Gastwirten wird die Berechtigung zugestanden, wie früher Mietswagen halten zu dürfen.

XXIV. Aus Spandau erhalten wir folgenden Beitrag. Spandauer Friedhöfe.

Der zweite ortsgeschichtliche Vortrag, den Herr Oberpfarrer Recke am 7. XII. 1909 im Gemeindesaal der Nikolaikirche, Heinrichplatz 8, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft hielt, handelte von Spandauer Friedhöfen, Geschichtliches und Erweckliches aus alter und neuer Zeit. — Einer der ältesten Friedhöfe ist der „Judenkiewer“ der „zwischen Stadt und Hochgericht“ gelegen war; viele seiner Leichensteine wurden später, nach 1560, der Zitadelle eingebaut. Der heutige, gesonderte Friedhof der jüdischen Gemeinde liegt bekanntlich inmitten militärfiskalischen Terrains an der Neuen Bergstraße —, ein stiller friedlicher Schmuckplatz, umrauscht und doch nicht berührt von dem Strom des Verkehrs. — An zweiter Stelle nannte der Vortrag den alten katholischen Friedhof auf dem Gewehrplan. An seine längst entschwundene Stätte erinnert noch das in den Anlagen der Gewehrfabrik gelegene — übrigens mehrfach verlegte — Grab und Grabkreuz des frommen und treuen Dominikaners Pater Josephus Groß, der von 1775 bis 1825 der katholischen Gemeinde in Spandau als Pfarrer vorstand. Später begruben die Katholiken ihre Toten auf dem gemeinsamen Begräbnisplatz vor dem Potsdamer Tor, dann, seit 1837, auf dem Friedhof der Garnison- und St. Johannis-Gemeinde an der Neuendorfer Straße; seit den letzten zwanzig Jahren steht ihnen der städtische Friedhof für alle an der Pionierstraße offen. — Ein dritter aus der Zahl der alten Spandauer Friedhöfe ist der Stresow-Friedhof, einst der „Kirchhof“ der St. Gertrauden-Kapelle, später den „Stresowern“ zur Benutzung überlassen. Der Kirchhof steht im Eigentum der St. Nikolai-Kirche, die das Gehege zu erhalten hat. Der kleine Friedhof, jetzt etwa 900 Quadratmeter groß, ist seit 1879 geschlossen. Seine efeumrankten Gräberreihen liegen unmittelbar zur Seite der oben vorüberbrausenden Eisenbahn —, der Zug des Todes neben dem Zug des Lebens! — Vor dem Potsdamer (Kloster-) Tor lag der „Heilige Geist-Kirchhof“, zur Kapelle des Heiligen Geist-Hospitals gehörig, nicht fern davon der Friedhof des St. Jürgen-Hospitals, das die Aussätzigen beherbergte, ihm gegenüber der Kirchhof des Nonnenklosters St. Marien. Stätten, die sämtlich seit vielen Jahrhunderten dahingeschwunden sind. Nur ein Friedhof aus alter Zeit, in der ehemaligen Klosterfreiheit, ist geblieben: der alte Begräbnisplatz „hinter den Scheunen“, d. i. neben dem Klosterhof, jetzt eine wüste Stätte mit einigen wenigen Grabstein-Resten, einst der vielbenutzte Gottesacker der Garnison-, der St. Johannis- und der Strafanstaltsgemeinde. „Der Friedhof vor dem Klostertor“ lag früher der Stadt näher gerückt „auf den Anger“ (am „Schützenplatz“), seit 1794 hält er in Größe von etwa 3 Morgen seine gegenwärtige Stelle inne; er wurde 1830/31 geschlossen, so zwar, daß für die Beerdigungen der Sträflinge des viegescholtenen Spandauer Zucht- und Arbeitshauses ein besonderer „Tractus“ bis 1852 offenblieb. Für sie wurde dann eine anstoßende

Fläche von 1 Morgen Größe (jetzt Schultze'sche Baumschule) als „Anstaltskirchhof“ angekauft, welche bis zur Auflösung des hiesigen Zuchthauses (1872) in Gebrauch blieb. Über Eigentum, Einfriedigung und Verwaltung ist viel gestritten worden, jetzt gehört das alte, recht wertvolle Friedhofsgelände dem Militärfiskus. — Der Kommunal-Friedhof an der Gatower Straße verdankt sein Entstehen der neueren Zeit (1868); er zählt gegen 1000 Grabstellen; neben den Insassen, Erwachsenen und Kindern der Wilhelmstadt, haben auf ihm zumeist wegmüde Wanderer, Selbstmörder, Verunglückte, Unbekannte und Ungenannte, Armenhäuslinge ihre Ruhestatt gefunden: Heimat für Heimatlose! Es waren ergreifende Bilder, welche der Vortragende, wie zuvor aus dem vorliegenden Sterberegister des Zuchthauses, so hier aus dem Begräbnisregister des Kommunal-Friedhofs am Gatower Wege entrollen konnte! Die letzte Beerdigung an dieser Stelle fand am 15. November 1905 statt. — In der inneren Stadt (Altstadt) sind 3 Friedhöfe („Kirchhöfe“ im eigentlichen Sinne des Wortes, nach altchristlicher Tradition die Toten und die Lebenden vereinigend) zu nennen: die Kirchhöfe von St. Moritz, von St. Nikolai und von St. Johannis. Der Kirchhof von St. Moritz, jetzt Kasernen- bzw. Schulhof, wurde früher, von 1461 bis 1756, viel benutzt; er hatte seinen besonderen Totengräber. In seiner Kirche (an der Jüdenstraße) ruhten die Gebeine des Bauschreibers Joachim Steinhäuser, des Obristen Jakob von Grell, des Kommandanten von Strachwitz u. a. Im Außen-Kirchhof waren die Leichensteine der Ringk'schen Eheleute errichtet, deren Grabschriften der Vortragende nach der Kirchenchronik im einzelnen wiedergab. — Der St. Johannis-Kirchhof um die alte, nun abgebrochene „reformierte Kirche“ her, stand bis 1794 und später im Gebrauch. Der im Gewölbe der Kirche beigesetzte Sarkophag der Frau Christiane Sophie Haackin, einer vornehmen Kaufmannsfrau zu Spandau, befindet sich seit 1903 unterhalb der Turmhalle von St. Nikolai, der Grabstein mit Inschrift in dieser Kirche selbst. — Besonders reich an Gräbern in und um die Kirche ist die Stadt- und Hauptkirche von St. Nikolai. Die Chronik zählt die wichtigern Denkmäler und Gedenksteine, die zum Teil noch erhalten sind, im einzelnen auf: Wir hören von den Gebrüdern von Roebel, von den Lynars, von den Ribbecks, vom Grafen Schwarzenberg, von der Familie von Below, von Quast, von Tettau, von den Bürgermeistern Neumeister und Dilschmann, von den Pfarrherren von der Linde und Lamprecht, von der schönen Amtmännin Ferrari, von der 26 jährigen Elisabeth Retzlow und ihren kleinen Kindern Elisabeth und Andreas, deren rührendes Denkmal noch heute die Kirche an der südlichen Altarseite schmückt. Der „Pfarrkirchhof“ von St. Nikolai war, soweit die Urkunden und Register nachweisen (letztere geben oft überaus interessante Daten aus dem Leben der Verstorbenen), von 1431 bis 1750 in Gebrauch. Dann fiel die Kirchhofsmauer von „Hermanns bis Fischers“ (an der Potsdamer Straße), der Joachims- und Heinrichsplatz

(noch heute im Eigentum der Nikolaikirche befindlich) erstanden. — Die großen Friedhöfe in der „Oranienburger Vorstadt“, vor dem „Heidetor“, sind verhältnismäßig neueren Ursprungs. Der Nikolai-Friedhof ein Gebiet von etwa 18 Morgen umschließend, das ursprünglich zur alten Kirchenmeierei („Ackergarten“) gehörte, wurde 1752 eröffnet und 1886 geschlossen. Auf dem Platze des ehemaligen Totengräberhauses mit der Leichenhalle steht jetzt das Pfarrhaus der Lutherkirche. Der angrenzende „Mauerkirchhof“ trägt noch heute auf einem der alten Torpfeiler (der Müllerstraße gegenüber) die Jahreszahl 1773. An seiner Nordwand ragen die vier noch erhaltenen Erbbegräbnisse (Grabhäuser) auf; dazwischen findet man, in die Mauer eingesenkt, das eigenartige Denkmal der Frau „Regimentscher“ Laube (1785), der Mutter von sieben unmittelbar nach der Geburt verstorbenen Kindlein: sieben liebliche Engelsköpfe umrahmen, fast wunderbar im Stein erhalten, den Namen der frühvollendeten Mutter. Im übrigen ist ja der alte (einst der „neue“) Nikolai-Friedhof mit seinen Grabstätten und Denkmälern, mit seiner Kapelle (jetzt im Gebrauch der Evangelisch-lutherischen Gemeinde und des ostpreußischen Gebetvereins), mit seinem uralten Baumbestand von Linde und Ahorn, mit seinen schattigen Gängen und Plätzen der Mitwelt hinreichend bekannt und ihrer vielen ins Herz gegraben. Das schöne Kriegerdenkmal vor der Friedhofskapelle ehrt die in den letzten Kriegen gefallenen Söhne Spandaus (1864 nennt 1, 1866 2, 1870/71 25 Namen); der Gedenkspruch ist Offenbarung Johannes 2, Vers 10: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben.“ — Der anstoßende bis zur Neuendorfer Straße reichende gemeinsame Friedhof der Garnison- und St. Johannis-Gemeinde ist 1830/31 errichtet. Das Grundstück von etwa sechs Morgen Größe wurde von St. Nikolai für 300 Taler gekauft. Der Friedhof hat keine Erbbegräbnisse (Grabkammern), wohl aber viele Legate zur Pflege der Gräber in Reihen und auf eximierter Stelle. Unfern des „neuen“ Totengräber- (Inspektor-) Hauses haben die hier in der Gefangenschaft verstorbenen französischen Krieger von 1870/71 ihr schlichtes Denkmal gefunden. Ein weißes Kreuz mit der Inschrift „in cruce salus“ („im Kreuz das Heil“) überragt den Denkstein. Der Friedhof, der jetzt im anteiligen Besitz der Nikolai-Kirche steht, wurde 1892 geschlossen. — Verschwundene, geschlossene, zum Teil vergessene Kirchhöfe in reicher Zahl! Ein Friedhof sammelt gegenwärtig alle Toten Spandaus ohne Unterschied: der städtische Friedhof an der Pionierstraße (man meide doch endlich die unschöne und unrichtige Bezeichnung „in den Kisseln“!). Der Friedhof, am 17. November 1886 eröffnet, umfaßt zurzeit 44 Morgen. Auf ihm ruhen in Erbbegräbnissen und Mausoleen, in umgitterten Grabstätten, in Reihengräbern über 27 000 Tote, darunter über 17 000 Kinder. In einem Nebenraum der unlängst erweiterten Kapelle mit ihrem Glockenturm befinden sich drei Aschenurnen, während eine Urne der Erde übergeben wurde. Der städtische Friedhof ist kein Friedhof

(eigentlich „Freithof“ = gefreiter, eingefriedigter Raum) wie der schöne Münchener Waldfriedhof, oder der noch schönere Ohlsdorfer Friedhof bei Hamburg, dazu würde das ganze Waldgebiet am Radeland entlang bis zur Falkenhagener Grenze, dem alten Stariz-Walde, kaum ausreichen, immerhin ein Friedhof in schöner, stiller Waldeinsamkeit, wohlgepflegt und vortrefflich verwaltet. Was fehlt ist: mehr Meidung des Schablonenhaften, des Glänzend-Auffälligen (keine Photographien, keine Engelsgestalten, keine Perlenkränze, keine schimmernden Steine auf den Grabhügeln oder Grabesplatten!); mehr Ernst, weniger Sentimentalität, mehr Wahrheit, mehr Charakteristisches in den Grabinschriften und -sprüchen! Die gute moderne Grabsteinkunst, wie sie unlängst das Königliche Kunstgewerbemuseum in Berlin zur Schau stellte, ist auf dem großen städtischen (also nicht „konfessionellen“) Friedhof nur ganz vereinzelt vertreten. Möge sie in reicher Ausprägung bei ihm Einkehr halten — eine wahrhaft pietätvolle Ehrung der Toten, ein sinniger, erwecklicher Genuß für die Lebenden, die am Totensonntag, am Karfreitag, am Fest Allerseelen, oder sonstwie zu den Gräbern ihrer Toten wallen!

XXV. Über den Spandauer Kronprätendenten Naundorff. — In seinem dritten (letzten) ortsgeschichtlichen Vortrag am 14. Dezember 1909 gab Herr Oberpfarrer Recke einige interessante, mehr personelle Einzelheiten aus seiner ortsgeschichtlichen Studienmappe. — Zunächst wurde die Nauendorff-Frage berührt. Das vorjährige Referat über den Spandauer Uhrmacher, der gern König von Frankreich werden wollte, hat in der Presse vielfach Berücksichtigung gefunden; ein besonderer Abdruck erfolgte in der „Brandenburgia“, Juni 1909. Die sich anschließende Korrespondenz mit Herrn Geheimrat Friedel in Berlin, mit Herrn Professor Dr. Tschirch in Brandenburg, mit einer treuen Verehrerin „Ludwig XVII.“ und seiner Familie in Crossen war wohl geeignet, dem geschichtlichen Material wertvolle Ergänzungen zuzuführen. Persönliche Besprechungen mit dem unentwegten Verteidiger Nauendorffs, dem deutsch-französischen Schriftsteller Otto Friedrichs, mit Professor Ernst Bardey, dem ersten Erforscher Dr. der Preußischen Staatsarchive, traten hinzu. Vor allem aber interessierte doch der Briefwechsel des Vortragenden mit dem französischen curé de Coullons, Berton, der unter dem Pseudonym „Osmond“ in der Zeitschrift „La Légimité“ voll und ganz für „Louis XVII.“ eintritt. Die vorliegenden Oktober- und November-Nummern des französischen Monatsblattes befassen sich eingehend mit der Spandauer Zeit Nauendorffs noch mehr: sie bringen den „acte de mariage de Spandau“, d. i. den Auszug aus dem Spandauer Kirchenbuch von St. Nicolai betreffend die Trauung des Spandauer Uhrmachers Carl Wilhelm Nauendorff mit Jungfrau Johanne Friederike Ei(u)nert am 19. November 1818 in photographischer Reproduktion. Das gesamte, durch viele andere Auszüge aus deutschen und französischen Quellen ergänzte Material kann den Geschichtsforscher nur

darin bestärken, daß Nauendorff allmählich, unter der Not des Lebens und unter vielfachen Widersprüchen in seinem Wollen und Wünschen, phantastisch und frivol zugleich, nach der Königskrone der Bourbonen gegriffen habe. Freilich, die letzte wirkliche Lösung des Rätsels liegt nicht in Deutschland sondern in Frankreich. —

XXVI. Über die St. Nikolai-Kirche in Spandau. An zweiter Stelle des Vortrages standen „Beiträge zur Geschichte der Kanzel von St. Nikolai“, jener originellen Kanzel im Barockgeschmack, unten mit 3 mächtigen Löwentatzen, in der Mitte mit Akanthusblättern geziert, oben, unter dem Schalldeckel, von 3 preußischen Adlern umgeben, das Ganze von einer Engelsfigur getragen. Die Kanzel stammt aus der ehemaligen Johannis-Kirche; sie wurde bei der Renovierung der Nikolai-Kirche (1902-03) nach dort übernommen und von dem bauleitenden Professor Stiehl in wundervoller Feinheit mit dem vorhandenen Lynarschen Altar von 1582 und dem bronzenen Taufstein von 1398 zu einem einheitlichen künstlerischen Ganzen verbunden. Die Kanzel stammt wie der Vortragende im Briefwechsel mit Herrn Professor Laske aktenmäßig feststellen konnte, aus der ehemaligen Kapelle des Stadtschlusses zu Potsdam, nicht aus der dortigen (älteren) Garnisonkirche. Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der oftmals selbst auf dieser Kanzel seinen „langen Kerls“ gepredigt haben mochte, schenkte sie 1714 der armen reformierten (St. Johannis-) Kirche in Spandau. Dort blieb sie über 36 Jahre ungebraucht liegen. Im Jahre 1751 wurde sie dem massiven Neubau einverleibt. Die ziemlich kostspielige Vergoldung bezahlte die „sonderliche Wohltäterin“ der Kirche, Frau Christiane Sophie Haacke. Die ursprüngliche Kanzel gehört der Vor-Schlüterschen Zeit der Spätrenaissance an. Der Künstler (Holzbildhauer) ist unbekannt. Der einschlägliche Artikel Professor Laskes, mit vielen schönen Abbildungen verziert, im Hohenzollern-Jahrbuch 1908 erschienen, lag zur Ansicht aus. —

XXVII. Der Pumpernickel: — Name — Herstellung — Vertrieb. Herr Schulrat Dr. August Grabow, unser geschätztes Mitglied, hat die große Güte gehabt, mir einen Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Jahrg. 1909. XXXV. S. 48—55, mitzuteilen, der einfach mit dem Wort „Pumpernickel“ überschrieben ist. Mehr bedarf es in der Tat nicht um uns anzureizen. Wir essen das schwere westfälische Roggenbrot wohl fast alle sehr gern und wir möchten auch gern etwas Erklärendes über den sonderbaren Namen dieses primitiven Gebäcks hören.

Grabow widerspricht der bekannten Deutung Bon-pour Nickel, wobei Nickel ein kleines schlechtes Pferd bedeutet. An einer andern Stelle bringt er das Wort Bompur-Nickel mit Pumper, dumpfes Geräusch, pumpern, pumpsen (lat. bombisare) und Nickel = grober schlagsüchtiger Niclas zu-

sammen.*) Man hat P. auch von bonum paniculum ableiten wollen, gutes Brötchen, das man Kranken aus Barmherzigkeit gab. Dann müßte es bonus paniculus heißen, auch wird man das recht schwere Roggenbrot schwerlich Kranken als Labsal reichen.

I W. Knithan in Dortmund leitet im Jahre 1825 P. von paniculus (Brötchen) ab, obwohl man einen 36 Pfund schweren Laib kaum ein Brötchen nennen darf. K. leitet schließlich das Wort mit vieler Künstelei aus dem vorhomerischen Griechisch ab.

Nach einer andern Erklärung ist P. zuerst so in der Stadt Osnabrück genannt worden. Dort habe bei einer Hungersnot um 1400 der Magistrat für die dortigen Armen Brot backen lassen, bona panicula genannt, daraus sei das Wort P. entstanden. Der Turm, in dem das Brot gebacken wurde, in der Nähe der Hafermühle oder Pernickelmühle, heißt noch heut der Pernickelturm. Leider wird nicht gesagt, wie der Turm zu dem seltsamen Namen gekommen: hat man ihn nach dem Brot benannt oder heißt er nach seinem Erbauer?

Im Tirolischen Idioticon von Schöpf wird eine plumpe, dicke Person auch ein dickes Kind, ein pumpernigk'l genannt, desgl. in Schmellers bayrischem Wörterbuch.

Wie die Porta nigra in Triedr, meint Grabow, könne auch der Osnabrückerturm, nach etwas ganz schwarzem benannt sein d. h. nach dem ganz schwarzen dort gebackenen Brot. S. 51: „Und es war Brot, lat. panis, abgekürzt pan; wie z. B. in Marcipan, frz. massepain, ital. marzapane; mit demselben Worte zusammenhängend panado, die Brotsuppe, panieren = mit geriebenem Brot bestreuen usw. So kann also das ganz schwarze Brot von gelehrten Leuten panis perniger, abgekürzt pan. perniger genannt und so in die Bücher und Verzeichnisse eingetragen worden sein. Aus dem pan. perniger der Gebildeten konnte im Volksmunde ein pan. pernickel, dann durch einen Scherz ein Pumpernickel werden, gradeso wie aus Babenberg — Bamberg, aus aneboz — Amboss, aus Tannenbach — Tambach, aus Hindbeere — Himbeere, aus entbor — empor, aus Wintbra — Wimper, aus Jan primus — Gambrinus**) geworden ist“.

Das Wort P. sei, wie auch Adelung betone, nicht besonderes Allgemeingut der westfälischen Sprache, sondern es sei in diese erst hineingetragen worden, wahrscheinlich aus Süddeutschland, wie die frühen und vielfachen Erwähnungen und die nachweisbare Fortbildung des g zu gg, gk und ck es vermuten lassen. Der letztere Grund ist für Grabow auch zugleich ausschlaggebend für den Beweis, daß die beiden letzten Silben „nickel“ weder von Nicolaus noch von dem weit hergeholtengl. nag,

*) Späterer Zusatz: Die größte Glocke im Wiener Stefansdom heißt die Pumper, weil sie mit dumpfem Geräusch gewaltig schwingt (pumpert), so daß sie, aus Furcht, das Mauerwerk möge Risse bekommen, nur äußerst selten geläutet wird. E. Friedel.

**) Aus Hagebutte — Hambutte. E. Friedel.

das ein elendes kleines Pferd bedeutet, abgeleitet werden können, denn zu Nikolaus habe es in Süddeutschland niemals eine Nebenform mit g, etwa Nig'l, gegeben, und wie nag sich zu nigg'l, nigkl, Nickel entwickeln könnte, sei schwer einzusehen.

Die Brüder Grimm in ihrem Wörterbuch meinen daß das Wort P. ursprünglich einen lebhaftigen, lustigen oder polternden, pumpernden Kobold bezeichnet zu haben scheint, woraus sich die übrigen Bedeutungen leicht entwickeln konnten.

Der Vorsitzende Friedel ist der Meinung, daß eine befriedigende Erklärung des Wortes Pumpernickel noch nicht gefunden sei. Teilt man das Wort mit den Grimms in Hälften Pumper- und Nickel, dann kommt man auf den Poltergeist. Nick, Nickel ist in allen germanischen Sprachen ein böser, neckender Geist. Bei den skandinavischen Bergleuten ist die Bezeichnung des früher wertlosen, ja störenden Nickelmetalls beim Kupferbergbau von einem Unhold „Nickel“ abzuleiten, ähnlich wie der Name des Metalls Kobalt von einem ähnlichen bösen Geist „Kobold“ hergeleitet wird. Auch im Englischen bedeutet Nick einen übeln Geist, Old Nick, geradezu den Teufel. Beiläufig wäre im Englischen Pumpernickel the brown Westphalia rye-bread mit „brown George“ wiedergegeben. Schwedisch: pumpernickel, Dänisch und Norwegisch: pumpernickel, Französisch: le pompernickel, Italienisch: il pan bigio della Vestfalia, pane inferigno, d. i. Kleienbrot.

Merkwürdig ist es, daß bei unseren germanischen Vettern in England und auch in Amerika das deutsche Schwarzbrot, insonderheit der Pumpernickel das Äußerste eines schrecklichen Nahrungsmittels bedeutet: Schwarze Wichse? Ja! Schwarze Tinte? Gewiß! Aber schwarzes Brot? Brr!! Es ist für uns geradezu grotesk und vom Standpunkt der Volks- und Heimatkunde überraschend, daß unser deutsches Schwarzbrot, insbesondere der Pumpernickel als Wahlgeschrei bei den allerneuesten politischen Kämpfen in England gedient hat. Vielfach hat man deutsches Schwarzbrot als Abschreckungsmittel herumgefahren, ja kleine Kinder von 4 Jahren haben es von ihren Babywagen aus den englischen Wählern gezeigt, um sie einzuschüchtern, daß sie solch gräßliches deutsches Schwarzbrot als Volksnahrung bekommen würden. Der bekannte Schriftsteller C. v. Zedlitz schreibt darüber aus London am 10. d. M.: „Heute nachmittag um 3 Uhr wird König Eduard im Buckingham Palace die Proklamation unterzeichnen, durch die das zweite Parlament seiner Regierung aufgelöst wird. Dann beginnt sofort die Aushändigung der Dokumente (Writs), durch die die Neuwahlen von 670 Mitgliedern des Unterhauses angeordnet werden. Die Wahlkampagne ist so gut wie beendet, und alles atmet erleichtert auf. Endlich kann sich England wieder mit sich selbst beschäftigen. Denn in den letzten vier Wochen hat es gar zu viel mit Deutschland zu schaffen gehabt: deutsche Dreadnoughts, deutsche Baumwolle, deutscher Schutzzoll, deutsche Löhne, deutsche Lebensweise, das alles hat die Kandidaten beider Parteien für

das britische Unterhaus aufs emsigste beschäftigt, und es hat sich dabei herausgestellt, daß man über alle diese Dinge in England viel mehr weiß als in Deutschland selbst. Jedenfalls wurden da Dinge erzählt, von denen man bisher keine Ahnung gehabt. Nun hat zum Schluß auch noch, wie vorher die deutschen Dreadnoughts, das deutsche Schwarzbrot seine Balfours und Blatchfords gefunden. Es ist ein heißer Kampf darüber entbrannt, was eigentlich Schwarzbrot sei und ob es besser schmecke als das britische Weißbrot oder nicht. Die Liberalen haben den englischen Arbeitern eine heillose Angst eingejagt mit der Drohung, daß, wenn sie für die schutzzöllnerischen Konservativen stimmten, es in Zukunft nur noch deutsches Schwarzbrot für sie geben werde. Aber die „Lords“, wie man sich gewöhnt hat, die konservativen Kandidaten kurzweg zu nennen, haben dem englischen Wähler versichert, daß er sich darüber nur freuen könne. Denn das deutsche Schwarzbrot sei eine Delikatesse, die in London leider bisher nur im „Gambrinus“ zu haben sei. Darauf hat am Sonnabend Minister Lloyd George in einer fulminanten Rede geantwortet: „Ich will Ihnen einen Rat geben: Lassen Sie uns die Lords drei Monate lang mit deutschem Schwarzbrot füttern, und sie werden rufen: „Um Gottes willen, laßt uns das Budget annehmen!““ Heute morgen lassen sich konservative Zeitungen spaltenlange Artikel aus Berlin telegraphieren, in denen endlich die Ehre das guten deutschen Schwarbrotes doch gerettet wird. Da werden vier Arten von Brot unterschieden: der Knüppel, die Schrippe, das Schwarzbrot und der Pumpernickel, und so appetitlich sind Zubereitung und Aussehen beschrieben, daß dem englischen Leser ordentlich das Wasser im Munde zusammenlaufen muß; als das wohlschmeckendste, nahrhafteste und nachhaltigste aller Brote aber wird das Schwarzbrot genannt. Wenn die konservative Partei wirklich siegt, verdankt sie es nicht zum wenigsten dem hier so viel geschmähten und doch so wohlschmeckenden deutschen Schwarzbrot!“*)

Da unser verehrtes Mitglied Herr Sökeland sich nicht nur als Vorstandsmitglied des hiesigen Vereins für Volkskunde mit der Geschichte des Brotes, sondern auch als Fabrikant mit der Herstellung des Pumpernickels seit langer Zeit beschäftigt, so habe ich ihn um ein Urteil über die Grabow'sche Schrift und um Angaben über die Herstellung und den Vertrieb des Pumpernickels bei uns gebeten.

Herr Hermann Sökeland schreibt: „Ich habe die Arbeit durchgesehen, bin aber nicht von Herrn Grabows Ansicht überzeugt. Herr Grabow hat

*) Späterer Zusatz. Zeitungsnachrichten zufolge ist noch niemals zuvor so viel Schwarzbrot und Pumpernickel von Berlin her nach England bestellt und verlangt worden, wie in den letzten Wochen. Wir können uns nicht nur als Patrioten hierüber, sondern auch als Volks- und Heimatkundige darüber freuen, daß das Vorurteil unserer insularen Vetter gegen das deutsche Schwarzbrot auf diese Weise — hoffentlich dauernd — erschüttert worden ist.

überaus fleißig gearbeitet an seiner Zusammenstellung, aber er bringt meiner Ansicht nach rein zufällig gleichklingende Wörter, die ganz andere Bedeutung haben, in Verbindung miteinander. Heute noch versteht man in Hildesheim unter Pumpernickel ganz etwas anderes als in Westfalen. Grabow hat nun Beweise beigebracht, daß man ein ähnlich geschriebenes Wort auch in Süddeutschland hatte und hat. Nun soll das Wort Pumpernickel von Süddeutschland nach Westfalen gekommen sein von Leuten, die in Süddeutschland westfälischen Pumpernickel kennen lernten. Wohl-gemerkt, aber vor dem dreißigjährigen Kriege, im 15. oder 16. Jahrhundert etwa, also. Wie soll man sich das vorstellen? Weiter beruht nun die ganze Hypothese darauf, daß Pumpernickel (Seite 57, oben dritter Absatz) ganz schwarz sei, er braucht ganz schwarz, weil er lateinisch nicht nur niger, sondern perniger haben muß, um hieraus die deutschen Silben „pernickel“ herleiten zu können. Außerdem ist nun aber der Pumpernickel niemals ganz schwarz, überhaupt nicht einmal schwarz, sondern nur braun, höchstens dunkelbraun! So sehr ich also die fleißige Arbeit des Herrn Grabow anerkenne, so wenig kann ich mich damit einverstanden erklären.

Meiner Ansicht nach gibt es bis heute eine einwandfreie Erklärung des Wortes und Begriffes Pumpernickel noch nicht.“

Wir lassen nunmehr Herrn Hermann Sökelsands historisch-technische Mitteilung, die sich auf unsere engste Heimat bezieht, folgen.

Einführung der Pumpernickelfabrikation in Berlin-Moabit. Schon seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts bestand in Moabit eine Pumpernickelbäckerei, verbunden mit einem Bierausschank und Tanzlokal. In dieser Bäckerei, welche zuerst den Namen Pumpernickel mit Moabit verband, wurde in kleinem Umfange Pumpernickel in westfälischer Weise hergestellt. Die Ware war nicht haltbar und deshalb konnte der Konsum sehr bescheidene Grenzen nicht überschreiten. Wer Pumpernickel essen wollte, mußte ihn in Moabit oder Mittwochs und Sonnabends auf dem Gendarmenmarkt kaufen, wo er von dem Erzeuger feilgehalten wurde, andere Verkaufsstellen waren nicht vorhanden, bis im Jahre 1858 die heute älteste Berliner Pumpernickelfabrik von Sökeland begründet wurde.

Der Errichter, Engelbert Sökeland, kam 1856 auf direkte Veranlassung von Justus von Liebig nach Berlin an die Berliner Brodfabrik als Leiter der Bäckerei. Unstimmigkeiten mit dem Aufsichtsrate veranlaßten ihn 1858 zur Niederlegung der Stelle und Fortsetzung der früher schon in Westfalen betriebenen Herstellung von Pumpernickel, die auch den Anlaß zu der Verbindung mit dem oben erwähnten berühmten Chemiker gegeben hatte. Bei der Übersiedelung nach Berlin war eine Wohnung in Moabit gewählt worden, teilweise auch, weil hier Pumpernickel, das gewohnte Gebäck, leicht zu haben war. Die an der damaligen Moabiter Brücke gelegene Behausung hatte genügend Raum zur Errichtung der Pumpernickelbäckerei.

Berlin im Jahre 1858 war nun nicht im entferntesten mit dem heutigen Berlin zu vergleichen, sowohl hinsichtlich der ortsanwesenden Bevölkerung wie der Kaufkraft überhaupt. Luxusläden gab es nur wenig, und gar Delikatessenhandlungen waren nur in geringer Zahl vorhanden. So war es ganz natürlich, daß die neu errichtete Pumpnickelbäckerei in den ersten Jahren ebenfalls nur geringen Absatz hatte und sich erst ganz allmählich vergrößerte. Der Pumpnickel wurde in einem kleinen Wagen, den ein Hund zog, herumgefahren und abgeliefert. Einer der heute noch lebenden Inhaber denkt mit Stolz daran, daß er in den Jahren 1861—1864 in dieser bescheidenen Weise eine gewerbliche Tätigkeit begann.

In Westfalen wurden die Brote früher nur im Gewichte von 40 bis 70 Pfund in einem ganz einfachen Backofen hergestellt, der nach dem Erkalten gleich als Vorratsraum diente. Das große Gewicht der einzelnen Brote erklärt sich damit von selbst. Sollte aber Pumpnickel mehr als bis dahin in den einzelnen Haushaltungen gebraucht werden, dann mußte die Möglichkeit geschaffen werden, ihn leicht und in bequemer Größe in jedem Geschäft kaufen zu können. Aus diesen Gründen führte der alte Sökeland 1864 als erster die kleinen Brötchen, deren jedes nur 1 Pfund wog, ein. Erst einige Jahre später wurden diese kleinen Brötchen selbst in Westfalen, und noch später auch an anderen Stellen nachgeahmt. Die sorgfältige auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Backmethode, die nur vorhandene handliche Form und rastloser Fleiß bewirken die Steigerung des Pumpnickelgeschäftes in erfreulichster Weise. Der Berliner Delikateßpumpnickel eroberte sich seinen Markt; zuerst Berlin selbst, dann die näher gelegenen Städte und schließlich, bis zum Jahre 1879 etwa, ganz Deutschland, Oesterreich und die Schweiz, so daß schon um diese Zeit, besonders in Deutschland und Oesterreich keine auch nur etwas größere Stadt war, in welcher Sökelands Pumpnickel nicht zu haben gewesen wäre.

Die Steigerung des Berliner Absatzes veranlaßte natürlich zuerst in Berlin selbst, dann auch in anderen Städten die Gründung von weiteren Pumpnickelfabriken, von denen aber einige bald wieder eingingen. Immerhin trugen auch diese dazu bei, den Verbrauch von Pumpnickel zu steigern. Während in Westfalen der Verbrauch von Pumpnickel als Hausbrot abnimmt, ist dessen Verbrauch als Delikatesse durch Berlins Bemühungen in ständiger Steigerung begriffen. Als besondere Eigentümlichkeit sei hier erwähnt, daß seit einigen Jahren schon, Sökelands Pumpnickel in Westfalen selbst, an mehreren Orten gern gekauft wird, trotzdem er viermal so teuer als dortiger einheimischer Pumpnickel ist.

Auf der Berliner Gewerbeausstellung von 1879 stellte die erwähnte Fabrik als ersten Exporteurversuch Pumpnickel aus, der die Reise nach Egypten und zurück machte, ohne zu verschimmeln. Die

Berliner Gewerbeausstellung von 1896 brachte schon solchen, der die Reise um die Erde zurückgelegt hatte, ebenfalls von Sökeland ausgestellt. In gleichem Maaße hob sich der Export. Von der Filiale Hamburg aus wird heute Sökelands Pumpnickel nach Nord- und Südamerika, Australien, Afrika, Asien u. s. w. zum Teil in besonderen Packungen versandt.

In Westfalen wurde früher ausschließlich und wird heute noch vielfach, der Teig seiner schweren Bearbeitung wegen mit den Füßen getreten. In Berlin ist das niemals geschehen. Schon auf der landwirtschaftlichen Ausstellung bei Kroll, zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stellte der alte Sökeland eine Knetmaschine neben einem 300-fündigen Pumpnickel aus. Weitere Maschinen kamen hinzu, so daß heute der Gesamtbetrieb in Mühle, Bäckerei und Schneiderei fast automatisch ist. Erwähnt sei noch, daß Sökelands Fabrik als erste, unter patentrechtlichem Schutz, geschnittenen Pumpnickel in Dosen einführte. —

Nach einer kurzen Debatte wurden hiermit die Erörterungen über das Wort und Wesen des Pumpnickels wegen vorgerückter Abendstunde für heute abgeschlossen.

XXVIII. Brandenburgische Kunstdenkmäler. Anzug aus den Verhandlungen des uns befreundeten Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg vom 8. vor. Monats.

Herr Baurat Kothe legte im Anschluß an seinen im Oktober gehaltenen Vortrag das Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler vor, welches der Verein für Denkmalspflege mit Unterstützung des Deutschen Reiches herausgibt. Da die Verzeichnisse der Kunstdenkmäler einen nicht mehr zu übersehenden Umfang angenommen haben, dabei in wissenschaftlicher Hinsicht sehr verschieden ausgefallen sind und zu einem großen Teile überhaupt noch ausstehen, so beabsichtigt das Handbuch, die bisher gewonnenen Ergebnisse übersichtlich zusammenzufassen und zu ergänzen. Die Leitung hat Prof. Dehio von der Universität Straßburg. Ausgegeben sind seit 1905 drei Bände: Mittel-, Nordost- und Süddeutschland; die beiden noch fehlenden Bände: West- und Nordwestdeutschland werden in den nächsten Jahren erscheinen, so daß alsdann die Verzeichnung der Kunstdenkmäler wenigstens innerhalb eines äußerlich beschränkten Rahmens für ganz Deutschland durchgeführt sein wird. Im zweiten Bande sind vom Vortragenden bearbeitet Brandenburg, Posen und Mecklenburg-Strelitz; für den fünften Band sind von ihm übernommen Anhalt, Land Jerichow und die Altmark. Hinsichtlich der Provinz Brandenburg insbesondere galt es, die Lücken des Bergauschen Inventars zu ergänzen. Die Zeitstellung der märkischen Backsteinbauten ist kritisch zu prüfen; denn die Forschungen Friedrich Adlers bedürfen an vielen Orten der Berichtigung.

In einer weiteren Mitteilung behandelte Herr Kothe die baugeschichtlichen Anfänge des Domstifts Brandenburg. Bald nach der Gründung des Bistums war alles Land desselben dem Deutschtum verloren gegangen, und

erst zu Beginn des 12. Jahrhunderts gelang es dem Bischof Herbert, zunächst in Leitzkau, im heutigen preußischen Kreise Jerichow I, von neuem in seinem Sprengel Fuß zu fassen. Wie er in einer Urkunde vom Jahre 1114 berichtet, baute er dort eine Steinkirche, die Peterskirche, welche trotz einer barocken Umgestaltung den ursprünglichen romanischen Kern bewahrt hat und damit als der älteste Steinbau östlich der Elbe zu betrachten ist. Eine Aufnahme und Würdigung dieses Bauwerks hat der Vortragende in der Zeitschrift für Geschichte der Architektur September 1909 mitgeteilt. Die Ausführung begann mit dem Bau der Apsis, des Chores und der Krypta, und die gestreckte Gestalt des Chores deutet darauf hin, daß die Kirche zum Sitz des Domstifts bestimmt war. Ungewöhnlich ist die Anlage eines Turmes oder eines Turmpaares neben der Vierung. Das Langhaus hat basilikale Gestalt; doch können die Wände der Seitenschiffe nur aus Holz hergestellt gewesen sein. Die Weihung 1140 mag sich auf die Vollendung des Bauwerks beziehen. Als Baumaterial dienten die spröden Grauwacken-Bruchsteine der nahen Brüche bei Gommern; aus demselben Gestein waren auch die Kirchenbauten der Stadt Magdeburg errichtet, von denen nur die um 1070 begonnene Liebfrauenkirche noch aus jener Zeit erhalten ist.

Norbert, 1126 zum Erzbischof von Magdeburg berufen, siedelte die Prämonstratenser beim Kloster U. L. Frauen an, und diese übernahmen es, das Kirchenwesen in der Mark neu zu begründen. Albrecht der Bär, 1134 mit der Mark belehnt, brachte diese wieder dauernd an Deutschland. Für die kirchlichen Bauwerke, welche unter diesen gesicherten Verhältnissen entstanden, verwendete man wieder die Grauwacken-Bruchsteine, so für die 1155 geweihte Klosterkirche in Leitzkau und den 1170 geweihten Dom in Havelberg; auch die 1144 gestiftete Klosterkirche in Jerichow sollte aus denselben Bruchsteinen errichtet werden. Aber die Schwierigkeit, diese zu bearbeiten und anders als auf dem Wasserwege zuzuführen, veranlaßte, daß man am Schlusse des 12. Jahrhunderts zu zwei anderen Baustoffen überging, dem Granit und dem Ziegel. Um das Jahr 1200 wurde die Klosterkirche in Jerichow in Ziegeln weitergeführt; bestimmten Anhalt zu dieser Zeitstellung geben die datierten Dorfkirchen von Wust und Schönhausen. Rückt das Alter der Klosterkirche in Jerichow gegenüber der Adlerschen Annahme um einige Jahrzehnte herab, so bleibt sie dennoch eines der ältesten Ziegelbauwerke der Mark, und damit behält sie ihre baugeschichtliche Bedeutung.

Noch vor 1150 wurde von Leitzkau ein Tochterkonvent nach Brandenburg entsandt und 1165 daselbst das Domstift wiederhergestellt und der Grundstein zum Bau eines Domes gelegt. Leider ist diese letztere Nachricht nur in einer unklaren chronikalischen Angabe überliefert (Mon. Germ. hist. Script. XXV, S. 484), und es ist zweifelhaft, ob diese auf die Reste romanischen Ziegelmauerwerks am Chor und Kreuzschiff des vorhandenen Domes bezogen werden darf, wurde der Dom in Lübeck doch 1163 noch

als Holzbau errichtet. Die aus Sandstein hergestellten Kämpfergesimse des Langhauses des Domes in Brandenburg sind von der Magdeburger Bau-
schule abhängig und wiederholen in derberer Fassung die Vorbilder des
frühgotischen Umbaues des Kreuzschiffes der Liebfrauenkirche, so daß sie
um 1220 datiert werden dürfen. Mit diesem Zeitpunkt erst erreicht die
Baugeschichte des Domes in Brandenburg und überhaupt die der Mark
einen festen geschichtlichen Boden.

XXIX. Theodor Storm in Potsdam. Aus den Verbannungs-
jahren eines schleswig-holsteinischen Dichters. Von Eduard
Bertz. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams. Nr. 304,
Potsdam 1910.

Unser rühriger befreundeter Nachbarverein hat mehrere vortreffliche
Abhandlungen in letzter Zeit veröffentlicht, darunter die soeben Ihnen
vorgelegte.

Bertz hat mit liebevoller Kleinmalerei alles, was ihm von Storms Leben
in Potsdam während der dort verlebten Jahre 1852 bis 1856 bekannt
geworden, zu einem ansprechenden Stilleben zusammengestellt. Ich selbst
gehöre zu den begeistertsten Anhängern der Muse Storms, in die ich mich
immer wieder mit Entzücken versenke. Gerade deshalb darf ich es sagen,
daß Bertz den guten Storm wegen seines oft — gelinde gesagt — be-
fremdenden Wesens zu sehr in Schutz nimmt. Man bedenke doch die
damalige politische Situation: Die schleswig-holsteinische Erhebung war von
den Dänen 1850 niedergeschlagen, weil Preußen und Österreich, damals im
vollen Fahrwasser der Reaktion segelnd, jeder freiheitlichen Bewegung in
Deutschland abhold waren. Es ist zu bewundern, daß Friedrich Wilhelm IV.
es über sich brachte, dem wegen seiner Opposition gegen den Staat —
wenn dies auch der dänische war — in Husum gekündigten Beamten ein
Heim in seinen Landen freizustellen. Statt Neu-Vor-Pommern zu wählen,
wo ein dem schleswigschen ähnliches Recht galt, entschied sich Storm für
den Bezirk des preußischen Landrechts, wobei er sich doch sagen mußte,
daß es ihm als Assessor oder Kreisrichter gewaltig schwer werden mochte,
sich zurechtzufinden. Und törichterweise wählte Storm das ihm von seinem
früheren Aufenthalt doch sehr wohl bekannte Potsdam. Als Gebildeter
mußte er doch wissen, daß der Kastengeist dort mehr als sonst in Preußen
blühte. Mit sehenden Augen ist er in die schwierigen, ihm unerquicklichen
Verhältnisse hineingezogen. Dabei muß er selbst anerkennen, daß man ihm
als Richter wie als Kollegen von seinen Amtsbrüdern außerordentlich
liebenswürdig entgegengekommen ist, daß man in ihm auch den Dichter
ganz besonders anerkannte. Nur Storms chronisches Magenleiden vermag
seine unablässigen Mäkeleien und kleinlichen Ausstellungen zu entschuldigen,
nicht zu rechtfertigen, die er gegen das Potsdamer und altpreußische Wesen
vorbrachte. Mit nichts ist er zufrieden, nicht einmal mit der herrlichen
„natürlichen“ und der „künstlichen“ Natur, die Potsdam so freundlich

umgiebt. Der Wald war damals noch näher bei der Stadt. Storm und Frau klagen aber über die weiten Wege und dgl.; man glaubt mitunter einen abgelebten, mit Gott und der Welt zerfallenen Mummelgreis zu hören, dabei war Storm, als er nach Potsdam kam, 35 Jahre alt, also im besten Mannesalter.

Ludwig Pietsch, der Storm gut kannte, macht auch auf die nörgelige, rechthaberische, dabei etwas großtuende Art aufmerksam, die in den kleinen Nordseestädten unter den dortigen Spießbürgern nicht ganz selten ist und von der unser braver Storm nicht frei war. Alles ist in der Marsch wie in der Geest in den Augen dortiger Pfahl- und Spießbürger unvergleichlich besser, vor allem die Landschaft. Und wie sieht diese bei Husum aus: ein graues Wattenmeer mit kleiigem, tonig zähem Grund, in dem ich beim Baden fast stecken geblieben, ein endloser, langweiliger Deich, auf ebenso endlosen Marschen, Kleefelder mit Mastvieh, das Städtchen mit Schloß und dürftigem Schloßgarten, aller waldigen Umgebung entbehrend, weiter einwärts die dürre, trostlose Heide ohne Abwechslung. Das alles findet Storm viel schöner als Potsdams Umgebung.

Daß Storm als Großdeutscher sich mit Fontane, dem eingefleischten Preußen, nicht vertragen konnte, lag schon in der Politik der Zeit, auch sonst haben sich die beiden Theodors mehr abgestoßen als angezogen.

Alles in allem kann es Storm trotz der vielen Berufstätigkeit und der sonstigen kleinlichen Bedenklichkeiten in Potsdam nicht allzu schlecht ergangen sein, Beweis sind die herrlichen novellistischen Schöpfungen, die von 1853 bis 1856 entstanden: „Im Sonnenschein“, ferner „Angelika“ und die neuerliche Erzählung „Wenn die Äpfel reif sind“.

Auch sonst war Storm während seines Potsdamer Aufenthalts literarisch tätig, z. B. schrieb er für das Eggersche „Literaturblatt zum Kunstblatt“ drei kritische Artikel, die für seine Theorie der Lyrik von Bedeutung sind. Der eine behandelte Klaus Groths „Paralipomena“, die beiden anderen die „Lieder der Liebe“ von unserm in der Brandenburgia-Sitzung vom 16. Mai 1908, Monatsblatt XVII, S. 133 fig. seitens des eigenen Sohnes ausführlich besprochenen märkischem Dichters Martin Anton Niendorf*), der 1844—1846 das Lehrerseminar in Potsdam besucht hatte. Beiläufig und zum Schluß sei noch erwähnt, daß unser Berliner Kind, Paul Heyse, der am 15. März d. J. seinen 80. Geburtstag feiern wird, in dem nämlichen Blatt 1854 eine für Storms Anerkennung wertvolle Abhandlung über ihn selbst verfaßt hat.

XXX. Julius Haeckel: Der 100. Geburtstag der Königlichen Polizeidirektion zu Potsdam. Festschrift zum 30. November 1909. A. a. O. Nr. 305. Ein schätzenswertes Gegenstück zu der parallelen Veröffentlichung über das Berliner Polizeipräsidium im Jahre 1909.

*) Warum Bertz S. 19 „Marc Anton Niendorf“ schreibt, ist mir unerfindlich.

XXX. Neues über E. T. A. Hoffmann. Herr Hans v. Müller, Uhlandstraße 145, dessen geistvoller Vortrag über den berühmten Schriftsteller, Tondichter und Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann in unserer Brandenburgia Ihnen noch in Erinnerung sein wird, hat uns mit zwei neuen Hoffmann-Studien überrascht, die ich Ihnen vorlege: a) Briefe aus den Bergen von E. T. A. Hoffmann. Mitgeteilt und erläutert von Hans v. Müller in der von unserm Ehrenmitglied Herrn Professor Dr. Julius Rodenberg herausgegebenen Deutschen Rundschau, Januarheft 1910, S. 73—95, drei geistsprühende Briefe über eine Reise ins Riesengebirge, ein Brief datiert aus Hirschberg, den 10. Juli 1819, der zweite aus Warmbrunn, den 1. August 1819, der dritte dgl. aus Warmbrunn vom 9. August 1819. Für unsere engere Heimat ergibt sich daraus nicht viel.

Wichtiger für unsere Heimatkunde ist die zweite Schrift: Hoffmanns Ende. Briefe, Urkunden, Verhandlungen aus den Monaten Januar bis Oktober 1822. Mit einer Abbildung des alten Grabsteins in Lichtdruck. Dem elften Bibliophilentage vorgelegt vom Mitglied Nr. 111, Hans v. Müller in Berlin. In der Stadt des Franz Blei im Regina-Palasthotel am 26. September 1909. Enthält u. a. die letzten Briefe Hoffmanns an Hitzig, das mit seiner Frau am 26. März 1822 errichtete wechselseitige Testament, die Anzeige des am 25. Juni 1822 erfolgten Todes, die Eintragung ins Totenregister der Jerusalemerkirche, wo er Ernst Theodor Amadeus Hoffmann genannt wird. Ferner die Totenfeier und die Stiftung des Grabsteins, der glücklicherweise 1902 noch in seiner alten Gestalt hat photographiert werden können. Von unserm Standpunkt als Heimatfreunde und Denkmalschützer können wir den Unwillen Hans von Müllers darüber verstehen, daß die Friedhofsverwaltung den noch ganz leidlich erhaltenen Stein fortnehmen ließ und durch einen neuen deplaziert wirkenden Stein ersetzt hat.

Das nähere ergibt der in der Kunstchronik, Leipzig den 4. Dezember 1909, enthaltene nachfolgende Artikel, überschrieben: „Denkmalpflege. Unsere Mitteilung über den eigentümlichen Akt von Denkmalpflege, der vor einigen Jahren an E. T. A. Hoffmanns Grabe vorgenommen worden ist, hat in der deutschen Presse Widerhall gefunden, welchem aber eine entrüstete, die „Kunstchronik“ der Urwahrheit zeihende Ablehnung des Kirchenvorstandes der Jerusalems-Gemeinde gefolgt ist. Herr Hans von Müller, dessen noch im Druck befindlicher Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel wir unsere Mitteilung entnommen hatten, schreibt uns: Der obere, symbolische Teil von Hoffmanns Grabstein enthielt in der Mitte einen Schmetterling, als Symbol der befreiten Seele, darum schloß sich, als Symbol der Ewigkeit, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, und zu beiden Seiten sprossen aus den Schlußrosetten der elegant geschwungenen Umrahmung je drei Farnwedel hervor, als Symbole der Auferstehung. Der untere Teil des Grabsteins enthielt die bekannte Inschrift in vollkommen deutlicher, aber kühn geschwungener Schreibschrift, wie sie zu

Hoffmanns Zeit in den Kanzleien noch mit Liebe gepflegt wurde; die großen Anfangsbuchstaben reichten durchweg über die folgenden hinüber, in Hoffmanns Namen griffen T. W. H. in ausgezeichneter, künstlerisch freier Weise ineinander, das K von „Kammer“ holte flott über die nächsten drei Buchstaben aus, und alles das wirkte doch so selbstverständlich, daß es in keiner Weise den Charakter der Monumentalität beeinträchtigte. — Wenn also der Kirchenvorstand in seiner Erwiderung behauptet, daß seine spiegelblanke Platte eine „genaue Nachbildung“ des alten Steines und die schülerhaft ängstlich gezirkelte, unbeschreiblich ärmliche Schrift, die wie Typensatz wirkt, „bis auf den kleinsten Zug“ der alten nachgebildet sei: so verrät er damit nur, daß er den alten Stein überhaupt nicht erst angesehen hat, bevor er die „Fabrik“ anwies ihn zu vernichten. Zum Glück sind mindestens drei Photographien des alten Steines vorhanden, die beste im Besitz der August-Scherl-Gesellschaft. Nach dieser bringt meine (etwa zu Ostern erscheinende) Briefsammlung den Stein in Lichtdruck; einstweilen hat der „Tag“ am 4. Dezember den alten und den neuen Stein einander gegenübergestellt, allerdings in sehr groben Autotypien, die die ausgezeichnete Erhaltung von Skulptur und Schrift des alten Steines nicht ahnen lassen. 9. 12. 09. Berlin W. 15, Uhlandstr. 145. Hans v. Müller.“

XXXII. Verzeichnis der Reckahnschen Schule. Sonderabdruck aus den unter Mitwirkung u. M. Herrn Fr. Wienecke herausgegebenen Schriften Eberhard von Rochows. Das Verzeichnis ist bereits 1875 in den pädagogischen Blättern, aber unvollkommen veröffentlicht worden. W. hat es mit dem Original verglichen, erweitert, berichtigt und mit Daten versehen.

Aus dem Verzeichnis kann man ersehen, welche Bedeutung die schlechte märkische Dorfschule hatte. Über 2000 Personen haben sie aus Wißbegier aufgesucht, darunter Männer von Ruf und Stand. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Reckahn auch heut noch im Zeitalter der Eisenbahn weit ab vom Wege liegt, wie viel schwieriger war es in der Zeit von 1773 bis 1805 zu erreichen. Von dem Unglücksjahr 1806 ab bricht der Besucherverkehr nahezu ab. Herr W. überreicht das beachtenswerte Schriftchen für die Bücherei der Brandenburgia: verbindlichsten Dank!

E. Bilder, Karten, Pläne.

XXXIII. Der Verschönerungsverein in Velten hat uns vorliegenden Plan unseres gewerbfleißigen Vororts und Umgebung mitgeteilt. Dankend gedenken wir gern hierbei der lehrreichen Wanderfahrt nach Velten am 11. Oktober 1908.

F. Bericht von August Foerster über den Seefischerei-Vortrag.

XXXIV. Herr Professor Dr. Henking, Generalsekretär des Deutschen Seefischerei-Vereins hielt hierauf einen äußerst beifällig

aufgenommenen Lichtbilder-Vortrag: Die Bedeutung unserer Seefischerei für die Bewohner Berlins und der Provinz Brandenburg. ↘

Die Provinz Brandenburg scheint, so begann der Redner, wie kaum eine andere von der Natur auf die Verwertung des Fischreichtums ihrer außerordentlich zahlreichen Gewässer, ihrer Bäche, Flüsse und vor allem ihrer großen Landseen angewiesen. Schon zur wendischen Zeit wurde dieser natürliche Reichtum des Landes gebührend geschätzt und die Fischerei eifrig betrieben. Alle die vielen Örtlichkeiten, die in der Mark „Kietz“ heißen, sind ebensoviele Erinnerungen an wendischen Fischereibetrieb. Als die Deutschen Herren des Landes geworden, erfuhr die Fischerei ohne Unterlaß die beste Förderung und Pflege bis in unsere Tage, in denen Berlin mit Recht als der größte Markt der Welt für lebende Fische gilt. Man sollte nun meinen, daß ein so reich mit Süßwasserfischen gesegnetes Land sich unter den Verkehrsschwierigkeiten und Hemmnissen früherer Tage wenig für Seefische interessiert haben könnte; doch beweisen Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert, daß zum wenigsten der Hering schon im Lande gekannt und gewürdigt war. Vom 10. bis 16. Jahrhundert blühte die Heringfischerei hauptsächlich in Schweden, an der Küste von Schonen; von dort ging ein lebhafter Handel mit Salzheringen über Land nach Hamburg, ja bis Flandern. Auf Erleichterung dieses Verkehrs bezieht sich eine Urkunde von 1236, aus der hervorgeht, daß die Stadt Brandenburg Vermittlerin dieses Handels war. Mit Zollangelegenheiten, den Hering und den als Fastenspeise in der ganzen Welt verbreiteten Stockfisch betreffend, befaßt sich eine Berliner Urkunde von 1397. Damals hatte der Verkehr schon eine andere Richtung genommen; denn es geschieht dieser Fische als von Hamburg eingehend Erwähnung. Zur staatlichen Betätigung für die Seefischerei kam das lange nur binnenländische Brandenburg und Preußen erst spät. Der große König war es, der in seinem alle Interessen seines Landes umfassenden Geiste auch auf dieser Nahrungsquelle Aufmerksamkeit schenkte und einer ersten deutschen Heringsfischereigesellschaft in Emden 1780 ein Privileg für Preußen verlieh. Der spätere Verlust von Ostfriesland an Hannover ließ dies Unternehmen eingehen. Den lebhafteren Aufschwung sowohl der Seefischerei als die Gewöhnung an den Genuß von Seefischen im deutschen Binnenlande, insonderheit in Berlin und der Mark, brachte erst das 19. Jahrhundert infolge Einführung der Gewerbefreiheit, des Baues von Eisenbahnen in den Jahren 1840—46, der Fortschritte der Bereitung von Fischkonserven. Es ging indessen ziemlich langsam mit der Einführung von Seefischen in der Landeshauptstadt. Bis in die 70er Jahre entbehrte Berlin der Fischläden gänzlich, es waren lange Zeit nur einige bevorzugte Sorten, wie Steinbutte und Seezunge, die in Berlin auf den Markt kamen. Der Aufschwung der heute an 45 Millionen Mark alljährlich produzierenden Konservenindustrie datiert erst aus den 80er Jahren. Zum Teil trug die

Schuld an diesem langsamen Fortschritt auch das Verharren des Seefischereigewerbes bei den alten Formen des Fanges unter Benutzung der kleinen Segelboote und Kutter, die heute noch für die nahe gelegenen Fischgründe z. B. von den Fischern in Finkenwärder und Blankenese in Anwendung kommen, aber seit 1885 für den Fang auf hoher See und für die Ausdehnung der in Benutzung genommenen Fischgründe bis hinauf nach Island durch die zu hoher Entwicklung gelangte Einrichtung der „Fischdampfer“ ersetzt sind. Seitdem sind Nord- und Ostsee natürlich in ungleich höherem Grade als sonst zugunsten der Volksernährung nutzbar gemacht; allein noch ist bei weitem nicht das erwünschte und erstrebte Maß erreicht, in dem die Seefischerei zum Wohl und zu kräftiger Ernährung der Menschen beitragen könnte. Ein Hindernis bietet z. Z. noch die Unvereinbarkeit des im Winter stärkeren, im Sommer schwächeren Begehrs nach Seefischen, mit dem im Winter verglichen mit dem Sommer ungleich schwierigeren, gefährlicheren und wenig ergiebigeren Fang. Dies Mißverhältnis ist zuweilen so stark, daß die Fischdampfer sich in der für den Fang besten Jahreszeit zum Feiern genötigt sehen, weil sie nicht imstande sind, das Fangergebnis auf einen Preis zu bringen, der die Fangkosten deckt. Der Grund dieses Unterkonsums und des sich für die Interessen der Seefischerei zeitlich ungeeignet verteilenden Konsums — hierzu tritt auch schädigend die Gewöhnung der katholischen Landesteile an den Freitag als Fischgerichtstag — ist zum Teil sicher in der nicht genügenden Organisation des Fischhandels zu suchen. Es wird nicht mit Unrecht, z. B. für Berlin, darüber geklagt, daß die Zahl der Fischläden zu gering, infolgedessen der Einkauf für die Hausfrauen erschwert und damit die Gewöhnung an regelmäßigen Verbrauch von Seefischen verhindert werde. Andererseits hat der noch bei weitem nicht allgemeine Genuß von Seefischen die unliebsame Folge des Verderbens mancher nicht gleich abzusetzender Sendung und mittelbar die Preisverteuerung der frischen Ware. Es ist heute so leicht, frische Ware auf Eis von der Küste als Eilgut zu beziehen. Würden die Händler sich z. B. vor Bestellung einer Sendung mit ihren Kundinnen in Verbindung setzen, um des sofortigen Verkaufs der ankommenden Fische sicher zu sein, wäre beiden Teilen gedient. Unsere Hausfrauen würden dann auch sicher die günstige Erfahrung machen, billiger zu kaufen, und bestätigt finden, was ein bedeutender Hygieniker in klaren Zahlen bewiesen hat, daß Seefische unter allen in Vergleich tretenden Nahrungsmitteln für das gleiche Geld den höchsten Nahrungswert bieten. In der festen Überzeugung eines nach allen Seiten im besten Sinne nutzbringenden Unternehmens ist vor jetzt 25 Jahren der Deutsche Seefischerei-Verein mit dem Sitz in Berlin gegründet worden. Sein Zweck ist niemals auf Beteiligung kommerzieller Art, sei es an der Seefischerei, sei es an der Verwertung des Fanges gerichtet gewesen, er hat stets nur folgenden Dingen gegolten: der staatlichen Behörde, soweit es gefordert

wird, zur Hand zu gehen, die persönliche Sicherheit der Seefahrer zu erhöhen, das Seegewerbe zu heben, die soziale Stellung des Seefischerstandes zu verbessern, dem Fischhandel behilflich zu sein, den Seefischverbrauch zu verallgemeinern, an der Lösung der mit der Seefischerei verbundenen wissenschaftlichen Fragen mitzuarbeiten, durch organisierte Arbeitsteilung ein einheitliches Zusammenwirken zur Erforschung der deutschen Meere zu sichern und die auf das Gebiet der Seefischerei gehörigen Beziehungen zum Ausland zu pflegen. In umsichtigem Verfolg dieser Ziele hat der Deutsche Seefischerei-Verein z. B. im Jahre 1886 bei Gelegenheit der damaligen Berliner Gewerbeausstellung die Veranstaltung fördern geholfen, durch die in einem bestimmten Restaurant während der ganzen Ausstellungsdauer nur Seefische in verschiedener Zubereitung geboten wurden. Diese Einrichtung war ein Schritt auf dem Wege, weite Kreise für den Seefischverbrauch zu gewinnen; aber es bleibt z. Z. noch viel zu tun, und die Berliner Hausfrauen vor allem werden helfen müssen und sind dringend darum gebeten, der gesunden Nahrung, die in reicher Fülle die deutschen Meere uns liefern, zu einer allgemeineren Verwendung zu verhelfen.

Der Vortragende gab hierauf noch eine Reihe interessanter Mitteilungen, u. a. über die Beteiligung der deutschen Seefischerei am Heringfang in der Nordsee, der im Mai und Juni an den Shetlandsinseln beginnt und sich dann unter Vermehrung der Beteiligung bis nahe an die deutsche Nordseeküste erstreckt. Das größte Quantum dieses deutschen Nordseeheringsfanges — zu unterscheiden von dem in der Kieler Bucht vorherrschenden, als „Kieler Bückling“ später weitberühmten Frühjahrshering — kommt als Salzhering in den Verbrauch; „grüne Heringe“ dagegen gelangen zu uns aus England, Schweden, Norwegen und Dänemark, sie bilden den wichtigsten Gegenstand unserer Konservenindustrie (die in Altona, Geestemünde etc. besonders stark, aber auch in Berlin mit 21 Etablissements vertreten ist). Ganz besonders fesselnd war alsdann eine große Reihe schöner Lichtbilder, die ebenso in die Einzelheiten des Fischfangs auf der See, den Betrieb der Fischdampfer mit dem großen Schleppnetz, den Fischfang mit Kutter und Ewer an der Unterelbe einführten, als sie in charakteristischen Bildern z. B. aus Norwegen mit dem Getriebe des Fischmarktes und der Konservenindustrie bekannt machten. Der Redner schloß seinen, wie angedeutet, mit der größten Aufmerksamkeit angehörten Vortrag unter allgemeinem Beifall und erntete in den Worten des Vorsitzenden den wohlverdienten Dank für seine eindringliche Empfehlung von Bestrebungen, für die es bei niemand Gleichgültigkeit, sondern überall nur höchste Anerkennung geben kann.

G. Bericht über das Seefischessen.

XXXV. Dasselbe fand unter Beteiligung von über 200 Personen im gegenüberliegenden Marinehaus statt. Einige Tage zuvor hatten daselbst

mit erfreulicher Unterstützung des dortigen Direktors Herrn Weber ein Probeseefischessen unter Beteiligung vom Vorstand und Ausschuß des deutschen Seefischerei-Vereins sowie der Brandenburgia voll befriedigend stattgefunden und diesen selben Eindruck empfingen die heutigen Teilnehmer. Der hochverdiente Präsident des D. S. F. V. Herr Geheimer Legationsrat z. D. Rose hatte der Marinehausküche die denkbar frischesten Seefische auf Vereinskosten der Marinehausküche liefern lassen. U. A. M. Ingenieur Plack und Gemahlin hatten in liebenswürdiger Weise die Tischordnung und die Platzverteilung übernommen. Jeder Anwesende erhielt außerdem vom D. S. F. V. gratis die 3. Auflage von Frl. Maria Schotte's Anweisung zur praktischen Verwendung billiger Seefische und das Seefisch-Bilderbuch für Hausfrauen von Prof. Dr. Henking, beide gemeinnützige Schriften herausgegeben vom D. S. F. Verein. Absichtlich waren bei diesem Probeessen großen Umfangs billigere und in Berlin kaum bekannte Seefische gewählt worden: der aalartige Leng oder Lengfisch (*Molva vulgaris* Fl.) in Frikasseeform, der Rochen (Sternrochen, *Raja radiata* Don., Nagelrochen *R. clavata* L. sowie Glattrochen *R. batis* L.) gekocht mit brauner Butter, endlich der Schellfisch (*Gadus aeglefinus* L.), klein, in Portionsgröße, gebacken, mit Kaiserschoten. Hierauf gab es noch Butter und Käse. Das Menu kostete jedem Teilnehmer den billigen Preis von 1 M.

Herr Geheimrat Fridel dankte Herrn Geheimrat Rose und dem Deutschen Seefischerei-Verein für seine Liebenswürdigkeit, des Direktors Weber sowie des Herrn und der Frau Plack wurde ebenfalls gebührend gedacht und Herr Rose brachte einen Trinkspruch auf die Brandenburgia und deren Vorsitzenden aus. Bei angeregter fröhlicher Stimmung wurde das vollbefriedigt habende Seefischessen in vorgerückter Stunde beschlossen.

Kleine Mitteilungen.

Die ehemalige Luisenquelle. Ein Stück Geschichte des Berliner Gesundbrunnens. Es war an einem Sommertage des Jahres 1701, als ein Trupp Reiter, unter welchem sich auch König Friedrich I. befand, ermattet von der Jagd bei einer Mühle an der Panke unweit des Weddings rastete. Der König ließ sich, um seinen Durst zu löschen, von der Müllerin ein Glas frischen Quellwassers reichen, welches ihn derart erfrischte, daß er annahm, die Quelle müßte mineralhaltig sein, und eine spätere Untersuchung derselben anordnete. Aber weniger ihre Bestandteile als das Konstante ihrer Temperatur machten diese Quelle berühmt und sie wurde daher auch in der Folgezeit weniger getrunken, sondern lediglich kalt oder warm als Bad gegen Gliederreißen, Hautkrankheiten, Schwäche etc. oft mit gutem Erfolge benutzt. Unter Dr. med. Behm, welcher im Jahre 1757 als Hofapotheker nach Berlin kam,

erlangte die Quelle einen bedeutenden Aufschwung. Dieser erbot sich bei König Friedrich II., eine Heilanstalt daraus zu machen, welche Bitte ihm auch gewährt wurde. Das nötige Material zum Aufbau der Häuser sowie eine mächtige Eiche zur Herstellung von Badewannen erhielt er von Friedrich dem Großen geschenkt mit der Verpflichtung, jährlich 6 Soldaten unentgeltlich baden zu lassen. 1758 wurde dann ein besonderes Brunnenhäuschen und ein großes zweistöckiges Gebäude mit zwei Seitenflügeln errichtet, in welchem bequem 40 Personen untergebracht werden konnten. Die eigentliche Blütezeit des Gesundbrunnens, welcher aus Dankbarkeit gegen den König von Dr. Behm „Friedrichsgesundbrunnen“ genannt wurde, erstreckte sich auf die darauffolgenden 20 Jahre, wo auch Friedrich II. des öfteren das Bad beehrte, namentlich wenn er auf dem Exerzierplatz jenseits der Panke in der Jungfernheide weilte, wo die Artillerie jährlich ihre Übungen „mit Schießen und Bombenwerfen“ machte. Der $\frac{1}{4}$ Meile von Berlin entfernte Gesundbrunnen, wohin eine Allee gepflanzt war, wurde bald ein beliebtes Ausflugsziel der Stadtbewohner, zumal die sandige Gegend vor dem Rosenthaler Tore durch Pflanzung vieler Bäume und Anlage von Alleen im Laufe der Zeit sehr verbessert wurde und auch ein Wirtshaus an Ort und Stelle für die nötigen Speisen und Getränke sorgte; letzteres soll nach Klöden auch fleißiger besucht worden sein, als das Bad. Hinter der Restauration befand sich die eingangs erwähnte Papiermühle an der Panke, die zur eigentlichen Entdeckung der Quelle geführt hat.

Nach dem Tode Behms 1780 übernahm sein Schwiegersohn, Generalpostamts-Kanzleidirektor Derling, die Verwaltung. 1795 ging dieselbe an Prof. Christ. Heinr. Hein und bald darauf an einen Martin Fürstenberg über, welcher letzterer den Brunnen sowie die Gastwirtschaft bis 1807 leitete. Während dieser Zeit — im Jahre 1809 — besuchte die Königin Luise mehrmals diese Anlagen und genehmigte auch, daß man den stillen Ort für den „Luisenbad“ nenne. Die eigentliche Taufe auf diesen Namen fand aber erst im Jahre 1809 statt, da sie durch häufigen Besitzwechsel und der damaligen unruhigen Zeit wegen immer wieder verschoben wurde. Zur Feier der Taufe wurde auch das tempelartige Brunnenhäuschen, welches noch bis vor kurzem stand und welches auch die „Brandenburgia“ im Bilde besitzt (cf. diese Zeitschr. Jahrg. VI, p. 282 F.), errichtet. Über dem Eingange prangte die Inschrift: „In fonte salus.“ Im Innern befand sich in einer Nische eine kleine Büste der Königin Luise und zu beiden Seiten die folgenden Inschriften:

Links: „Soli deo gloria. Diese mineralische Quelle ist im Jahre 1701 unter der Regierung Königs Friedrich I. zuerst entdeckt, auf dessen Befehl in Holz eingefaßt und von vielen Kranken mit Nutzen gebraucht worden.“

Rechts: „König Friedrich II. überließ diesen Brunnen im Jahre 1757 dem Dr. med. Behm. Das Collegium Medicum befand die Bestandteile vorzüglich eisenhaltig und bei Nervenübeln verwendbar. 1799 erhielt er den Namen Luisenbad.“

Als die Königin im Jahre 1810 auf dem Schlosse Hohenzieritz in Mecklenburg starb und ihre Leiche über Gransee nach Berlin gebracht wurde, wollte

es eine Fügung, daß die tote Königin noch einmal vor ihrem Einzuge in Berlin in der Nähe des Luisenbads in einem Zelte einen vorübergehenden stillen Aufenthalt nahm.

Im Laufe der Zeit wurde der Sprudel aber immer schwächer und floß zuletzt ganz entgegen seiner früheren Bestimmung nutzlos in die Panke. Heute ist man im Begriff, die Travemünderstraße die Panke entlang über dem ehemaligen Brunnengelände anzulegen, und nur eine Reliefnachbildung des Brunnenhäuschens am Eckhause der Bad- und Travemünderstraße erinnert uns an diese historische Stätte. Das Andenken an Dr. Behm, der viel für die Entwicklung des Stadtteils Gesundbrunnen getan hat, wird durch die nach ihm benannte Behmstraße unweit des Bahnhofs Gesundbrunnen bewahrt.

Sic transit gloria mundi.

Georg Wiese.

Altertumsfund in Friesack (18. Juni 1909). Im Garten des Grundstücks Nauenerstraße 26 fand man diverse Feuersteinfeilspitzen und Feuersteinschaber, ferner schön gemusterte Urnenfragmente, jedenfalls aus der germanischen und wendischen Zeit. Schon im Herbst vorigen Jahres wurden im Nachbargrundstücke zwei Urnen und zwei gut erhaltene Tränenkrüge, der eine mit Buckel, aufgefunden. Der Fundort scheint eine Ansiedlungsstätte der germanischen und wendischen Zeit zu sein; es besagt dies allein schon der heutige Name Paschenburg, früher Pagenburg, und befindet sich ganz in der Nähe der alten Quitzowburg. Rathenower Ztg. 20. 6. 1909.

Wolfgruben und Wolfsgärten. An der Chaussee, die den alten Finkenkrug mit Vorwerk Brieselang verbindet, liegt beim Kilometerstein 12,6 eine früher als Wolfgrube benutzte künstliche Vertiefung, die vom Wege aus deutlich zu sehen ist. Es gibt etwa 2 km südwestlich davon auch einen Wolfsgarten. O. Monke.

(Bei der letzten Wanderfahrt der „Brandenburgia“ nach Finkenkrug besichtigt. Die Bezeichnung Wolfsgarten kommt in unserer Provinz häufig vor. E. Friedel.)

Ohringe und dergleichen wurden früher im Havellande (Lietzow bei Nauen) vereinzelt auch von Männern getragen. Man schrieb den Ohringen eine gewisse Heilkraft für schwache Augen bei.

Vor kurzem lernte ich diesen Aberglauben auch in Berlin kennen. Eine Schülerin der 70. Gemeindeschule hatte ein vereitertes Ohr; ich fragte daher die Mutter, ob sie nicht zunächst einmal den Ohrring entfernen wolle. Sie sagte: „Nein, die Ohringe muß sie tragen, weil sie schlechte Augen hat. Ein Arzt in Ostpreußen hat das angeordnet!“ Also wieder einmal ein Arzt als Stütze volkstümlichen Aberglaubens (wie beim Böten der Rose). Vermutlich erklärt sich der gute Herr die heilende Wirkung aus dem Vorhandensein unbekannter magnetischer Kräfte, die vom Metall ausgehen. Berlin im 20. Jahrhundert! O. Monke.

Hierzu bemerke ich, daß das Ohrringetragen bei See- und Flußschiffen (auch bei unseren brandenburgischen) noch sehr gewöhnlich ist. Mitunter wird, im Gegensatz zum weiblichen Geschlecht, das aus Schönheitsgründen allemal zwei Ohrringe trägt, von den Schiffen nur ein Ohrring benutzt.

E. Friedel.

Fragekasten.

Über die St. Georgskapelle in Eberswalde teilt Frau Forstmeister Zeising daselbst folgendes mit: Jeder Eberswalder kennt wohl die Georgskapelle, diesen alten gotischen Bau, älter wie das Kloster Chorin, leider jetzt ganz vergessen und zu profanen Zwecken benutzt. Und doch war grade dieser kleine, unscheinbare Bau gewürdigt, die Leiche des größten Glaubenshelden des 30jährigen Krieges zu bergen — Gustav Adolf des großen Schwedenkönigs. Nie kann ich an der Kapelle vorbeigehen, ohne daß meine Gedanken zurückreisen in das Jahr 1632. Einsam lag sie damals da, in Wiesen und Feld gebettet. Aber um sie rauscht es in hohen Baumkronen, geheimnisvoll raunt es über den Gräbern, die wie Kücklein sich um die Glucke schaaren. Und mein Auge sieht weit zurück und sieh, die Tür der Kapelle ist geöffnet, eine leise Trauermusik erschallt, sanfte Orgeltöne spielen einen ernsten Choral. Und durch die Tür schreiten in tiefer Trauer finnländische Leute, die einen einfachen Sarg tragen. Andere drängen nach, ein Schluchzen ertönt, und der Sarg wird vor dem Altar niedergesetzt — ein Geistlicher, der dort wartend steht, spricht tief ergriffen den Segen über die sterblichen fast unkenntlichen Überreste des tapfern Gottesstreiters, die Soldaten sinken in die Knie zum stillen Gebet. Am anderen Morgen wird die teure Last abgeholt. Auf einfachem Gefährt setzt die Leiche Gustav Adolfs ihren Weg nach Wolgast fort, um von da nach Schweden eingeschifft zu werden. In langem Zuge begleiten sie die finnländischen Streiter — in Schweden empfängt sie die tieftrauernde Königin. Sollte die Kapelle nicht wert sein, ihrer einstigen Bestimmung zurückgegeben zu werden? Wie herrlich, wenn wieder Orgeltöne erklingen würden, wenn wieder eine andächtige Gemeinde an Sonn- und Festtagen lauschen dürfte. —

Die Brandenburgia bemerkt hierzu, daß ihre Mitglieder am 7. Okt. 1906 die um etwa 1300 erbaute Sankt Jürgenkapelle besuchten und einem Vortrag über sie, seitens des Herrn Professor Dr. Boldt andächtig lauschten. Der wüste Zustand des übrigens in leidlich guten baulichen Würden befindlichen kleinen Gotteshauses wurde bedauert und ein ähnlicher, wie von Frau Zeising geäußelter Wunsch allseits rege. Auch für ein kirchliches Ortsmuseum wäre das Innere wohl geeignet.

E. Friedel.

Frl. B. — Pietistische Poesie und Parodie. Die gemeinten Verse lauten, m. Kenntnis nach, so:

„Ich bin ein wahres Rabenaas,
Ein alter Sündenknüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie der Hund den Zwippel.

O nimm mich Sündenhund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor
Und nimm mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel.“

Diese Verse sollen in Gesangbüchern des 18. Jahrhunderts stehen. Dies ist aber bestimmt unrichtig, denn alle Nachforschungen diesbezüglich — sie sind oft genug angestellt — waren vergeblich.

Es handelt sich zweifellos um eine Parodie, die ein, wie es scheint, unbekannt Gebliebener allerdings im Stil der Pietisten, insbesondere der Herrenhuter, gedichtet, die aber selbstredend arg übertreibt. Allerdings kommen in pietistischen Liedersammlungen jener Zeit arge Verstöße gegen den guten Geschmack vor, z. B. die Wendung „Der Leib, ein Madensack“. Daneben rühren aus derselben Zeit und derselben theologischen Richtung Lieder von Innigkeit her, die noch heute eine Zierde unserer Gesangbücher sind. Ich erinnere an die Lieder von Nikolaus Ludwig Graf Zinzendorf (1700—1760), dem Stifter und Bischof der Brüdergemeinde, die allerdings vielfach mystisch sind, wie die letzte Strophe des Liedes „Christen sind ein göttlich Volk“ also lautend:

„Nun, ihr Kronen fahret hin,
Fahre hin, erlaubte Freude,
Meine Weide
Sei des Herren letztes Mahl
Vor der Qual;
Meine Ehre seine Schande,
Meine Freiheit seine Bande,
Meine Zier die Ros' im Tal.“

Auch von Zinzendorf's Sohn Christian Rhenatus, der in Herrenhut 1727 geboren, in London 1752 früh verstarb, sind ergreifende Lieder hinterlassen.

E. Friedel.

F. M. Über die Erhaltung alter Stadtmauern. Bei uns finden sich die betreffenden rechtlichen Grundsätze ausführlich und klar erörtert von C. Wallis im Preuß. Verwaltungsblatt d. d. Berlin den 27. Juni 1908 S. 783—786.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

Der Rabe in der Volkskunde.

Vortrag gehalten in der Brandenburgia-Sitzung vom 15. Dezember 1909
von **Elisabeth Lemke.**

Geehrte Anwesende, es ist lange her, als der Rabe (*Corvus corax*) in hohen Ehren stand; — so lange ist es her, und so vieles hat sich für ihn verändert, daß man (abgesehen von der Naturgeschichte) den Raben fast nur noch mit unfreundlichen Worten erwähnt, falls man nicht einen solchen Vogel zum Hausgenossen erkor und ihn abrichtete. Dann allerdings erscheint es einem nicht mehr so ungeheuerlich, daß der Rabe einst das Sinnbild der Allwissenheit gewesen sei.

Jung aufgezogen läßt er sich leicht zähmen und zum Sprechen abrichten. Seine Baßstimme eignet sich sehr gut zu deutlicher Wiedergabe der Worte.¹⁾

Ich möchte nun zwar nicht den Vorschlag machen, statt der beliebten Kanarienvögel es einmal mit den mißachteten Raben zu versuchen; ich will mich nur eine kleine Weile hier mit dem Raben beschäftigen, — flog er mir doch seit der Jugendzeit sozusagen immer wieder in den Sinn. Dafür wäre wohl die geliebte Märchenwelt verantwortlich zu machen, in der sich ungezählte Raben auszeichnen, prophetenmäßig auftretend und Wunder verrichtend.

Odins²⁾ Raben, Hugin und Munin³⁾ (Denkkraft oder Erkenntnis; und Erinnerung⁴⁾) übertrafen zwar nicht ihre Vettern in den landläufigen Volksmärchen, die uns allen bekannt sind, wohl aber — wie jene — alle wirklichen, aus Rabeneiern zur Welt gekommenen Vögel. Sie gingen Tag für Tag wohlgemut an ihre Riesenarbeit, Berichterstatter über alles

¹⁾ C. G. Friderich, Vollständ. Naturgeschichte d. deutsch. Zimmer-, Haus- u. Zugvögel. (Stuttgart, K. Thienemann; 1863.) 2. Aufl. S. 421 f.

²⁾ Odhin.

³⁾ Huginn u. Muninn.

⁴⁾ Grimm.

zu sein, was sich auf der Erde ereignete. Von ihrem Ausflug zurückgekehrt, setzten sie sich auf Odins Schultern, ihm ins Ohr zu sagen, was sie erschaut und erfahren hatten.

In ganz anderem Sinne, als man sonst den Ausdruck braucht, nannten die an Odin-Wodan glaubenden Menschen diesen Gott „Rabenvater“¹⁾. Im übrigen versteht man darunter einen unnatürlich lieblosen Vater.

Die Alten glaubten, daß der Rabe seinen Jungen auf recht unfreundliche Weise die Anleitung zum Fliegen gäbe: wenn er die Meinung gewonnen habe, die Jungen wären jetzt alt genug dazu, würde er sie einfach aus dem Nest. — Damit steht in Verbindung, daß in der ägyptischen Hieroglyphik ein Vater, der seine Kinder verstößt oder enterbt, durch einen Raben bezeichnet wird.²⁾

Aus meiner Heimat Ostpreußen kenne ich eine Natursage, die zwar solche Lieblosigkeit bekräftigt, zugleich aber — sonderbarer Weise — an die einstige göttliche Wertschätzung erinnert. „Der Rabe ist bei Gott sehr angenehm; das sieht man deutlich daraus, daß der liebe Gott ihm fünf Wochen lang die Jungen ernährt. Die jungen Raben sehen so gries (grau, unsauber) und häßlich aus, daß der alte Rabe sie nicht leiden kann und nicht füttern mag. Nein, er schleppt sogar einen Stein ins Nest und bedeckt dasselbe, damit die Jungen gar nicht zu sehen sind. Und dann fliegt er weg, und das Nest ist ganz verstoßen. Aber der liebe Gott hat es so eingerichtet, daß sich dann von selber Würmer einfinden; und die jungen Raben fressen die Würmer und bleiben am Leben. Woher es stammt, daß der liebe Gott so gut zu den Raben ist, kann jedoch keiner wissen.“³⁾ (Nachher, an anderer Stelle, werde ich eine Erklärung dafür geben.) — Montelius erwähnt, ohne die Gegend anzugeben, daß der Landmann die Raben „Gotteshühner“ nenne. (Die Krähen aber nur „Königshühner“.) Und er (M.) sagt: „Im Frühling, wenn man des Vogelflugs zu allermeist Acht hat, sieht man gewöhnlich zwei Raben beisammen, woher denn auch die Doppelzahl der Odinsrabens erklärlich.“⁴⁾

Über den Flug des Raben ist viel nachgedacht und gefabelt worden. — Der mythische Rabe fliegt unablässig durch die Luft und wird erst in der Ewigkeit ausruhen. „Er ahnt das Weltende früher als (Odin-) Wuotan und alle Asen.“ Wenn Hugin zum Himmel (d. h. zur Ewigkeit) geflogen ist, ohne wiederzukommen, so ist für ihn die Zeitlichkeit zu Ende.⁵⁾

¹⁾ Wohlthat, Der Nachtrabe. (Am Urdsbrunnen; 1884, Heft 6, Jahrg. 3, Bd. II.) S. 101 f.

²⁾ J. B. Friedreich, D. Symbol. u. Mythol. der Natur. (Würzburg; 1859.) S. 251 f.

³⁾ E. Lemke, Volksthüml. i. Ostpreußen. (Mohrungen, W. E. Harich, 1887.) II. Bd. S. 21 f.

⁴⁾ Montelius, Die Deutschen Volksfeste, Volksbräuche u. s. w. (1858.)

⁵⁾ Wohlthat, a. a. O.

Das Verhalten des Raben, den Noah ausschickte, entspricht auch dem Beginn eines neuen Lebens.

Der Rabe ist ein mutiger, kräftiger Vogel, dabei klug, schlau und vorsichtig.¹⁾ Die Dichtung gab ihm noch andere Eigenschaften: er kann in die Zukunft schauen und das Geschaute durch Krächzen oder Geschrei verkünden, wodurch er oft zum „Unglücksvogel“ wird; er wird aber auch zuweilen zum „Glücksvogel“, wenn er nämlich dem Schatzgräber die ersehnte „Springwurzel“ zuträgt.²⁾

In nie zu erhellendes Dunkel verlieren sich zahllose, mehr oder minder übereinstimmende Anschauungen und Betätigungen verschiedener Völkergruppen. — Der Sonnengott Mithra hat auf seinem Mantel einen sitzenden Raben; und die Priester dieses Gottes heißen „Raben“. Auch hier ist der Vogel Sinnbild der Allwissenheit. — Er war auch dem Phöbus Apollo heilig und dessen Bote. Als er Apollo die Untreue der Koronis melden mußte, verwandelte der Gott den bis dahin weiß gewesenen Raben in einen schwarzen. Apollos Begleiter Aristeas wurde „sein Rabe“ genannt. Im Apollotempel bei den Smaragdgruben der ägyptischen Wüste, sowie zu Koptos wurden Raben gehalten.³⁾ — Die Verbindung mit einem und den andern Sonnengott verdankt der Vogel offenbar seiner Klugheit und Vorsicht, die ihn beim Spähen so gute Dienste leisten. Friedreich (a. a. O.) sagt von ihm: gleich wie die Sonne alles sieht.

So wurde der Rabe auch bei den Parsen der lichtglänzende „Himmelsvogel“, — fernschauend, verständig und die Himmelsprache redend. Sein Kopf und seine Füße waren von Gold.⁴⁾ — In Wirklichkeit sind seine Füße schwarz, und das stahlblau, violett und grün schimmernde Gefieder ist in der Hauptsache schwarz.

Nach dem Glauben der Aelpler wurde der einst weiße Rabe erst schwarz, als er dem Jesuskind Verdruß bereitet hatte.⁵⁾ Und in einer Sintflutsage wird er schwarz, weil er bei einem schaurigen Schmause verißt, heimzukehren.⁶⁾

Auch für den angeblich ungestillten Durst des Raben kennen wir Erklärungen, die örtlich und zeitlich weit auseinander liegen. — Eine griechische Sage erzählt: Der vom Sonnengott ausgesandte Rabe, der aus einer Quelle Wasser zum Opfer holen sollte, bekam arge Lust zum Schmausen, als er neben der Quelle einen Feigenbaum fand. Leider waren aber die

¹⁾ Friderich, a. a. O.

²⁾ Wohlthat, a. a. O.

³⁾ Wohlthat, a. a. O.

⁴⁾ Friedreich, a. a. O.

⁵⁾ L. Freytag, *Thiere im Glauben der Aelpler*, (Centr.-Org. f. d. Int. d. Real-schulv. 1896. März.)

⁶⁾ Oskar Dähnhardt, *Natursagen*. (Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1907.) Bd. I. S. 64.

Feigen noch nicht reif. Der Rabe wartete geduldig; Apollo dagegen ungeduldig. Endlich waren die Feigen so weit, daß der Schmaus vor sich gehen konnte. Danach nahm der Rabe die Wasserschlange der Quelle, um mit jener zu Apollo zu fliegen. Als er die Schlange dem Gotte übergab, entschuldigte er sein langes Ausbleiben mit dem Vorwande: die Schlange habe täglich das Wasser ausgetrunken. Apollo aber [„der Gott und Lehrer der Seher“ — s. Friedreich, a. a. O.] wußte die Wahrheit und bestrafte den Raben mit dem Verhängniß, immer zu einer bestimmten Jahreszeit vom Durst gequält zu sein; und zum Wahrzeichen solcher Strafe sollte der Rabe seinen Durst durch Schreien verkünden.¹⁾ — In der Grafschaft Hohenstein sagt man: „Im Juni können die Raben nicht saufen. Sie laufen ängstlich trippelnd an den Rändern von Bächen und Teichen umher, dürfen aber kein Wasser nehmen. Es soll die Strafe dafür sein, daß der von Noah ausgesandte Rabe nicht wieder zur Arche zurückkam.“²⁾ Im alpinen Volksglauben heißt es: Im Brachmonat trinken die Raben nicht, weil sie einst in derselben Zeit dem am Bache Krith weilenden Elias Speise zutrug [1. König, 17,6], so lange der Bach noch Wasser enthielt.³⁾

Doch zurück zu Odin, der nicht nur ein „Rabenvater“ und ein „Rabengott“, sondern auch ein „Schlachtengott“ war.⁴⁾ — Die Schlachtfelder haben (gleich den Hinrichtungsplätzen, Mordstellen u. s. w.) immer eine sehr große Anziehungskraft für den Raben gehabt.

Des großen Germanengottes „Schildmädchen“ sind von Adlern und Raben umflattert.⁵⁾ — In der Dichtung werden Adler und Rabe oft mit einander verwechselt; aber in Wirklichkeit noch ungleich häufiger Rabe und Krähe. — (Zu den Wolkenvögeln gehören auch Schwan und Gans.)

Odin — Wodan war eine gewaltige Windgottheit, und der Rabe wurde zum rechten „Sturmvogel“; — aber nicht nur im alten Götterglauben, sondern auch in der keltischen Oswald-Legende und in den Sagen vom wütenden Heer, vom wilden Jäger u. s. w.

Mit bezug auf Müllenhoff⁶⁾ sagt Hermanowski: „Die beiden Raben, mit denen der wilde Jäger im Dithmarschen gesehen wird, erinnern an die beiden Raben Odins.“⁷⁾

¹⁾ Wohlthat, a. a. O.

²⁾ Reichhardt, Volks-Abergl. u. Volksanschauung ü. Thiere u. Pflanzen. (Aus der Heimath; 1896, Nr. 10.)

³⁾ Freytag, a. a. O.

⁴⁾ Freytag, a. a. O.

⁵⁾ Elard Hugo Meyer, Germanische Mythologie. (Berlin, Mayer u. Müller, 1891.) S. 177.

⁶⁾ K. Müllenhoff, Sagen, Märchen u. Lieder a. Schlesw.-Holst. u. Lauenb. (Kiel, 1845.) S. 368, Nr. 493.

⁷⁾ Paul Hermanowski, Die deutsche Götterlehre. (Berlin, Nicolai; 1891.) S. 43.

Weitverbreitet ist die Meinung, der „Nachtrabe“, wie man zumeist den Begleiter des wilden Jägers nennt, sei ein „eiserner“ Vogel. — Man hat aber auch gesagt: der alte Germanengott mußte selber zum „Nachtraben“ werden.¹⁾

Odin — Wodan, der Herr der Gespenster, der wiederkehrenden Toten, ward besonders in Deutschland mit dem wütenden Heer oder der wilden Jagd — wenn auch nicht mehr als Gott auftretend — in Verbindung gebracht.²⁾ — Er spukt im übrigen nicht nur noch immer als „Schimmelreiter“ bei volkstümlichen Vermummungen herum, sondern lebt auch (meist unter dem Namen eines großen Fürsten) in mehr als in einem Berge. — „Voll und echt deutsch ist die Sage vom Odenberg, beim hessischen Gudinsberg, noch im Jahre 1154 Wuodenesberg.“³⁾ — In der thüringischen Sage vom Kyffhäuser fliegen Raben um den Berg. Wenn sie es nicht mehr tun werden, wird eine furchtbare Schlacht sich ereignen.⁴⁾

Eine märkische Sage beschäftigt sich auch mit dem von Raben gegebenen Vorzeichen eines Kampfes. — „Im Herbst des Jahres 1588, sowie im März des folgenden Jahres erschienen an verschiedenen Tagen auf dem Rathause und der Kirche zu Königberg (i. d. Neumark) große Massen von Krähen, Dohlen und Raben, die in heftigen Kampf mit einander gerieten, worauf auch in einer folgenden Nacht ein unversehens plötzliches Licht in allen Gassen, das aber bald wieder verschwand, gesehen wurde. Zum Andenken dessen sind über der Tür des Rathauses zwei Dohlen oder Raben gemalt, die aber kaum noch zu sehen sind. Auf dem untersten Rathausgiebel befand sich auch ehemals ein eiserner Rabe, der aber bereits vor langer Zeit abgenommen ist. — Dieser Rabenkrieg war aber um so denkwürdiger, als er ein Vorzeichen des Kampfes war, der bald darauf im Jahre 1589 zwischen dem Rat und der Bürgerschaft, wegen eines Stück Landes unweit des Pimpinellenberges, ausbrach; darüber entstand ein so gewaltiger Lärm in der Stadt, daß Kurfürst Johann George endlich die Stadt berennen ließ und über die Hauptunruhestifter schwere Strafen verhängte. Seitdem führt jenes Land den Namen des Streitlandes.“⁵⁾

(Im vorigen Jahre habe ich Ihnen, geehrte Anwesende, über die Pimpinelle und die Pimpinellenberge berichten können. — Übrigens: Zur Zeit, als die Pest im Voigtlande wütete, kam vom Norden her ein weißer Rabe ins Land; der rief [leider nicht: nehmt Bibernell! — sondern]: „Freßt nur recht Rapuntica, sinten kimmt kä Mensch dervä (davon).“⁶⁾

In der mehrfachen Umbildung, Verschmelzung und Verstümmelung sagenhafter Vorstellungen hat das Volk an vielen Orten im sog. „Nacht-

¹⁾ Wohlthat, a. a. O.

²⁾ Meyer, a. a. O., S. 242.

³⁾ Meyer, a. a. O., S. 242.

⁴⁾ Meyer, a. a. O., S. 243.

⁵⁾ A. Kuhn, Märk. Sagen u. Märchen. (Berlin, G. Reimer; 1843. S. 255. (Nr. 239.)

⁶⁾ Wohlthat, a. a. O.

raben“ einen ruhelos gewordenen, einst grausamen Fuhrmann erkennen wollen. Wer den „Nachtraben“ verspottet, kann sich darauf gefaßt machen, von dessen eisernen Flügeln totgeschlagen zu werden. — Der „Nachtrabe“ wirft zuweilen eine Pferdekeule aus der Luft, welcher Vorgang sicherlich mit den Pferdeopfern des alten Gottes in Verbindung gebracht werden kann.¹⁾

Der einst auf einem Banner oder dgl. kunstvoll gearbeitete Rabe galt lange Zeit (obgleich Odin als Gott des Krieges im Cultus nur schwach bezeugt ist²⁾) dem in die Schlacht ziehenden Heer als bedeutungsvolles Zeichen. — Die Dänen führten in ihrem Wappen Odins Raben.

Karl Weinhold sagt in seinem Buche „Altnordisches Leben“ (1856; S. 322): „Es wurden von den Frauen nicht nur Borten, sondern auch größere Sachen gestickt und allerlei bildliche Darstellungen versucht. Die nordischen Jungfrauen schmückten die Banner mit dem Tierbilde des Führers. Die Dänen, die zur Zeit Alfreds das Schloß Rynvid in England (im heutigen Devonshire) belagerten, führten eine Fahne, die Ragnar Lodbrok's Töchter gestickt hatten. In der Mitte breitete ein Rabe seine Flügel aus und hob oder senkte sie, je nachdem es zum Siege oder zur Niederlage ging. Die Fahne hieß davon selbst „Hrafu.“³⁾

In altgermanischen Zeiten führten die deutschen Stämme (z. B. auch Alamannen und Sueven) auf Stangen befestigte Tierbilder, — Wölfe, Raben u. s. w. — als Feldzeichen. So zogen auch die Normannen unter dem Rabenbanner, einer frei an einer Stange angebrachten Rabenfigur, in die Schlacht. — Noch im Jahre 1157, in der Schlacht bei Grathehede, führte Woldemar das Rabenbanner.⁴⁾

Die Normannen, so scheint es, haben auf ihren kühnen Seefahrten stets Raben mitgenommen, um zu erkunden, ob Land in der Nähe sei. So ließ Floki Raben ausfliegen, bis einer derselben nicht mehr zurückkehrte; auf diese Weise entdeckte er Island. — Wenn sich ein Rabe auf einen Schiffsstaven setzte, so wußte man, daß Kampf bevorstand. Und was konnte den kriegerischen Normannen lieber sein, als die Kampfeszeichen?⁵⁾ — Nach Saxo (S. 733) bedeuteten viele Raben über einem Heere dessen Sieg.⁶⁾

Zu der meist durch Sagen überlieferten Schätzung des Raben gesellen sich einige Funde, deren schon in Grimm's D. Myth. (4. Ausg., S. 123) gedacht wird. Im Jahre 1843 wurde zu Boeslaend auf Seeland ein Urnen-

¹⁾ Wohlthat, a. a. O.

²⁾ Meyer, a. a. O., S. 253.

³⁾ Friedreich, a. a. O.: „Die Normannen entnahmen von den Raben die Vorzeichen im Kriege; der Normannenhauptling Ragnar Lodbrok hatte einen Raben auf seiner Schlachtfahne, und je nachdem derselbe munter mit den Flügeln flatternd oder die Flügel hängend erschien, schloß man auf Sieg oder Niederlage.“

⁴⁾ Wohlthat, a. a. O.

⁵⁾ Wohlthat, a. a. O.

⁶⁾ Meyer, a. a. O., S. 112.

deckel gefunden, der in getriebener Arbeit Odin zeigt: mit den beiden Wölfen Geri und Freki zu seinen Füßen und den beiden Raben auf seinen Schultern. Und beim Dorfe Gömminga auf Oeland fand man eine (auf der Rückseite mit Runen versehene) Goldmünze, die ebenfalls Odin mit den Raben auf den Schultern vorführt.¹⁾

Die Inder hielten die Raben für Seelen der Verstorbenen; und die Brahmanen lassen fortwährend auf den Schultern der Menschen zwei unsichtbare Genien sitzen, die geheimsten Gedanken, die Reden und Handlungen der Menschen belauschend, um einst in der andern Welt über die Verstorbenen zu berichten. — Da alle Seelen aus Odin — Wuotan stammen (sagt Nork), kehren sie zu ihm zurück, wie die Raben.²⁾

Die Seele erscheint dem Menschen in seiner eigenen Gestalt als Doppelgänger oder in einer seinem Charakter entsprechenden Tiergestalt, — so auch als Rabe.³⁾ — Es ist aber nicht gesagt worden und auch nicht einerlei, welche Eigenschaft dieses Vogels dabei maßgebend wäre.

Der Urheber des Hexenunfugs [in Steiermark] im 17. Jahrhundert war der Pfarrer Gregor Agricola von Hatjendorf (nahe dem durch seine Heilquellen jetzt berühmten Gleichenberg). Agricola wurde vom Henker im Kerker erdrosselt; und unmittelbar darauf hat man einen Raben vom Fenster des Gefängnisses über den Marktplatz fliegen sehen, den alle für die schwarze Seele des Bösewichts hielten.⁴⁾

Kyrkegrime, ein Schutzgeist der Kirche in Schweden, jagt auf dem Kirchhofe ermordete Personen oder auch Kinder, die ohne kirchliche Weihe gestorben sind. Diese Toten müssen als „Nachtraben“ (das sind dort Gerippe, die einen knarrenden, kreischenden Laut von sich geben) umherflattern.⁵⁾

Gespenster hingerichteter Hexen erscheinen häufig in Rabengestalt.⁶⁾ — Die Seele des Selbstmörders wird [ohne weiteres] zum Raben.⁷⁾ — Als „Windgott“ hängt Odin „am windigen Baum“; er ist [in dieser Erscheinung] der Gott der Gehängten, deren gewaltsam ausgepreßter Atem Sturm erregt.⁸⁾ Immer noch, wenn der Sturm heult oder nur ein heftiger Wind weht, sagt das Volk: es hat sich jemand aufgehängt oder es will sich jemand aufhängen.

¹⁾ Hermanowski, a. a. O.; I, S. 12 f.

²⁾ Wohlthat, a. a. O.

³⁾ Meyer, a. a. O., S. 67.

⁴⁾ Franz Ilwof, Hexenwesen u. Aberglauben i. Steiermark. (Z. d. V. f. Volksk. 1897.) S. 194 f.

⁵⁾ H. F. Feilberg, D. Sage v. d. Begräbnis Kön. Erik Ejegods von Dänem. a. Cyp. (Z. d. V. f. Volksk.; 1895.) S. 243.

⁶⁾ Freytag, a. a. O.

⁷⁾ Meyer, a. a. O., S. 112.

⁸⁾ Meyer, a. a. O., S. 233.

Eine Sage in der Mark Brandenburg läßt alljährlich im Oktober 13 schauerlich klagende Raben um den Turm der Burg Lenzen flattern. Es sind die Seelen von 13 Raubrittern, die im 11. Jahrhundert der Edle von Quitzow gefangen und bestraft hat.¹⁾

Um die „Rabensteine“ (Hinrichtungsplätze u. s. w.) fliegen krächzend die schwarzen Todesvögel. Aber auch anderwärts erweckt das Krächzen geheimes Grauen; es mahnt an bevorstehendes Unglück, zunächst an einen Todesfall, — gleichwie: „Odins Rabe den Helden den Tod voraussendet.“²⁾

Man hat (sagt Montelius. a. a. O.) Acht auf des Raben Flug und auf seine Stimme, worin 64 Bedeutungen liegen sollen, je nach der Richtung oder Schnelligkeit des Flugs und nach der Dehnung, Wiederholung und Stärke des Geschreis.

Aber s. Z. hat das Geschrei des Raben auch als glückliche Vorbedeutung gegolten. — z. B. während das sog. „Siegesopfer“ dargebracht wurde. Auch war es bei Opfern für Odin erwünscht.³⁾

Des Raben Zusammenhang mit der Grabwelt ist uralt und in weit von einander entfernten Ländern anzutreffen. — Nach einer jüdischen Sage hat der Rabe das erste Grab auf Erden gegraben, nämlich für seine Jungen. [Sollten diese vielleicht beim Unterricht im Fliegen ihren Tod gefunden haben?] Adam hat ihm aufmerksam zugeschaut und dabei gelernt, wie er Abel beerdigen solle.⁴⁾ Weil der Rabe Adam das Begraben gelehrt hatte, belohnte ihn Gott dadurch, daß er die jungen Raben ernährt. Der Rabe verläßt nämlich [sagt die Sage] seine Jungen, weil sie weiß sind. Außerdem erhört Gott die Raben, wenn sie nach Regen schreien. (Psalm 147, 10; „Der dem Vieh sein Futter gibt, den jungen Raben, die ihn anrufen.“⁵⁾ — Im Koran erscheint der Rabe als Totengräber. — Bei den Serben kommt er als Bote vom Schlachtfeld, um von den Gefallenen zu melden. — In einem slavischen Liede bringt er einem Mädchen Nachricht vom Tode des Geliebten; in einem litauischen aber dem Mädchen nicht nur solche Nachricht, sondern auch eine Hand des Liebsten. An der Hand steckt noch der Ring.⁶⁾

Der Ring führt uns in die Wirklichkeit zurück, insofern der Rabe von je her ein auffallendes Wohlgefallen an glänzenden Gegenständen bezeugt hat. Der kluge Vogel ist daher auch — (es möchte manchen Rabenfreund betrüben) — ein Sinnbild des Diebstahls; und von einem „tüchtigen“ Diebe sagt man: er stiehlt wie ein Rabe. Besonders gern

¹⁾ Wohlthat, a. a. O.

²⁾ Montelius, a. a. O.

³⁾ Wohlthat, a. a. O.

⁴⁾ Friedreich, a. a. O. (Tendlau, Jüdische Sagen, S. 179.)

⁵⁾ Dähnhardt, a. a. O., S. 249.

⁶⁾ Friedreich, a. a. O.

vergreift sich der Rabe an Gold und Silber u. dgl. m.; er trägt das gestohlene Gut in sein Nest oder schleppt es an einen anderen verborgenen Ort. Mancher Mensch ist seinetwegen in schlimmen Verdacht geraten.

So auch jener arme Diener, den der grausame Bischof Thilo von Trotha in Merseburg hinrichten ließ, weil ein kostbarer Ring abhanden gekommen war. Zu spät entdeckte man, daß ein auf dem Schloßhof gehaltener Rabe den Ring an sich genommen hatte. Nun wurde dem Bischof doch unheimlich zu Mute; und zum Gedächtnis für seine Übereilung ließ er sich ein neues Wappen fertigen, in dessen Schild ein Rabe zu sehen war, der einen Ring trug. Dies Wappen wurde überall am Bischofsschlosse angebracht; und schließlich ordnete der Bischof an, daß stets ein lebendiger Rabe auf dem Schloßhof gehalten werden solle. — Auch der h. Ida wurde ein Ring durch einen Raben gestohlen. Ihrem Gemahl aber kam in den Sinn, sie könnte den Ring einem andern Manne verehrt haben. Flugs ließ er sie in den Abgrund stoßen. Als Entschädigung dafür prangte später ein Rabe im Wappen der h. Ida.¹⁾

„Auf der Spitze des Rathenower Tors zu Brandenburg a. d. H. sieht man einen Raben, in dessen Schnabel ein Ring mit daran befestigter Kette sichtbar ist. Den hat einer der ehemaligen Bischöfe dort anbringen lassen zum ewigen Andenken daran, daß er seinen Diener ungerechter Weise hinrichten ließ. Dem Bischof war nämlich einst ein Ring fortgekommen, und da — so viel er auch hin und her sann, wer ihn genommen haben könnte — doch sein Verdacht sich immer wieder auf jenen Diener wendete, der allein in seinem Zimmer gewesen war, so befahl er, daß er wegen des Diebstahls mit dem Tode bestraft werde; und dieser Befehl wurde auch sogleich vollzogen. Darauf vergehen einige Jahre, und es wird an dem Dache eines der Kirchtürme etwas gebessert; da findet man viele Rabenester — und wunderbarerweise in einem derselben den Ring, um dessentwillen der arme Diener hingerichtet war“²⁾ — Die von Adalbert Kuhn (ebd.) berichtete Sage aus Prenzlau (die ich im Nachtrag geben werde) spricht von einer Krähe und einem Krähenest. Es liegt da wohl Verwechslung vor.

Nachdem man Wodan³⁾ in den Teufel umgewandelt hatte, wurden dem Raben auch mancherlei unzutreffende, gräuliche Dinge nachgesagt, nur ausnahmsweise genoß er von Seiten der Geistlichkeit einige Freundlichkeit. — Beim Hinscheiden eines verworfenen Menschen näherten sich dessen Wohnstätte Raben, um die Seele zur Hölle abzuholen.⁴⁾ — Auch der

¹⁾ Friedreich, a. a. O. (Bechstein, Deutsches Sagenbuch; Nr. 426.)

²⁾ Kuhn, a. a. O. S. 60. (Nr. 61.)

³⁾ Aber viele Eigenschaften Wodans waren auf die Heiligen Nicolaus, Martin, Michael, Oswald, Bonifacius und Hubert übergegangen. (Meyer, a. a. O. S. 257 f.)

⁴⁾ Montelius, a. a. O.

Teufel selber nimmt gern die Gestalt eines Raben an.¹⁾ — Am Solling ließ sich (nach Sohnrey) der Teufel durch Raben vertreten.

Da der Teufel Glückspiele befördert, kann es nicht verwundern, daß ein Rabe einigen Zechern Würfel aus der Luft zugeworfen hat. — Das sog. „Teufelsgeld“ kehrt immer wieder in die Tasche seines Eigentümers zurück; es ist dies das Geld, das der Teufel in Rabengestalt den Menschen überbrachte.²⁾

Die Heiligen Bonifacius und Macarius wurden in ihrer Andacht vom Teufel in Rabengestalt gestört. — Bei der Beschwörung von „Besessenen“ flog der Teufel als Rabe aus ihnen heraus. — In der Sage vom Faust bringt ein Rabe jenem den Teufelsvertrag. — Eine traurige Rolle (als Ausdruck der Sünde) spielte der Rabe einst bei Taufen; er war in einigen Kirchen, wie z. B. zu Mailand im Baptisterium, neben dem Kreuze und der Taube abgebildet; die Täuflinge wurden in das Allerheiligste geführt, wo sie dem Teufel entsagten, worauf man sie umwandte und sie das Taufwasser und jene Symbole sehen und dann das Glaubensbekenntnis ablegen ließ; hierauf stiegen sie aus dem Wasser zur Taufe.³⁾

Der später zum Heiligen erhobene, ursprünglich als König von England auftretende Oswald (der am 5. August 642 im Kampfe gegen den heidnischen König Penda fiel) teilte nicht diese Verachtung der Raben. Man erzählt, der Vogel sei ihm auf die Schulter geflogen; auch auf Oswalds Zepter finden wir ihn. — Hinterher wurde Oswald in Bayern und Tirol der mächtigste Wetterherr. Am 5. August findet seine Feier statt. In der Prozession, die auf sehr beschwerlichen Wegen zur Oswald-Kapelle am Isinger klettert, wird die große Statue des Heiligen getragen; — auf dem Zepter derselben sitzt ein Rabe. — Im Museum zu Innsbruck befindet sich eine Handschrift, die uns erzählt, welchen Rat ein alter Mann dem König Oswald gab, als dieser nach einem Boten an die von ihm zur Gemahlin begehrten Kaisertochter suchte. Der Alte sprach:

ich wil dir raten:

du hast zogen auf dem hoffe dein,

dez lob got der genaden sein,

einen edlen raben.

Den solt du ze einem poten haben.

(Zeitschr. f. d. Phil. 1875, S. 380) — In einer Wiener Handschrift fragt König Oswald den Tragemund: ob er nicht eine für ihn passende Königin kenne. Tragemund empfiehlt ihm „juncfraw spange“, die Tochter eines heidnischen Königs, der fern über dem Meere wohne, und rät ihm, seinen Raben recht bald als Abgesandten zu schicken:

¹⁾ Grimm, D. M. 833.

²⁾ Wohlthat, a. a. O.

³⁾ Friedreich, a. a. O.

vorgulde ym seyn gefedere
 vorsilbere ym dy clawen seyn,
 vorgulde ym seyn snabil feyn.
 Macke ym uf das hewpt schone
 Eyne guldene crone
 Und losz yn jn das heiden land
 Flien — u. s. w.

Der Rabe soll alles zum glücklichen Ende geführt haben. (Haupt, Ztschr. f. d. A., 2. Bd. 1842.)¹⁾

Im Gegensatz zum allgemeinen Verhalten der Kirche, die den schwarzen Raben — das Sinnbild der Allwissenheit — verdammte und die weiße Taube zum Sinnbild des heiligen Geistes nahm, waren doch noch ein paar fromme Leute mit Raben befreundet. — Den hl. Gregor begleiten drei fliegende Raben; ebenso viele fliegen um den hl. Benedictus. Und Raben sind auch die treuen Gefährten des hl. Menrad (oder Mainrad).²⁾

Mainrad, ein Graf im Saalgau, begab sich als Einsiedler in einen Wald, wo er Raben um sich hatte. Als ihn nach einigen Jahren Räuber ermordeten, überfielen die Raben die Mörder mit Geschrei und Hieben so lange, bis das umwohnende Landvolk (das die Raben des Mainrad kannte) die Mörder festnahm und so alles entdeckt wurde. — Daher wird dieser Heilige auch mit Raben an seiner Seite dargestellt.³⁾

Durch Raben ist auch ein anderer Mord ans Licht gekommen:

Der Senn erschlug den Hirtenknab';
 Er warf ihn über die Fluh hinab,
 Ins tiefe Tal, in tiefe Schlucht,
 Wo niemand den fremden Knaben sucht;
 Nur Raben umkrächzen die tiefe Gruft,
 Nur Raben kreisen in hoher Luft.

Erst nach mehreren Jahren sollte man Kunde davon bekommen. Die Bauern zogen zur Messe die Alpenhöhe hinauf; und als sie nachher beim Imbiß im Sonnenschein ausruhten, flogen krächzende Raben über ihnen hin und her, — und ein Totenbein fiel hernieder. Dem Sennen perlte der Angstschweiß: denn als er den Knochen berührte, begann aus demselben Blut zu fließen.

Und was er Nachts verübt allein,
 Was er gesponnen hielt so fein,
 Gestand er jetzt im Sonnenschein.⁴⁾

¹⁾ Wohlthat, a. a. O.

²⁾ Wohlthat, a. a. O.

³⁾ Friedreich, a. a. O.

⁴⁾ Wohlthat, a. a. O. (Herzog S. 108; Rochholz, S. 55.)

Noch einmal hat der Rabe mit der Geistlichkeit in freundlichen Beziehungen gestanden; nämlich bei Kappeln in Angeln. Man wollte eine Kirche bauen, das Geld lag schon bereit, aber man konnte sich nicht über den Platz einigen. Da schickte man zwei Mönche aus, solchen Platz ausfindig zu machen; die aber wußten keinen bessern Ausweg, als inbrünstig zur Jungfrau Maria um ein Zeichen zu flehen. Sofort flogen ein Paar Raben über ihre Köpfe dahin, um sich dann an einer Stelle niederzulassen, wo denn auch die Kirche aufgeführt wurde. Als sie fertig war, kamen die Raben wieder. Sie setzten sich an der Westseite der Kirche nieder und — waren sogleich in Stein verwandelt, ohne ihre Gestalt zu verändern, wie man noch heute sehen kann. Die Kirche bekam danach den Namen „Rabenkirche“¹⁾.

Mittelalterliche Prediger deuten den Rabenruf „cras“ (lat. morgen) auf den unbußfertigen Sünder. (Joh. Bolte.)

Martin Luther wurde nachgesagt, daß ein Rabe auf seiner Schulter säße; dasselbe behauptete man von Albertus Magnus und Berthold Schwarz.²⁾

Das Nest der Raben besteht zwar nur aus Reisern, Erde oder Lehm, Moos und Tierhaaren, aber der an Zauberkräfte Glaubende bemüht sich, das schlichte Nest sorgfältig zu untersuchen, um einen kleinen, kostbaren Stein zu finden, der unsichtbar macht. — Man kann solchen „Rabenstein“ aber auch dadurch gewinnen, daß man mehrere Eier aus dem Neste nimmt, sie hart siedet und dann wieder zurückbringt. In diesem Falle holt nämlich der Rabe aus dem Meer einen Stein, mit dem er die hartgesottenen Eier berührt, was seinen Jungen das Ausschlüpfen ermöglicht. Wer solchen Stein an sich bringt und in den Mund nimmt, versteht die Sprache der Vögel.³⁾ — In faeröischen Märcchen trägt der Rabe den wunderbaren Stein (von dem kein Mensch weiß, wo er zu finden wäre) wieder an seinen Platz zurück; und daher ist es Hauptbedingung, den Raben beim Holen des Steines zu beobachten und beim Herbeibringen desselben zu erschießen, oder ihn auf dem Nest zu überfallen, bevor die Eier ausgebrütet sind; denn nach dem Ausbrüten würde der Rabe den Stein zurücktragen. (Das Erschießen wäre ja auch dann noch von Vorteil!!) Der Stein wird dort „Siegstein“ genannt; er schützt vor bösen Menschen und Trollen und schafft das Glück herbei.⁴⁾ — In Tirol sagt man: wer einen solchen Stein in einem Ring trägt, kann die stärksten Ketten zerreißen und verschlossene Türen aufsprengen, wenn er sie mit dem Stein berührt.⁵⁾

¹⁾ Wohlthat, a. a. O.

²⁾ Wohlthat, a. a. O.

³⁾ Freytag, a. a. O.

⁴⁾ O. L. Jiriczek, Faeröische Märcchen u. Sagen. (Z. d. V. f. Volksk.; 1892.) S. 1 f.

⁵⁾ Adolf F. Dörler, Die Thierwelt i. d. sympathetischen Tiroler Volksmedizin. (Z. d. V. f. Volksk.; 1897.) S. 170.

Einst meinte man, Prophetengabe zu gewinnen, wenn man das Herz und die Eingeweide eines Raben esse. — Raben sagen (leider nur in Märchen) den Blinden das Mittel, wodurch sie ihre Sehkraft wieder erhalten können. — In Ungarn hängt man die von König Mathias Hunniades mit dem Bilde des Raben geschlagenen Dukaten den Kindern um den Hals, als ein gutes Mittel das Zahnen zu erleichtern.¹⁾ — (Grimm macht uns mit den zuerst in Freiburg i. B. geprägten, schweizerischen Münzen bekannt, die einen Rabenkopf zeigten und „Rappen“ genannt wurden. Das Wort „rappen“ will zwar soviel sagen, wie „eine Wand mit Putz bewerfen“; „berappen“ aber ist uns ein geläufiger Ausdruck für bezahlen. — Das Wort „Rappa“ bezieht sich — nach Grimm — in Süddeutschland auf Rabe und Krähe; und daran lehnt sich die Bezeichnung für ein schwarzes Pferd.) — In Tirol vertreibt das in einem Tuch um den Hals getragene Rabenherz die Schlafsucht; das Gehirn des Raben heilt erfrorene Glieder;²⁾ und zu einem Mittel, verlorenes Gehör wiederherzustellen, gehört auch die Galle des Raben.³⁾

Der Aberglaube wird mehr und mehr schwinden; aber die überklugen Raben werden auch weiterhin in Märchen (es sei nur an das Märchen von den 7 Raben erinnert) herumflattern, die Kinderweit entzücken und die großen Leute an die weit, weit zurückliegende Zeit mahnen, da eine noch kindliche Menschheit in Furcht und Verehrung ihren Natur-Gottesdienst aufnahm und ausgestaltete. Wer sich liebevoll (oder doch wenigstens gerecht erwägend) in die erwachte, suchende Volksseele und in ihre oft rührend hilflose Art vertieft, entsetzt sich nicht mehr vor krassen Widersprüchen und törichten Einbildungen. — So kam es, daß ich auch einmal über den Raben zu Ihnen sprechen wollte.

Zum Schluß verrate ich Ihnen noch, das man glücklich werden kann durch — Finden einer Rabenfeder:⁴⁾ — Aber daß solche Feder auch mit Betrübniß in Zusammenhang steht, lernen wir aus einem Ständchen in Ritornellen aus Albano:

Mein Mädchen hat ein Briefchen mir geschrieben
 Wol mit der schwarzen Feder eines Raben
 Und hat mit Zwiebelschalen es versiegelt.⁵⁾

Vielleicht ist diese Angelegenheit aber doch nicht so tränenreich, wie es den Anschein hat. Die Rabenfedern wurden einst (nachdem sie, wie die Gänsefedern, in heißer Asche gelegen hatten) zum Schreiben benutzt und zwar zur feinsten Schrift. — Die harten Rabenfedern

¹⁾ Friedreich, a. a. O.

²⁾ Dörler, a. a. O., S. 170.

³⁾ Dörler, a. a. O., S. 42.

⁴⁾ Montelius, a. a. O.

⁵⁾ O. L. B. Wolff, Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. (1847.) S. 329. Wilhelm Müller, Ständchen i. Ritorn. a. Albano.

brauchte man früher auch zum „Bekielen“ der Klaviere (Spinett u. s. w.); damals wurden die Saiten gerissen und nicht, wie jetzt, gehämmert.

Eigentlich müßten wir doch heute in eines jener Lokale gehen, bei denen einige Raben auf dem Gasthauschild Platz nehmen dürften. Woher gerade die Gastwirte den Raben so oft bevorzugten und welche seiner wirklichen oder erdichteten Eigenschaften dazu Veranlassung gaben, ist mir bis heute noch ein Rätsel, — fall's man nicht an jenes Wirtshaus in Zürich denken soll, in dem die Mörder des h. Mainrad ergriffen wurden.¹⁾

Hinter Königsberg i. Ostpr. schreit der Rabe (vielleicht in Anlehnung an eine Speckter'sche Fabel):

Rab, rab, — rab, rab,

Gib mir doch auch'n Knochen ab!

In unserm Restaurant werden wir das hoffentlich nicht rufen müssen.

Nachtrag.

Oskar Dähnhardt, *Natursagen*. (Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner; 1907.) Band I, S. 63 f. Nach Munkácsi (*Ethnol. Mitt. a. Ungarn*, 1891) wird eine Sage der Wogulen mitgeteilt. „Tundrahügels Frau und Mann lebten. Sie haben einen schneeweißen Raben. Beiderseits des Hauses ist überall Wasser; Erde ist keine. Der Alte geht nicht aus dem Hause; die Außenwelt, wie sie gestaltet, er weiß es nicht. Wie sie so leben, erschallt auf einmal aus dem oberen Himmel irgendein Geräusch. Der Alte schaut zum Fenster hinaus: also von obenher aus dem Himmel kommt ein eiserner Tauchervogel. Erde zu suchen, taucht er ins Wasser.“ Dieser Tauchervogel hatte nur ein Bröcklein Erde gewonnen; doch dann kam ein eisernes Seehuhn; das gewann ein größeres Stückchen Erde. — Als am Morgen die Frau und der Mann aufstanden, „war die Erde fußsohlenbreit geworden. Andern Tages, als sie aufstanden, reichte die Erde schon bis zum Gesichtskreis, so sehr hatte sie sich vergrößert. Am dritten Tage, als die Frau und ihr Alter zum Fenster hinaussehen, gibt's kein Wasser; überall hatte es sich in Erde verwandelt. Zu seinem schneeweißen Raben sprach der Alte: „Geh' nur, sieh', wie groß die Erde geworden!“ Der Rabe entfernte sich, blieb eine kleine Stunde weg, so groß war die Erde schon geworden. Die Frau und ihr Mann legten sich nieder; sie standen wieder auf, sie

¹⁾ E. L. Rochholz, *Deutscher Unsterblichkeitsglaube*. (Berlin, Dümmler; 1867.) S. 156. „Ehedem ein dem obersten Gott dienstbarer, prophetischer Vogel, ist der Rabe nun zum eigentlichen Galgenvogel und Höllenthier geworden. Des h. Meinrads Raben melden den an dem Einsiedler zu Schwyz verübten Mord bis nach Zürich, wo die beiden Raubmörder ergriffen und abgestraft werden. Seit der Zeit ist jenes Wirtshaus daselbst „zum Raben“ geschildet.“

schicken den schneeweißen Raben wieder aus, die Größe der Erde anzusehen. Der schneeweiße Rabe kam von seinem Fluge erst um Mittag heim, so groß war die Erde schon geworden.“ — Dann kehrt der Rabe erst am Abend wieder. Inzwischen hatte er von einem toten Menschen Nahrung genommen. Dafür wurde der Rabe verdammt, fortan von toten Körpern sich zu ernähren. — S. 65. Bei den Indianern ist neben andern Tieren auch der Rabe ausgesandt worden, die Größe der Erde auszumessen.

E. L. Rochholz, Deutscher Unsterblichkeitsglaube. (Berlin, Dümmler; 1867.) S. 156. Die Seelen Erlöster schweben davon in Taubengestalt, die der Verwünschten und Erhängten verwandeln sich in Raben. — Raben in einer Reihe auf dem Hausgiebel sitzend, deuten auf eine Reihe der schwarzen Leichenträger. Sitzen sie auf dem Hause, in dem eine Leiche liegt, so hat dieser hier Verstorbene bei Lebzeiten viel Schlimmes getan. Damit übereinstimmend erzählt die ahd. Kaiserchronik von Nero's Tode (in Diemer's Ausgabe, S. 131, Vers 29):

die tiuel kômen dar
mit ainer micheln fear
in swarzer uogle pilede.

Rabe und Krähe werden mit einander verwechselt; beider Grabschrei tönt: Geh' weg!

Adalbert Kuhn, Märkische Sagen und Märchen. (Berlin, G. Reimer; 1843.) S. 215. [Rabe oder Krähe?] Dem Erbauer und ersten Beherrscher der Stadt Prenzlau, namens Primislaw, kam einst ein goldner Siegelring fort, und er argwöhnte, daß ein Knappe denselben gestohlen habe; dieser leugnete zwar die Tat, wurde aber dessenungeachtet, da alle Umstände gegen ihn sprachen, von der Spitze des Mittelturms, der jetzt mitten in der Stadt ist, ehemals aber an der Stadtmauer lag, hinabgestürzt. Lange Zeit darauf jagte Primislaw einmal in dem vor Prenzlau gelegenen Walde und ließ sich, um sein Mittagmahl einzunehmen, mit seinen Begleitern gerade an einer Stelle nieder, wo man eben mit dem Fällen einer Eiche beschäftigt war. Der Baum fiel, und man entdeckte in seiner Spitze ein Krähennest, in welchem sich zum größten Erstaunen aller Anwesenden der vermißte Siegelring des Fürsten fand. Dieser kehrte tief ergriffen sogleich nach Prenzlau zurück und ließ aus dem Holz der gefällten Eiche das Bild einer Krähe anfertigen, das man noch jetzt auf dem Mittelurm der Stadt gewahrt. — [Dazu äußerte sich Hr. Rektor Monke-Berlin am 8. Dez. v. J.: „Sonderbarerweise überschreibt S. diese Sage „Der Rabe auf dem Mittelurm zu Prenzlau“ und redet im weiteren Verlauf von einem Krähennest. Man verwechselt bekanntlich immer Krähe und Rabe und hält womöglich beide für ein und dasselbe Tier. In Brandenburg a. d. H. schwankt man zwischen dem Raben und dem Adler, und das ist weit lehrreicher, denn es weist auf die gemeinsamen Beziehungen zu Wodan hin.“ — In meinem Vortrage sagte ich: es läge bei Kuhn wohl Verwechslung vor; Hr. Monke hatte

mich für den Raben eingenommen. Hinterher möchte ich jedoch erwähnen, daß nicht nur der Rabe gern einen goldenen Ring u. s. w. an sich bringt, sondern daß auch die Elster, *Corvus pica*, die Alpendohle, *C. pyrocorax*, und die Rabenkrähe, *C. corone*, Freunde von glänzenden Gegenständen sind und solche verschleppen. Vgl. C. G. Friderich, a. a. O.]

Hr. Monke teilte mir noch folgendes mit: „Der Galgenbaum zu Blankenhain im Königr. Sachsen erwuchs aus einem Balken, an welchem man einen Hirtenjungen aufgehängt hatte. Er war von Knechten, die ihn haßten, beschuldigt worden, das goldene Kettchen seiner Herrin gestohlen zu haben. Vor seiner Hinrichtung sagte er: „Zum Zeichen meiner Unschuld wird der Baum ergrünen.“ Man fand das Kettchen später in einem Raben- oder Dohlnest. — Dresden: Goldener Rabe mit Ring im Schnabel; Pirnaische Gasse 18. Zum Andenken an einen unschuldig Gerichteten, der in diesem Hause einen Ring geraubt haben sollte, den aber ein Rabe gestohlen hatte.“

Volkstümliches Gebäck.

Nene Beiträge von **Elisabeth Lemke.**

Seit ich in der Sitzung vom 28. November 1906 über dies Thema sprach, habe ich oft Gelegenheit gehabt, dort berührte Fragen in weiterer Ausdehnung bestätigt zu finden, und mancherlei Unbekanntes trat mir entgegen. So händigte mir kürzlich Herr Geh.-R. Friedel „Klemmkuchen“ ein, die Frau Bäckermeister Hintze in Treuenbrietzen von einer in Feldheim auf dem Fläming wohnenden Familie erworben hatte, um sie Herrn Assessor Rademacher in Potsdam zukommen zu lassen, der sich für Volkstümliches interessiert und die Sendung gleich zur Begutachtung an unsern Herrn Vorsitzenden überwies. Herr Rademacher schreibt: „Wie der Geh. Rechnungsrat, Herr von Wedelstaedt in Potsdam, aus seiner Erfahrung mir mitteilt, wurden Kuchen solcher Art in den Ortschaften Dennewitz, Niedergörsdorf und benachbarten Dörfern noch in neuerer Zeit allgemein hergestellt und zwar derartig, das man Teig zwischen zwei mit verschiedenen Mustern versehenen Eisen klemmte [in der Art der Waffeleisen] und über das Feuer hielt. Die Angabe der Frau Hintze, daß die Form mehr als 200 Jahre lang in der Feldheimer Familie gebraucht werde, scheint bestätigt zu werden durch die an dem beigefügten Kuchen noch erkennbare Jahreszahl „1696“. Eine Deutung der verschiedenen Bilder und Sinnbilder, wie Kreuz, Schwerter, Kuchenbretter, Leiter u. s. w. möchte ich mir nicht anmaßen, würde aber gern später von Ihnen oder von Fräulein Lemke hören.“

Zunächst möchte ich daran erinnern, daß das Volk oft gedankenlos mit bildnerischen Darstellungen verfährt, so daß nicht allemal der Ausgangspunkt ohne weiteres zu erkennen ist. Es sei nur auf die Giebelverzierungen verwiesen: unter den Hunderten, die ich sah, kehren zwar bestimmte Formen immer wieder (wie vor allem die — allerdings manchmal nur den Kundigen noch erkennbaren — Pferdeköpfe); daneben treffen wir, außer vereinzelt Darstellungen von Menschen, Tieren, Blumen u. s. w., höchst willkürliche Schnörkeleien.

Dennoch bleibt das Volk der Bewahrer uralten Erbes, und in jedem einzelnen Fall soll man für seine Bildnerie Aufmerksamkeit haben, zumal hier, wo die Jahreszahl „1696“ besonderes Interesse herausfordert. Offenbar haben wir es bei den Märkischen Klemmkuchen mit Nachahmung einst zielbewußter, allmählich aber nicht mehr ganz vorhandener Muster zu tun; auch die Einteilung in große, viereckige Felder beweist das. Unsere heutigen „Waffeln“ zeigen sehr kleine Felder mit erhöhtem Rand. Die flachen, dünn und ausgebreitet hergestellten Osterfladen (cfr. Flado) hatten Einkerbungen u. s. w., — die nach M. Hoefler, Ostergebäcke, S. 34 — vermutlich dienten, den aufgegossenen Honig oder Fruchtsaft länger haften zu lassen; „ihre Zeichnungen sind sicher nur ein dekoratives lineares Motiv ohne mythogenen Hintergrund. Die Oberfläche der [in Appenzell hergestellten] Fladen ist meist quadratisch oder rautenförmig stark geschrüppt; — regelmäßige Felderabteilungen.“ Der a. a. O., S. 67, abgebildete koptische Kreuzbrotstempel von 1156 n. Chr. erhält bei der sich ergebenden Einteilung in mehr als 20 kleine Felder um diese herum entsprechende (erhöhte) Ränder; auf Tafel III sehen wir in Abb. 50 eine abgerundete Zeichnung ohne Felder: „Abdruck eines Waffeleisens, 1570, aus dem Museum Ferdinandeum in Innsbruck, das Abendmahl darstellend; die Mitte nimmt der Tisch ein mit dem Osterlamm, 2 Ostersachs (Messer), 4 Trinkgeschirren, 1 Tellerrost und 4 Broten.“ — In M. Hoefler, Weihnachtsgebäcke, Tafel I, Fig. 1, finden wir ein a. d. J. 1676 stammendes „Tellerbrod“ aus Lebkuchen; Lüneburg; „symbolisiertes Jagdglück“, Das mit vielem Randschmuck verzierte Stück hat in seinem mittleren Teil 12 Felder mit erhöhtem Rand; einige doppelt geführte Linien des Lebkuchens bleiben ebenso rätselhaft wie bei den märkischen Klemmkuchen von 1696; die Leiter bei letzteren erinnert mehr an den Rost des Innsbrucker Stückes, während das Lüneberger ein Gatter zeigt. Aber 2 gekreuzte Gewehre beim „Jagdglück“ entsprechen den 2 gekreuzten Schwertern der Klemmkuchen. Wiederholt tritt bei den märkischen Nachkommen einer vielleicht langen Ahnenreihe eine Figur auf, die den 8 Speichen eines Rades entspricht; ein Radkranz fehlt; dafür gab man jeder Speiche einen Abschluß, der als rundliches, z. T. wohl krauses Gebilde, mir heute noch nicht erklärbar ist.

L. Strackerjahn, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. (Oldenburg, G. Stelling; 1867.) Buch IV, S. 30: „Überall

auf dem Lande backt man zu Neujahr besondere Roll- oder Krullkuchen in dünnen eisernen Formen; sobald dieselben aus der Form kommen, werden sie aufgerollt. Mitunter sind den Formen Figuren eingeschnitten, als Mond, Sterne, Lilien u. dergl. Im Saterland haben die Kucheneisen auf der einen Seite ein Pferd, zuweilen mit einem Reiter in weitem Mantel.“

„Die einzelnen Teile haben wir in der Hand.“ — Herrn Rademachers interessante Gabe läßt sich wenigstens als ein Glied in der jahrhundertalten Kette erkennen. —

Bei dieser Gelegenheit gebe ich noch einmal eine Berichtigung (nachdem die erste s. Z. verloren ging), betreffend eine Mitteilung aus jener Sitzung vom 28. November 1906. Damals überreichte ich Herrn Geh.-R. Friedel kleine, aus Westpreußen stammende Gebäcke zum „Glück greifen“ am Sylvesterabend. Der beiliegende Zettel ging verloren; daher die abweichende Erklärung (S. 406 des Brandenburgia-Heftes). Es soll dort heißen: 1) Ring, 2) Mann und Frau, 3) Kind, 4) Geld, 5) Brod, 6) Kreuz, 7) Tod, 8) Himmelsleiter, 9) Himmelschlüssel. Nach der Reihe darf jeder dreimal drei (der umgekehrt liegenden und je ein Stück bergenden) Teller, deren Inhalt beim zweiten- und drittenmal von andern heimlich verändert werden muß, aufheben. (Vgl. E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreußen; Band I, S. 1 f.)

Kleine Mitteilungen.

Über Schloß Friedland in der Nieder-Lausitz. Das Schloß Friedland, Kreis Lübben, ist ein mit einem Turme versehener und mit 2 m starken Mauern und verfallenen Gräben umgebener, in seinen einzelnen Teilen während der letzten Jahrhunderte mehrfach erneuerter Gebäude-Komplex, dessen Ursprung zweifelsohne in die urslavische Zeit fällt.

Das Gebiet der Königl. Standesherrschaft Friedland machte den nördlichsten Teil des Krumpseeischen Kreises aus. Gegen Westen stößt es an den Swinlug-See und grenzt mit der Herrschaft Beeskow, gegen Norden mit dem Lebuser Kreise, gegen Osten mit der Herrschaft Neuzelle des Gubenschen Kreises und gegen Süden mit der Herrschaft Lieberose. Die größte Länge von Norden nach Süden beträgt über 3, die größte Breite von Westen nach Osten mehr als $2\frac{1}{2}$ Meilen, der Flächeninhalt 3,477 Quadratmeilen. Die Bodenfläche umfaßte

I. unmittelbare standesherrliche Besitzungen (Schloß Friedland, Fischerwohnung zu Ölsen, den großen See daselbst, den kleinen Ölsener und den Chossewitzer-See, Klingemühlen-Teich, Jankemühlen-Teich, Leißnitzer-See und Forstrevier Dammendorf) = 11983 Mrgn. 92 □ Rthn.

II. mittelbare Besitzungen (Stadt Friedland und die Dorfschaften Groß-Briesen, Klein-Briesen, Chossewitz mit Jankemühle, Dammendorf, Grunow, Günthersdorf, Karras, Leißnitz, Lindow, Mixdorf mit Kupferhammer-Fabrik, Groß-Muckrow, Klingemühle, Klein-Muckrow, Ölsen mit Wassermühle, Reutnitz, Weichensdorf und Zeust) = 65281 Mrgn. 61 □Rthn. Gesamtsumme: 77264 Mrgn. 153 □Rthn.

Eine Urkunde vom Jahre 1235 führt einen Ulrich von Friedberg als Zeugen vor. Mit diesem Namen ist das jetzige Friedland gemeint, wenn in Erwägung genommen wird, daß in der Urkunde von 1301, vermöge deren Thiedrich der Jüngere, Landgraf von Thüringen, östlicher und Lausitzischer Markgraf, das Land oder die Mark Lausitz an den Erzbischof Burchard von Magdeburg verkaufte, und in dem Lehnbriefe des Erzbischofs Otto von 1336, worin derselbe den Markgrafen Ludwig von Brandenburg mit der Marke zu Lusitz belehnte, unser Friedland in der ersten das Schloß (castrum) und Städtchen (oppidum) Fredeborg und in dem zweiten deutsch geschrieben „daz hus vnde wybilde tzu Vredeburgh“ genannt wird.

Bestimmt tritt Friedland in der Meißnischen Stiftsmatrikel von 1346, nach welcher die Pfarre zum Erzpriestersitze Beeskow gehörte, und als Friedland in der Bannbulle des Papstes Clemens VI von 1350 auf. Im 15. Jahrhundert traten die Besitzer von Lossow hervor. 1438 war Otto von Lossows Sohn, Ritter Hans von Lossow, Besitzer von Friedland. 1443 waren dessen Söhne Hans und Kaspar Herren der Stadt und Markgraf Friedrich II von Brandenburg schlichtete 1452 einen Streit zwischen diesen beiden und ihrer Mutter zu Friedland und dem Rate der Stadt Beeskow, durch Urkunde (Luckau) vom 22. Oktober 1361 belehnt Markgraf Friedrich die von Ertmansdorf (Erdmannsdorf) mit dem Schlosse (hus) Fridelant (Friedland), wohingegen die von Ertmansdorf (Jenchin, Ertmar und Caspar) unterm 28. Oktober 1361 geloben, den Markgrafen von Meißen, so lange diesem die Lausitz verpfändet ist, mit ihrem Schlosse Fridelant zu dienen. In der Urkunde vom 6. April 1368 gelobt Reinhard von Strele die Erbteilung Bothos von Torgau, seines Schwiegervaters, Herrn zu Besekow, zu halten. Nach derselben soll „Ditheriche von Turgow“ verbleiben „Fredelant huz unde stat“ (Friedland Schloß und Stadt).

1484 erwarb der Landvogt Nicklas von Kockericz (Nicolaus von Köckeritz), nachdem er seine Meißenschen Güter verkauft hatte, Schloß Friedland. Die schlesische Linie nennt sich heute noch hiernach „von Köckritz und Friedland“. 1523 verkaufte der Landvogt Heinrich Tunkel von Bernitzko als Obervormund der unmündigen von Köckeritzschen Kinder die Herrschaft Friedland mit den dazu gehörigen Ortschaften Tzeischt (Zeust), Leisnitz, Grunow, Reudnitz, Olsen (Ölsen), Koßnitz (Chossewitz), Klein-Briesen, Günthersdorf, Charis, (Karras), Tammendorf (Dammendorf), Lindow, Groß- und Klein-Muckro und Mixdorf an den Johanniter-Ordens-Meister Georg von Schlabrendorf um 16750 Gulden Rheinisch wiederkäuflich. Am 31. August 1523 aber reichte König Ludwig II von Böhmen, der jung gefallene Held von Mohacz, die Güter Friedland und Schenkendorf, welche von den von Köckeritz an den Johanniterorden verkauft waren, dem Herrenmeister Georg von Schlabrendorf mit der Bedingung dar, daß der Ordensmeister

diese Güter nicht verkaufen und für sie der Krone Böhmen den Dienst im Felde wie auf dem Landtage leisten sollte. Von nun an hatte ein Ordenshauptmann auf dem Schlosse seinen Sitz. Friedland wurde ein Tafelgut der Herrenmeister der Balley Brandenburg.

Als nun 1524 die älteren Söhne Caspars von Köckeritz volljährig geworden waren, beschwerten sie sich bei König Ludwig über den während ihrer Minderjährigkeit zu ihrem Nachtheile erfolgten Verkauf der väterlichen Güter. Am 17. Mai 1527 erfolgte dann durch König Ferdinand von Böhmen, den Nachfolger König Ludwigs als Lehnsherr der Niederlausitz, die Wiederbelehnung der Brüder von Köckeritz mit der Herrschaft Friedland und den von Köckeritzschen Gesamtlenen. Die Güter müssen aber wohl während der Vormundschaft vernachlässigt und von dem Johanniter-Orden stark verschuldet worden sein, denn schon am 17. Juni 1527 bestätigte König Ferdinand aufs neue dem Johanniter-Ordensmeister Veit von Thümen die Pfandschaft über die Schlösser Friedland und Schenkendorf. Durch Erbverkauf vom 9. September 1533 ging Friedland um 21,500 Gulden Rheinisch an den Ordensmeister Veit von Thümen über und folgedessen erfolgte die Übersiedelung der Söhne Caspars von Köckeritz nach Schlesien, wo Burglehn Auras ihr erster Besitz ward.

In der Geschichte des Ordens hat die Herrschaft Friedland einmal eine tragische Rolle gespielt. Nachdem Franz von Neumann im Jahre 1564 zum Herrenmeister erhoben worden war, drang Markgraf Hans von Küstrin bekanntlich mit aller Macht in ihn, die Ordensherrschaft Friedland ihm zu überlassen. Wir wagen bei dem großen Dunkel, welches über dieser Angelegenheit schwebt, nicht zu entscheiden, ob Franz von Neumann vor seiner Wahl irgend welche Verpflichtungen gegen den Markgrafen eingegangen ist. Das aber ist klar, daß die Herrschaft Friedland das eigentliche Streitobjekt zwischen dem Markgrafen und dem Ordensmeister bildete. Franz von Neumann zog das Exil einer Verletzung der dem Meister von Schlabrendorf gestellten Dispositionsbeschränkungen vor. — In der Verbannung ist er auch zu Prag gestorben, treu seinen Pflichten gegen seinen Oberlehnsherrn, den Kaiser Max II. Durch Neumanns tragische Geschichte gewinnt Schloß Friedland ein über das Maß des Gewöhnlichen hinausreichendes Interesse. Meister Georg von Schlabrendorf, welcher dies Schloß Friedland vorzugsweise geliebt zu haben scheint, ist auf ihm gestorben. Es haben ferner zu verschiedenen Zeiten neben dem Ordenshauptmann von Friedland auch die Ordensmeister hier auf dem Schlosse residiert, aber bis auf wenige Persönlichkeiten hat man ihrer vergessen. Lebendig klingt nur noch der Name „August Ferdinand“ zu uns herüber und auch wohl jenes Herrenmeisters „Karl von Brandenburg-Schwedt“ gedenkt man, welcher den Schützen von Friedland im Jahre 1750 ein Privilegium erteilt hat. *)

*) Auch darf eines Rangstreits nicht vergessen werden, den die Neuzeller Äbte mit dem Herrn-Meister des Johanniter-Ordens, als Besitzer der Herrschaft Friedland und Schenkendorf hatten, bei dem erstere bei den Landtagssitzungen im Besitze des Vorrangs von Dobrilugk waren. In Neuzelle sowie im Kloster Lilienfeld in Oesterreich ist zum Seelenheile der Gläubigen eine Josephinische Brüderschaft eingeführt worden. Diese

Unter der milden Ordensherrschaft bildete Friedland mit Dresden und Leipzig eine Trias von Ortschaften, in welchen Juden zwar geduldet wurden, jedoch die (20–24) israelitischen Familien zogen von Friedland (hauptsächlich infolge der Brände) hinweg. Wie die jüdische Gemeinde ist ferner auch die serboslavische zu Friedland, welche einst in der Schloßkapelle ihren Gottesdienst in wendischer Sprache abhielt, verschwunden. In der Synagoge ist 1875 der letzte Gottesdienst abgehalten worden. Der Judenkirchhof besteht hier noch und werden ältere Personen von anderen Ortschaften hier beerdigt. Friedland hat jetzt auffallenderweise keinen Juden aufzuweisen, obwohl es beim Beginne des vorigen Jahrhunderts bei 779 Einwohnern 185 Juden hatte.

Friedland blieb bis zum Jahre 1811, wo es nach dem Vorgange in Preußen von der Krone Sachsen eingezogen wurde, ein Tafelgut der Herrenmeister. Alsdann wurde es ein Königlich Sächsisches Amt und ging mit denjenigen Landesteilen Sachsens, welche durch den Vertrag vom 18. Mai 1814 der Krone Preußen zufielen, in deren Besitz über. Durch das Gesetz von 1823, die Provinzialstände der Mark Brandenburg und des Markgraftums Niederlausitz betreffend, ist Friedland eine Königliche Standesherrschaft geworden.

Bezüglich der großen Brände ist folgendes zu sagen: Es ist dies Städtlein Friedland 1625 außer dem Schloß und Meierhof eingeäschert worden. 1623 (1629?) war nicht nur das Städtlein, sondern auch das Schloß bis auf die Grundmauern in Schutt und Asche verfallen. Anno 1687 ist abermals das ganze Städtlein samt den Kirchen- und Schulgebäuden abgebrannt. Am 6. September 1721 entstand nach geendigtem Jahrmarkte unvermutet eine gewaltige Feuersbrunst unter den Scheunen; um Mittag standen deren über 15 mit Getreide gefüllte in Flammen. Die Flammen ergriffen auch die nächsten Häuser.

Am 7. Dezember 1822 bald nach 3 Uhr nachts wurde durch eine mit Heftigkeit um sich greifende Feuersbrunst der bei weiten größte Teil der Stadt Friedland in wenigen Stunden in Asche gelegt. Hierbei wurden nicht nur sämtliche Scheunen bis auf eine einzige, sondern $\frac{2}{3}$ der ganzen Stadt eingeäschert. Es sind überhaupt 21 Großbürgergehöfte, 38 Kleinbürgergehöfte, die Kirche der Landgemeinde (die wendische), die Synagoge, 2 Kommunalgebäude nebst 43 Scheunen niedergebrannt. Durch diesen unglücklichen Brand wurden 153 Familien und überhaupt 579 Personen ohne Obdach, Nahrungsmittel für sich und Futter für ihr Vieh. Fast auf sämtlichen abgebrannten Bürgerhäusern hafteten wegen der unglücklichen Kriegsjahre und besonders wegen des im Jahre 1813 bei der Stadt befindlich gewesenen französischen Kriegslagers von 10,000 Mann sowie des im Jahre 1821 stattgefundenen höchst nötigen Baues eines neuen Schulhauses, nicht unbeträchtliche Schulden.

wurde in Neuzelle unter Abt Albericus (von Burghoff), der 1660–1685 regierte, einem sehr gebildeten Manne, zur Erbauung der Lebenden und zum Troste der Sterbenden gestiftet. Weil jedoch die Angelegenheit noch unentschieden war, so protestierte der Ordenshauptmann ebenfalls, so oft ein neuerwählter Abt von seinem ihm zustehenden Rechte auf dem Landtage Gebrauch machte, gegen diese Besitznahme.

Am 1. Juli 1842 entstand abends 11 Uhr in den Rappomeigebäuden bei heftigem Sturme und großer Trockenheit eine Feuersbrunst, welche 28 Wohnhäuser und Hintergebäude und 75 Ställe und Scheunen einäscherte. Die Brandentschädigung, welche die Abgebrannten erhielten, betrug 16000 Taler.

Otto Rahfeldt.

Das Opfer von Wustrow.

Eine Sage aus der Priegnitz.

Unheimlich trüb' liegt's überm Land,
Die Frühlingsstürme sausen.
Vom Elbstrom her ertönt dumpf
Ein Rauschen und ein Brausen.

Ein Bote kommt, mit Schweiß bedeckt,
Auf Wustrow zugelaufen.
Die Dörfler harren sorgenvoll
In dichtgedrängtem Haufen.

„Ihr Leute, flieht in schneller Hast
Mit Weib und Kind und Habe!
Sonst ruht ihr morgen bleich und stumm
Im schaurigen Wellengrabe!“

Der Bote ruft es atemlos.
Die Männer wettern und fluchen.
Die Weiber stürzen zitternd heim,
Die Kinder zu rufen, zu suchen.

Da winkt des greisen Priesters Hand
Den Männern rings, zu schweigen:
„Noch ist das Dorf zu retten, ein Weg,
Den mir die Götter zeigen.“

Wenn einer noch heut freiwillig mag
Den Tod in den Wellen umarmen,
So retten die Götter euch Haus und Hof
In Güte und Erbarmen.“

Das Volk vernimmt's; doch jeder schweigt,
Den Tod will keiner küren.
Da hört den ältesten Bauer man
Zuletzt die Rede führen:

Auf meinem Hof dient eine Dirn,
Ein schlecht, leichtfertig Wesen,
Die insgeheim bei den Christen oft
Jenseits der Elbe gewesen.

Ihr fremdes Kind ist hier im Dorf,
Doch macht's ihr nur Beschwerden:
Sie selber möcht' in unserm Volk
Gern wieder ehrlich werden.

Ich weiß, es wird ihr nimmer schwer,
Ihr Kind dem Tod zu weihen,
Darf sie dafür in Zukunft nur
Sich unsrer Achtung freuen. —

Des alten Mannes Rat gefällt.
Die Dirn hat nichts dawider.
Man holt das Kind, ein Büblein klein,
Und führt's zum Wasser nieder.

Da tönt des Priesters Stimme laut
Durch Wind und Wellenklingen:
„Freiwillig sei der Opfertod,
Soll er euch Rettung bringen!“

Freiwillig? Wird das Kindlein wohl
Freiwillig ins Wasser springen?
Man zaudert, man zweifelt mitleidsvoll
An dieses Opfers Gelingen.

Der älteste Bauer wieder spricht:
„Wir wollen es doch versuchen,
Ein langes Brett holt schnell herbei
Und süßen Butterkuchen!“

Man bringt's. Er legt das lange Brett
Halb fest auf hohem Lande,
Indeß die andre Hälfte ragt
Hinweg vom Uferrande.

Der Dirn befiehlt er: „Schiebe nun
Mit diesem langen Stecken
Bis zu des Brettes äußerem End'
Den süßen Butterwecken.

Und rufe dann dem Kleinen zu:
Hol' dir den Kuchen schnelle!“ —
Die Mutter tut's. Das Büblein läuft
Und stürzt in das wilde Gewelle.

Ein Schrei des Mitleids ringt sich los
Aus aller Gaffer Kehlen.
Die Mutter nur steht ungerührt,
Kann kaum ihr Freuen hehlen.

Doch wehe, wehe, was geschieht?
Es heulen und zischen die Wogen,
Zum Himmel türmen sie sich empor,
Von Geisternacht gezogen.

Und eine Riesenfaust entfährt
Dem Wasserberge, dem grausen,
Und reißt die Dirn von des Ufers Rand
Hinein in das Kochen und Brausen.

Zur Tiefe sinkt sie mit gellendem Schrei —
Doch von sanftem Wellenschlage
Wird an das Ufer das lächelnde Kind
Mitsamt dem Kuchen getragen. — —

Die Wasser wichen von dieser Stund',
Und Wustrow war geborgen.
Der alte Bauer ließ für das Kind
Wie für sein eig'nes sorgen.

Und als es ein Mann geworden war,
Da war er der erste im Orte,
Der seine Seele gewinnen ließ
Vom heiligen Bibelworte.

Er ließ sich taufen an selbiger Stell',
Wo seine Mutter verschwunden,
Wo er, statt des Todes in wirbelnder Flut,
Einst wunderbar Rettung gefunden.

Ad. Wendt,

Pfarrer am St. Gertraud-Frankfurt a. O.

Aus den „Märkischen Blättern“. 3. Jahrg. 1908. Nr. 258 (Redakteur Herr Paul Friedrich Schröder) mitgeteilt durch unser Mitglied Architekt Max Kühnlein.

In der Notiz „**Flur-Namen in Rixdorf**“ im Januar-Heft 1910 der „Brandenburgia“ erwähnt Herr R. Jülicher den bekannten „tiefen“ Franzosenpfuhl.

Der Annahme, daß der Franzosenpfuhl besonders tief sei, bin ich schon sehr häufig begegnet, nichtsdestoweniger ist sie irrtümlich. Wie ich wiederholt (Sommer 1907 und mehrmals Sommer 1909) an badenden Knaben, sowie Männern, die nach lebendem Fischfutter suchten, feststellen konnte, beträgt die Höchsttiefe des Pfuhles, selbst nach vorausgegangenen reichlichen Regengüssen, nicht mehr als $\frac{3}{4}$ —1 m. Es könnte ja sein, daß derselbe vor mehreren Jahrzehnten tiefer war und durch Flugsand an Tiefe verloren hat, jetzt kann man den Franzosenpfuhl keineswegs „tief“ nennen. Alfred Czerny.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

22. (15. ausserordentl.) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Montag, den 31. Januar 1910.

Besichtigung der Königlichen Sammlung für Deutsche Volkskunde und des großen Festsaaes, des sogenannten Schlüter-saaes, im Hause Klosterstraße 36.

Die Mitglieder der „Brandenburgia“ versammelten sich im Vorraume der im Erdgeschoß des Hauses Klosterstraße 36 aufgestellten Sammlung, woselbst deren Leiter Direktorial-Assistent Dr. K. Brunner, einige Mitteilungen über die Entstehung und Geschichte der Sammlung machte.

Die Königliche Sammlung für die Deutsche Volkskunde verdankt ihre Entstehung dem Bestreben, die Reste ehemaliger deutscher Kultur, welche, wie Kleidung, Hausgeräte, Erzeugnisse der Volkskunst und selbst Häuser, der Vernichtung ausgesetzt sind, zu sammeln und durch sachverständige Zusammenstellung dem deutschen Volke ein übersichtliches Bild von dem häuslichen Leben und Treiben seiner Altvordern zu geben. In dieser Absicht vereinigten sich im Jahre 1888 eine Anzahl Mitglieder der Berliner Anthropologischen Gesellschaft unter Virchows Leitung und brachten in kurzer Zeit durch tätige Unterstützung von Freunden des Volkstums eine hübsche Sammlung von bemerkenswerten Trachten und Gebrauchsgegenständen aus allen Teilen des deutschen Landes zusammen. Die Sammlung wurde in den Räumen der ehemaligen Gewerbe-Akademie (Klosterstr. 36), die der damalige Kultusminister von Goßler zur Verfügung gestellt hatte, untergebracht und am 27. Oktober 1889 wurde das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes eröffnet. Anfangs genügten die beschränkten Räume des Erdgeschosses im Hause Klosterstr. 36, aber die Sammlung vermehrte sich beständig, sowohl durch einzelne Zuwendungen und Geschenke wie durch Überlassung größerer Sammlungen, und es mangelte bald an Platz. Vergebens traten die Schöpfer des Museums mit der Regierung in Unterhandlung, um ein größeres, geeigneteres Gebäude zur Aufstellung der Sammlungen zu erlangen, vergebens hofften sie, daß der Staat, wie beim Kunstgewerbemuseum geschehen, auch das Trachtenmuseum in eigne Verwaltung übernehmen würde, alle Unterhandlungen scheiterten zunächst an der Kostenfrage,

und erst als der Verein die Sammlung dem preußischen Staate zum Geschenk anbot, übernahm dieser 1905 die umfangreiche Sammlung und gliederte sie dem Bestande des Museums für Völkerkunde an. Da im Museumsgebäude kein Raum für die reichhaltige Sammlung war, blieb sie in ihrem alten Heim in der Klosterstraße 36 und wurde dort von dem Direktorial-Assistent Dr. K. Brunner neugeordnet.*) Sie erhielt die Bezeichnung „Königliche Sammlung für Deutsche Volkskunde“ und steht seit dem 1. April 1908 unter der Leitung des Direktors Prof. Dr. K. Schuchhardt.

Unter Führung des Herrn Dr. Brunner und seiner Gattin wurde ein Rundgang durch die Räume der Sammlung angetreten. Zunächst besichtigte man die erste Abteilung, die Trachten, Geräte und Möbel aus Litauen Pommern und Schlesien enthält. Aus Litauen sind verschiedene Webereien, buntfarbige und dunkle Gewänder, grüne Möbel mit bunten Blumen, Musikinstrumente und Fischereigeräte ausgestellt, aus Pommern und Schlesien Hausgewänder und Hochzeitstrachten, Geräte des täglichen Lebens, Stickereien, Schmucksachen und Schnitzarbeiten. Hier hängt die charakteristische buntfarbige Tracht der Bäuerin vom Pyritzer Weizacker, dort der dunkle Rock der Bauern aus Mönchsgut auf Rügen, hier das buntbeänderte Kostüm eines Hochzeitsbitters aus Jasmund bei Köslin, hier Trachten aus der Oppelner, Glogauer und Breslauer Gegend. Dazwischen verteilt liegen einzelne reichverzierte Kleidungsstücke, gestickte Hauben und Mieder, Brautkronen mit Flitter- und Perlschmuck, Bräutigamssträuße und Brautgürtel mit silbernen Beschlägen, schöngewebte und mit Darstellungen verzierte Tisch- und Bettwäsche, gestickte Strümpfe und Handschuhe und vieles andere zum täglichen Gebrauch und zur Festkleidung. In anderen Schränken findet sich buntbemaltes Geschirr aus jenen nordöstlichen und östlichen Gegenden, Teller und Schüsseln, Bierkrüge und Schnapsflaschen mit bunten Figuren und trefflichen Verslein, Küchengeräte aus Holz und Steingut, Butterformen, Kuchenspritzen und Mangelhölzer mit Kerbschnitzerei; an anderer Stelle wieder lenken mannigfache Hausgeräte und Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich; beigelegt sind verschiedene Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Die nächsten Räume enthalten Gegenstände aus Mecklenburg, Holstein, Friesland und den Elbmarschen, darunter die charakteristischen Trachten der Vierländerinnen und der ostfriesischen Bäuerinnen, schöne Schränke und Truhen mit Schnitzereien und Intarsien, kunstvolle Wandvertäfelungen und die eigenartigen Wandbetten jener nordwestlichen

*) Der Bericht über die Neuaufstellung der Sammlung im Jahre 1907 aus der Feder von Herrn K. Brunner befindet sich in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ Bd. 18, S. 241 ff. — Eine Schilderung des Volkstrachtenmuseums im Jahre 1899 gibt G. Albrecht in der Zeitschrift „Der Bär“, Jahrg. 25, S. 441 ff.

Gegenden. Durch einen Raum, in dem eine ostfriesische Wohnküche aufgestellt ist, gelangt man in die Virchow-Stube, wo eine Sammlung von Gegenständen aus Schleswig-Holstein und dem Altenlande bei Hamburg aufgestellt ist, die dem Vorsitzenden des früheren Museums von Mitgliedern des Vereins gelegentlich seines 70. Geburtstages überwiesen wurde. Hier stehen geschnitzte Schränke und Truhen, in denen mannigfache Schmucksachen und Stickereien aufbewahrt werden, Tische, Bänke und Stühle, zwei Trachtenfiguren, Bauer und Bäuerin aus dem Altenlande vorstellend, ein Hamburger „Schapp“, ein eiserner Beileger-Ofen mit einem Aufbau aus holländischen Kacheln und ein geschnitztes Ofenheck zum Trocknen von Kleidern und Wäsche. In dem folgenden Zimmer sind die übrigen Sammlungen des niedersächsischen Gebietes vereinigt. Dort sind mannigfache Möbel mit Schnitzereien und Bemalung aufgestellt, so ein Schmuckbrett und eine eichene Truhe mit nordischer Ornamentschnitzerei, ein geschnitztes Büffet und ein Tisch mit Schrankbau, ein Salzkasten u. a., und auf diesen Möbeln stehen Fayencen und Zinngeschirr, außerdem befindet sich hier eine Sammlung von Pferdegeschirren, Peitschen, Schlitten und Kuhglocken. Dann folgen Trachten und Geräte aus dem Rheinland, aus Hessen und aus dem Altenburgischen. Bemerkenswert sind hier ein Bauer und ein Hochzeitsbitter aus der Schwalm, drei Gestalten in Altenburger Tracht: eine Braut mit metallverzierter Brautkrone, eine Bäuerin mit hosenähnlichem Rock und Nackenhaube mit hutartigem Anhängsel, zum Zeichen, daß sie noch ledig ist, und ein Bauer mit schwarzer Lederhose und weitbauschiger Weste, sowie Truhen und Schränke mit Hausgerät und Wirtschaftsgegenständen.

Nach der Mark Brandenburg, nach der Altmark und nach Braunschweig gelangt man in den folgenden Zimmern. Hier lenken vor allem die prächtigen Trachten der Lausitzer Wenden die Aufmerksamkeit auf sich: Wochen- und Festkleidung, Braut- und Trauergewänder, Kopfschleifen und Spitzenhauben, Brusttücher und Schürzen, alles mit schönen Stickereien verziert. Daneben finden sich mannigfache Hausgeräte, Geräte zum Spinnen und Weben und vor allem Fischereigeräte aus dem Spreewalde. Aus anderen Gegenden der Mark seien erwähnt die Tracht eines Bauern und einer Bäuerin aus Neuhardenberg im Oderbruch, Frauentrachten aus Ziebingen bei Frankfurt a. O. und aus Rohrbeck bei Jüterbog und Flügelhauben aus den Dörfern bei Dahme. Aus der Altmark sind Trachten und Geräte aus dem Drömling vorhanden, aus Braunschweig Stickereien und Schmucksachen, Geschirr und Hausgeräte. Einen Einblick in ein altes Spreewaldhaus gewährt die im folgenden Zimmer errichtete Spreewälder Bauernstube, die bereits auf der Berliner Gewerbeausstellung (1896) Aufsehen erregte. Die Möbel stammen aus den Dörfern Lehde, Leipe und Burg und sind bunt bemalt oder mit Kerbschnitt versehen. Hinter dem Ofen mit der umlaufenden Bank steht das große Himmelbett mit einem

Berg von Betten, über die eine rotweiße Decke mit biblischen Darstellungen gebreitet ist. Vor dem Bett liegt ein Säugling in der Wiege, die tressengeschmückte Patenmütze auf dem Köpfchen. Am Tische mangelt eine Lehder Bäuerin ein Trauertuch und plaudert mit einer reichgeschmückten Gevatterin aus Burg. Am Himmelbett sitzt die Großmutter am Spinnrocken, in der Nähe des großen Ofens steht ein junges Mädchen in Alltagsstracht und schaut auf den Hochzeitsbitter, der, mit Dreimaster, Hochzeitsstab und Tweltuch geschmückt, eben eingetreten ist, um die Bäuerin zur Hochzeit zu laden. Vor der Fensterecke steht der Familientisch, an der gegenüberliegenden Wand stehen Schränke und eine Truhe.

Die dann folgende Elsässer Stube dient zur Veranschaulichung des häuslichen Lebens im Elsaß. Man erblickt hier von der Türwand, die fortgelassen ist, aus im Hintergrunde das große Himmelbett mit rot und weiß gemusterten Vorhängen, daneben einen eisernen Ofen mit biblischen Darstellungen und darüber ein Gestell zum Trocknen der Wäsche. Vorn rechts steht ein altertümlicher Kleiderschrank, neben diesem hängt ein Weihwassernäpfchen; zwischen dem Bett und dem Butzenscheibenfenster hat die Standuhr ihren Platz. In der Mitte der Stube stehen ein viereckiger Tisch, sechs Stühle mit schöngeschnitzten Lehnen, Kinderstühlchen, Wiege, Spinnrad, Haspel und anderes Hausgerät. Verschiedene Leinenstickereien schmücken den Tisch, den Ofen und ein Eckschränken, Heiligenbilder und buntbemalte Schüsseln die Wände. An der Außenseite neben der Elsässer Stube sind zahlreiche Holzschnitzereien aus dem Elsaß, aus der Schweiz und aus Holland ausgestellt, Mangelhölzer, Schmuckkästchen, Lichterkasten, Löffelbretter und Behälter für Fußwärmer.

Diese Gegenstände leiten zum nächsten Raum, zu einer Schweizerstube, über, deren Einrichtung sehr alt ist. Die Deckentäfelung stammt aus dem Jahre 1644, die Wandvertäfelung mit Büffeteinrichtung und die Bettstelle aus dem Jahre 1682, die übrigen Möbel dürften ein gleiches Alter beanspruchen. Aus dem Jahre 1665 datiert ein Ofen aus Fayencekacheln von Winterthur, der seiner bildlichen Darstellungen wegen bemerkenswert ist. Auf den Ekkacheln erblickt man Darstellungen von Glaube, Liebe, Gerechtigkeit, Hoffnung, Treue, Geduld, Fleiß und Stärke, auf den oberen Kacheln die Jahrzehnte des Menschenlebens mit den allbekannten Verschen, auf den unteren Darstellungen der zwölf Monate, dann folgen an der Ofenbank Allegorien der vier Elemente und Darstellungen häuslicher Beschäftigungen und schließlich am Gesimse der Bank die Wappen der alten Kantone der Schweiz. Der Ofen ist ein Werk des Hafnermeisters Hans Heinrich Graf aus Winterthur. Im Anschluß an diese Stube sind einige Schweizer Volkstrachten und eine Sammlung von Brautkronen und Frauenkopfschmuck zur Schau gestellt. Dann folgen in zwei Schränken die badischen und württembergischen Trachten, so Bauer und Bäuerin aus dem Schwarzwald, Bauer und Braut aus Betzingen

u. a., und verschiedene auf das dort ausgeübte Hausgewerbe bezügliche Gegenstände, und an diesen Raum schließt sich die reichhaltige Sammlung bayerischer Volkstrachten an, von denen aber nur ein kleiner Teil ausgestellt werden könnte. Durch eine niedrige Tür betritt man die „Kuchl“ eines oberösterreichischen Bauernhauses, an die sich Speiskammer und Stube anschließen. Diese Räume sind mit Originalmöbeln und bäuerlichem Hausgerät ausgestattet und zeigen die aus liegenden Holzbalken errichteten und mit Lehm verstrichenen Wände der oberösterreichischen Bauernhäuser. In den dahinter liegenden Räumen findet man Sammlungen von Trachten und Gerätschaften aus Tirol und Siebenbürgen, darunter eine Anzahl gotischer Möbel mit schönen Schnitzereien und geschnitzte Bauteile aus Tiroler Wohnhäusern.

Im letzten Zimmer ist eine Sammlung vergleichender Art untergebracht, nämlich eine Anzahl Modelle von deutschen Bauernhäusern, die einen Überblick über die volkstümliche Bauweise in Deutschland gestatten. Man findet hier die Nachbildung eines Schwarzwälder Bauernhauses aus dem Kinzigtale bei Hausach, eine reizende Idylle. Das mächtige Haus lehnt sich mit der Hinterwand an eine Berglehne, vorn fließt ein Bach, über den eine steinerne Brücke führt, neben derselben ein Marienbild. Im Erdgeschoß des Hauses liegen die Ställe und Wagenschuppen, im oberen Stockwerk, zu dem außen eine hölzerne Stiege hinaufführt, sind die Wohnräume der Familie und nach hinten die Schlafräume für das Gesinde, mit eigenem Zugang über eine Gallerie; in der Mitte des Hauses befindet sich die Küche. Unter dem weitübertragenden Dach liegen Scheune und Tenne, der Zufahrtsweg zu denselben führt hinten am Bergabhang entlang. Die kleine Landschaft ist durch mehrere Figuren in Schwarzwälder-Tracht belebt, Bauer, Bäuerin und Knecht, ein Brautpaar und eine alte Matrone, selbst der Uhrenhändler fehlt nicht. Auf einer anderen Seite findet man das Modell eines westfälischen Bauernhauses aus der Gegend von Osnabrück, ein Lehmfachwerkbau mit Strohdach, in der Mitte die große Diele mit der Herdstätte, zu den beiden Seiten derselben Pferde- und Kuhställe, sowie einzelne Stuben, und das Modell eines oberbayerischen Hauses vom Salzberg bei Berchtesgaden, ein zweistöckiges Blockhaus mit flachem steinbeschwertem Schindeldach, im unteren wie oberen Geschoß Wohnräume und unten die Küche, rings um das Obergeschoß eine zierliche Laube mit Holzschnitzereien. Ferner sind vorhanden das Modell eines niedersächsischen Hauses aus Ostfeld bei Husum, eines Mönchguter Fischerhauses und eines Spreewälder Bauernhauses aus dem Dorfe Lehde. Das letzte Modell bringt die charakteristische Form des wendischen Blockhauses zur Darstellung: links die niedrige Stube mit dem großen Kachelofen, der von der in der Mitte liegenden Küche aus geheizt wird, rechts die Viehställe, und unter dem Rohrdach den Hausboden. In diesem Zimmer ist u. a. auch eine große Weihnachts-

krippe aufgestellt, die aus Italien stammt und von S. M. dem Kaiser zur Aufstellung überwiesen ist. Der Hintergrund zeigt ein Panorama von Bethlehem, vor diesem sind um die Mittelgruppe der Maria mit dem Kinde gegen 40 Figuren in neapolitanischer Tracht aufgestellt. Diese Figuren sind Nachbildungen neapolitanischer Volkstypen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts und vorzüglich durchgeführt. Die Krippe soll als Ersatz für die in der Sammlung leider fehlende ältere deutsche Krippe dienen.

Nach dem Rundgange durch die im Erdgeschoße liegenden Räume begaben sich die Mitglieder nach einem im Hofe errichteten Gebäude, wo eine der schönsten Erwerbungen des Vereins, die Hindeloopener Stube, aufgestellt ist. Diese Stube stammt aus dem altertümlichen Städtchen Hindeloopen am Zuidersee in der niederländischen Provinz Friesland und gewährt einen Einblick in das Familienleben der westfriesischen Bauern. Schwere eichene Schränke mit wunderlicher Schnitzerei stehen an den Wänden, die mit Delfter Fliesen getäfelt sind. An der Wand zur Linken befindet sich ein eigenartiger Kamin mit einem sogenannten „Galgen“, einem drehbaren eisernen Arm, an dem die Kessel über das Feuer gehängt werden. Eine ganze Seite des Zimmers nimmt die Bettstatt ein, nach holländischer Art in einem schrankartigen Alkoven befindlich, der nur mit Hilfe eines fünfstufigen Trittes zu besteigen ist. In diesem Bettschrank ruht eine Wöchnerin und vor ihr steht die „weise Frau“, den Säugling im Arme. An einem in der Mitte der Stube stehenden Tisch sitzt die Familie, aus Vater, Großmutter, zwei Mädchen (eine derselben als Braut geschmückt) und mehreren Kindern bestehend, beim Frühstück, einige Kinder spielen im Zimmer umher. Die Figuren sind nicht gerade schön zu nennen, man hat sie indes so gelassen, wie sie in Holland zusammen mit der Einrichtung auf einer Auktion in Amsterdam gekauft worden sind. Alles an dieser Stube ist echt und von dem damaligen Besitzer und seiner Familie benutzt worden, Möbel und Geschirr sowohl als Kleidung und Hausgerät, und es ist als ein Glück zu betrachten und spricht für die Rührigkeit der Vereinsleitung, die 1899 diese Sammlung käuflich erwarb, daß die Hindeloopener Stube auf der betreffenden Auktion nicht auseinandergerissen worden ist. In den Räumen um das Zimmer herum sind verschiedene andere Sachen aus friesischen Gebieten aufgestapelt, außerdem eine Sammlung von Spinnrädern und ein alter Webstuhl, während sich in einem hinteren Raume die Lüneburger Stube, eine Eß- und Trinkstube mit Wand- und Deckentäfelung aus dem Jahre 1520, mit Sandsteinkamin und Zinngeschirr auf dem Büfett und verschiedenen Tischen und Stühlen befindet.

Nachdem der Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat E. Friedel, für die Bemühungen des Herrn Dr. Brunner den Dank der Gesellschaft ausgesprochen hatte, wurde unter Benutzung der prächtigen Freitreppe die im zweiten Stockwerk belegene Amtswohnung des Herrn Präsidenten der

Direktion für die Verwaltung der direkten Steuern, Dr. jur. E. Jungck, zwecks Besichtigung der sogen. Schlütersäle betreten, wobei Herr Regierungsrat Kirstaedter die Güte hatte, seinen durch Unpäßlichkeit leider behinderten Herrn Chef zu vertreten.

Wie bereits in der Einladung bemerkt wurde, ist das Gebäude Klosterstraße 36 um 1712 für den Baron von Creutz durch den Architekten Martin Heinrich Böhme, einen Schüler des großen Andreas Schlüter, erbaut und insbesondere der große Empfangssaal (Maße 8:9 m Grundfläche und bis 8 m lichte Höhe) prächtig ausgeschmückt worden. Es ist ein Verdienst des kunstsinnigen Finanzministers Freiherrn von Rheinbaben die Wiederherstellung der arg vernachlässigten Zimmer veranlaßt zu haben; diese ist dem Geheimen Baurat Poetsch vortrefflich gelungen. Der größere Saal ist besonders prächtig; wenn er auch den Namen „Schlütersaal“ im Volksmund zu Unrecht trägt, so atmet er doch den Geist des berühmten Meisters.

Die Deutung der mit Ausnahme eines Heroen (Herkules) lediglich aus weiblichen Gottheiten bestehenden mythologischen Versammlung auf dem Deckgemälde erscheint um so schwieriger, als die Besichtigung höchst unbequem ist. Außerdem sind noch auf den Supraporten und in den Zwickeln allerhand klassische und mythologische Vorgänge zum Teil grau in grau dargestellt. Auch zwei plastische Köpfe, vielleicht zeitgenössische Porträts (?), harren noch der Deutung.

Auf die letztere sowie auf die Erklärung des Deckgemäldes, das malerisch kein besonderes Kunstwerk darstellt, verzichten wir absichtlich, da erst vor kurzem — am 5. d. M. — der uns befreundete Verein für die Geschichte Berlins, den die ganze Sache recht eigentlich angeht, hier eine Versammlung abgehalten hat und eine Publikation vorbereitet. In dieser Beziehung sei auf desselben Vereins Zeitschrift „Alt-Berlin“, Jahrgang 1909 S. 249 — 252 verwiesen, woselbst ein Teil des größeren Saals und S. 251 die Bildsäule des Großen Kurfürsten und die des ersten preußischen Königs abgebildet worden sind. *) Die Statuen sind in zwei Nischen an Stelle der dort befindlich gewesenen Öfen auf Befehl Kaiser Wilhelms II. aufgestellt und von dem Bildhauer Professor Eduard Friedrich Max Wiese angefertigt worden, welcher der Brandenburgia bereits als Schöpfer des von uns besichtigten Denkmals unseres Theodor Fontane in Neu-Ruppin rühmlichst bekannt ist.

Auch hier sprach der Vorsitzende den Dank der Teilnehmer aus, die sich mit dem Gefühle angenehmer Überraschung, daß dergleichen Kunst-

*) Der Bericht über die Versammlung des Vereins für die Geschichte Berlins ist in der genannten Zeitschrift, Jahrgang 1910 S. 24, abgedruckt. Prof. Dr. John Pierson hat sich eine ausführliche Schilderung des sogen. Schlütersaals und der Person des Ministers von Creutz in derselben Zeitschrift für später vorbehalten, worauf hiermit verwiesen sei.

schöpfungen in Berlin bereits vor 200 Jahren im Privatbesitz entstanden seien, und nur ungern von den im Palais Klosterstraße 36 gebotenen wissenschaftlichen und ästhetischen Genüssen trennten. G. A.

23. (16. ausserordentl.) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres

Freitag, den 18. Februar 1910, vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr im Lette-Haus
Berlin W., Viktoria Luise-Platz

behufs

Besichtigung der Einrichtungen des unter dem Protektorat Ihrer
Majestät der Kaiserin und Königin bestehenden Lette-Vereins zur
Förderung höherer Bildung und Erwerbsfähigkeit des weiblichen
Geschlechts.

Bei frühlingswarmer Witterung fanden sich außer dem Vorsitzenden Geheimrat Friedel, mehreren anderen Vorstands- und Ausschußmitgliedern gegen 200 sonstige Mitglieder und Gäste der Brandenburgia ein, welche von der Vorsitzenden Frau Professor Kaselowsky freundlich empfangen und in Gruppen geführt wurden, wobei sich die Direktorin Fräulein Cuntz, die Vorsteherin der Handelsschule Fräulein Cosmann, die Vorsteherin der Gewerbeschullehrerinnen-Seminars Fräulein Becken, die Vorsteherin der Haushaltungsschule Fräulein Panzerbieter, die Vorsteherin der Kochschule Fräulein Hannemann, die Vorsteherin des Kunsthandarbeitsateliers Fräulein Hoffmann, die Direktorin der photographischen Lehranstalt Fräulein Kundt, die Vorsteherin des Viktoriastifts Fräulein Primer und andere Damen mit Geschick und größter Bereitwilligkeit beteiligten.

Die Führung erforderte gegen vier Stunden und es würde bei weitem den zur Verfügung stehenden Raum überschreiten, falls wir alle die vortrefflichen Einrichtungen und interessanten Vorführungen, die uns geboten wurden, schildern wollten. Es ist dies um so weniger nötig als jedem Teilnehmer gedruckte Statuten und Programme sowie Führer durch die Einzelabteilungen überreicht wurden.

Besonderes Interesse erregten die Kochkurstkurse die Wirtschaftsschule, die Buchbindereiwerkstatt verbunden mit Amateurlkursen und die photographische Lehranstalt.

Nur einige Angaben aus den Satzungen seien zur Orientierung angegeben.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

Zweck des Vereins ist die Förderung höherer Bildung des weiblichen Geschlechts und der Erwerbsfähigkeit der auf eigenen Unterhalt angewiesenen Frauen und Jungfrauen.

Zur Erreichung dieses Zweckes werden vorzugsweise ins Auge gefaßt:

1. Beseitigung der der Erwerbsfähigkeit der Frauen entgegenstehenden Hindernisse und Vorurteile.

2. Beförderung von Lehranstalten zur Heranbildung derselben für einen gewerblichen oder kommerziellen Beruf.

3. Nachweisung gewerblicher Lehrgelegenheiten und Vermittlung der Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmerinnen, soweit nicht durch bestehende Anstalten bereits genügende Vorsorge dafür getroffen ist.

4. Begründung von Verkaufs- und Ausstellungslokalen für weibliche Handarbeiten und künstlerische Erzeugnisse.

5. Schutz selbständig beschäftigter Personen gegen Benachteiligung in sittlicher oder wirtschaftlicher Beziehung, vorzugsweise durch Nachweisung geeigneter Gelegenheiten für Wohnung und Beköstigung, sowie durch Einrichtung einer Dahrlehnskasse (Lette-Stiftung) und eines Fonds zur Beschaffung von Nähmaschinen.

Vereinsmitglied wird jeder, welcher sich zur Zahlung eines jährlichen Beitrages von mindestens 3 Mark verpflichtet, Eine einmalige Zahlung von 100 Mark befreit von der jährlichen Beitragspflicht, Die Mitgliedschaft beginnt mit Zustellung der Mitgliedskarte durch den Vorstand. Wer mit seinem jährlichen Beitrag sechs Monate nach der Einforderung desselben im Rückstande bleibt, hört auf, stimmfähiges Mitglied zu sein.

Vereine, welche die im § 1 aufgeführten verwandten Zwecke verfolgen, können auf ihren Antrag mit Zustimmung des Ausschusses (§ 7) gegen Entrichtung eines mit demselben vereinbarten festen Jahresbeitrages ein Mitglied mit Stimmrecht in den Ausschuß (§ 6) abordnen.

Die Angelegenheiten des Vereins werden teils durch den Ausschuß, teils durch den Vorstand, teils von den Generalversammlungen wahrgenommen.

Korporationsrechte hat der Verein seit dem 4. September 1874.

Die Handelsschule gibt jungen Mädchen, welche eine höhere Töcherschule durchgemacht haben, Gelegenheit, sich zu Buchhalterinnen und Korrespondentinnen auszubilden. Sie bezweckt aber nicht nur eine einseitige Fachausbildung, sondern es wird besonderer Wert darauf gelegt, das schon vorhandene Wissen in allen Gegenständen möglichst zu vertiefen und zu erweitern und den Schülerinnen eine gute Allgemeinbildung mitzugeben.

Die Handelsschule zerfällt in zwei Klassen, die zweite oder Vorbereitungsklasse und die erste, in welcher der eigentlich kaufmännische Unterricht erteilt wird. Die Aufnahme für jede dieser beiden Klassen hängt von einer Prüfung ab. Zur Prüfung für die erste Klasse, deren

Kursus einjährig ist, werden nur Schülerinnen zugelassen, welche das 16. Lebensjahr vollendet haben und das Abgangszeugnis einer höheren Töchterschule besitzen. Diese Prüfung umfaßt: Einen deutschen Aufsatz über ein einfaches Thema, eine Übersetzung ins Französische und eine ins Englische und im Rechnen einige Aufgaben, die zeigen sollen, daß Sicherheit im Rechnen mit benannten Zahlen und Bekanntschaft mit Dezimalbrüchen vorhanden ist. In denselben vier Gegenständen wird auch mündlich geprüft und dabei auf sichere Kenntnis der deutschen Grammatik und auf die Fähigkeit, sich über Gelesenes zusammenhängend auszusprechen besonderer Wert gelegt. Im Französischen und Englischen wird eingehende Bekanntschaft mit den Grundzügen der Grammatik verlangt.

Buchbinderei-Werkstätte. Für die Fach- oder Berufsausbildung einer Buchbinderin sind zwei Arten vorgesehen:

1. Unentgeltliche 3jährige Ausbildung von weiblichen Lehrlingen, die während dieser Zeit für den Verein arbeiten. Es wird der Bucheinband vom einfachen bis zum kunstvoll ausgeführten gelehrt, sowie Titel-
druck, Handvergoldung und Marmorieren. Beide Teile sind verpflichtet, einen Lehrvertrag zu schließen, der bei der Handwerkskammer deponiert werden muß. Die Lehrlinge erhalten als Vergütung für ihre Tätigkeit:

im 1. Jahre 3 Mark pro Woche

im 2. „ 4 „ „ „

im 3. „ 5 „ „ „

Arbeitszeit täglich 8 Stunden.

Am Schlusse dieser Lehrzeit muß die Gesellenprüfung vor der Handwerkskammer abgelegt werden, welche die Berechtigung gibt, später die Meisterprüfung zu machen.

2. Unterricht für Fachschülerinnen, d. h. berufsmäßige Ausbildung solcher Schülerinnen, die ihren Unterricht bezahlen. Das Schulgeld beträgt jährlich 250 Mark, vierteljährlich pränumerando zahlbar. Die Schülerinnen arbeiten für sich, müssen aber das vorschriftsmäßige Material der Buchbinderei des Vereins entnehmen, d. h. sie bringen sich ihre Bücher mit und kaufen Papier, Stoff und Leder in der Werkstatt. Die Ausbildung ist die gleiche wie unter 1. Auch für die Fachschülerinnen besteht die Verpflichtung, denselben 3 jährigen Lehrvertrag abzuschließen und ihre Gesellenprüfung abzulegen.

Zweimal wöchentlich findet für Lehrlinge und Fachschülerinnen ein obligatorischer Zeichenunterricht statt.

Aufnahme in die Kurse 1. April und 1. Oktober.

Die Anmeldungen für den Unterricht haben im Verwaltungsbureau zu geschehen: es wird hier eine Einschreibgebühr von 1,50 Mark berechnet.

Die berufliche Ausbildung kann sehr empfohlen werden, da die Nachfrage nach ausgebildeten Buchbinderinnen groß ist. Es handelt sich um Stellen in Buchbinderei-Werkstätten, oder um Abteilungsleiterinnen in

Großbuchbindereien, unter deren Leitung Falzerinnen, Hefterinnen usw. beschäftigt werden. Der Anfangsgehalt beträgt je nach Leistung und Stellung der Buchbinderin 60—100 Mark für den Monat.

Pensionat der Kochkunstschule. Das Pensionat ist für diejenigen Damen bestimmt, welche den Seminaren für wirtschaftliche Ausbildung und der Wirtschaftsschule angehören.

Der Pensionspreis für volle Pension (Schlafsaal: jede Pensionärin hat eine abgeschlossene Koje) beträgt 65 Mark und ist in vierteljährlichen Raten pränumerando zu entrichten. Für Bedienung sind jährlich 3 Mark zu zahlen; das Geben von Trinkgeldern ist untersagt.

Die Wirtschaftsschülerinnen mit halbjähriger Ausbildung erhalten 14 Tage Ferien im Sommer.

Für die Pensionärinnen der anderen Kurse werden in den großen Sommerferien für den Monat Juli die Verpflegungskosten im Betrage von 50 Mark vom Pensionspreise in Abzug gebracht. Die Sachen können in einem zu verschließenden Koffer, der aber weder Geld noch Wertsachen enthalten darf, aufgehoben werden.

Photographische Lehranstalt. Die Photographische Lehranstalt bezweckt eine Ausbildung ihrer Schülerinnen für alle Zweige der photographischen Praxis, einschließlich auch derjenigen Berufszweige, welche sich der Photographie als Hilfsmittel bedienen.

Der Unterricht erstreckt sich auf die verschiedenen Aufnahme- und Kopierverfahren nebst zugehöriger Retusche, auf spezielle Ausbildung in der Reproduktionsretusche, der sog. „Kunstretusche“, auf Ausbildung in den photomechanischen Verfahren (Chemigraphie, Autotypie und Photogravüre), sowie auf die Vorbereitung zum Berufe einer Röntgenschwester, bzw. wissenschaftlichphotographischen Assistentin an Krankenhäusern und wissenschaftlichen Instituten. Dementsprechend ist die Anstalt in drei Abteilungen eingeteilt.

Abteilung I für allgemeine und wissenschaftliche Photographie,

Abteilung II für Reproduktionsretusche,

Abteilung III für photomechanische Verfahren.

Der Unterricht für Anfängerinnen umfaßt vier Semester, doch können solche Schülerinnen, die schon in der Praxis tätig waren, oder auf anderweitigem Wege genügende photographische Vorkenntnisse erlangt haben, nach eingeholter erforderlicher Zustimmung des Direktors von der Verpflichtung des zweijährigen Besuches der Anstalt befreit werden.

In den Abteilungen II und III gilt ein viersemestriger Kursus als Regel.

Ist nur die Erlernung bestimmter Verfahren beabsichtigt, so kann durch den Direktor Dispensation von der vorgesehenen Unterrichtszeit erfolgen; der Unterricht findet dann in einer mit diesem zu vereinbarenden Stundenzahl statt.

Nach mindestens eineinhalbjährigem Besuche wird den Schülerinnen auf Wunsch ein auf ihre erlernten Fertigkeiten eingehendes Zeugnis, bei kürzerem Aufenthalt in der Anstalt nur ein einfaches Besuchszeugnis erteilt, jedoch ist die Ausstellung des Zeugnisses davon abhängig, daß die Schülerin die gesamten, von ihr gefertigten Arbeiten 14 Tage vor Schluß ihres Schuljahres dem Direktor einreicht. Der Direktor ist berechtigt, einen Teil der von der Schülerin während der Unterrichtszeit angefertigten Zeichnungen und Bilder nach Auswahl bis ein halbes Jahr nach dem Abgange der Schülerin zu Ausstellungszwecken zurückzubehalten.

Freundinnen der Photographie, welche dieselbe nicht zum Beruf erwählen wollen, finden ebenfalls Unterricht in der Anstalt, und zwar einmal in der Woche (vorläufig jeden Dienstag), doch erstreckt sich dieser Unterricht nur auf die Aufnahme- und Kopierverfahren. Gestattet es der Raum, so können derartige Schülerinnen unter Vorbehalt des Widerrufs an dem an demselben Tage und zu derselben Zeit stattfindenden Retuscheunterricht zur Erlernung der Anfangsgründe teilnehmen.

Pensionat: Viktoria-Stift. Einiges aus der Hausordnung.

1. Das Pensionat des Viktoria-Stiftes ist für Damen, welche Unterricht im Lettehouse nehmen, bestimmt. Nach Maßgabe der freien Plätze werden auch junge Mädchen, die wissenschaftliche Seminare besuchen, aufgenommen.

2. Frauen werden nicht aufgenommen.

3. Jede Dame, welche in das Viktoria-Stift aufgenommen zu werden wünscht, hat bei schriftlicher wie mündlicher Anmeldung ein Führungsattest oder Zeugnisse über eine etwa innegehabte Stellung zu ihrer Legitimation einzureichen, sowie ein ärztliches Gesundheitsattest. Bei der Ankunft ist die polizeiliche Abmeldung von dem Orte, an welchem sie sich zuletzt aufgehalten hat, unbedingt mitzubringen. Die Gesuche sind zu richten an die Vorsteherin des Viktoria-Stiftes, Berlin W 50, Neue Bayreutherstr. 6.

4. Hat die Dame eine ihr die Aufnahme sichernde Antwort erhalten, muß sie Tag und Stunde ihrer Ankunft so früh anzeigen, daß eine Rückantwort möglich ist. Ohne vorherige Anmeldung wird niemand aufgenommen.

5. Der Pensionspreis beträgt für volle Pension, Schlafsaal, (jede Pensionärin hat eine abgeschlossene Koje) monatlich 70 Mark, bei geteiltem Zimmer monatlich 80 Mark, bei eigenem Zimmer monatlich 90 Mark. Für einzelne nicht eingenommene Mahlzeiten findet ein Abzug am Pensionspreis unter keinen Umständen statt. Sollte ein Kursus nach der ersten Hälfte des Monats beginnen, oder vor dem 15. schließen, so werden die Verpflegungskosten für einen halben Monat mit 25 Mark abgezogen; im übrigen findet kein Abzug statt, dagegen haben die Damen das Recht, vom Ersten des Monats ab ihre Pension in Anspruch zu nehmen und die kleinen Ferien hier zu verleben. In den großen Sommerferien werden für den Monat Juli

die Verpflegungskosten mit 50 Mark vom Pensionspreise in Abzug gebracht. Die Sachen können in einem zu verschließenden Koffer, der aber weder Geld noch Wertsachen erhalten darf, aufgehoben werden.

6. Sollte eine Anmeldung aus irgendeinem triftigen Grunde rückgängig gemacht werden müssen, so hat die Abmeldung 14 Tage vor dem beabsichtigten Eintrittstermin zu erfolgen. Anderenfalls sind die Angemeldeten zur Zahlung einer Abstandssumme von 30 Mark verpflichtet.

7. Die Kündigung derjenigen Damen, welche ein Seminar oder eine Schule mit halbjährigem Eintrittstermin besuchen, darf nur vierteljährlich sechs Wochen vor dem Quartalersten erfolgen. Die Gewerbeschülerinnen, deren Eintritt monatlich erfolgen kann, haben etwaige Kündigung 14 Tage vor dem Abgang, und zwar vom 15. zum 1. anzuzeigen. Verspätete Kündigungen können keine Berücksichtigung finden. Bei plötzlicher Abkürzung des Aufenthaltes finden Rückzahlungen nicht statt. In Ausnahmefällen ist durch eine schriftliche Eingabe die Entscheidung des Vorstandes einzuholen.

8. Die Damen haben mitzubringen:

- 1 Bett (Bettstelle mit Matratze vorhanden),
- 3 vollständige weiße Bettbezüge,
- 12 Handtücher,
- 6 Servietten,
- 2 große Bettschürzen mit Ärmeln,
- 1 Butterbrotdose,
- 1 kleines Vorhängeschloß und 1 Schlüsselring,
- 1 Haarbeutel.

Die Wäsche muß einfach und in gutem Zustande sein. Alle mitgebrachten Gegenstände müssen gezeichnet sein.

Ausnahmsweise können Betten geliefert werden; die Leihgebühr für Betten beträgt pro Monat 1 Mark 50 Pf., für Bettwäsche (inkl. Waschen) 75 Pf.

9. Die Beköstigung ist folgende: Frühstück: Kaffee und Milchbrot mit Butter oder Marmelade; zweites Frühstück: Butterbrot; Mittagessen: Suppe, Gemüse und Fleisch oder Braten; nachmittags: Kaffee und Milchbrot; Abendessen: Tee oder Bier, belegtes Brot oder ein warmes Gericht.

10. Zu den beiden Hauptmahlzeiten haben sich die Damen in den Speisesaal zu begeben.

11. Die im Viktoria-Stift befindliche Glocke läutet jeden Morgen um $\frac{3}{4}$ 7 Uhr zum Aufstehen und um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr zum Kaffee; nach demselben machen die Pensionärinnen ihre Betten. Die Fenster müssen sofort beim Verlassen des Zimmers geöffnet werden.

Die Tischstunde ist mittags von 1 Uhr bis $2\frac{1}{4}$ Uhr und abends von $7\frac{1}{2}$ bis $8\frac{1}{2}$ Uhr.

Haushaltungsschule. Die Haushaltungsschule und das damit verbundene Heim ist für die aus der Schule entlassene weibliche Jugend des Bürgerstandes bestimmt.

Die Anstalt macht sich die Unterweisung und tätige Übung in den hauswirtschaftlichen Arbeiten und Kenntnissen, sowie die Ausbildung in allen weiblichen Handarbeiten zur Aufgabe und läßt sich auch die Fortbildung der Zöglinge in Elementarkenntnissen, Turnen, sowie im Gesang und im Anstand angelegen sein. Die Zöglinge müssen bei ihrem Eintritt eingeseget sein.

Die Schule ist mit einer Mittagsspeiseanstalt für alleinstehende Frauen und Mädchen verbunden, Tischzeit von 12— $\frac{1}{4}$ 2.

Der Vorsteherin der Haushaltungsschule stehen 18 pädagogisch-praktisch ausgebildete Lehrerinnen zur Seite.

Der Lehrplan umfaßt:

1. Waschen, Plätten, Kochen, Zimmerreinigen, einfaches und feines Tischdecken, Hauswirtschaftslehre.
2. Handnähen, Ausbessern, Stopfen, Flicker, Stricken, Maschinennähen, Wäschezuschnneiden, Schnittmusterzeichnen, Schneidern, Wäschezeichnen und ev. Sticken.
3. Unterricht in Deutsch, Rechnen, Geographie und vaterländischer Geschichte, sowie Übung im Gesang, Turnen und in der Anstandslehre.
4. Teilnahme am Samariterkursus (von einem Stabsarzt geleitet).

Der Unterricht zerfällt in Vor- und Nachmittagskurse. Der Vormittag ist den häuslichen Arbeiten, der Nachmittag den Näharbeiten und dem wissenschaftlichen Unterricht gewidmet.

Die Unterweisung in der häuslichen Tätigkeit wird in vier Abteilungen vorgenommen, und zwar:

Abt. 1. hat Industrieunterricht. Mittags 2 Stunden Tischdienst,

Abt. 2. besorgt das Aufräumen und Reinmachen der Zimmer und Krankenpflege,

Abt. 3. liegt das Waschen, Stärken, Aufhängen, Rollen und Plätten der Wäsche ob,

Abt. 4. ist in der Küche tätig.

Der Haushaltungsschule ist ein: „Kinderbeschäftigungskursus“ angegliedert, welcher von einer geprüften Lehrerin geleitet wird. Den Schülerinnen der Haushaltungsschule wird im 2. Halbjahr Gelegenheit geboten, daran teilzunehmen. Außer der praktischen Übung im Kindergarten erhalten die Schülerinnen Anweisung in:

„Fröbels Beschäftigungen und Spielen, im Geschichtenerzählen und Einüben kleiner Gedichte, in Erziehungslehre und Kinderpflege.“

Die Vorteile, welche die jungen Mädchen durch Teilnahme an diesem Kursus erzielen, werden zunächst zu Hause in der Behandlung und Pflege der jüngeren Geschwister zur Geltung kommen.

Ganz außerordentlich wertvoll ist der Kursus aber für die jungen Mädchen, welche beabsichtigen, eine Stelle in einer Familie anzunehmen, da denjenigen, die befähigt sind, kleine Kinder zu beschäftigen, meist der Vorzug beim Engagement gegeben wird. Dauer des Kursus 3 Monate. Preis pro Monat 10 Mark.

Externen Schülerinnen kann die Teilnahme an diesem Kursus ebenfalls ermöglicht werden.

Kindergarten. Aufgenommen werden Kinder vom 3. Lebensjahre an. Aufenthalt der Kinder wochentäglich von 9—1 Uhr.

Schulgeld für den Monat 5 Mark.

Anmeldungen bei der Vorsteherin der Haushaltungsschule, Neue Bayreutherstr. 6.

Stellenvermittlungsbureau. Das Stellenvermittlungsbureau vermittelt feste Stellen sowie zeitweilige Beschäftigungen für alle beruflich geschulten Frauen. Die Vermittlung erstreckt sich auf das Reich. Stellen im Ausland werden nur namhaft gemacht, wenn die Familien oder Firmen dem Bureau bekannt sind.

Jede Bewerberin, die Zeugnisse über eine Berufsausbildung oder über praktische Betätigung und Erfahrung für die nachgesuchte Stellung nachweisen kann, wird in die Bewerbungslisten des Bureaus eingetragen. Sind die erwähnten Papiere nicht beizubringen, so ist eine schriftliche Empfehlung durch eine amtliche Persönlichkeit, etwa Ortsvorsteher, Geistlichen usw. erforderlich.

Die Vermittlungsgebühr beträgt für Stellensuchende 3 Mark und 1 Mark Einschreibegebühr. Für diesen Betrag hat die Bewerberin das Recht, sich bei einem innerhalb eines halben Jahres nach Antritt der Stellung ohne ihr Verschulden notwendig werdenden Wechsel kostenlos an den Verein zu wenden. Schülerinnen des Lettevereins erhalten die erste Stellung kostenlos nachgewiesen.

Stellung bietende Familien zahlen 5 Mark, Firmen 3 Mark Vermittlungsgebühr. Diese Gebühr berechtigt zur kostenlosen Inanspruchnahme der Stellenvermittlung, wenn innerhalb von 3 Monaten nach Besetzung der Stelle ein Wechsel nötig wird. Die Gebühr ist auch zu zahlen, wenn Schülerinnen des Lettevereins engagiert werden.

Die Bezahlung erfolgt nach Abschluß des Engagements, die Quittung gilt als Legitimation.

Mitgeteilte Adressen dürfen unter keinen Umständen weitergegeben werden. Es ist Pflicht beider Parteien, den Abschluß des Engagements dem Bureau sofort mitzuteilen.

Die hohe Protektorin interessiert sich lebhaft für das gemeinnützige Lette-Haus. Ihre Majestät und die Prinzessin Viktoria Luise, in deren Begleitung sich die Gräfin Keller, die Hofdame Fräulein von Saldern und Graf Carmer befanden, besichtigten vor drei Tagen zwei Stunden das Lette-Haus. Empfangen von den Jubelrufen der vielhundertköpfigen Schülerinnen-schar, nahmen die hohen Herrschaften unter Führung der Vorsitzenden, Frau Prof. Kaselowsky, anderer Damen des Vorstandes und der Direktorin, sämtliche Institute des Lettehauses in Augenschein. Die Kaiserin und die Prinzessin gingen mit regstem Interesse durch die in vollem Betrieb befindlichen Klassen der Koch-, Gewerbe-, Handels- und Haushaltungsschulen, wohnten in der Handelsschule einer kurzen Lektion bei, und sprachen überall ihre Anerkennung und Befriedigung aus. In der Photographischen Lehranstalt, in der ein Imbiß eingenommen wurde, erfolgte die Aufnahme einer farbigen Photographie der Prinzessin. Auch der Kindergarten der Haushaltungsschule hatte sich des Besuches der hohen Gäste zu erfreuen. Den Schluß der Besichtigung machte die Buchbinderschule.

Bei der Brandenburgia-Besichtigung heut erwähnte Herr Geheimrat Friedel gelegentlich, daß Wilhelm Adolf Lette am 10. Mai 1799 in Kienitz a. O. geboren sei und machte auf die von ihm (Herrn Friedel) 1907 herausgegebenen „Jugenderinnerungen Gustav Parthey's“, eines Enkels des berühmten Berliner Buchhändlers Friedrich Nicolai aufmerksam, weil sie verschiedene Angaben über das Jugendleben Lette's im 2. Teil S. 206 und 267/268 enthalten. Da dies Buch als „Handschrift für Freunde“ nur in wenigen Exemplaren gedruckt und infolgedessen, trotz seiner Bedeutsamkeit und Reichhaltigkeit, leider wenig bekannt ist, so lohnt es wohl auf die Mitteilungen Parthey's über Lette aufmerksam zu machen.

Eine Schönheit war Lette niemals, die Büste über dem Hauptportal des Vereinshauses läßt das erkennen. Man hat von Lette dasselbe wie von Voltaire gesagt: er misbrauchte das Vorrecht der Männer häßlich zu sein. Dafür besass er aber auch manches von dem Esprit des geistreichen französischen Aufklärungs-Philosophen. Lette bestand zu Ostern 1818 mit Parthey zusammen das Abiturientenexamen auf dem Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster. Parthey sagt von seinem Kommilitonen, er habe von Jugend auf eine unwiderstehliche Neigung Reden zu halten und zu disputieren gehabt. Anfänglich war Lette ein wilder Freiheitsschwärmer; während der Dienstzeit bei den Gardepionieren, die vor wenigen Tagen ihr hundertjähriges Bestehen gefeiert, gab Parthey, der mit Lette zusammen bei derselben Truppe diente, seinen Kameraden einen Abendschmaus. Dabei erregte sich Lette derartig, daß er ein von Follen gedichtetes revolutionäres Lied, beginnend mit den Worten:

„Menschenmenge, große Menschenwüste,
Die umsonst der ew'ge Frühling grüßt,“

vortrag, das, wenn es bekannt geworden wäre, den jungen Leuten, zumal sie noch des „Königs Rock“ trugen, eine Demagogenuntersuchung seitens des bekannten Inquirenten von Kamptz und eine mehrjährige Kerkerstrafe eingetragen haben möchte.

Daß ein solcher liberaler geborner Volksredner 1848 in die National-Versammlung und 1851 in das Preußische Abgeordnetenhaus gewählt wurde, versteht sich von selbst. Verwunderlich erscheint es vielen heut, daß man agrarisch und dabei liberal sein kann und doch ist das bei Lette, der es bis zum Präsidenten des Landes-Ökonomie-Kollegiums gebracht hat, Jahrzehnte hindurch der Fall gewesen. Namentlich um die Hebung des Bauernstandes hat Lette große Verdienste erworben.

Sein nimmer rastender Geist lies sich aber an dieser argrarischen Tätigkeit nicht genügen. Ihm schwebte als ein anderes Ideal vor, die Frauen selbständig zu machen, durch Lernen und Selbsttätigkeit, so war er denn bis in das Jahr 1865 nach dieser Richtung hin tätig und setzte die Gründung des nachmals nach ihm benannten, im Jahre 1866 offiziell ins Leben getretenen Vereins durch, an dessen Erblühen wir uns heut erfreut haben und dem wir auch ferneres Gedeihen von Herzen wünschen.

Am 3. Dezember 1868 verschied der edle Stifter dieser segensreichen Institution, nachdem er sich deren Tätigkeit nur wenige Jahre erfreut, aber die Zuversicht, daß er mit dem Verein das Richtige getroffen, konnte er in's Grab hineinnehmen.

Voll Anerkennung für das mit dem Lette-Haus für die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts Geleistete trennten sich die Mitglieder und Freunde der Brandenburgia von dem gastlichen schönen Heim am Viktoria Luise-Platz, nachdem der Vorsitzende, Herr Friedel, der Frau Prof. Elisabeth Kaselowky und den übrigen führenden Damen den herzlichsten Dank ausgesprochen hatte.

24. (8. ordentliche) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 23. Februar 1910, abends 7½ Uhr
im Vortragssaal des Märkischen Museums, Märkischer Platz 2.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel. Von denselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXV sowie XXIX und XXX her.

A. Allgemeines.

I. Das Schicksal der Königskolonnen, welches fortgesetzt die Aufmerksamkeit beschäftigt, wird durch folgende Magistrats-Vorlage entschieden, der die Versammlung beigestimmt hat:

Vorlage (J.-Nr. 258 B. I. 10) — zur Beschlußfassung —, betreffend die Übernahme, die Versetzung und Unterhaltung der Königskolonnaden.

Der Staatsfiskus, in dessen privatrechtlichem Eigentum die Königskolonnaden sich befinden, hat deren Verlegung in Aussicht genommen und sich bereit erklärt, sie der Stadt Berlin zu übereignen, wenn die Stadtgemeinde geneigt ist, sie abzubrechen und als Zugang zu dem auf dem Gelände des alten Botanischen Gartens anzulegenden städtischen Park wieder aufzubauen und dauernd zu unterhalten.

Nach einem im Ministerium der öffentlichen Arbeiten aufgestellten Kostenanschlage wird der Abbruch und der Wiederaufbau unter Berücksichtigung der notwendigen Erneuerung schadhafter Teile einen Aufwand von 210 000 *M* erfordern. Unsere Hochbaudeputation hat unabhängig hiervon ebenfalls einen Kostenanschlag für die gleichen Arbeiten aufgestellt, der mit 230 000 *M* abschließt. Die Unterhaltung des genannten Baudenkmals hat in den letzten 15 Jahren durchschnittlich 804 *M* jährlich erfordert, ein Betrag der etwa den Jahreszinsen eines Kapitals von zirka 20 000 *M* entsprechen würde.

Wir sind geneigt, das Anerbieten des Staatsfiskus anzunehmen, wenn uns

1. die hiernach aufzuwendenden Kosten in Höhe von 250 000 *M* erstattet,
2. die durch Beseitigung der Kolonnaden zu beiden Seiten der Königstraße frei werdenden Flächen zu öffentlichen Verkehrszwecken unentgeltlich überlassen werden und
3. der Staatsfiskus es übernimmt, uns schadlos zu halten, wenn wider Erwarten privatrechtliche Ansprüche aus Anlaß der Entfernung der Kolonnaden von seiten Dritter mit Erfolg gegen die Stadtgemeinde geltend gemacht werden sollten.

Zu diesem Entschlusse sind wir aus folgenden Erwägungen gelangt:

Die Frage, ob die Kolonnaden nicht besser an ihrer jetzigen Stelle zu belassen seien, mußte für uns völlig ausscheiden, da der Staatsfiskus, in dessen Eigentum sowohl das Bauwerk selbst wie der auf einem Grundbuchblatt eingetragene Grund und Boden sich befinden, die Verlegung mit Allerhöchster Genehmigung beschlossen hat und uns ein Einspruch dagegen nicht zustehen würde.

Vor die Tatsache gestellt, daß die Kolonnaden jedenfalls von ihrer jetzigen Stelle entfernt werden, haben wir ein lebhaftes Interesse daran, daß das zu den schönsten Baudenkmalern Berlins zählende Bauwerk unserer Stadt erhalten und nicht, wie bereits in Erwägung gezogen war, nach außerhalb, beispielsweise nach Potsdam verlegt wird.

Der Verkehr am Ausgang der Königstraße hat andauernd und besonders durch die Entwicklung des Stadtbahn-, des Straßenbahn- und des Omnibusbetriebes am Bahnhof Alexanderplatz eine Ausdehnung erfahren, für die

die vorhandenen Raumverhältnisse in absehbarer Zeit nicht mehr ausreichen werden. Die hieraus zweifellos erwachsenden Schwierigkeiten werden durch die Beseitigung der Kolonnaden und die dadurch ermöglichte Verbreiterung der Königstraße an dieser Stelle eine befriedigende Lösung finden.

Die geplante Errichtung der Kolonnaden auf dem 90 m breiten Zugänge zu dem städtischen Park auf dem Gelände des alten Botanischen Gartens an der Potsdamer Straße wird dieser ganzen Anlage einen hervorragenden Schmuck gewähren und dem Beschauer die jetzt versagte Möglichkeit bieten, die Schönheit des Kunstdenkmals in ungestörter Betrachtung zu genießen.

Der Übergang der Kolonnaden in das Eigentum der Stadtgemeinde erscheint uns geboten, weil sie nach dem in Rede stehenden Abkommen auf städtischem Grund und Boden Aufstellung finden und verbleiben sollen.

Die aus dem Eigentumsverhältnis sich ergebende Unterhaltungspflicht, für welche die oben erwähnte Abfindung geleistet wird, läßt es wünschenswert erscheinen, daß wir die Versetzungsarbeiten nicht aus der Hand geben, sondern unter Aufsicht städtischer Beamter selber ausführen lassen.

Ein Abschluß der Parkanlage längs der Potsdamer Straße war ohnehin in Aussicht genommen; er wird nun eine veränderte Gestalt erhalten müssen, da er jetzt auch eine würdige Verbindung der Stirnseiten der Kolonnaden mit den Nachbarhäusern zu beiden Seiten des Eingangs zu vermitteln bestimmt ist. Wir behalten uns vor, der geehrten Versammlung eine besondere Vorlage in dieser Beziehung zu machen.

Wir ersuchen zu beschließen:

Die Versammlung erklärt sich mit der Übernahme, der Versetzung und der Unterhaltung der Königskolonnaden unter den in der Magistratsvorlage vom 9. Februar 1910 (J.-Nr. 358 B 1/10) näher bezeichneten Bedingungen einverstanden.

Berlin, den 8. Februar 1910.

Magistrat hiesiger Königl. Haupt- und Residenzstadt.

Kirschner.

Auf Grund vorhandener älterer Zeichnungen und Stiche soll die Anlage so im Schmucke von Bäumen und Sträuchern gehalten werden, daß die Arkaden in ihrer Gesamterscheinung dem Bilde gleichen, das das Gontardsche Werk den Berlinern etwa noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bot. Denn noch in den siebziger Jahren lag hinter der nördlichen Säulenhalle ein Garten, der auch den Namen Kolonnadengarten führte, und der erst beim Bau des Stadtbahnhofs Alexanderplatz verschwand. Auch auf der Südseite waren die Arkaden durch den zur damaligen Villa Kolonna gehörigen Garten von Bäumen umgeben. Übrigens beruht, wie jetzt bekannt wird, der Plan die Kolonnaden als Zugang zu dem alten

Botanischen Garten wieder aufzubauen, auf einen Vorschlag des Landbauinspektors Grube. Die durch Beseitigung der Arkaden freiwerdenden Flächen werden vom Fiskus der Stadt unentgeltlich zu Verkehrszwecken überlassen werden.

Den Plan für die Ausgestaltung des alten botanischen Gartens zu einem öffentlichen Park hat der Städtische Gärtendirektor Herr Brodersen, Nachfolger unseres treuen Mitgliedes Hermann Mächtig, herzustellen übernommen.

II. Das Ortsstatut zum Schutz der Stadt Berlin gegen Verunstaltung vom 24. Juni 1909 auf Grund des Gesetzes vom 15. Juli 1907 in Verbindung mit § 11 der Städteordnung vom 30. Mai 1853 haben wir in der Fassung bereits Monatsblatt XVIII S. 380 flg. abgedruckt, welche der Magistrat der Stadtverordneten-Versammlung vorschlug, die letztere hat aber manches darin umgestaltet, namentlich die zu schützenden Bauwerke und Distrikte nicht unerheblich in der Sitzung vom 16. Dezember v. J. vermehrt bzw. erweitert, so daß wir uns, nachdem der Magistrat den Abänderungen beigetreten, veranlaßt fühlen, bei der hervorragenden heimatkundlichen Wichtigkeit, welche die Angelegenheit auch für uns besitzt, die endgültige Feststellung des Wortlauts mitzuteilen:

§ 1.

Die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen ist zu versagen, wenn dadurch die Eigenart des Orts- oder Straßenbildes wesentlich beeinträchtigt werden würde, an und auf folgenden Plätzen und Straßen:

Pariser Platz,
 Unter den Linden,
 Am Opernhaus und am Zeughaus,
 Opernplatz,
 Kastanienwald und Universitätsgarten,
 Am Festungsgraben,
 Hinter dem Gießhause, Hinter dem Zeughause und Straße am
 Zeughaus,
 Schloßplatz,
 Lustgarten,
 Museumsinsel,
 Burgstraße von der Friedrichs- bis zur Kurfürstenbrücke,
 Am Kupfergraben von der Georgenstraße bis Hinter dem Gießhause,
 Gendarmenmarkt,
 Wilhelmstraße von Unter den Linden bis zur Leigziger Straße,
 Wilhelmplatz,
 Leipziger Platz,

Potsdamer Platz und Vorplatz am Potsdamer Bahnhof,
 Königsplatz,
 Alsenstraße,
 Reichstagsplatz,
 Sommerstraße, vom Reichstagsufer bis zum Brandenburger Tor,
 Königgrätzer Straße auf der Torseite vom Brandenburger Tor bis
 Voßstraße,
 Monbijouplatz,
 Neuer Markt mit Marienkirchhof,
 Klosterstraße von Königsstraße bis zur Sralauer Straße,
 Belleallianceplatz.

An den Straßen, welche folgende Parkanlagen umgeben:

Viktoriapark,
 Köllnischer Park.

§ 2.

a) Die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen in der Umgebung folgender Bauwerke ist zu versagen, wenn ihre Eigenart oder der Eindruck, den sie hervorrufen, durch die Bauausführung beeinträchtigt werden würde:

Kolonnaden an der Leipziger Straße,
 „ „ „ Königstraße,
 „ „ „ Mohrenstraße,
 Invalidenhaus,
 Poststraße 16 (Ephraim'sches Haus),
 Generallotteriedirektion an der Markgrafenstraße 47,
 Rathaus,
 Amts- und Landgericht an der Grunerstraße,
 Rudolf Virchowkrankenhaus,
 Märkisches Museum,
 Stadthaus,
 Neue Kaiser Wilhelm-Akademie,
 Gebäude der neuen Königl. Bibliothek, der Universitätsbibliothek,
 und der Akademie der Wissenschaften,
 Handelshochschule.

b) Die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung baulicher Änderungen an folgenden Bauwerken ist zu versagen, wenn ihre Eigenart oder der Eindruck, den sie hervorrufen, durch die Bauausführung beeinträchtigt werden würden:

Beide Kirchen an der Mauerstraße (Dreifaltigkeit und Bethlehem),
 Hedwigskirche,
 St. Johanniskirche,

Werdersche Kirche,
 Michaelkirche,
 Thomaskirche,
 Synagoge an der Oranienburger Straße,
 Gertraudtenstraße 16/17,
 Reichsbank,
 Handelshochschule mit Kapelle zum heiligen Geist,
 Jakobikirche,
 Alte Bauakademie.

§ 3.

Die Anbringung von Reklameschildern, Schaukästen, Aufschriften und Abbildungen bedarf für die folgenden Straßen und Plätze, sowie für die folgenden Bauwerke und deren Umgebung der Genehmigung der Baupolizeibehörde:

Pariser Platz,
 Am Opernhaus und am Zeughaus,
 Opernplatz,
 Kastanienwald und Universitätsgarten,
 Am Festungsgraben,
 Hinter dem Gießhause, hinter dem Zeughause und Straße am Zeughause,
 Schloßplatz,
 Lustgarten,
 Museumsinsel,
 Burgstraße von der Friedrichs- bis zur Kurfürstenbrücke,
 Am Kupfergraben von der Georgenstraße bis Hinter dem Gießhause,
 Wilhelmstraße von Unter den Linden bis zur Leipziger Straße,
 Wilhelmplatz,
 Königsplatz,
 Alsenstraße.
 Reichstagsplatz,
 Sommerstraße, vom Reichstagsufer bis zum Brandenburger Tor,
 Platz vor dem Brandenburger Tor,
 Königgrätzer Straße auf der Torseite vom Brandenburger Tor bis Voßstraße.

An den Straßen, welche folgende Parkanlagen umgeben:

Viktoriapark.

Diese Genehmigung ist unter den gleichen Voraussetzungen zu versagen unter denen nach den §§ 1 und 2 die Genehmigung zu Bauausführungen zu verweigern ist.

Die straßenbaupolizeiliche Genehmigung bleibt hierdurch unberührt.

§ 4.

Wenn die Bauausführung in den im § 1 und 2 bezeichneten Fällen nach dem Bauentwurfe dem Gepräge der Umgebung der Baustelle im wesentlichen entsprechen würde, und die Kosten der auf Grund dieses Ortsstatuts geforderten Änderungen in keinem angemessenen Verhältnisse zu den, dem Bauherrn zur Last fallenden Kosten der Bauausführung stehen würden, so ist von der Anwendung des Ortsstatuts abzusehen.

§ 5.

Vor Erteilung oder Versagung der Genehmigung in den Fällen der §§ 1, 2 und 3 ist der Magistrat und der Sachverständigenbeirat zu hören, dieser jedoch nur, sofern es sich nach der Entscheidung des Magistrats nicht um Fälle von untergeordneter Bedeutung handelt.

Der Sachverständigenbeirat besteht aus:

- a) einem Mitgliede der Akademie der Künste,
- b) " " " " des Bauwesens,
- c) " " des Berliner Architektenvereins,
- d) " " der Vereinigung Berliner Architekten,
- e) dem Stadtbaurat für den Hochbau,
- f) zwei sachverständigen Mitgliedern der Stadtverordnetenversammlung.

Die Mitglieder zu a und b werden von den dort genannten Behörden, die zu c und d von diesen Vereinen auf 6 Jahre ehrenamtlich bestimmt; sie sollen in Berlin oder dessen Vororten wohnhaft sein. Die Mitglieder zu f werden von der Stadtverordnetenversammlung für das laufende Kalenderjahr gewählt.

§ 6.

Bei einer auf Grund der Bestimmungen dieses Ortsstatuts erfolgten Beanstandung von Bauprojekten durch den Sachverständigenbeirat oder den Magistrat ist dem Antragsteller unter Angabe der Gründe von der Beanstandung durch den Magistrat Kenntnis zu geben und mit ihm über etwaige Abänderungen zu verhandeln.

Abänderungs- bzw. Neugestaltungsvorschläge dürfen die bauliche Ausnutzungsfähigkeit weder bezüglich der bebauten Fläche noch der Höhe in irgend einer Form beeinflussen.

§ 7.

Dieses Ortsstatut tritt am 1. Januar 1910 in Kraft.

III. Rixdorfer Ortsstatut gegen die Verunstaltung des Stadtbildes. Dem Erlasse eines Ortsstatuts gegen die Verunstaltung des Stadtbildes stimmte die gestrige Stadtverordnetenversammlung in Rixdorf nach dem Vorschlage des Magistrats zu. In die Bestimmungen auf-

genommen wurden außer den schon bekannten Straßen und Plätzen der Boddinplatz, der Kranoldplatz, die Schillerpromenade, die Straßen an der Ringbahn, die Kannerchaussee und die Straßen am Schiffahrtskanal. Die Brandenburgia ist auch hierüber erfreut und ruft unseren heimatlichen Städten zu: *vivant sequentes!*

IV. Ortschroniken sind in der Rheinprovinz von mehreren Landratsämtern, desgl. in der Provinz Hessen-Nassau für die ländlichen Ortschaften angeordnet worden. — Wir richten die dringende Bitte an unsere Regierungen zu Potsdam und Frankfurt a. O. ein Gleiches für unsere Dörfer pp. einzuführen. Der große Nutzen für die Öffentlichkeit, aber auch für Kunst und Wissenschaften ist so einleuchtend, daß ich mich einer näheren Begründung heut enthalten darf.

Als Schema empfiehlt sich die Dreiteilung: Sachchronik, Personenchronik, Ereignischronik.

Irgend ein Schriftgewandter wird sich doch wohl in jedem Dorf finden: der Amtsvorsteher, der Ortsvorsteher, der Gutsherr, der Pfarrer, der Lehrer.

V. Die Jubelfeier der Gardepioniere am 12. d. M. mag wegen der besonderen Volkstümlichkeit dieser Spezialwaffe erwähnt werden. Einen wohl orientierenden Artikel über dies Hundertjahrfest hat u. M. Herr Major z. D. Noël im B. L. A. vom 9. d. M. mitgeteilt. Daß die Pioniere bei einer Art von preußischen Binnen-Kriegsflotte mitwirkten, ist den Wenigsten, wie Herr Noël mit Recht bemerkt, bekannt. Es ist Tatsache, daß in Berlin 1823 ein Segel- und Ruder-Kanonenboot stationiert war. Dieses war in Danzig erbaut und führte zwei zwölfpfündige Kanonen und einen zehnpfündigen Mörser. Befehligt wurde das Kanonenboot zuerst von dem Marinemajor Longé, der bis 1815 in der schwedischen Marine gestanden hatte, später von einem Offizier der Garde-Pioniere. Die Besatzung wurde von Mannschaften der Garde-Pioniere gestellt, die den Namen „Garde-Mariniers“ führten und eine besondere Uniform hatten. Das Kanonenboot nahm wiederholt bis 1841, wo es in Berlin verkauft wurde, an größeren Manövern teil, u. a. bei Potsdam auf der Havel.

1832 wurden mehrere Garde-Mariniers zur Bedienung der Modell-Fregatte „Royal Luise“ nach der Pfaueninsel bei Potsdam kommandiert und verblieben daselbst bis zum Jahre 1850, zu welcher Zeit alle Mariniers dem Marinekorps überwiesen wurden.

Während des Krieges gegen Dänemark 1864 wurde Ende Juli die 1. (Pontonier-) Kompagnie mobilgemacht, um an dem Übergange über den Belt, der jedoch nicht mehr ausgeführt ist, teilzunehmen.

Hiermit hat die „Flotten“-Tätigkeit unserer Garde-Pioniere ihre Endschafft erreicht, da später die preußische, dann deutsche Kriegsflotte überall selbst einsprang.

Auch in bürgerlichen Verhältnissen sind die Pioniere oft hilfreich aufgetreten. So rettete 1868 das Bataillon bei einem großen Waldbrand

in den Revieren Elsterwerda und Liebenwerda dem Staate 27000 Morgen königl. Forst im Werte von 5 bis 6 Millionen Taler. 1888 wurden bei der Wassersnot im Gebiete der Elbe, bei Lenzen, von Garde- und 4. Pionieren gegen 750 Personen aus den Ortschaften geborgen. Ende März desselben Jahres wurden beim Durchbruch der Warthe zwischen Sonnenburg und Limmritz im Verein mit Garde-Fußartilleristen und Mannschaften des 48. Infanterie-Regiments wieder etwa 400 Menschen gerettet. Zahlreich bis in die allerneuste Zeit sind auch die Fälle, in denen das Bataillon durch Sprengung von Gebäuden, Brückenpfeilern und dergleichen, die durch Einsturz die öffentliche Sicherheit zu gefährden drohten, helfend eingriff.

Eine stattliche Reihe von Inhabern der Rettungsmedaille und Ordensauszeichnungen, die in der Geschichte des Bataillons aufgeführt sind, gibt Zeugnis von derartigen Vorkommnissen und von der ehrenden Anerkennung durch den Monarchen.

Noch mache ich auf die von mir herausgegebenen Jugenderinnerungen Gustav Parthey's (Teil II. 1907) aufmerksam, der i. J. 1817 bei den Gardepionieren als Einjährig-Freiwilliger gedient und launige Erinnerungen aus jener Zeit niedergeschrieben hat.

VI. Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Nr. 10 Dez. 1909 enthält u. a. von unserm A. M. Robert Mielke eine interessante Schilderung und Aufforderung: „Über die Aufnahme der Getreidepuppen“. Wir teilen daraus bezüglich der Bezeichnung der Garbenbündel und deren Aufstellungen folgenden Passus mit.

„Bisher sind mir bekannt geworden: Puppe (Hessen, Mittelschlesien, Posen, Brandenburg, Lippe); Kupke (bei Wreschen); Staufen (Niederschleden bei Kassel); Stiegen (Hannover, Göttingen, Norddeutschland); Hocken (Prignitz, Neuvorpommern, Posen, Westpreußen); Haustern (Kreis Biedenkopf); Düben (Lemgo, Salzuflen); Garbe, d. h. in Haufen von 20 Bunden, (Korbach); die Schau und der Duw (Lippe). Für Heustapel finde ich Miete (Brandenburg, Sachsen, Mecklenburg, Pommern); die Schmahd (Ostpreußen); Kapizen (Uckermark, Neumark, Posen); Diemen (Holstein, Hannover); Schober (Brandenburg); beim Klee Bold und Spitze „für den unteren und oberen Teil des Bündels (Prignitz). Welche Bezeichnungen kommen weiterhin vor?“

Ich füge hinzu, Kapitze sagt man für die Heuhaufen im Oderbruch bei Freienwalde. Der Name gilt als wendischen Ursprungs. Unter Schober versteht man die Bedachung von Heu, daher Heuschober (Prov. Brandenburg).

Es müßten nun noch abgebildet werden: a) die Gestelle auf denen Heu und Korn zu Puppen pp. aufgebaut wird und die örtlich sehr verschieden sind; b) die Gestalt, die die alsdann fertiggestellte Puppe annimmt.

Die Herren K. Wehrhan in Frankfurt a. M. und Dr. Olbrich in Breslau veröffentlichen eine Umfrage über die Freimaurerei im Volksglauben. Daß die Freimaurerei dabei als Teufelswerk im Volksmunde

sehr, sehr böse fortkommt, können Sie sich leicht denken. Das gilt insbesondere in katholischen Gegenden, da die Geistlichkeit auch heute noch eine große Abneigung gegen die Freimaurerei an den Tag legt.

VII. Zur Frage des Waldschutzes. Am 1. d. M. fand seitens des Zentralausschusses für die Wald- und Ansiedlungsfrage unter Vorsitz des Herrn Dr. v. Mangoldt unter Beteiligung mehrerer Brandenburgiamitglieder statt. Beschlossen wurde, die Agitation in der Presse, bei den gesetzgebenden Körperschaften und in Versammlungen kräftigst zu betreiben. — Wichtiger war die Waldschutz-Konferenz im Berliner Rathaus am 24. d. M., über welche wir des Zusammenhangs halber nachträglich gleich hier mitberichten. Außer Berlin und den Kreisen Teltow und Nieder-Barnim waren die Städte Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, Rixdorf und Lichtenberg vertreten. Die gestrige Konferenz war einberufen worden, nachdem eine vor mehreren Monaten gewählte Kommission ihre vorbereitenden Arbeiten beendet hatte. Diese Kommission, die aus Bürgermeister Dr. Reicke, Landrat Graf v. Rödern, Oberbürgermeister Wilde (Schöneberg) und Magistratsrat Hamburger bestand, hatte den Auftrag, eine Denkschrift auszuarbeiten, die der Regierung die Notwendigkeit und Wichtigkeit dartun sollte, daß aus sozialen und hygienischen Gründen Groß-Berlin ein möglichst umfangreicher Waldbestand erhalten bleibe. Diese Denkschrift lag gestern vor, und auf Grund der in ihr angeführten ethischen und hygienischen Momente sollen nun die Verhandlungen mit der Regierung eingeleitet werden. Dabei wurde als zweckdienlich erachtet, daß die Verhandlungen mit den maßgebenden Stellen möglichst persönlich geführt würden, und es wurde eine besondere Kommission gewählt, die mit dem Landwirtschafts- und Finanzminister sich bald ins Einvernehmen setzen soll. In welchen Formen die Sicherung der noch vorhandenen Waldbestände erfolgen dürfte, darüber läßt sich noch nichts sagen. Es kommt da sowohl Pacht wie Ankauf in Frage, und nicht zuletzt werden die Forderungen der Regierung eine Rolle spielen. Jedenfalls darf es schon als ein bedeutsamer Schritt begrüßt werden, daß sich die großen Nachbargemeinden und Kreise mit der Reichshauptstadt zu einer gemeinsamen Aktion in dieser Frage zusammengeschlossen haben. Lange genug hat es gedauert, bis dieser Zusammenschluß erfolgte, und kostbare Waldungen sind inzwischen aufgeteilt worden. Aber noch ist die Umgebung Berlins walddreich genug, daß es sich verlohnt, für die Erhaltung der noch vorhandenen Forsten mit aller Energie einzutreten. Die weitere Verfolgung der Angelegenheit wird von der Stellungnahme abhängen, die die Minister, zu denen wegen der Eingemeidungsfragen auch noch der Minister des Innern zählen dürfte, einnehmen werden. Sobald die Ministerien sich erklärt haben werden und dadurch eine Grundlage gewonnen sein wird, soll die Begründung eines Zweckverbandes in Angriff genommen werden, der Berlin mit seiner gesamten Vorortschaft umschließt. Die gestern im Rathaus ver-

tretenen Gemeinden betrachten sich mithin lediglich als die Pioniere für den zur Durchführung auch dieses Planes anzustrebenden Zweckverband Groß-Berlin. —

In der Brandenburgia wird am 30. März u. M. Herr Kötschke über Waldschutz sprechen.

VIII. Bericht über das Museum für Heimatkunde zu Eberswalde i. J. 1909 von u. M. Herrn Rudolf Schmidt. Wir entnehmen einzelnes.

Die Sammlungen sind während dieser Zeit um 313 Nummern vermehrt worden und umfassen gegenwärtig 3366 Gegenstände.

Um wertvolle Besitzstücke wurde in erster Reihe die Bildersammlung des Museums erweitert. Herr Oberpfarrer Jonas schenkte ein aus dem Jahre 1780 stammendes, sehr interessantes Eberswalder Bild (Panorama von Eberswalde) und zwei Bilder von Chorin aus dem gleichen Jahre, alle drei von dem Hofmaler Alberti herstammend. Ferner stiftete er zwei Farbenbilder des früheren Gymnasialoberlehrers Freund aus dem Jahre 1896. Herr Lehrer Homburger, welcher dem Museum schon in früheren Jahren mehrfach eigene Arbeiten überwiesen hatte, schenkte ein Gemälde „Eberswalde im Schnee Anfang 1999“, sowie die malerische Wiedergabe eines jetzt verschwundenen Stückes Alt-Eberswaldes, „Prippnows Ecke“ genannt. Das Museum selbst hatte das Glück, durch Zufall einen Kupferstich aus dem Jahre 1824, den „Eberswalder Wasserfall“ darstellend, erwerben zu können, das bis jetzt älteste bekannte Wasserfallbild. Sodann konnte eine Originalzeichnung des früheren Wunderkreises auf dem Hausberg, aus dem Jahre 1798 stammend, den Sammlungen einverleibt werden. Auch die Museumsverwaltung hat wiederum eine Reihe von Photographien von im Berichtsjahre abgerissenen oder gänzlich veränderten Bauwerken unserer Stadt anfertigen lassen, um so das Stadtbild früherer Zeit wenigstens im Bilde festzuhalten.

Über die eigentliche Hauptwerbung des vergangenen Jahres, den Ankauf der kunstvollen, aus dem Jahre 1518 stammenden Barbara-Glocke hat bereits der Vereins-Vorsitzende, Professor Dr. Eckstein, eingehend berichtet.

Die prähistorische Sammlung konnte ebenfalls durch einige wertvolle Stücke vermehrt werden, namentlich durch die Schenkungen der Herren Bauerngutsbesitzer Brunow in Klobbicke, Rentier Kuhlisch in Biesenthal und Forstmeister Zeising in Eberswalde.

Von Interesse ist auch die durch Frau Ww. Leinug erfolgte Überweisung eines Original Exemplars des Kladderadatschs aus dem Jahre 1848/49, der damals für einige Zeit in Eberswalde erschien.

Der Besuch war ein recht erfreulich reger.

IX. Ein historisches Volksschauspiel Kloster Chorin, Text von Axel Delmar, wird in 3 Hauptabschnitte gegliedert: Gründung und

Blütezeit; Verfall des Klosterlebens; Anbruch einer neuen Zeit, auf Veranstaltung des uns befreundeten Vorstandes des Vereins für Heimatkunde zu Eberswalde am 15., 16., 17., 22., 25., 29. Mai sowie 1. und 5. Juni aufgeführt worden. Ich lege Ihnen mehrere Prospekte, in denen auch die Aufforderung zur Teilnahme bei Bildung eines Garantiefonds enthalten ist, zur Kenntnisnahme vor.

Dieser Versuch, die Volksschauspiele auch in unserer Heimat zu erneuern, hat selbstverständlich die lebhafteste Sympathie der Brandenburgia.

Ob die Mitglieder als solche gemeinschaftlich einer Aufführung beiwohnen wollen oder ob nur einer der Spieltage bezeichnet und jedem Mitgliede freigestellt wird, mit nach Chorin zu kommen, bedarf noch der Erwägung in der Vorstands- und Ausschußsitzung am 22. k. M.

Die Preise schwanken zwischen 5 und 2 *M* für Sitzplätze. Stehplätze kosten 1 *M*. Beginn 3 Nachmittags, Spieldauer mit Pausen etwa 2½ Stunde.

Unter allen Umständen empfehlen wir unseren Mitgliedern und Freunden einen einmaligen Besuch.

X. Der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege, mit dessen Tätigkeit wir viele auf der Hand liegende Beziehungen haben, hat gestern und heut Hauptversammlungen abgehalten, die auch von vielen unserer Mitglieder besucht waren. Wir kommen daher dem Wunsche, darüber zu berichten, gern entgegen.

Dem von dem Geschäftsführer, Professor H. Sohnrey erstatteten Geschäftsbericht entnehmen wir folgendes: Durch Königlichen Erlaß vom 3. Mai 1909 ist dem Vereinen die Rechtsfähigkeit verliehen. Die Mitgliederzahl des Hauptvereins und seiner Provinzialabteilungen (Ostpreußen, Pommern, Schlesien, Westpreußen) hat sich auf 5287, um das dreieinhalbfache gehoben. Dazu kommen die Mitglieder der Landesvereine (Baden, Württemberg, Thüringen, Hessen, Mecklenburg) und kleiner Vereine; die Gesamtzahl beträgt ungefähr 10 000 Mitglieder. Der Etat des Vereins für 1909/10 bilanziert mit 38 257 *M*. Sehr regé war die Benutzung der vom Verein eingerichteten „Auskunftsstelle für bäuerliche Ansiedelungen“, die zugleich in Berlin die Königliche Ansiedelungskommission vertritt. Der Verein widmete seine Aufmerksamkeit der Ernährungsweise der Landbevölkerung, dem ländlichen Jugendspiel, dem landwirtschaftlichen Unterricht beim Heere, der nach ihm nicht lediglich ein landwirtschaftlich-technischer sein, sondern vor allem der Heimatliebe dienen soll, und hielt selbst bei mehreren Berliner Regimentern Kurse in diesem Sinne ab. Einen Überblick über die Tätigkeit der Zeigvereine, die mannigfache literarische Arbeit und die Vorgänge auf einigen besonderen Gebieten, Dorfkirche, Ortsgeschichte, Dorftheater, Dorfmuseum, Heimatspflege, Wander-Kunstaussstellungen vervollständigte den Bericht, der Kenntnis gab von der reichen, vielgestaltigen Tätigkeit des Vereins.

Herr Generalarzt z. D. Körting, Mitglied des Zentralkomitees des preußischen Landesvereins vom roten Kreuz und des Hauptvorstandes des Vaterländischen Frauenvereins referierte über Wohlfahrtspflege unter dem Roten Kreuz mit besonderer Rücksicht auf ländliche Fürsorge. Die unter dem Roten Kreuz arbeitenden Männer- und Frauenvereine haben satzungsgemäß, neben der Kriegsvorbereitung, im Frieden bei Seuchen, Unglücksfällen, Menschenansammlungen und ähnlichen Anlässen Hilfe zu leisten und überhaupt in der Wohlfahrtspflege tätig zu sein. Ein gewaltiges Personal an Pflegern und Pflegerinnen, eine große Anzahl von Krankenanstalten und ein bedeutendes Einrichtungsmaterial dient diesen Zielen, die leider nicht genügend bekannt sind. Redner legte eingehend dar, wie die Sanitätskolonnen vom Roten Kreuz im ganzen Reiche je länger desto mehr bereit und befähigt sind, den Krankentransport im Frieden auch auf dem Lande zu übernehmen und dies in großem Umfange bereits tun. Er zeigte ferner, wie das Zentralkomitee mit Hunderten von transportablen Baracken am Platze ist, wo kleine Gemeinden in Seuchengefahr geraten, um Kranke und Verdächtige abzusondern. Das Rote Kreuz übernimmt dort auch die Krankenpflege. Eine bis in die kleinsten ländlichen Bezirke ausgedehnte Wohlfahrtsarbeit wird ferner durch die Gemeindegewestern und Landkrankenpflegerinnen geleistet, die größtenteils den vaterländischen Frauenvereinen entstammen, von den Provinzialverbänden und -Vereinen ausgebildet, ausgerüstet und unterhalten werden. Wochenpflege, Säuglingspflege, Kleinkinderbewahrung und ähnliche Anstalten in größter Zahl widmen ihre Hilfe unter dem Zeichen des Roten Kreuzes dem Lande. Den Schluß der Ausführungen bildete der vom Redner ausgedrückte Wunsch, daß die Organe des Deutschen Vereins für ländische Wohlfahrts- und Heimatpflege sich mehr als bisher der überall vertretenen Zweigorganisation des Roten Kreuzes bedienen möchten.

Herr Regierungsassessor, Freiherr von Gayl-Königsberg i. Pr., Direktor der Ostpreußischen Landgesellschaft, sprach aus seiner Praxis über die Erfahrungen auf dem Gebiete der inneren Kolonisation in Ostpreußen. Nach einem kurzen Überblick über die Entwicklungsgeschichte und die Organisation der seit 1906 in Ostpreußen arbeitenden gemeinnützigen Kolonisationsgesellschaft und einigen Worten über die Notwendigkeit einer energischen Besiedlung des äußersten Ostens aus nationalen, wirtschaftlichen und politischen Gründen ging der Redner näher auf die Ansetzung von spannfähigen Bauern und Landarbeitern durch seine Gesellschaft ein. Die Ansiedlungsmethode der Landgesellschaft schließe sich in ihren Grundzügen den Erfahrungen der Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen an. Die freiere Beweglichkeit der kaufmännisch arbeitenden Organisation und die zurzeit noch gesunden nationalen Verhältnisse in Ostpreußen gestatteten jedoch eine bessere Ausnutzung aller sich bietenden Erwerbsmöglichkeiten und eine erheblich billigere Arbeitsweise, Es sei daher

möglich, mit sehr viel geringeren Mitteln dieselben Resultate wie in Posen und Westpreußen zu erreichen. — Verkannt dürfe jedoch nicht werden, daß auch Schattenseiten vorhanden seien. Insbesondere sei das Arbeiten mit dem Rentenbankkredit durch den beim Verkauf der Rentenbriefe sich ergebenden und zuweilen 10 Prozent betragenden Kursverlust äußerst schwierig. Das Angebot an Gütern überstiege weit den Bedarf. Von 789 angebotenen Grundstücken mit einem Flächeninhalte von 218 500,37 Hektar seien in etwas über 3 Jahren 38 mit 15 869,17 Hektar zu Besiedelungszwecken angekauft. Die Nachfrage nach Bauernstellen sei außerordentlich groß, während der Verkauf der Arbeiterstellen der schwierigste und am wenigsten aussichtsvolle Teil der Kolonisationsarbeit sei. Ein kleiner, immerhin fühlbarer Rückstrom von Industriearbeitern ostpreußischer Herkunft nach der alten Heimat sei bemerkenswert. Ebenso seien die mit der Ansetzung von Deutsch-Russen gemachten Erfahrungen außerordentlich interessant. Die Aufteilung, soweit der Verkauf der Stellen und der Aufbau der Gehöfte in Frage kämen, ginge sehr flott. Von April bis Oktober entstanden völlig neue Dörfer. Die Bauten würden von den Ansiedlern selbst mit Hilfe kleiner Unternehmer ausgeführt. Nur Arbeiterstellen habe die Gesellschaft auf eigene Gefahr selbst gebaut. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Gesellschaft bisher lebensfähige Ansiedlungen geschaffen habe. Überraschend sei das Anwachsen des Viehbestandes, der sich stellenweise verdreifacht habe. Die vom Redner angeführten Zahlen seien als Beweis dafür anzusehen, daß die Ansiedlerstellen eine starke Viehhaltung ermöglichten und daß die jährlichen Renten aus dem Vieherlös ohne Schwierigkeiten gedeckt werden könnten. Auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege beabsichtige die Gesellschaft künftig in großem Maßstabe vorzugehen. Alles in allem könne die Gesellschaft mit einiger Zufriedenheit auf ihr bisheriges Werk blicken. In reichlich drei Jahren habe sie mit 2 650 000 Mark eigenem Kapital rund 520 Familien auf lebensfähigen Stellen in Ostpreußen angesetzt. Ostpreußen sei der Wellenbrecher gegen die slawische Hochflut. Sein Ansehen im Reiche stände jedoch nicht im richtigen Verhältnis zu seiner nationalen Wichtigkeit. Aber mit Unrecht! Es wäre sehr wünschenswert, wenn mehr Westdeutsche einmal den Mut fänden, das an Naturschönheiten und historischen Erinnerungen reiche Land im äußersten Osten des Deutschen Reiches aufzusuchen, um sich persönlich zu überzeugen, wie dort auf allen Gebieten, insbesondere auch auf dem der Versammlung am meisten am Herzen liegenden Gebiet der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege mit allen verfügbaren Kräften gearbeitet wird.

XI. Vom Märkischen Volksglauben. In der Mark, so schreibt man uns aus dem Kreise Beeskow-Storkow, hat sich bis auf den heutigen Tag mancher alte Volksglauben erhalten. Heult ein Hund in der Nacht und hält dabei die Schnauze nach unten, so stirbt jemand im Dorf, hält

er die Schnauze aber nach oben gerichtet, ist Feuer zu erwarten. Schreit die Eule nächtlich auf einem Gehöft, so pflegen die Leute zu sagen: „Wem wird die wohl zu Grabe juchen?“ Dasselbe gilt von der Krähe (gemeint ist die Nebelkrähe *Corvus cornix*). Wühlt ein Maulwurf 'dicht am Hause einen Hügel auf, muß in Bälde ein Hausbewohner sterben. Nicht nur, wenn die Katze sich striegelt, sondern auch, wenn man morgens beim Stubenkehren einen Strohalm unter den Besen bekommt, so ist Besuch zu erwarten. Manche sagen, wenn ein „zusammengeknöteter“ Strohalm im Hause gefunden wird, stehen Gäste in Aussicht. Man darf nie beim Ausfegen den Schutt über die Schwelle fegen, dann fegt man das Glück mit heraus. Träumt man, alle Zähne verloren zu haben, stirbt man selbst, träumt man aber, nur eines Zahnes verlustig zu gehen, stirbt ein Verwandter oder naher Bekannter. Sieht jemand am Morgen eine Spinne, bringt sie ihm Sorgen und Kummer; dagegen verheißt sie dem, der sie am Mittag sieht, Glück am dritten Tag, während derjenige, der eine Spinne am Abend zu Gesicht bekommt, noch am selben Abend Gutes erfahren wird. Wenn die Schwalben niedrig fliegen und der Pirol schreit, ist schlechtes Wetter im Anzuge. Doch wird es sich aufklären, wenn die Frösche abends sehr quaken und die Mücken bei Sonnenuntergang eifrig spielen. Alte Leute pflegen zu sagen: „Mir reißen schon wieder die Knochen, das ist auf schlecht' Wetter.“

Entnommen der Zeitschrift Das Land. 18. Jahrg. 1910.

XII. Über Totengebräuche erzählen die Leute aus dem Kreise Ostrowo in Ostpreußen. Stirbt jemand im Dorfe, so werden gewöhnlich Kinder aus dem Trauerhause (seltener die Totenfrau) abgesandt, die Verwandten und Bekannten zum „Singen“ zu laden. Ihre Aufforderung ist meist diese: „Die Mutter (oder der Vater usw.) läßt bitten, Ihr möchtet so gut sein, heute abend zum Singen zu kommen.“ Solange nämlich der Tote auf der Erde ist, müssen allabendlich wenigstens eine Stunde bei ihm geistliche Lieder gesungen werden; die Pausen werden mit Unterhalten ausgefüllt. Auch wird Schnaps zur Stärkung gereicht. Am Abend vor dem Begräbnis (also am letzten Singabend) bittet die Frau vom Trauerhause (resp. der Mann oder sonst die erste Person des Hauses) die Gäste, doch am folgenden Tage zum Begräbnis zu kommen. Sie teilt ihnen darauf Zeit der Hausandacht und des Begräbnisses mit. Die Leiche muß stets so aufgebahrt werden, daß die Füße nach der Tür liegen, sie wird auch so herausgetragen, daß die Füße zuerst aus dem Hause kommen. Man begräbt den Toten mit dem Gesicht nach Osten gewandt. Bei eintretender Dunkelheit hat man wenigstens ein Licht in dem Raume anzuzünden, wo die Leiche aufgebahrt liegt. Dies Licht muß die ganze Nacht hindurch brennen.

Junge Mädchen werden im weißen Totenhemd, junge Burschen auch ebenso, oder im schwarzen Anzug in den Sarg gelegt. Erstere bekommen ein Sträußchen, letztere eine Mütze in die rechte Hand. Die Särge werden

stets von Trägern getragen. Ist der Tote ein junges Mädchen oder ein junger Bursche, gehen junge Mädchen mit selbstgeflochtenen Grabkränzen dem Sarge voran. — Ist der Begräbnisplatz nicht in demselben Dorf, so bewegt sich der Zug bis ein Stückchen hinter das Dorf. Dann wird der Sarg auf einem Bretterwagen geladen, auf dessen Boden Strohbunde gelegt sind. Beim Rückweg muß man ein wenig Stroh an dem Grenz- oder Kreuzweg (oder falls es beides gibt, an beiden) niederwerfen, damit, wie der Volksmund sagt, sich die Seele des Begrabenen, die nach dem Begräbnis mitkommt, dort ausruhen kann. — Sowie der Sarg aus der Stube getragen worden ist, stellt man einen Stuhl vor die Stubentür und hängt ein Handtuch an den äußeren Stubentürpfosten. Auf dem Stuhl, sagen die Leute, ruht sich die arme Seele aus, die mit den Leidtragenden mit nach Hause kehrt, und an dem Handtuch trocknet sie ihre Tränen. — Demjenigen, der nach dem Begräbnisschmaus (die meisten richten ein Abendessen aus, bestehend aus: Fisch- und Fleischgerichten, Reis mit Pflaumen, Kuchen, Kaffee, Schnaps, Likör usw.) zuerst heimkehrt, folgt die Seele des Verstorbenen nach, um sich dann endlich zur Ruhe zu begeben. — Erst jetzt darf man Stuhl und Handtuch wieder in die Stube hineinholen, sie haben ihren Dienst erfüllt, dem Toten den letzten Liebesdienst zu erweisen.

Auch dieser Beitrag ist aus der neusten Nummer der Zeitschrift „Das Land“ des vorgedachten Vereins. Also nicht bloß Praktisches, sondern auch Volkskunde wurde darin getrieben.

XIII. Zur Wiederbelebung der Bernauer Hussitenfeier, worüber schon in letzter Sitzung gesprochen wurde, schreibt Herr Julius Reichsritter von Wirth Edler von Weydenberg in Bernau folgendes im B. L. A. vom 17. d. M. vom Turnplatz am Mühlentor folgendes.

Hier ist ein historischer Hintergrund vorhanden, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Die gut erhaltene alte Stadtmauer mit Lughäusern und Pulverturm, die altehrwürdige St. Marienkirche, die Zeugin jener Zeit, und die mit schattigen Bäumen bepflanzten Wälle mit ihrer Ursprünglichkeit bieten ein herrliches Landschaftsbild, der große, schöne Platz aber, in Baumgrün eingehegt, bietet eine tadellose Naturbühne. Es sei auch des großartigen Festzuges gedacht, den, veranstaltet von Berliner Künstlern, aus Anlaß der 450jährigen Wiederkehr des Hussitenfestes Bernau in seinen Mauern sah. Schon damals hoffte man, daß nach diesem schönen Erfolge die bekannte Schwerfälligkeit und Abneigung der Norddeutschen gegen solche historischen Gedenkfeiern bald schwinden werde. Erst nach 28 Jahren schätzt man den Wert solcher vaterländischen Gedenktage etwas höher ein, denn bei der Nähe der Reichshauptstadt kann man sich nennenswerte wirtschaftliche Vorteile davon versprechen, wird die jährlich [wiederkehrende] Feier großzügig angelegt. Beim 450. Hussitenfeste i. J. 1882 durchzuckte es viele Tausende, die gekommen waren, wie ein elektrischer Funke beim Anblick des farbenprächtigen Festzuges, der von einer Abteilung der

Brandenburger eröffnet wurde. Voran ein Trompeter und ein Fahnenträger zu Pferde, denen der Kurprinz in Begleitung seines Feldhauptmanns mit denjenigen Fürstlichkeiten folgte, die zur Zeit des Krieges sich am Spandauer Hofe aufhielten. Prächtige Gestalten berittener Brandenburger und Fußvolk, Bogen- und Armbrustschützen folgten; sie machten einen besonders charakteristischen Eindruck durch die farbenprächtige Tracht. Die Bernauer erschienen mit dem Stadtbanner, gefolgt von Lanzenträgern, dem Bürgermeister von Bernau, Stadträten, dem Scharfrichter, ganz in Scharlachrot gekleidet, mit Strohstrick, Maske, Ketten usw.; ihm folgten die Geistlichkeit, Gelehrte, Stadtschreiber, Bernauer Handwerker und Bürger. Auch fehlten nicht der Ablaßkrämer mit dem Hundewagen und die Schutzjuden der Stadt. Dann kamen die Hussiten mit ihren langen, roten Fahnen. Verwegene Gesellen, die in dem vielgestaltigen, bunten Gewimmel wie eine Horde Wilder erschienen, in Bärenhäute, Schafpelze und panzerähnliche Stücke gekleidet, mit wüst aufgelöstem Haar unter Eisenkappe oder Pelzmütze, die mit Federn geschmückt waren. Nasenschielen und metallne Ohrenklappen gaben den zerrissenen Gesichtern ein schreckhaftes Gepräge. Diese wild dreinschauenden Burschen waren bewaffnet mit Morgensternen, Flambergen, Tartschen, Sensen, Dreschflegeln, Äxten usw. Streitwagen, von Ochsen gezogen, mit Hussitinnen vervollständigten das interessante Bild. Den Mittelpunkt auf fast unbekleidetem Pferde bildete der Hussitenführer Koska, dargestellt durch Dr. Jacobsen, in seiner Begleitung der Maler Lessing, bekleidet mit rotem Wams, die Brust durch Harnisch geschützt, ein mächtiges Bärenfell hing ihnen von den Schultern herab. Die wilden Horden bewegten sich im buntesten Gewimmel durcheinander. Das Mittelalter schien alle seine Furien entfesselt zu haben. „Die Hussiten! Die Hussiten! So ertönte es aus tausend Kehlen, als die böhmischen Glaubensstreiter mit landesüblicher historischer Musik (Dudelsack, Violine, Tamburin usw.) durch das Mühlentor zogen, das als verkehrshindernd später abgerissen wurde. Man fragte sich unwillkürlich: „Traum oder Wirklichkeit?“ „Slava!“ „Zivio!“ erschütterten die Luft. Kaiser Friedrich, damals Kromprinz, ließ den Festzug zweimal an sich vorbeipassieren, so gut hatte das farbenreiche Schauspiel ihn befriedigt. — Durch solche Feier vaterländischer Gedenktage werden das Nationalbewußtsein und die Liebe zur Heimat wach und rege erhalten.

Der Vors. bemerkt noch: Der böhmische Reformator schrieb sich Hus, also muß man eigentlich Husiten sagen, indessen die Schreibweise Hussit (vgl. die Berliner Hussiten-Straße) scheint unausrottbar eingebürgert. Siehe m. Mitt. im Monatsheft I. S. 88.

XIV. Der Bahnofsname Fürstenbrunn ist insofern bedroht, als Bewohner der neuen Ansiedlung Nonnendamm auf der nördlichen Seite der Lehrter Bahn den Antrag gestellt haben, den Bahnhof Nonnendamm zu nennen. Die Interessenten von Fürstenbrunn haben die Intervention der Brandenburgia im Sinne einer Beibehaltung des älteren Namens Bahn-

hof Fürstenbrunn erbeten. Die Verhältnisse der Ortschaft Fürstenbrunn sind zu der Brandenburgia aus Wanderversammlungen genugsam bekannt. Der Wunsch ist vollkommen gerechtfertigt und ich habe ein Schreiben, die Beibehaltung des alten Namens Fürstenbrunn befürwortend, abgesandt.

B. Persönliches.

XV. Leider haben wir den Tod eines unserer ältesten Mitglieder, des Herrn Geheimen Baurats Carl Grapow, zu beklagen, der am 17. d. M. hierselbst nach kurzem Krankenlager entschlafen ist. — Mit tiefer Betrübnis erfahren wir, daß Frau Prediger Helene Kötschke, die liebenswürdige Gattin unseres Mitgliedes Kötschke, am 25. Januar verstarb. — Mit großem Bedauern nehmen auch wir davon Kenntnis, daß unser Mitglied Frau Geheimrat Professor Dr. Anna Krause geb. Goedecke ihren um die Anatomie und Anthropologie hochverdienten Gatten Wilhelm Krause am 2. d. M. verloren hat.

XVI. Herr Gymnasial-Professor Dr. Hermann Größler ist am 4. d. M., bald 70 Jahre alt, in Eisleben verstorben. Er hat seine vortrefflichen Arbeiten, die sich meist auf die jüngere Steinkultur seiner Gegend bezogen, regelmäßig der Brandenburgia eingesendet und für unser vorgeschichtliches Gebiet großes Interesse bezeugt. Ich lege eine seiner letzten Publikationen vor: „Die Tongefäße der Glockenbäckerkultur und ihre Verbreitung in Thüringen und angrenzenden Gebieten“ (Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thüring. Länder. Bd. VIII. 1909.) Ferner mache ich auf die größte Leistung Größlers aufmerksam, die Ausgrabung des steinzeitlichen Fürstengrabs im Mansfelder Seekreis, das ein vollständiges Holzhaus enthielt und von mir Brandenburgia XVII S. 91—95 beschrieben worden ist.

XVII. Den Tod Otto Julius Bierbaum's am 1. d. M. möchte ich nicht unerwähnt lassen angesichts der mancherlei Beziehungen, die er zu unserer engern Heimat gehabt. Er wurde am 28. Juni 1856 zu Grünberg in Schlesien geboren. Zunächst besuchte er das Freimaurerinstitut in Dresden und bezog darauf das Gymnasium in Leipzig und später das in Wurzen. Er studierte in Zürich, Leipzig, München und Berlin, widmete sich aber bald literarischer Tätigkeit. Im Jahre 1901 vermählte er sich mit Gemma Pruneti-Lotti. Bereits vor einiger Zeit tauchten Gerüchte auf von einer schweren Ohrenoperation des Dichters, doch konnte damals Bierbaum selbst dieses Gerücht in launigen Worten dementieren. Dagegen hatte er seit langem ein chronisches Nierenleiden, dem er auch schließlich erlag. Einer der vielen biographischen Schilderungen, die in den vergangenen Wochen erschienen sind, entnehmen wir die nachfolgende Charakteristik des B. L. A. vom 2. d. Mts. „Mit Otto Julius Bierbaum, einem Kinde

Schlesiens, das allmählich ganz in der Münchener Kultur aufgegangen ist, ist eine der reichsten und vielseitigsten Begabungen der deutschen Literatur in verhältnismäßig jungen Jahren — Bierbaum ist nur 44 Jahre alt geworden — allzufrüh dahingegangen. Als die deutsche Kunst sich nach einer langen Epoche des Epigontums und farblosen Idealismus wieder jungfräulichen Boden suchte, erkor die Jugend sich besonders zwei Schriftsteller zu ihren Lieblingen, Otto Erich, die bekannte Abkürzung für Hartleben, und Otto Julius, eben unsern Bierbaum. Von ihnen war Hartleben wohl das stärkere Talent, aber Bierbaum in seiner unermüdlichen Schaffenskraft blieb der größere Bürger. Ähnlich wie Hermann Bahr, der in Österreich in aestheticis revolutionierte, stand er in Deutschland an der Spitze jedes literarischen und artistischen Vorstoßes. Er hat bei uns die Überbrettel-Bewegung durch seinen Roman „Stilpe“, dem er später noch eine Reihe sehr gelungener Erzählungen und den vielbesprochenen Schlüsselroman „Prinz Kuckuck“ nachfolgen ließ, in die Wege geleitet und in Berlin im Trianon-Theater das freilich rasch mißglückte Experiment einer melodramatischen Bühne gemacht. Sein Tanzduett „Ringel Ringel Rosenkranz“ mit der Musik von Straus ist der Clou des Brettlis geblieben, und dem Lyriker Bierbaum ist in seinem „Irrgarten der Liebe“, der es auf mehr als 40 Auflagen brachte, manches frische, volkstümliche Gedicht gelungen. Auch auf dramatischem Gebiete und als Librettist ist Bierbaum tätig gewesen. Seine Oper „Lobetanz“ hatte einen schönen Erfolg. So reich sein produktives literarisches Schaffen ist, es wird noch durch zahlreiche Ausgaben älterer Literaturwerke, durch Anthologien und kunstgeschichtliche Schriften erweitert. Bierbaum war wirklich in allen Sätteln gerecht und besaß einen ausgeprägten Sinn für alle Aktualitäten.

Das soeben erwähnte Bühnenspiel Lobetanz liegt nur in einem Exemplar vor, das er handschriftlich „Tegel, den 15. Februar 1895“ u. verstorbenem M. Dr. Carl Bolle gewidmet hat, ebenso das reizende: „Nehmt, Frouwe, diesen Kranz“, ausgewählte Gedichte (Berlin 1894 Verlag von Schuhr), die er in Tegel gleichfalls gedichtet. Unser guter Freund Carl Bolle war ein eigener Kauz, sehr gastfrei auf seiner Insel Scharfenberg, die wegen der Streitigkeiten zwischen dem Erben, u. M. Herrn Adolf Bolle und der Stadt Berlin einer- und der Wwe. Constanze von Heinz andererseits gerade gegenwärtig die Aufmerksamkeit erregt. Aber er liebte nicht längere Einquartierung von Fremden auf seinem Eiland und so schlug er Herrn Bierbaum eine Wohnung auf Scharfenberg ab, während er ihn und seine liebenswürdige Frau bei kürzeren Besuchen sehr freundlich dort aufnahm.

Bierbaum quartierte sich infolgedessen gegenüber im Dorf Tegel ein, kam aber sehr häufig zu Boote nach der Insel herüber. In der „Widmungsepistel: An meine Frau Gusti“ S. IX von „Nehmt, Frouwe, disen Kranz“ schreibt er unter den schlanken Scharlacheichen von Scharfenberg:

„Da sitz ich nun und schreibe Dir diesen Brief und ich sehe unterm Schreiben, zwischen dem grünen Laub- und Lärchenrahmen hindurch, an der Liebesinsel*) vorbei und über den leicht wellenden See weg, darüber die hellen Pfeiler unseres Laubenganges aus dem dunklen Garten von Mutter Bocks Garten blitzen, und ich ahne Dich dahinter, wie Du es gewaltig wichtig hast in emsigen Hausfrauenpflichten.

Zehn Schlüssel klirren Dir vom Bund;
Das ist kein kleines Walten,
Die Schreine, Schränke, Kästen und
Laden in Zucht zu halten.

Und ich Faulpelz liege derweil auf der Insel der Seligen und lasse Verse steigen, wie die Kinder bunte Drachen steigen lassen und erlustiere mich zwischen den blühenden Herrlichkeiten aller Breiten, die ein sorgsamer, guter und wissender Freund der Natur mit Herbergsvater treue hier heimisch gemacht hat auf einer stillen Havelinsel mitten in der Mark. Wär' ich gelehrt und mein Kopf eine Botanisiertrommel, was wollt ich Dir da für Namen auskramen: afrikanische und amerikanische, chinesische und japanische und Du solltest wacker nachschlagen müssen in der Flora aller Erdzonen und solltest einen gewaltigen Respekt kriegen vor meiner Beschlagenheit in botanicis. Aber ich verstehe von all diesen schönen lebendigen Dingen nichts als ihre Schönheit und ihr blühendes, fruchtendes Leben, das für mich keinen Namen und nur den einen Sinn hat: Schönheit in Freiheit

Das ist so wunderbar hier, daß der Fremde im Heimischen wie Heimisches steht, nicht etikettenbehangen und in Studienbeeten als Museumskuriosität, sondern wildschlicht unter dem, was uns gewöhnlich scheint und doch auch Wunder ist: der Japandornbusch neben dem Johannisbeerstrauch, das Bambusbäumchen neben der Königskerze, der Lorbeer am Stamme der Eiche. Und kein Wildling wird ausgerauft, nichts Lebendiges wird als Unkraut bekriegt, keine Gartenschulmeisterei schwingt den Bakel über der Natur.

Drum ist diese Insel wie geschaffen für Poeten. Nur die Spatzen noch können sich, wegen der dreitausend Kirschbäume, hier so lebglücklich fühlen, wie die Dionysiker der Beschaulichkeit, die sich durchs Auge beerauschen und in Versen schwarmgeistern. —

Auch Dich, liebe Meine, hab' ich einmal recht wundersam auf Scharfenberg gesehen und just darum schreibe ich Dir diese Scharfenbergepistel, die Du ganz gewiß im Manuskripten-Korb nicht finden und eher nicht lesen sollst, als bis sie gedruckt ist in Deinem Buche:

*) Gemeint ist das kleine Bollesche Eiland Lindwerder, von Liebespaaren gern aufgesucht.

Sieh' es war so:

Auf Scharfenberg im Sommerglanz
 Las ich in unserm Ehepsalter,
 Dem lieben Vogelweiden-Walther:
 Nemt, Frouwe, disen Kranz.
 Und wie ichs las, ersah ich Dich
 Im Ridewanz mailobelich
 Die leichten Füße heben.
 Ich aber als ein Ritter zier,
 Bracht eine Blumenkrone, Dir
 Sie auf das Haupt zu geben.
 Und sieh, Dein Haupt hast Du gesenkt,
 Ich hab' die Krone Dir geschenkt.
 Und Deine Hand genommen,
 Dann schwangen wir uns Beide frei,
 Im Hoppaldei und Troialdei,
 Bis daß die Nacht gekommen.

Nicht wahr? aber sonderbar:

Der Traum von Scharfenberg ließ mich auch wach nicht frei,
 Mir wars, als ob ich Dir aus ihm was schuldig sei,
 Und immer wieder klang in mir wie Singetanz
 Das schöne Walther-Wort: Nehmt, Frouwe, disen Kranz.
 Und so hat sichs gefügt, daß ich zusammen schloß,
 Was mir in Deiner Hut aus meinem Garten sproß,
 Manch Unkrautpflänzlein noch, das früher nie gedieh
 In wilder Blumenzucht, nimm auch in Hulden hin!

Geschrieben auf der Insel Scharfenberg im Tegeler See am 24. Juli 1894.“

Und wie stellten sich die Tegeler und Scharfenberger zu dieser holden Frau, der die begeisterten Verse gewidmet sind? Die volkskundliche Forschung verlangt die Wahrheit, auch wenn sie befremdet. Man nannte die junge, allerdings etwas italienisch-fremdartig anmutende Frau: „Die Tatersche,“ oder „Die schwarze Tatersche“ eigentlich „Tatarin“, gemeint war „Zigeunerin“. Noch heut glauben die Leute am Tegeler See, daß Frau Bierbaum eine Zigeunerin ist, und die Zigeunerinnen sind nun mal unserm Landvolk unheimlich, mehr gefürchtet, als gern gesehen. Wie vor 500 Jahren, heißen noch heut die Zigeuner im Volksmund bei uns Tatern.

XVIII. Hermann Knauer-Büste. Unserm verewigten Mitgliede ist von seinen Verehrern eine von der Meisterhand unseres Mitgliedes Prof. Johannes Böse gefertigte Marmorbüste im Vestibül des Neuen Schauspielhauses am Nollendorfplatz gestiftet und am 20. d. M. enthüllt worden.

Bei der einfachen, vornehmen Feier war ich zugegen. U. M. Herr Baurat Franz Jaffé hielt die Weiherede.

XIX. Nachdem Herr Geheimrat von Loebell das Amt als Oberpräsident der Provinzen Brandenburg und Berlin Kränklichkeits halber leider noch eher, als er in Funktion getreten, hat niederlegen müssen, ist an seiner Stelle der Unterstaatssekretär im Landwirtschafts-Ministerium Wirkl. Geh. Rat von Conrad gewählt worden. Am 13. Mai 1852 geboren, besuchte er bis 1871 in Danzig das Gymnasium, studierte dann in Göttingen, Greifswald und Berlin und trat am 3. November 1875 beim Appellationsgericht zu Frankfurt a. O. in den Justizdienst. 1878 ging er zur Regierung über und wurde 1882 Regierungsassessor. Noch im selben Jahre wurde er mit der Verwaltung des Landratsamts in Flatow beauftragt und 1884 endgültig zum Landrat dieses Kreises ernannt. Anfang 1895 wurde er als Hilfsarbeiter in das Landwirtschaftsministerium einberufen und im Juli desselben Jahres zum Geheimen Regierungsrat und Vortragenden Rat in diesem Ministerium ernannt. Seit August 1898 Geh. Oberregierungsrat, wurde er im Dezember 1899 Regierungspräsident in Bromberg und im August 1901 unter Beförderung zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Chef der Reichskanzlei als Nachfolger des zum Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein ernannten Frhrn. v. Wilmowski. Am 27. Januar 1904 wurde Conrad geadelt. Im September 1904 erfolgte seine Ernennung zum Unterstaatssekretär im Landwirtschafts-Ministerium. Im August 1909 erhielt v. Conrad den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz. v. Conrad war von 1888 bis 1899 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses als Vertreter des Wahlkreises Flatow-Deutsch-Krone und gehörte der konservativen Fraktion an. Unser neuer Oberpräsident entstammt einer Familie, an die innerhalb des letzten Jahrzehntes zwei Königl. Preußische Adelsdiplome gelangt sind: das erste unter dem 18. Juni 1901 an den damaligen Oberstleutnant und Kommandeur des Ulanen-Regiments Nr. 11, jetzt Oberst z. D. Richard Conrad, das andere am Geburtstage des Kaisers im Jahre 1904 an den Geh. Reg.-Rat und Landrat des Kreises Graudenz Adalbert Conrad und an den neuen Oberpräsidenten. Die drei also Ausgezeichneten sind Brüder, der zuerst erhobene Offizier darunter der mittlere. Sie sind Söhne von Hermann Conrad, gestorben 1885, Herrn auf Fronza und Lalkau, Enkel des Justizrats Ferdinand Conrad, gestorben 1837, und Urenkel von Christian Friedrich Conrad, der als Syndikus der Westpreußischen Landschaft im Jahre 1827 zu Schneidemühl gestorben ist. Die Familie ist also einerseits mit der Landwirtschaft, andererseits mit der Ostmark seit mehr als drei Menschenaltern eng verknüpft, und es dürfte hierauf zurückzuführen sein, daß das neue Adelswappen in den beiden vorbezeichneten Diplomen im Schilde unter anderen Wappenbildern einen Getreidehalm und auf dem Helme gleichfalls u. a. Ährenhalme aufweist. Die Branden-

burgia begrüßt den neuen Herrn Oberpräsidenten ehrerbietig und empfiehlt sich seiner Huld.

C. Naturgeschichte und Technik.

XX. Schutz dem Lycopodium. In unseren Markthallen und in allen Blumenhandlungen in Groß-Berlin findet man das reizende Bärlappmoos oder Schlangenmoos in so ungeheuren Mengen feilgeboten, daß man eine stellenweise Ausrottung dieser reizenden Moosart zu besorgen hat. Dies hängt insbesondere mit der Art zusammen, wie diese Pflanzen in oft meterlangen Ranken vom Boden herausgerissen werden, so daß eine Vermehrung unmöglich ist. Eine solche wäre angänglich, falls die Sammler wenigstens einen Teil der Pflanze im Boden beließen. Der Verbrauch zu Gewinden und Kränzen ist ein ganz gewaltiger. Gewöhnlich handelt es sich um das Keulenmoos (*L. clavatum* L.). Es kommt in unserer Provinz aber auch das Schlangenmoos (*L. annotinum* L.), das auf feuchterem Boden wuchernde *L. inundatum* L., *L. complanatum* L. und seltener *L. Selago* L. vor. Angeblich wird Lycopodium in der Baruther Gegend viel zu Handelszwecken gesammelt.

Wir empfehlen die Angelegenheit der gefälligen Beachtung unseres Naturdenkmal-Konservators Herrn Direktor Wetekamp.

XXI. Ich lege die Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg vor und verweise in Nr. 7 auf einen Artikel u. M. Karl Wilke: „Die schwarze Dame. Ein märkischer Fischerbrauch“, in Nr. 8 auf den Bericht über die Vereinshauptversammlung am 10 v. M.

XXII. Am 1. d. M. feierte die Hufelandsche Medizinische Gesellschaft ihr hundertjähriges Bestehen als eine der ältesten wissenschaftlichen Gesellschaften Berlins.

XXIII. Die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Berlin 1810—1910. Festschrift zur Jubelfeier ihres hundertjährigen Bestehens am 6. Februar 1910 (Berlin, Verlag von J. Springer). Auf m. Bitte hat Herr Geh. Medizinalrat Dr. Oskar Aschenborn als Sekretär dieser alten, aber wenig bekannten wissenschaftlichen Gesellschaft die Güte gehabt, die vorliegende Festschrift für die Bücherei der Brandenburgia zu stiften. Eigentlich ist die Ges. f. N. u. H. etwas älter als die vorgenannte Gesellschaft. Denn bereits am 3. Februar 1810 taten sich Berliner Ärzte und Naturforscher in einer Vorversammlung zusammen und schon am 6. darauf konstituierte sich die neue Vereinigung. Erster Präsident war der berühmte Chemiker und Obermedizinalrat Klaproth, zweiter der „alte Heim“, der beliebteste und beschäftigteste Arzt des vormärzlichen Berlin, dessen diagnostische Sicherheit ebenso berühmt war, wie seine „göttliche Grobheit“. Die Jubelfeier der Gesellschaft hat zur Herausgabe einer interessanten Festschrift Veranlassung gegeben, die der

gegenwärtige Sekretär der Gesellschaft, Geh. Medizinalrat Dr. Aschenborn, im Verein mit Dr. Aschoff und Prof. Salzwedel verfaßt hat. Die Festschrift wirkt mit dem ganzen Reiz eines geschichtlichen Dokuments. Gleich das erste Blatt bringt eine interessante Faksimile-Nachbildung von der ersten Liste der Gesellschaft, auf der die 15 Gründer — mit einer einzigen Ausnahme — ihren Namen und Stand eigenhändig verzeichnet haben, als erster der bereits erwähnte Klaproth. Ihm folgen der Königl. Hofrat Hecker, der Generalchirurgus Wiebel, der Königl. Hofmedikus Grapengießer, der Generalstabschirurgus Goercke, der Gründer der medizinisch-chirurgischen Pepiniere, u. a. Reiches biographisches Material birgt der zweite Teil der Festschrift, der alle Mitglieder, die lebenden wie die bereits verstorbenen, aufzählt und von 272 die Porträte bringt. Manch Charakterkopf ist darunter. Nach den Statuten, die auch heute, nach hundert Jahren, fast unverändert gelten, hat die Gesellschaft „den Zweck einer wissenschaftlichen, belehrenden und erholenden Unterhaltung und gegenseitigen Belebung, ohne weiteren Anspruch“. Auf Vorschlag des alten Heim gilt für die Sitzungen bis auf den heutigen Tag als unverletzliches Gesetz, nie von Politik zu sprechen. Die Mitglieder sollen „in Liebe und Einigkeit in jeder Sitzung zusammenkommen und mit freundlichem Händedruck jedesmal auseinandergehen“. Bei dem jährlichen Stiftungsfest schmücken immer mehrere Riesenbaumkuchen die Festtafel. Gegen Ende des Mahles, nachdem die offiziellen Reden verklungen, werden diese Kuchen kunstgerecht zerlegt, verteilt und nicht etwa gegessen, sondern — so verlangt es der Brauch — nach Hause genommen, wo die „einsam wartenden“ Familienmitglieder sich daran delectieren dürfen. Seit dem Jahre 1893 ist der bekannte Berliner Anatom Waldeyer Präsident der Gesellschaft. Nachdem derselbe beim Festmahl den Kaisertoast ausgebracht, nahm Geh. Medizinalrat Dr. Aschenborn als ständiger Sekretär der Gesellschaft das Wort zu einer interessanten Festrede, in der er die Gründung und Entwicklung der Gesellschaft darlegte und Dr. Albrecht Aschoff brachte ein Hoch auf die Gäste aus, in deren Namen der Prorektor Kahl dankte. Sanitätsrat Dr. Hans Laehr gedachte in poetischer Form der anwesenden Damen. Anlässlich der Jahrhundertfeier hat Geheimrat Aschenborn im Verein mit Dr. Aschoff und Prof. Salzwedel die Festschrift verfaßt, die einen bedeutsamen Beitrag zu der Geschichte des medizinischen Berlins aus dem vorigen Jahrhundert liefert. Die Beigabe der 272 Porträte von Mitgliedern ist außerordentlich dankenswert. Wer findet nicht unter den vielen Charakterköpfen Freunde oder doch Bekannte. Die kurzen Lebensbeschreibungen der Mitglieder sind ebenso verdienstvoll wie nützlich. Die eigentlichen Naturwissenschaften sind in der Gesellschaft immer etwas zu kurz gekommen. Nicht medizinische Mitglieder gab es nur anfangs und auch da nur spärlich. Ebenso sind nicht medizinische Vorträge nur selten gehalten, hierbei ist wohl hindernd

der Einfluß gewesen, den die sehr angesehene noch bedeutend ältere Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin ausübte.

Ich bin neulich nach dem bekannten Klapphornvers aus den vierziger Jahren gefragt worden, strenge medizinische Examinatoren betreffend. Nach vieler Mühe ist es mir durch Güte des Herrn San.-Rats Dr. Boas gelungen, das Verslein zu rekonstruieren und siehe da alle vier Gestrengen sind Mitglieder gewesen und ihre Bilder unter den 272 erhalten:

Kommt man glücklich um die Ecken,
Bleibt man nicht im Kothe stecken,
Sinkt man nicht im Dieffenbach,
Frißt der Wolf uns hinten nach.

Eck war als besonders strenger Examinator bekannt; im tollen Jahr 1848 wohnte ich Friedrichstraße 141 b, jetzt Bahnhof Friedrichstraße, nebenan liegt die demnächst auswandernde „Pepiniere“, die militär-ärztliche Hochschule, jetzt Kaiser Wilhelm-Akademie getauft. Ich entsinne mich nun deutlich, wie damals eines Abends die empörten Mediziner dem Generalarzt Professor Dr. Eck eine wilde und greuliche Katzenmusik brachten.

Von Kothe ist mir nur in der Erinnerung geblieben, daß er Mitglied der Staatsprüfungskommission war und 1848 starb, einige Monate vor Eck.

Dieffenbach war kein grosser Gelehrter, aber ein tüchtiger Chirurg, der allerdings auf wunderliche Einfälle mitunter verfiel. Meiner Mutter, der er zugetan war und die plötzlich die Kopfrosee, angeblich vor Schreck, bekam, schickte er eine alte Frau zu, die die Krankheit „böten“, d. h. besprechen mußte.

Wolff war ein kleiner, stets patenter, zugeknöpfter und galliger „Innerer“, von den Kandidaten der Heilkunst im Examen gefürchtet. Nicht minder gefürchtet war er bei den simulierenden Kranken, die es in der Charité so schön fanden, daß sie möglich lange darin blieben. Sobald dergleichen gemeldet wurden, erhielten sie — so habe ich öfters gehört — das Wolff'sche Charitébrüder-Vertreibungsmittel: pulvis expellens Wolffii. Danach mußten die mit heuchlerischem Mitleid behandelten Patienten sich oben und hinten derartig entleeren, daß ihnen der Aufenthalt in der Charité bald verleidet wurde. Wolff starb 1878.

Mir ist übrigens so, als ob damals in den vierziger und fünfziger Jahren vorigen Jahrhunderts noch andere Scherze auf medizinische Examinatoren, z. B. auf den „groben“ Rust, auf Schönlein, auf den Augenarzt Jüngken u. a. umliefen, da ich kein Jünger des Äskulap bin, habe ich hier alles vergessen. Ich bitte Mitglieder und Freunde der Brandenburgia um weitere Angaben.

Von Rust (Bild Nr. 33), der, wie angedeutet, als hanebüchen derb bekannt war, lief die Anekdote um, daß er eine Dame, die auf einem

Korridor der Charité herumirrte, barsch gefragt habe: „Wen suchen Sie?“ Die Dame sagte ganz verschüchtert: „Ich suche den groben Rust!“ Worauf Rust freundlich lächelnd antwortete: „Ich bin der grobe Rust, ich kann aber auch fein sein.“

Ähnliche Anekdoten liefen in der alten gemütlichen Zeit von Berliner Ärzten viele herum. Die Gesellschaft ist niemals auf Mitgliederjagd ausgegangen, sie zählt zur Zeit nur 79 Mitglieder. Alles dies bezeugt den feinen kollegialischen Ton, dessen sich diese vornehme wissenschaftliche Vereinigung jederzeit hat mit Fug berühren dürfen. Vivat, crescat, floreat!

D. Kulturgeschichtliches.

XXIV. Unser hochgeschätztes korrespondierendes Mitglied Herr Konservator A. Rutot in Brüssel hat mehrere seiner in Bulletin der Belgischen Geologischen Gesellschaft 1909 erschienenen Artikel freundlichst eingesendet, darunter zwei über quaternäre Aufschlüsse zu Hofstade bei Mecheln und vier Abhandlungen über Höhlenforschungen: I. Das wahrscheinliche Alter des Schädels von Engis. R. hält den vielumstrittenen Schädel für wahrscheinlich neolithisch. II. Über das Vorhandensein: des Acheuléen in Belgien. — III. Über die wirkliche Lage der berühmten 2 Skelette von Spy: sie sind ungefähr von demselben Alter wie das Skelett von der Chapelle-aux-Saints (Corrèze), über das ich in der Brandenburgia eine Mitteilung schon gemacht, und wie das Skelett, das im September v. J. M. O. Hauser zu Combe-Capelle, angehörig nach Hauser und Prof. H. Klaatsch dem untern Aurignacien. Der Schädel wäre nicht Neanderthaloid und würde sich dem von Galley-Hill und Brünn ähneln. IV. Über das wahrscheinliche Alter des Skeletts von Galley-Hill.

Ich will mich hierauf zurzeit deshalb noch nicht hier einlassen, weil Prof. Dr. Klaatsch in der Berl. Anthropol. Ges. über alle diese Skelette in der Sitzung vom 19. März d. J. einen vergleichenden Lichtbildervortrag halten wird. Herr Klaatsch, der die in Privatbesitz zu England befindlichen Reste des Galley-Hill-Menschen genau geprüft hat, ist bezüglich desselben, wenn ich recht verstehe, nicht ganz der gleichen Meinung wie Herr Rutot.

XXV. *Ver's par un Officier François, Prisonnier de Sa Majesté le Roi de Prusse. A Berlin chez Grynaeus & Decker 1758.* Herr Redakteur Rudolf Schmidt-Eberswalde sendet durch Herrn Rektor Monke den beifolgenden Druck, ein echtes Zeugnis des friederizianischen Zeitgeistes ein. Welcher gefangene französische Offizier von 1813/15 oder von 1870/71 würde wohl den König von Preußen oder einen der prinzlichen Feldherren bewundernd angesungen haben? Aber im 18. Jahrhundert zur Zeit Friedrichs des Großen führte man noch Kabinettskriege, nicht Volkskriege. Und diese Form der Kriege ließ die Volksmassen, ja die Offiziere persönlich im Innersten kalt. So kann man es erklären, daß sich französische

sische Offiziere während des Kampfes mit Friedrich dem Großen für diesen und seinen Bruder begeisterten. Ein wahrscheinlich in der Schlacht bei Roßbach 1757 gefangener französischer Offizier singt den Prinzen Heinrich und Friedrich den Großen an. In einem Gedicht an eine Freundin von Leipzig den 7. Januar klagt er über das häßliche Qualmen aus Tabakspfeifen und über die entsetzlichen weichen Unter- und Oberbetten aus Daunen, zwischen denen er fast erstickt. Ob Friedrich der Große des Dichters Wunsch, ihn auf Ehrenwort freizulassen, erfüllt hat, vermag ich nicht zu sagen.

Ich werde den interessanten Druck dem Märkischen Museum überreichen.

XXVI. Über die wirtschaftlichen Grundlagen der Städte und die Bedeutung des städtischen Handels vornehmlich der Mark Brandenburg sprach Herr Dr. Rachel am 9. Februar 1910 im Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. Im ersten Teil führte der Vortragende aus, wie die ältere Stadt, auf der Garantie der Nahrung fußend, sich Gewerbe, Handel und Brauwerk vorbehält und wie sie für die eigenen Bürger ein Verkaufsrecht auf die Produkte der ländlichen Umgebung geltend macht und verlangt, daß diese ausschließlich auf dem nächsten städtischen Markt zum Verkauf gebracht werden sollen.

Dagegen gab es Ausnahmen, Landhandwerker, Hausierer, und seit dem 16. Jahrhundert Befreiung der großen Rittergüter und Domänen sowie Schutz der marktpflichtigen Bauern durch Taxordnungen u. a. Bestimmungen gegen übertriebene Ausnutzung des städtischen Monopols.

Der zweite Teil der Ausführungen bezog sich auf die Frage, inwieweit sich über den lokalen Verkehr hinaus Handel und Wohlstand in den Städten entwickelte. Die Sombartsche Theorie, daß der mittelalterliche Handel nur in geringerem Umfang und handwerksmäßig betrieben worden sei und daher nicht vermögenbildende Kraft gehabt habe, wurde in dieser Schärfe nicht anerkannt, aber doch die Meinung vertreten, daß der märkische Handel im Mittelalter hinter der landläufigen Einschätzung zurückbleibt, daß im hansischen Fernhandel nur Stendaler und Salzwedeler Kaufleute erwähnt werden, daß die Berliner Patrizierfamilien mehr Grundstücksbesitzer als Kaufleute gewesen seien, und daß auch Frankfurt a. O. kaum einen nennenswerten Großhandel besessen habe. Die für Oberdeutschland im 15. und 16. Jahrhundert so bedeutsame Ansammlung großer Vermögen in einzelnen Händen ist in Norddeutschland nicht nachweisbar; als Ausnahmebeispiel konnte nur das Stettiner Handelshaus der Loytze (großer Bankerott von 1572) angeführt werden.

Der vermutlich also nur bescheidene Aktivhandel der märkischen Städte ging im 15. bis 16. Jahrhundert fast ganz verloren, in Handel und Wohlstand trat ein Stillstand, wenn nicht Rückgang ein. Die Gründe dafür sind deutlich erkennbar. Die hansischen Seestädte erschwerten seit

dem 15. Jahrhundert den Binnenstädten den Handel, die Handelslinien wurden länger, reichten teilweise von England direkt nach Nürnberg oder Schlesien; viele Mittelstationen wurden nun übersprungen. Der landbauende Adel trat mit den Kaufleuten an den Seeplätzen in direkte Beziehungen, Ankauf und Ausfuhr der Landprodukte (vornehmlich Getreide, Holz und Wolle) vollzogen sich ohne Vermittlung einheimischer Kaufmannschaften, ohne Berücksichtigung der einheimischen Märkte. Die Ausfuhr von Erzeugnissen der märkischen Gewerbe ließ ganz nach; diese wurden vielmehr, da sie hinter den steigenden Bedürfnissen zurückblieben, überall durch bessere verdrängt. Vor allem die Tuchmacherei wurde durch die in Sachsen, Lausitz und Schlesien aufblühende überlegene Konkurrenz schwer bedrängt; nur die durch eingewanderte Niederländer in Züllichau und Krossen emporgebrachte Wollgewerbe konnten es jenen gleichtun.

Erst die merkantilistische Woll-Manufakturpolitik hat sich das große Verdienst erworben, dem Handel und Gewerbe die ihnen zu beiderseitigem Gedeihen fehlende Verbindung zu verschaffen — durch das Verlagssystem oder durch kaufmännisch geleitete Großmanufakturen — und das märkische Wollgewerbe wieder leistungsfähig zu machen. Daneben blühten seit dem Großen Kurfürsten die Frankfurter Messen und der Berliner Speditionshandel auf. Dies alles ist fast völlig Neugründung, wie auch die rasch emporwachsende Handels- und Manufakturstadt Berlin ein vom mittelalterlich-zünftigen Betriebe durchaus abweichendes, modern-liberales Gepräge hatte.

Über Hofrentei, Kammer und Schatulle in der Mark Brandenburg bis auf die Zeit des Großen Kurfürsten sprach Herr Dr. Haß in einem interessanten Vortrag im Verein für Geschichte der Mark Brandenburg am 9. Februar 1910. Wir entnehmen hieraus folgendes. Um 1640 gab es zweifellos zwei landesherrliche Zentralkassen: neben der Hofrentei, die den größten Teil der fürstlichen Einkünfte sammelte und die wichtigsten Ausgaben bestritt, bestand noch eine besondere Kasse für die privaten Bedürfnisse des Kurfürsten: die „Kammer“, für die bald darauf die Bezeichnung „Schatulle“ üblich wurde. Von diesem bekannten Tatbestande ausgehend, suchte der Vortragende die Frage zu beantworten, ob die „Kammer“ als eine Art landesherrlicher Privatkasse bereits während des 16. Jahrhunderts existiert, und wie sich etwa in dieser Zeit ihr Verhältnis zur Hofrentei gestaltet habe. Er kam dabei zunächst zu dem Resultat, daß die von Riedel begründete Ansicht über diese Dinge, insbesondere seine Vorstellung von der Entstehung der Hofrentei, nicht zu halten sei: die Rentei ist nicht erst unter Joachim I., sondern bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden und nicht durch Abzweigung von der Kammer, sondern von der Kanzlei. Die Kammer hatte noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts nur geringfügige Bedeutung; in der Hauptsache war die Finanzverwaltung in der Hofrentei zentralisiert.

Die Kammer war noch fast völlig auf die Überschüsse der Rentei angewiesen und scheint dieser gegenüber auch sonst nicht selbstständig gewesen zu sein. Dagegen erhielt sie unter Johann Georg durch Zuweisung von Forsteinkünften namhafte eigene Einnahmen, ohne daß die Überweisungen aus der Rentei aufgehört hätten. Zur festen Einrichtung wurde die Abführung der Holz- und Mastgelder an die Kammer aber erst um das Jahr 1620. Als dann später noch andere Einnahmen hinzukamen, änderte sich das Verhältnis zur Rentei insofern, als nun auch umgekehrt Überweisungen aus der Kammer an die Rentei vorkamen. — Auch über die Verwaltung der Kammergelder wurden einige Mitteilungen gemacht. Sie lag bis etwa auf die Zeit Georg Wilhelms einem eigens dazu bestellten Kammerschreiber, seitdem einem Kammersekretär (d. h. einem im Range etwas höher stehenden Beamten) ob, der im Hinblick auf diese seine besondere Funktion den Nebentitel „Pfennigmeister“ erhielt. Schon damals läßt sich also die noch heute bestehende Kombination von Korrespondenz-Sekretär und Schatull-Verwalter beobachten. Aber eine Trennung von öffentlichem und fürstlichem Privathaushalt bedeutet das Nebeneinanderbestehen von Kammer und Rentei noch keineswegs.

XXVIII. „Der Seehof, Roman aus dem brandenburgischen Bauernleben“, von Ernst Wienecke, Verlag von W. Jancke in Eberswalde, 1910; 3,— bzw. 3,50 Mk. Der Verfasser, der sich bereits durch die Herausgabe eines kürzlich in zweiter Auflage erschienenen, trigonometrischen Lehrbuches einen guten Ruf erworben hat, tritt uns in dem vorliegenden Werke nicht nur als Romanschriftsteller, sondern vor allem als Heimatforscher und gründlicher Kenner ländlicher Eigenart entgegen. Der Seehof ist ein einsamer, idyllisch gelegener märkischer Bauernhof, dessen Bewohner einen armen Kesselflickerjungen und seinen sterbenden Vater aufnahmen und dem Knaben eine Heimat gaben, der, von ernstem Wollen und Streben beseelt, schließlich ein tüchtiger Mann wird. Wiederholt gerät er unverdientermaßen in den Verdacht des Diebstahls, bis die Sache endlich aufgeklärt wird und der Besitzer des Seehofs dem Verstoßenen Abbitte leistet und ihm seine Tochter zur Frau gibt. Der äußere Verlauf der Geschichte ist also überaus einfach. Versuchungen irgend welcher Art treten an den Helden der Erzählung nicht heran, und schwerere Konflikte und geistreiche Lösungen, die wir sonst in modernen Romanen finden oder auch vermissen, bleiben ihm erspart. Aber dergleichen hat der Verfasser absichtlich nicht hineingeheimnist; denn er will das einfache Landvolk der Prignitz wahrheitsgetreu schildern, und das ist ihm gelungen. Daß vielfach die plattdeutsche Mundart zu ihrem Recht kommt, ist hier besonders deswegen wichtig, weil Wienecke sie vollkommen beherrscht. Der „Seehof“ bietet also auch dem Dialektforscher wertvolles Material. Der Roman ist dem ersten unter den märkischen Forschern, Herrn Geheimrat Friedel gewidmet; darin liegt schon ausgedrückt, daß

der Schwerpunkt der Arbeit in ihrer Bedeutung für die Heimatkunde liegt.

Ein Exemplar der Schrift wird herumgereicht.

XXIX. Aus vergilbten Blättern. Geschichte von Pankow. Ferdinand Beier, Pastor in Pankow. — Verlag von Zillesen. 1910. — Eine anspruchlose Geschichte und geschichtlich-statistische Beschreibung unseres freundlichen Vororts, die Ihnen mit bester Empfehlung vorgelegt wird, zumal jeder wohl schon, der Pankow besucht hat, den Wunsch empfand, einmal etwas Näheres über diesen stadtdartig aufblühenden Ort zu erfahren. Der Ton des Büchleins hält sich von lokalem Überschwang und trockenem Chronikenton angenehm fern.

E. Bildliches.

XXX. Eberswalde im Bild. Unter diesem Titel veranstaltet der Verein für Heimatkunde daselbst in den Osterferien eine ansehnliche Ausstellung von Bildern aller Art zur Veranschaulichung der Entwicklung der Stadt. Wir machen unsere Mitglieder hierauf aufmerksam und regen sie zu einem Besuch unserer anmutigen Nachbarschaft bestens an.

XXXI. Demnächst hielt Herr Dr. Albert Kiekebusch mit großem Beifall einen Lichtbildervortrag über vorgeschichtliche Wohnstätten mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Funde in Buch bei Berlin. Wir verweisen hier auf den Aufsatz S. 409 ff. des vorigen Jahrgangs.

XXXII. Bibliothekar Dr. Gustav Albrecht berichtete über verschiedene Neuerscheinungen auf dem Gebiete der heimatkundlichen Literatur. Er legte vor den 2. Teil des 32. Bandes der „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte“, der in Verbindung mit G. Schmoller 1909 von Otto Hintze herausgegeben ist und wie die früheren Bände eine Reihe wertvoller größerer und kleinerer Abhandlungen enthält. Von größeren Aufsätzen sind zu nennen der von Adolf Schill-Düsseldorf über „die Einführung des Landratsamtes in Cleve-Mark“. Das Landratsamt, das in der Entwicklung Preußens zum Einheitsstaat eine sehr wichtige Rolle gespielt hat, wurde in Cleve-Mark 1753 eingeführt, etwa gleichzeitig wie in Ostpreußen, und seine Einführung ist als das Schlußglied in einer langen Reihe von Maßnahmen und Verordnungen der Berliner Regierung zu betrachten, die darauf hinzielten, diese entlegenen Gebiete ihres alten territorialen Charakters zu entkleiden und den mittleren Kernlanden der Monarchie durch Einführung einer gleichartigen Verwaltung anzugliedern. Die aktenmäßige Darstellung dieser Maßnahmen, die die Jahre 1749 bis 1753 erfüllen, bildet den Inhalt der Abhandlung. — An zweiter Stelle ist die Abhandlung von H. Dreyhaus-Posen „Der preußische Correspondent von 1813/14 und der Anteil seiner

Gründer Niebuhr und Schleiermacher“ zu nennen, der als Beitrag zur Geschichte des preußischen Zeitungswesen (gegenüber der etwas kurzen Darstellung im dritten Bande von Salomons „Geschichte des deutschen Zeitungswesens“), ebenso wie für die politische und vor allem die literarische Geschichte jener Epoche sehr wertvoll ist, zumal der Verfasser meist aus den Akten des Geh. Staatsarchivs geschöpft hat. Dreyhaus schildert zuerst den kurzen, aber wechselvollen Lebenslauf des „Correspondenten“, um dann nach einander den Anteil, den Niebuhr und Schleiermacher an dem Unternehmen hatten, im einzelnen zu untersuchen und festzustellen; endlich bespricht er das Verhältnis des „Correspondenten“ zur Zensur, wobei die Kühnheit, mit der Schleiermacher, der Zensur trotzend, seinen freiheitlichen Gedanken über Deutschlands Zukunft Ausdruck gab, besonders bemerkenswert erscheint. — Einen für die brandenburgische Wirtschaftsgeschichte sehr willkommenen Aufsatz hat Christoph Frhr. Senfft von Pilsach geliefert, der die „Bäuerlichen Wirtschaftsverhältnisse in einem neumärkischen Dorfe (Land Sternberg) vor der Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse und den ersten dortigen Regulierungsversuch“ schildert. Zu Grunde liegen der Abhandlung die Akten des Gutsarchivs in Sandow (Kreis Weststernberg) und der Generalkommission in Frankfurt a. O., in denen sich reiches Material zur Geschichte der Wirtschaftsverhältnisse des Gutes und der im Dorfe ansässigen Bauern und Kossäten finden. Der Verfasser berührt kurz die Zustände vor dem 30jährigen Kriege und im Anfang des 18. Jahrhunderts und gibt dann eine ausführliche Schilderung der Besitzverhältnisse der Dorfbewohner, sowie ihrer Rechte und Verpflichtungen in der 2. Hälfte des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1819, wo der erste Regulierungsversuch zur Auseinandersetzung der Gutsherrschaft mit den Bauern hinsichtlich der Eigentumsverhältnisse und der bis dahin üblichen Verpflichtungen der Dorfbewohner unternommen wurde, der aber an der Zähigkeit, mit der die Bauern ihren Grundbesitz verteidigten, scheiterte. Erst in den 40er Jahren wurde ein zweiter Regulierungsversuch unternommen. —

An diese Abhandlung schließt sich eine wirtschaftspolitische Arbeit allgemeinen Inhalts von Albrecht-Ernst-Charlottenburg: „Zur Entstehung der Gutsherrschaft in Brandenburg.“ Es handelt sich hauptsächlich um die Beantwortung der Frage: in wessen Hand sich ursprünglich der Zensus befand, wer demnach die Grundherrschaft zur Zeit der Kolonisation besaß und diese vollzog, Markgraf oder Vasallen? Wie der Verfasser an verschiedenen Beispielen aus dem Karol. Landbuch und den Schoßregistern zeigt, fehlt es an allen Anzeichen, daß dem Markgrafen der Zensus auch außerhalb seines Domaniums zugestanden habe, während andererseits sich positiv nachweisen läßt, daß die Vasallen eine ausgedehnte Kolonisation vollführt haben und daß ihnen ganze Dörfer zinsfrei zur Be-

schaffung ihres Lebensunterhaltes angewiesen worden sind. — Der letzte größere Aufsatz ist von Martin Haß-Charlottenburg und behandelt „Das Aktenwesen und den Kanzleistil im alten Preußen“ (d. i. von etwa 1650 bis 1800). Der Artikel erörtert die Geschäftserledigung an der Zentrale der preußischen Regierung, die Entwicklung der Aktenformen, den Schriftwechsel der Behörden untereinander, Kurialien, Titulaturen u. dgl. m.; dazu treten Exkurse über verschiedene Einzelheiten und Musterbeispiele für die wichtigsten Arten amtlicher Aktenstücke. Derselbe Verfasser berichtet dann unter „Kleine Mitteilungen“ über den „ältesten Berliner Adreßkalender“. Bisher hat man mit dem verstorbenen Erhardt (s. Hohenzollern-Jahrbuch 1907) angenommen, daß die eigentliche Serie der Berliner Adreßkalender mit dem Jahre 1706 beginne. Haß hat aber nun im Märkischen Museum ein Exemplar eines Berliner Adreßkalenders aus dem Jahre 1704 gefunden, das den Titel führt: Adreß-Calender / Der Kön. Preuß. Haupt- und Residentz-Städte Berlin und daselbst befindlichen Königl. Hofes / Auch anderer hohen und niederen Collegien, Instantien und Expeditionen Auff das Jahr CHRJSTJ / MDCCIV. Mit Approbation Der Königlichen Societaet der Wissenschaften. Haß gibt eine Beschreibung des Buches, das sich in Form und Inhalt den späteren Adreßkalendern anschließt und verweist bezüglich dieser auf seine Abhandlung über „Die preußischen Adreßkalender und Staatshandbücher“ im 20. Bde. der „Forschungen“.

Unter den „Kleinen Mitteilungen“ dieses Bandes sind ferner hervorzuheben die „Notizen zum Kalender des Bistums Havelberg“ von W. Hoppe und „Die Entlassung des Plusmachers Eckhart“ von August Skalweit. Eckhart spielte unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. eine große Rolle, da er durch seine Ideen, die Einnahmen aus den landwirtschaftlichen Nebengewerben der Domänen, vor allem aus der Brauerei, Brennerei und Müllerei auf Grund technischer Verbesserungen und rationeller Verwaltung zu heben, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zog. Eckharts Lebensschicksale sind so abenteuerlich, daß er zum Anekdotenhelden wie geschaffen erscheint, und in der Tat hat sich die Anekdote seiner Person in ausgiebigem Maße bemächtigt. Zuerst machte Eckhart von sich zu reden, als er ein Verfahren entdeckt hatte, um das Rauchen der Kamine zu verhindern. Diese technische Erfindung trug ihm im Volksmunde den Namen eines „Caminraths“ ein, erregte aber auch die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm I., der den Kriegs- und Domänenrat Eckhart 1737 beauftragte, die Kurmark zu bereisen und die Heizungsanlagen der königlichen Domänenbrauereien zu prüfen und daran Verbesserungen vorzunehmen. Er tat dies zur Zufriedenheit des Königs, und es wäre von Vorteil für ihn gewesen, wenn er sich mit diesem Erfolge begnügt hätte. So aber versuchte er noch größere Erfolge zu erzielen, indem er aus dem Brauereibetriebe der Domänen ein Plus für die Staatskasse

herauszuschlagen suchte. Er erhöhte das Brauquantum, das die Pächter von 1 Wispel Malz zu liefern hatten, von 14 auf 16 Tonnen Bier und erzielte dadurch eine Erhöhung der Braueinnahmen um $12\frac{1}{2}$ Prozent. Durch diese Maßregeln, die ihm im Volksmunde die Bezeichnung „Plusmacher“ eintrugen, errang Eckhart die Zufriedenheit des Königs, der ihn mit Gunstbezeugungen überhäufte, ihm 1738 mit dem Orden de la générosité zugleich den Adel verlieh und ihm in der Jägerstraße in Berlin ein Haus (Nr. 21, die spätere Seehandlung) erbauen ließ. Bei den Pächtern und bei den Behörden erregte aber Eckharts „Plusmacherei“ lebhaftes Entrüsten, man setzte seinen Anordnungen überall Widerstand entgegen, und es bedurfte energischer Verordnungen Friedrich Wilhelms I., um Eckharts Plänen Eingang zu verschaffen. Die ungünstige Stimmung gegen den „Plusmacher“ blieb infolgedessen bestehen, und nach dem Tode des Königs erließ sein Nachfolger Friedrich II., der Eckhart nicht gewogen war, eine Kabinettsorder, laut welcher der „Plusmacher“ seiner Ämter entsetzt wurde. Gleichzeitig wurden ihm die Schenkungen Friedrich Wilhelms I., so das Haus in der Jägerstraße, entzogen, er selber aber von Gumbinnen nach Berlin gebracht. Da Eckhart nichts Ehrenrühiges getan, vielmehr im Interesse der Staatskasse gearbeitet hatte, konnte kein Verfahren gegen ihn eingeleitet werden, aber seine Unbeliebtheit war so groß, daß Friedrich der Große sich weigerte, ihn in Audienz zu empfangen, um seine Rechtfertigung zu hören. In Berlin machte man auf den „Plusmacher“ verschiedene Spottgedichte und verhöhnte ihn auf der Straße derart, daß Eckhart es vorzog, Berlin und Preußen zu verlassen. Über seine weiteren Lebensschicksale ist nichts bekannt; einer Nachricht zufolge soll er nach dem Anhaltischen gezogen und in Bernburg als Kammerrat gestorben sein. In der landwirtschaftlichen Literatur hat sich Eckhart einen Namen gemacht durch das Werk „Vollständige Experimental-Oeconomie über das vegetabilische, animalische und mineralische Reich“, ein systematisches Lehrbuch der Landwirtschaft, das 1754 in erster und 1763 in zweiter Auflage erschien.

Die Härte, die in dem Vorgehen Friedrichs II. gegen Eckhart liegt, erklärt sich einmal aus der Mißliebigkeit, der sich der Plusmacher beim Volke und bei dem neuen Herrscher zu erfreuen hatte, und dann aus dem Bestreben Friedrichs, die strengen Maßregeln der Wirtschaftspolitik seines Vaters zu mildern und sich dadurch bei seinen Untertanen populär und beliebt zu machen. Einen guten Überblick über diese Bestrebungen des großen Königs in seinen ersten Regierungsjahren sowohl als auch nach den schlesischen Kriegen und späterhin gibt eine Monographie über Friedrich den Großen von Wilhelm Wiegand, die vor kurzem in 2. Aufl. als 15. Band der „Monographien zur Weltgeschichte“ im Verlage von Velhagen & Klasing (Leipzig 1909) erschienen ist. In der mit zahlreichen zeitgenössischen Abbildungen ausgestatteten Schrift schildert

Prof. Wiegand den preußischen König als Herrscher und Politiker, als Heerführer und fürsorglichen Landesvater und als Förderer der Wissenschaften und Künste. In kurzen, treffenden Zügen entrollt der Verfasser zunächst das Jugendleben des Kurprinzen, den Konflikt mit seinem Vater und Bilder aus dem Aufenthalt in Küstrin und später in Rheinsberg vor den Augen des Lesers und entwirft dann ein Charakterbild Friedrichs als Mensch, Künstler und Philosoph, dem er eine kurze übersichtliche Schilderung der politischen Pläne des großen Königs bei Antritt seiner Regierung anschließt. Die dann folgenden Abschnitte zeigen uns Friedrich II. als Heerführer im Kriege gegen Österreich (1740–1745) und als Landesherrn in der Friedenszeit von 1746 bis 1756, die wechselvollen Ereignisse des siebenjährigen Krieges und das landesväterliche Wirken Friedrichs vom Hubertusburger Frieden bis zu seinem Tode. Besondere Abschnitte sind der Sorge des Königs für die Kolonisation und Landwirtschaft, für die Gewerbe- und Handelspolitik und für das Finanzwesen, seiner Verwaltungstätigkeit und seiner Stellung zum Beamtentum gewidmet, und alle diese Schilderungen und Ausführungen sind unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen abgefaßt. Einen besonderen Schmuck des Werkes bilden die vielen Abbildungen, die nach zeitgenössischen Stichen Bildnisse des Königs und der königlichen Familie, seiner Heerführer, Ratgeber und gelehrten Freunde, sowie seiner politischen Gegner vorführen, ferner die Darstellungen von Schlachtplänen, Vivatbändern und Soldatentypen, von königlichen Schlössern und Besitzungen, von Gebäuden aus Berlin, Potsdam und anderen Städten und die Nachbildungen von Briefen und Erlassen des Königs. Das populär geschriebene Werk eignet sich gut zu vorbereitenden Studien über die Regierungszeit Friedrichs des Großen und wird sich in den Kreisen, die sich mit dem Leben und Wirken des großen Königs beschäftigen, sicher viele Freunde erwerben.

Im gleichen Verlage und ebenfalls in 2. Aufl. ist eine Monographie über Berlin und die Mark Brandenburg erschienen, die von F. Lampe als 14. Bd. der „Monographie zur Erdkunde“ (Leipzig 1909) neu bearbeitet ist. Vor einigen Jahren wurde in der „Brandenburgia“ die 1. Auflage dieser Monographie, die von Fedor v. Zobeltitz (Leipz. 1902) bearbeitet war, vorgelegt und besprochen und der Wunsch daran geknüpft, daß das Werk recht weite Verbreitung finden möge. Dieser Wunsch scheint in Erfüllung gegangen zu sein, denn das Erscheinen der neuen Auflage läßt erkennen, daß die erste bereits vergriffen ist. Der neuen Auflage des Werkes kann man den gleichen Erfolg wünschen, denn es ist eine gute Bearbeitung des heimatkundlichen und topographischen Materials über Berlin und die Mark Brandenburg und zeichnet sich durch praktische Anordnung des vorhandenen Stoffes, durch klare Darstellungsweise und durch trefflichen Bildschmuck aus. Lampe hat die Bearbeitung der Monographie von anderen Gesichtspunkten aus vorgenommen wie

Zobeltitz, und sicher nicht zum Schaden des Buches, das jedem, der sich über Berlin und die Mark Brandenburg unterrichten will, eine Fülle von Material und mannigfache Anregungen darbietet. Es erübrigt sich, an dieser Stelle näher auf den Inhalt des Werkes einzugehen, da Prof. Zache auf S. 373 f. des 18. Jahrgangs dieser Zeitschrift bereits eine Besprechung der Monographie gegeben hat.

Erwähnt mag nur werden, daß Lampe im 4. Kapitel seines Buches eine lesenswerte Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der Mark gegeben hat und daß er dort auch die Vorgeschichte des Landes berücksichtigt. Zwar könnte dieser Abschnitt etwas ausführlicher behandelt sein und dort einige Beispiele vorgeschichtlicher Denkmäler, so das Königsgrab von Seddin oder die Römerschanze, angeführt werden, doch ist es immerhin anzuerkennen, daß der Verfasser auf die Vorgeschichte überhaupt eingegangen ist. Diese darf in einer heutigen Monographie über die Mark Brandenburg nicht mehr fehlen, denn die prähistorischen Forschungen sind im Laufe der letzten Jahre so weit fortgeschritten, daß man recht gute Einblicke in das Leben und Treiben und in die Kultur der vorgeschichtlichen Bewohner der Mark tun und einen klaren Überblick über die Entwicklung dieser Kultur geben kann. Aus den Sitzungen der „Brandenburgia“, aus Vorträgen und Mitteilungen der Herren Geh. Rat Friedel, Dr. Kiekebusch, W. v. Schulenburg, R. Mielke u. a., aus der Zeitschrift für Ethnologie und den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie wissen Sie, daß eine Fülle von Material zur Kenntnis der Vorgeschichte der Mark Brandenburg vorhanden ist, und neuerdings finden diese heimatlichen Funde und die Erforschung der märkischen Vorgeschichte eingehende Würdigung in zwei neugegründeten Zeitschriften, in dem „Mannus“, dem Organ der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, und in der „Prähistorischen Zeitschrift“, die von Schuchardt, Schumacher und Seger herausgegeben wird. So findet sich in dem 2. Heft des 1. Bandes des letzteren Organs (Südende 1909) beispielsweise ein reichillustrierter Aufsatz über die Ausgrabungen auf der Römerschanze bei Nedlitz und das dort gefundene vorgeschichtliche Haus aus der Feder von C. Schuchardt und eine interessante Abhandlung über die slawische Mythologie von C. Borchling, außerdem bringt das Heft eine Reihe beachtenswerter Aufsätze über vorgeschichtliche Funde aus anderen Gegenden Deutschlands und aus fremden Ländern, so über die Gräber der ältesten Eisenzeit im östlichen Hannover, über schlesische Bronzefunde, über neolithische Gräber bei Poserna (Kr. Weißenfels) und über die neuesten Funde im Aurignacien und im Moustérien in der Dordogne. Ebenso enthält das neueste Heft der von G. Kossinna herausgegebenen Zeitschrift „Mannus“ (Bd. I, Heft 3—4, Würzburg 1909) eine Abhandlung über märkische Vorgeschichte, eine Arbeit von Frau Käthe Rieken in Cottbus über drei Holzbrandplätze mit Steinkern aus der Bronze-

zeit, in der die Untersuchungen auf einem Brandgräberfeld zwischen Sachsendorf und Klein-Gaglow im Kreise Cottbus geschildert werden. Diese Untersuchungen haben für die Leichenverbrennung in damaliger Zeit folgendes ergeben (a. a. O. S. 212f):

1. Die Leiche wurde in gestreckter Körperlage eingeäschert, da sich in den Urnen die Knochenreste derart angeordnet fanden, daß die Kopfknochen oben liegen, darunter die Armknochen und Rippen und am Boden die Becken- und Beinknochen.

2. Die Leiche wurde bekleidet und ausgestattet mit Schmuckbesitz ohne Entfernung von Weichteilen dem Feuer zur Vernichtung übergeben, da sich geschmolzene Metallteile, innig mit Knochenresten verbunden, und zerschmolzener Glas- und Goldschmuck vorfanden, und

3. eine unmittelbare Berührung mit dem Scheiterhaufenholz scheint verhindert worden zu sein, so daß nur die Flamme des Holzstoßes und die strahlende Hitze den Körper berührte und ihn einäscherte, da die großen Holzkohlenfunde, die auf angeglühter Erde und um erhitzt gewesene Steine lagerten, niemals Spuren von Knochenresten enthielten und sich in den Gefäßen mit Knochenasche fast niemals Spuren von Holzbrand fanden.

Diese interessanten Ergebnisse wurden durch peinliche Untersuchung der Einzelgräber und der einzelnen Fundstellen gewonnen.

Außerdem enthält das betreffende Heft des „Mannus“ die Fortsetzung einer reich illustrierten Abhandlung von G. Kossinna über den „Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten“, Aufsätze über seltenere steinzeitliche Funde aus Mecklenburg von R. Beltz, über den neuen Skelettfund des Homo Aurignacensis Hauseri von G. Wilke-Chemnitz, über Wallforschungen auf dem Breitenberge bei Striegau in Schlesien von H. Schmidt-Löbau u. a.

Es sei bei dieser Gelegenheit auf die interessantesten Sitzungen der Berliner Zweiggeseellschaft der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte aufmerksam gemacht, die jeden Monat im Vortragssaale des Märkischen Museums stattfinden und in denen stets bemerkenswerte Lichtbildervorträge über vorgeschichtliche Themata gehalten werden und über die neuesten Funde und über vorgeschichtliche Werke berichtet wird. Aus den bisher gehaltenen Vorträgen seien einige hervorgehoben, die allgemeines Interesse haben dürften:

Germanendarstellungen in der antiken Skulptur von Gustaf Kossinna, die Chronologie, die Kultur und die Bevölkerung der märkischen Bronzezeit von Albert Kiekebusch, Trojaburgen von Willy Pastor und die Vorläufer der europäischen Hausformen von Robert Mielke. Außerdem werden fast in jeder Sitzung Berichte über neue Funde in der Provinz Brandenburg gegeben und entsprechende Vorlagen gemacht und im Sommer Ausflüge nach vorgeschichtlichen Fundstätten

unternommen, so im Juli 1909 nach dem Königsgrabe bei Seddin, bei welcher Gelegenheit Prof. Kossinna einen Vortrag über die Bedeutung der Prignitzer Funde für die Kenntnis der Kultur der Bronzezeit hielt. Ein Besuch dieser Sitzungen und anderer Veranstaltungen der Zweiggeseellschaft Berlin ist den Mitgliedern der „Brandenburgia“ sehr zu empfehlen.

Zum Schluß sei der Hinweis auf eine Serie guter Volks- und Jugendschriften gestattet, die von der Schillerbuchhandlung in Charlottenburg (M. Teschner) herausgegeben werden und von denen in der Januarsitzung bereits das „Märkische Sagenbuch“ von Rudolf Schmidt vorgelegt wurde. Unter den übrigen Bänden dieser Sammlung verdienen die beiden Ausgaben der Grimmschen Sagen, von denen die schönsten ausgewählt sind, und die Sammlung von Emil Schneider „Preußen in Lied, Volksmund und Sage“ unsere Beachtung. Besonders das letztere wird viele Freunde finden, da es nach Landschaften geordnet, eine Reihe von Sagen und Märchen, Liedern und Sprüchen enthält, die die Eigentümlichkeiten des betreffenden Volksstammes widerspiegeln. So ist auch die Mark Brandenburg mit mehreren Sagen und Liedern vertreten, und neben Beispielen aus Kuhn und Schwartz' Sagenschatz und Th. Fontanes „Havelland“ finden sich Sprüche wie: „Die Stiebeln von Kale (Kalau) gehen von der Weichsel bis zur Saale“ oder „Die Schürze ist länger als der Rock, das Mädchen ist von Jüterbog“.

Kleine Mitteilungen.

Schutzbrieft gegen feindliche Geschosse aus den Befreiungskriegen 1813/15. Mitgeteilt von Friedrich Wienecke.

1. In Jesu Namen †, der alles Geschöß verbot, sage ich diese Sicherheit: Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †. Amen!

Wer diese abgeschriebene Schrift bei sich trägt, den wird nicht treffen des Feindes Geschöß, und die Waffen desselben wird Gott bekräftigen, daß er sich nicht fürchten darf; Er soll vor allen Geschossen der Diebe, Mörder und Feinde gesichert sein. Es sollen Geschosse, Klingen, Pistolen und alle Gewehre nun durch den Befehl Jesus Christus stille stehn; alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre durch den heiligen Michael nicht schaden! —

Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †. Amen!

2. Wer diesen Segen bei sich trägt, der wird vor allen Gefahren beschützt. Wer es nicht glaubt, der hänge es mit diesem Buchstaben einem Hund um und schieß' nach ihm. Er wird erfahren, daß es wahr ist. Denn wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen, noch von des Feindes Waffen verletzt werden. Denn so wahr Jesus Christus geboren, auf-

erstanden, gen Himmel gefahren ist, und so wahr er auf Erden kommen ist, werde ich nicht gestochen, noch sonst an meinem Leibe verletzt werden. An Fleisch und Gedärmen: alles soll mir unbeschädigt bleiben.

Ich beschwöre alle Waffen, so auf dieser Welt sind, bei dem lebendigen Gott des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †. Amen!

3. Ich bitte dich durch unsers Herrn Jesu Christi Blut:

Nicht eine Kugel mich treffen tut,
Sie sei von Gold, Silber oder Blei.
Gott im Himmel macht mich frei!

Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †.
Amen!

4. Ich begrüße dich, du helles Licht des Morgens. Begrüßt seist du, Maria!

So wahr Maria gebor'n ohne Mann.

Wer stärker ist als Gott, der komm' und greif' mich an.

Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †.
Amen!

Ein Himmelsbrief aus dem Jahre 1813. Mitgeteilt von F. Wienecke.
Höchst merkwürdiger Aufruf an alle Menschen.

Ein Himmelsbrief.

Er ist geschrieben mit goldenen Buchstaben auf blauem Papier, welcher von zwei Engeln getragen und zu Rahes niedergesenkt ist. Ganz neu gedruckt.

Copia.

Nicht weit von Rahes auf dem Wege in einer Feldgegend ist neulich diese Schrift aus dem Himmel gekommen und einem Bauern eingehändigt worden. Es bekräftigt derselbe Mann, daß dieses Wunderzeichen in der Luft geschwebt, von zwei Engeln getragen, auf blauem Papier mit goldenen Buchstaben geschrieben, auch ein ungewöhnlicher Mann bei ihm zugegen gewesen. Es sind viele Menschen dahingegangen, die es abgeschrieben haben. Es ist bei dem Kommandanten in Rahes zu finden und lautet, wie folgt:

„Ihr Menschenkinder! Bekehret Euch von Euren Sünden und Bosheiten, Verachtung der heiligen Schrift und Sakramenten, von eurer gefährlichen und gewaltigen Bosheit, der Hurerei, Saufen und Fressen, Hader, Zank, Mißgunst und von Eurem hoffärtigen Leben, wie auch von Verläumdung eures Nächsten, besonders unter Freundschaft und Blutverwandten und unterdrückt nicht die Witwen und Waisen. Vermindert die Uneinigkeit zwischen Eheleuten, damit der böse Geist nicht Raum gewinne. Vielmehr hütet Euch vor allem Leben, das böse heißt; denn wo Ihr nicht davon lasset, so soll die Welt über 60 Jahre nicht mehr stehen, und der Himmel soll etliche Jahre verschlossen bleiben. Kein Tropfen Regen soll fallen; Krieg und Blutvergießen soll kommen unter den Menschen, daß die Erschlagenen nicht begraben werden können, Hunger und Kummer soll kommen im Lande, so sehr, daß die Mütter ihre Kinder verzehren sollen. Ja, es sollen auch kommen Krankheiten unter den Menschen, daß die, die des Abends fröhlich

und gesund zu Bette gehen, sollen des Morgens tot gefunden werden, und überall soll Kummer sein, und sollen die Menschen ausrufen: „Woher nehmen wir Brot, wir Armen, daß wir uns sättigen?“

So Ihr Euch aber bekehret von Euren Sünden, Bosheiten und ärgerlichem Leben, so soll alles Übel, was über Euch bestimmt war, in Freuden verwandelt werden. Ja, es sollen auch noch mehr gewünschte Zeiten kommen, als gewesen sind, daß der Mann von 50 Jahren noch blühen soll, wie eine Rose, damit er sich dann erst recht seiner Schöpfung freuen kann.

Darum, Ihr Menschenkinder! Bekehret Euch von Euren Sünden und ärgerlichem Leben. Noch ist es Zeit! Lasset Euch dieses einen Dankbrief sein, Nehmet es zu Herzen, damit Ihr aller Freuden, hier zeitlich und dort ewig zu genießen habt. Und wer diesen Brief bekommt und ihn ausbreitet, der soll blühen wie die Blumen auf dem Felde und soll Segen und Gedeihen von dem Herren aller Herrn haben. Wer ihn aber unterdrückt und ihn verachtet, der soll Gottes Ungnade und Betrübnis haben!

Dieser Brief ist im Himmel geschrieben, und wenn Friede und Einigkeit wird, so soll die Welt verlängert werden! Amen!

Zigeuner in Alt-Berlin. Seit Jahren hatten die sogenannten „Berliner Zigeuner“, die meist aus der Gegend von Erfurt stammen, die preußische Staatsangehörigkeit durch Geburt besitzen und sich in Berlin mit irgendeinem vorgeschobenen Gewerbebetrieb selbsthaft gemacht haben, in der Schornsteinfegergasse ihr Unwesen getrieben. Hier feierten sie in einer echten Zigeuner-kneipe mit außerordentlich viel Geräusch tage- und nächtelang ihre Feste, wobei der Wein in Strömen floß, bis den Anwohnern und selbst den Hausbesitzern der Lärm zu bunt wurde. Schließlich schritt auch die Polizei gegen den Unfug energisch ein, so daß den Zigeunern in dieser Gegend allerseits die Freundschaft gekündigt wurde. Sie haben indes die wenigen noch vorhandenen schmutzigen Winkel Alt-Berlins, die so recht zu ihrer Eigenart passen, liebgewonnen und zeigten keine Lust, gleich vielen ihrer Stammesgenossen nach dem Norden Berlins oder nach den Vororten Weißensee, Reinickendorf, Adlershof überzusiedeln. Auf der Suche nach neuen Kleinwohnungen haben sie jetzt in größerer Zahl in der Parochialstraße sowie namentlich im großen Jüdenhof ein Unterkommen gefunden. Auch hier machen die braunen Gesellen mit ihrem weiblichen Anhang und der großen Kinderschar sich schon wieder sehr unliebsam bemerkbar.

Zur vorstehenden Notiz über Zigeuner aus der „Berliner Volks-Zeitung“ 1910, No. 309, vom 6. Juli möchte ich noch bemerken, daß sich auch ein Teil derselben in den alten Häusern am ehemaligen Johl'schen Weg an der Bellermannstraße (jetzt Strasse 10d Abt. XI) im hohen Norden Berlins angesiedelt hat. Da man aber neuerdings auch hier zu bauen anfängt, wird wohl ihres Bleibens nicht mehr allzulange sein. Die Männer gehen zum Teil in Kneipen musizieren, während die Frauen und Mädchen unter dem Vorwand des Handels mit Knöpfen und Band einen versteckten Bettel treiben. Die schulpflichtigen Kinder sieht man vormittags mit dem Ränzel auf dem Rücken, oder auch die wenigen Bücher und Hefte nur lose unter dem Arm

tragend, mit den andern Schülern den Schulen zustreben, während die allerkleinsten von ihren Müttern in Tüchern auf dem Rücken herumgetragen werden. Im übrigen sollen es unangenehme Mieter sein, die schon Scheuerleisten und sonst ihnen überflüssig scheinendes Material einfach aus den Wohnungen entfernten, um im Winter die Öfen zu heizen. Georg Wiese.

Bücherbesprechung.

Franz Groger, Die Veste Peitz. Mitteilungen aus der Geschichte der Stadt und Festung Peitz. Kleine Ausgabe. Selbstverlag. Peitz 1906.

Franz Groger, Stadt und Festung Peitz in den Wirren des 30 jährigen Krieges. Nach urkundlichem Quellenmaterial aus dem Königl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Separatabdruck aus dem „Cottbuser Anzeiger“, Cottbus 1909.

Die erste der beiden Arbeiten hat der Verfasser für Freunde, welche die alte Festung Peitz besuchen, bestimmt, um ihnen eine kurze Übersicht über den Werdegang des Städtchens zu geben, und für diesen Zweck eignet sich das 34 Seiten umfassende Heft sehr gut. Die Darstellung beginnt mit der sagenhaften Zeit, als die Gegend um Peitz noch zum Sumpfgebiete des Spreewaldes gehörte, berührt kurz die Zeiten, als Peitz zu Böhmen und seit 1462 zu Brandenburg gehörte, und verweilt dann bei der Regierungszeit des Markgrafen Johann von Cüstrin, der Peitz zu einer starken Festung ausbauen ließ. Von den Schicksalen dieser Feste während des 30 jährigen Krieges unter der Regierung des Großen Kurfürsten und im 7 jährigen Kriege berichten kurz die folgenden Kapitel, wobei dem in Peitz bestehenden Hüttenwerk besondere Beachtung geschenkt wird, und mit der Schilderung des Verfalls der Festung und des wirtschaftlichen Aufblühens seit Einführung der Tuchindustrie schließt der Verfasser seine Darlegungen, die den Zweck eines Überblicks über die Geschichte der Stadt Peitz ganz gut erfüllen.

Eingehender behandelt Groger einen Abschnitt der Stadtgeschichte, nämlich die Zeit des 30 jährigen Krieges, in der zweiten Arbeit, die einen Teil eines größeren Werkes über Peitz bilden soll und dementsprechend unter Benutzung urkundlichen Materials abgefaßt ist. Nach einer Schilderung der Stadt und Festung Peitz im Anfang des 17. Jahrhunderts, der ein Plan von 1687 beigegeben ist, führt der Verfasser dem Leser wechselnde Bilder aus der Zeit des Religionskrieges vor Augen und zeigt wie die Truppen der verschiedensten Fürsten und Herren in der Umgegend von Peitz hausten und welche Bedrängnisse der Amtsbezirk zu erdulden hatte, wie aber Peitz sich in allen Kriegsläufen als fester Punkt erwies und sogar dem Kurfürsten und seiner Kanzlei zum Aufenthalt diente. Die fleißige Arbeit enthüllt ein interessantes Stück märkischen Kleinstadtlebens und märkischer Festungszeit während des 30 jährigen Krieges, und man darf auf des Verfassers Werk über die Geschichte der Stadt und Festung Peitz gespannt sein. Dr. G. Albrecht.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

25. (17. ausserordentl.) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 12. März 1910

Stiftungsfest der Brandenburgia.

Die zahlreichen Teilnehmer versammelten sich in Neumanns Festsälen, Hacke-Haus, Rosenthalerstr. 40/41 und begaben sich unter den Klängen des Einzugsmarsches aus der Oper Tannhäuser zu der festlich geschmückten Tafel in den großen Empfangssaal.

Nach dem ersten Gange hielt der Vorsitzende, Herr Geheimrat E. Friedel, eine Ansprache ungefähr folgenden Wortlauts:

Hochansehnliche Versammlung!

Namens des Vorstandes begrüße ich unsere werten Mitglieder und Gäste. Ich heiße Sie in Erwartung eines angenehmen Zusammenseins und Zusammenwirkens heut Abend herzlich willkommen.

Unser bald vollendetes XVIII. Vereinsjahr hat uns so viele und so verschiedenartige heimatkundliche Anregungen dargeboten, wie kaum ein Vereinsjahr zuvor. Gestatten Sie in äußerster Kürze nur an Einiges zu erinnern. Zunächst die Vorträge von Herrn Solger: Die Wüstenzeiten der Mark und von Herrn Kiekebusch: Die Zeitfolge der Vorgeschichte. Herr Bardey schilderte uns den abenteuerlichen Kronprätendenten Naundorff, Frl. Lemke den Raben in der Volkskunde, Herr Fiebelkorn die Geschichte des Backsteinbaus, Herr Grabow die heimatliche Aussprache des Hochdeutschen.

Daneben ungewöhnlich viele Wanderversammlungen. Auf dem botanischen Gebiet die Ausflüge in der Klein Machnower Forst und nach dem Liepnitzsee

Geschichtliche Ausflüge nach Spandau, nach Nauen-Ketzin-Paretz, nach Kloster Lehnin, nach Luckenwalde, dem Hohen Golm und Stülpe, nach Eberswalde und Trampe, nach Gransee, nach unserer Dorotheenstädtischen Kirche und nach dem Volkskundemuseum und dem Schlütersaal.

Dem dringenden Zuge der Zeit folgend haben wir uns vielfach auch auf den Arbeitstätten unserer heimatlichen sozialen Fürsorge umgesehen.

Zeugnis dessen die Besichtigungen des neuen Johannesstiftes bei Spandau, des Kaiserin Friedrichhauses, des Arbeiterinnenheims, des Städt. Friedhofs in Friedrichsfelde und des Lettehauses. Selbst der Vortrag des Herrn Henking über die Seefischerei verbunden mit dem Probefischessen im Marinehause hat einen recht sozialen Zweck verfolgt.

Vielfach bei unseren Wanderungen sind wir auf die Spuren des segensreichen landesväterlichen Wirkens unserer Hohenzollern mit Anteilnahme gestoßen und es liegt nichts näher, als daß wir auch heut Abend zu allererst unsers erhabenen Herrschers in Liebe und Verehrung gedenken.

Ich flechte vor dem Kaiserhoch unserm Stiftungsfeste gern ein Citat aus Äußerungen S. M. ein, so erinnere ich heut an das Wort, welches er gelegentlich der Hundertjahrfeier der Städteordnung unlängst im hiesigen Rathausfestsaal sprach:

„Wenn nach den Worten des Preußenliedes nicht immer heller Sonnenschein leuchten kann, und es auch trübe Tage geben muß, so sollen aufsteigende Wolken ihre Schatten niemals trennend zwischen mich und mein Volk werfen“.

Das gilt auch jetzt wieder und möge immerdar gelten. Wir aber betätigen unsere loyale Gesinnung mit dem dreimaligem Rufe: S. M. der Kaiser und König, unser brandenburgischer Markgraf lebe hoch — hoch — immerdar hoch! —

Dem Hoch wurde jubelnd zugestimmt und der erste Vers von „Heil Dir im Siegerkranz“ daran anknüpfend gesungen.

Darauf nahm die Tafel weiter ihren fröhlichen Verlauf, und die Speisefolge wurde angenehm unterbrochen von Vorträgen, Toasten und gemeinsamen Liedern.

Unter Begleitung der Frau Konzertsängerin Luise Klossegk-Müller sang Fräulein Gesa Friedel mit geschulter und klangvoller Stimme folgende vier Lieder: die Arie des Pagen aus den Hugenotten, die Canzonetta von Löwe, das Frühlingslied von Mendelssohn und das Schweizer Echo, die den lebhaftesten Applaus der Tischgesellschaft fanden.

In einer weiteren Pause trug Fräulein Paula Heußler vier humoristische und anmutige Gedichte vor, nämlich: Gekrönte Liebe, Jugend, das folgsame Kind und ein Rendezvous, die ebenfalls mit lebhaftem Beifall belohnt wurden.

Das erste gemeinsame Tischlied war auch diesmal wieder von Fräulein Adelheid Sachs für das heutige Fest gedichtet worden. Es handelte von Berlin und dem Grunewald und der alten und der neuen Zeit. Das zweite Tischlied war das beliebte Mammutlied von E. Körner.

Herr Prediger Dr. Runze feierte in schwungvollen Worten die Damen und Herr Direktor Siegert toastete auf die Brandenburgia und ihren ersten Vorsitzenden. Herr Kustos Buchholz endlich verlas die eingegangenen

Depeschen, von Herrn Julius Rodenberg, von Herrn Grubenbesitzer Körner und von Fräulein Lemke und sprach dann allen, die sich um dieses Fest bemüht hatten, den Dank der Anwesenden aus. Er gedachte in seiner Ansprache der Künstlerinnen und der Redner und sodann auch derjenigen, die das äußere Arrangement des Festes in die Hand genommen hatten, nämlich des Ehepaares Plack und des Herrn Professors Pniower.

Nach der Tafel begann der Tanz. Eine eigentliche Kaffeepause wurde nicht gemacht. Dafür bildeten sich gemütliche Kaffeegesellschaften in kleineren Kreisen.

Erst gegen den Morgen klang das Fest harmonisch aus.

26. (9. ordentliche) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. März 1910, abends 7½ Uhr

im Vortragssaal des Märkischen Museums, am Märkischer Platz 2.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel. Die Mitteilungen zu I bis XXX rühren vom Vorsitzenden her.

A. Allgemeines.

I. Der I. Vorsitzende erwähnt das wohlgelungene Stiftungsfest vom 12. d. M. und dankt namens der Brandenburgia den Herren und Damen, die sich um dasselbe verdient gemacht haben, insbesondere dem 2. Schriftführer, Herrn Professor Dr. Pniower, sowie dem Ausschußmitglied Herrn Plack und Gattin für die äußeren Vorbereitungen, der Frau Klossegk-Müller und dem Fräulein Gesa Friedel für den gesanglichen Teil, dem Fräulein Jakoba Heussler für die Rezitation.

II. Volksschauspiel in der Ruine von Kloster Chorin. Der Vorsitzende legt den Spielplan für die Zeit von April bis Juli vor und fordert die Mitglieder und Freunde der Brandenburgia auf, das Unternehmen sei es durch Zeichnung zum Garantiefonds, sei es später durch recht zahlreichen Besuch zu unterstützen. — Der Text rührt von dem durch seine Hohenzollern-Festspiele bekannteren Bühnenschriftsteller Axel Delmar her und umfaßt Gründung und Blütezeit des Klosters — Verfall des Klosterlebens und die Reformation. Herr Oberregisseur H. Frey wird die künstlerische Leitung übernehmen. Neben einigen Berufsschauspielern wirken

in der Hauptsache, was ganz besonders erfreulich ist, Herren und Damen aus Eberswalde und Angermünde mit. Die Klosterruine in ihren herrlichen gotischen Formen übersponnen von Epheu und Schlinggewächsen bietet Kulisse und Hintergrund in denkbar günstigster Weise. Da das ganze Festspielunternehmen von dem uns befreundeten Verein für Heimatkunde zu Eberswalde in die Hand genommen ist, so liegen alle Vorbedingungen für ein Wohlgelingen dieses ersten größeren brandenburgischen Volksschauspiels vor, wofern nur der Wettergott großmütig ist. Zu Auskünften bereit ist u. M. Herr Redakteur Rudolf Schmidt, Schriftführer und Museums-Vorsteher des Eberswalder Vereins. Herr Schmidt hat die größten Verdienste um die Vorbereitung des Festspiels und wir wünschen besonders ihm, daß dasselbe befriedigend und glücklich ausfallen möge. Das ist der beste Lohn für seine aufgewendete außerordentliche Mühewaltung.

III. Vereinigung der heimatlichen Museen Brandenburgs. U. A.-M. Herr Robert Mielke verbreitet als Schriftführer der Landesgruppe Brandenburg des Bundes Heimatschutzes folgenden beachtenswerten Aufruf:

„Bestrebungen, die heimatlichen Museen der Provinz Brandenburg zu einem engeren Verbande zu vereinigen, hat der „Heimatschutz in Brandenburg“ als eine seiner Hauptaufgaben betrachtet. Er begegnet sich hier mit den Wünschen der Vorgeschichtspflege, deren einzelne Vertreter sich unlängst in Berlin zu einer Besprechung über den Zusammenschluß versammelten. Als Ergebnis dieser Konferenz wurde allseitig die Notwendigkeit erkannt, alle Ortsmuseen — nicht nur die wenigen mit stark vorgeschichtlicher Richtung! — zu einem selbständigen Verbande zu vereinigen. Ein Ausschuß wurde dann mit der weiteren Bearbeitung betraut, der aus folgenden Herren besteht: von der Hagen (Prenzlau), Klett (Potsdam), Klittke (Frankfurt), Kossinna (Berlin), Mielke (Charlottenburg), Waase (Neuruppin).

Bevor dieser Ausschuß zusammentritt, erlaubt sich der Unterzeichnete die Anfrage, ob sich der dortige Museumsvorstand an einer erweiterten Besprechung beteiligen würde, bei der die Ziele und Arbeiten einer künftigen Vereinigung verhandelt werden sollen. Die Grundlage einer solchen würden zunächst in folgendem zu suchen sein: Feststellung eines allgemeinen Arbeitsplanes für die Sammlungsleiter und ihre Mitarbeiter. Organisation der Mitarbeit. Sicherstellung der Sammlungen für die Zukunft. Wissenschaftliche Bearbeitung. Sachgemäße Inventarisierung und Konservierung. Ausgrabungstechnik. Nutzbarmachung für die Bevölkerung. Beschaffung von Mitteln. Räumlichkeiten und Aufstellung der Gegenstände. Veranstaltung von zeitlichen Ausstellungen. Anschluß an die Denkmal- und Naturpflege. Beziehungen zu Bibliotheken und zur Kunstpflege. Anerkennung als staatliche Hilfsanstalten. Erörterung der Frage, wie die Sammlungen zu Mittelpunkten des geistigen Lebens werden können.

Die Vorteile eines gemeinsamen Vorgehens liegen auf der Hand. Hinzu tritt noch, daß bei dem in Aussicht stehenden Gesetz zum Schutze der vorgeschichtlichen Denkmäler den Heimatmuseen eine erhebliche Mitwirkung zugebracht ist. Da für Frühjahr 1911 eine große brandenburgische Heimatkunst-Ausstellung geplant ist, von der vermutlich eine starke Rückwirkung auf die Bestrebungen der Ortsmuseen ausgehen wird, so würde ein Zusammenschluß, der den Museen keine Opfer auferlegt, auch nach dieser Seite hin von Vorteil sein.“

Ich bemerke hierzu folgendes. Neben dieser Zentralisationsbestrebung geht eine andere, die vorgeschichtlichen Sammlungen der Provinz in eine administrative Vereinigung zu bringen. Hiergegen muß ich mich auf Grund meiner langjährige Kenntnis durchaus wenden. Ich halte eine solche Vereinigung schon deshalb für unzweckmäßig, weil alle die kleinen etwa 30 bis 40 sogenannten Museen neben einigen (mitunter auch ganz ansehnlichen) prähistorischen Sammlungsstücken in der Hauptsache mehr mittelalterliche und neualterliche Objekte bis in die Biedermayerzeit hinein, alte Urkunden, Bücher, Fahnen, Schützenembleme, Innungssachen u. dgl. enthalten. Aus dieser Vereinigung dürfen die prähistorischen Anteile unbedingt nicht herausgerissen werden, wie es nach den uns gewordenen Andeutungen ernstlich beabsichtigt wird, teils weil die betr. Agitatoren von den historischen Sachen nichts verstehen, sie überhaupt nicht zu würdigen vermögen, teils weil jenen Herren für ihre speziellen wissenschaftlichen Forschungen lediglich die prähistorischen Objekte Interesse haben, alles andere in den Klein-Museen ihnen gleichgültiger, ja lästiger Ballast ist, ein Ballast für den die Volkskunde, namentlich die Heimatkunde sich recht sehr interessiert. Ich halte ein solches Ausschachten der Kleinmuseen im Interesse der Förderung der Heimatskunde für durchaus fehlerhaft.

IV. Der Deutsche Seefischerei-Verein feiert am 9. April im Reichstagsgebäude sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen. Wegen der mancherlei Beziehungen und großen Verdienste, die dieser hochansehnliche Verein namentlich hinsichtlich der Nahrungsmittelversorgung Groß-Berlins und der Provinz Brandenburg hat, werde ich als Vertreter der Brandenburgia einen schriftlichen Glückwunsch einreichen und an der Festlichkeit teil nehmen. Zur Orientierung lege ich die März-Nummer der „Mitteilungen des D. S.-V.'s“ vor.

V. Der Berliner Zentralausschuß für die Wald- und Ansiedlungsfrage übersendet den Aufruf vom 6. d. M., der bei Ihnen bereits zirkuliert.

VI. Heimatschutz. Herausgegeben vom Geschäftsführenden Vorstand des Bundes Heimatschutz. 5. Jahrg., Heft 1/2. Sie ersehen hieraus, daß der Hauptverein Heimatschutz 16 angeschlossene Zweigvereine hat; daneben existieren noch zwei „befreundete“ Heimatschutzvereine zu

München und Koblenz in Deutschland. Der Inhalt der Doppelnummer ist zumeist administrativer Natur.

VII. Von der hiesigen Landesgruppe „Heimatschutz in Brandenburg lege ich die Nr. 6 von 1910 vor. U. A. M. Herr Mielke bespricht nochmals die Königskolonnaden, deren Versetzung in den alten botanischen Garten, als Eingangshallen an der Potsdamer Straße nunmehr beschlossene Sache ist. — Ders. Autor behandelt mit Liebe und besonderer Sachkenntnis S. 150—161 die Erhaltung der ländlichen Bauweise sowie die für 1911 geplante Brandenburgische Heimatkunst-Ausstellung.

VIII. Die Mecklenburgische Motor-Yacht-Co. zu Plau in Mecklenburg versendet den Ihnen vorliegenden, Ihrer besonderen Aufmerksamkeit empfohlenen Prospekt, der zur Benutzung kleinerer oder größerer Motorboote für einzelne Personen bzw. größere Gesellschaften einladet sowohl auf Tagesausflüge wie auf längere Zeit. Auch die an Mecklenburg angrenzenden märkischen Seen können auf diese höchst bequeme und relativ billige Weise befahren werden; daß diese Fahrten die Liebe zur Heimat und zur Heimatkunde in erfreulicher Weise fördern, brauche ich kaum noch ausdrücklich hervorzuheben.

IX. Bund zur Erhaltung der Naturdenkmäler aus dem Tier- und Pflanzenreiche. Unter diesem Titel hat sich am 1. April 1909 ein Verein gegründet, dessen Sitz am jeweiligen Wohnorte des Geschäftsführers, jetzt in Berlin (Geschäftsführer Herr Walter Benecke, Gneisenastr. 102) ist; als zweiter Mitbegründer zeichnet Herr Jagdschriftsteller Hans Sammereyer zu Obdach in Steiermark. Zweck: Erhaltung der Naturdenkmäler aus dem Tier- und Pflanzenreiche Deutschlands, Oesterreichs und je nach dem Erstarken des Bundes auch der Naturdenkmäler des Auslandes. Die Satzungen lege ich Ihnen vor, desgl. einen Beitrittsaufruf (Jahresbeitrag 2,50 Mk.).

Das ist Alles sehr schön, aber nach meiner sattsamen Erfahrung unpraktisch. Qui trop embrasse mal étreint! Wenn der Bund etwas ausrichten will, darf er neben den zahlreichen vorhandenen Vereinigungen gleicher oder doch verwandter Art nicht Eigenbrödelei treiben. Er richtet sonst, ich fürchte, so gut wie nichts aus, namentlich auf die Dauer, wenn der erste Gründungsrausch verweht ist.

Ich empfehle den Herren die Organisation des unter IV erwähnten Bundes Heimatschutzes als Zentralstelle mit einem geschäftsleitenden Organ, nachdem die Zentralstelle sich mit den bestehenden kleinern Vereinen zu einer solchen geeinigt hat.

Alles Übrige führt zu einer nutzlosen Zeit- und Geldzersplitterung, die im Interesse der guten Sache nur höchlichst zu bedauern wäre.

B. Persönliches.

X. Es fand die Wahl des Brandenburgia-Vorstandes für die Zeit vom 1. April 1910 bis dahin 1912 statt. Dieselbe erfolgte durch Zuruf und ergab die Wiederwahl des derzeitigen Vorstandes. Der I. Vorsitzende dankte für das geschenkte Vertrauen verbindlichst. — Der Ausschuß macht von seinem Kooptationsrecht Gebrauch und ergänzt sich durch Hinzuwahl des Herrn Hermann Maurer, Bureau-Vorstehers bei der Landesversicherungsanstalt Berlin. Herr Maurer nimmt die Wahl dankend an.

XI. Die Gesellschaft hat für die Anbringung der Gedächtnistafel für den Brandenburgischen Dichter und Schriftsteller M. A. Niendorff an seinem Geburtsort Niemegk 25 Mark bewilligt. Der Bürgermeister Herr Schneider dankt hierfür verbindlichst und ladet zu einer Wanderversammlung in Niemegk in Verbindung mit einer Besichtigung der interessanten Burg Rabenstein, dem Herzog von Anhalt gehörig und unweit der anhaltischen Grenze belegen, ein. Der Vorstand und der Wanderausschuß wird die Fahrt für 1911 in Erwägung ziehen, da für 1910 bereits überreich Anmeldungen zu Ausflügen vorliegen.

XII. Herr Heinrich Meier (Pfalzburgerstr. 53), unser geschätztes Mitglied, hat leider seine Gattin Maria geb. Schwarz am 8. d. M. durch den Tod verloren. Frau Meier war ein liebenswürdiger, stets teilnehmender Gast; wir nehmen herzlich Anteil an dem herben Verlust.

XIII. Paul Heyse feierte in München seinen 80. Geburtstag am 15. d. M., auch wir gedenken der nationalen Feier unsers engern Landmanns mit warmem Empfinden und bringen das Glückwunschsreiben des Magistrats, welches von der schwungvollen Feder unsers Bürgermeisters Dr. Reicke entworfen ist, nachstehend zum Abdruck.

„Das Haus Heiligegeiststraße 15, in dem Sie, recht im Herzen unserer Stadt, vor heute achtzig Jahren das Licht der Welt erblickt haben, ist längst abgerissen. Das Haus Am Weidendamm 1, das, wie Sie so hübsch zu erzählen wissen, mit seinem geräumigen Hof, dem aufgeschichteten Holzhaufen und dem bescheidenen Gärtchen an der Spree dann sechs Jahre lang der Tummelplatz Ihrer ersten glücklichen Kinderjahre gewesen, ist gleichfalls vor einer Reihe von Jahren verschwunden: ein moderner Opernbau erhebt sich dort und an die Stelle des niedrigen Schenkenhäuschens, in dem Sie als Knabe zum ersten Male dem Geheimnis des Todes in Antlitz sahen, sind hohe Zinshäuser getreten. Auch das Haus Behrenstraße 58, das Ihnen unter Obhut und Leitung geliebter Eltern dann bis zum 19. Lebensjahre Heimat gewesen ist, hat mit anderen Nachbarn einem ausgedehnten Theaterbau weichen müssen. Da Sie dann Berlin den Rücken gewandt haben und nur gelegentlich zu kürzerem Besuch zurückgekehrt sind, so gibt es keine Stätte mehr in unsern

Mauern, die wir mit heimatlichem Stolz dem heranwachsenden Geschlecht oder den Fremden als das Haus zeigen dürfen, indem Paul Heyse gelebt hat oder unter uns wohnt.

Aber mögen auch die Steine nicht von Ihnen sprechen, Ihre Werke reden uns Berlinern noch heute eine lebendige Sprache und unsere Herzen wissen von Paul Heyse! Wen sein Weg an einem Sommerregentag am Goldfischteich im Tiergarten entlang führt, oder wer vom Gendarmenmarkt kommend östlich in die noch immer stille Jägerstraße einbiegt, dem tauchen oft noch vertraute Gestalten auf, mit denen einst Ihr Berliner Roman: „Die Kinder der Welt“ uns als mit unvergeßlichen Freunden beschenkt hat. Oder wenn wir an Ihrer Hand im „Roman der Stiftsdame“ inmitten märkischer Natur und Menschen schreiten, so fühlen wir wohl, wie wir uns einem Führer anvertraut haben, der unsere norddeutsche herbe Heimat versteht und liebt wie wir. Und wenn wir vor einigen Jahren im Osten der Stadt, wo die harte Arbeit des Tages die Kenntnis literarischer Verdienste in unsern Volksgenossen schwerer emporwachsen läßt als in den wohlhabigeren Quartieren des Westens, mit dem Namen Paul Heyse eine Straße benannt haben, die unmittelbar ausgehend von einem unserer schönsten städtischen Parks, dem Friedrichshain, zur Zeit noch weit in unbebautes Gelände verläuft, so wird, wie wir hoffen, auch das ein Mittel sein, um kommenden Geschlechtern den Klang eines Namens wach zu halten, auf den die Vaterstadt seines Trägers stolz sein darf. Sie selbst haben einmal in launigen Versen erklärt:

„Es waschen mir, der Heimat rechtem Sprößling bis ins Grab
Weder Bock noch Isarwasser jemals den Berliner ab.“

Das ist was eine Stadt von ihren großen und tüchtigen Söhnen sich nur wünschen kann. Und noch mehr fast klingt es den Ohren einer zur Millionen- und Weltstadt emporgestiegenen Heimat angenehm und erfreulich, wenn Sie an anderer Stelle gestehen, daß Sie bei einem Besuch in Berlin „in dem großstädtischen Getümmel wie in der Brandung eines Seebades die verstörten Nerven sich wieder stärken ließen.“ So soll es sein. Der Dichter darf, wenn anders er seinen schönsten Beruf, auch ein Mehrer der inneren Schätze seiner Zeit zu sein, erfüllen will, nicht vor der Berührung mit dem eigenartigsten Erzeugnis moderner Kultur, der Großstadt zurückscheuen. Sie sind durch Beruf und Neigung an eine andere große deutsche Stadt gefesselt worden, und so haben sich naturgemäß die Bande lockern müssen, die Sie mit Berlin verknüpfen. Aber der heutige Tag, an dem Sie eines der seltensten Feste des Menschenlebens feiern, bietet uns willkommenen Anlaß, Ihnen zu versichern, daß, wie Ihre eigenen Gedanken heute vielfach zurückschweifen werden zu den Stätten Ihrer Kindheit und Jugend, auch von hier Tausende von Herzen den Weg nach der alten

Isarstadt hinüberfinden werden zu einem Kinde der Weltstadt Berlin, dem ein gütiges Geschick es vergönnt hat, von weiteren Kreisen seines Volkes seit zwei Menschenaltern gekannt, geliebt und verehrt zu sein.

Erlauben Sie, hochverehrter Herr, uns, den erwählten Vertretern Ihrer Vaterstadt, daß wir mit unserm herzlichem Glückwunsch zum heutigen Tage namens der Stadt Berlin zugleich die Hoffnung aussprechen, es möchte Ihnen beschieden sein, wohlverdienten Ruhm und reichlich dargebrachte Liebe Ihrer Volksgenossen noch lange in der verklärten Frische des Alters zu genießen.“

Hierauf ist beim Oberbürgermeister folgende telegraphische Antwort eingegangen: Hochbeglückt durch den überaus herzlichem Glückwunsch dankt Ihnen und dem Magistrat seiner teuren Vaterstadt aufs wärmste Ihr verehrungsvoll ergebenster Paul Heyse.

Auf meinen Vorschlag hat der Magistrat unter Allerhöchster Genehmigung schon vor einigen Jahren in dem „Dichter-Viertel“ eine neue Straße, Paul Heyse-Straße, wie vorangedeutet, benannt.

XIV. Von unseren liebenswürdigen Mitglied, Frl. Anna Berger, liegt eine Ansichtskarte mit Abbildung der Grotte des Katull auf der Halbinsel Sirmione im Garda-See vor. Die Brandenburgia dankt und ich hoffe, dieselbe Stelle im Laufe des nächsten Monats betreten zu dürfen, benutze auch die Gelegenheit, da ich eine fast dreimonatliche Studienreise nach Südtirol, Desenzano, Verona, Venedig, Mailand, Genua, der Riviera von Nervi über Monte Carlo bis Marseille, schließlich eine Reise durch das südöstliche Frankreich (Arles, Avignon, Lyon, Bésançon, Monbéliard, Belfort) usw. (zurück über Straßburg) vorhabe, mich den verehrten Mitgliedern bis auf weiteres gehorsamst zu empfehlen.

C. Naturgeschichtliches.

XV. Auf Wunsch lege ich zwei botanische Erzeugnisse vor:

a) Die jetzt vielfach zum Ausstopfen weicher Kopfkissen benutzte, überaus feine sogenannte Pflanzendaune oder Baumseide, silk-cotton der Engländer, in Afrika Kapok genannt, nach gefälliger Mitteilung unsers heut anwesenden Ehrenmitgliedes, Geheimrat Dr. Paul Ascherson, herührend von *Eriodendron anfractuosum* D. C.; neuerdings hat man den älteren Namen *Ceiba pentandra* Gaertn. vorangestellt. Auffallenderweise scheint der merkwürdige Baum in den Tropen beider Hemisphären vorzukommen. So beschreibt der berühmte Reisende Dr. Nachtigall auf diesen riesenhaft anwachsenden breitverasteten Bäumen Festungen, welche die heidnischen Neger in den Kronen angelegt hatten, um sich gegen wilde Tiere, insbesondere aber gegen die Sklavenfänger d. h. räuberische muhamedanische Stämme zu schützen. Andererseits entdeckte Sir Francis Drake am Fuß eines solchen Kapokriesen, auf dem rebellische Neger in Remi-

niszenz ihrer afrikanischen Heimat eine Baumburg errichtet, zuerst den Stillen Ozean in Amerika.*)

b) Zweitens lege ich Ihnen, mir von u. M. Graf von Schlieben zur Verfügung gestellt, Knollen von Topinambur vor, da ich mich überzeugt, daß diese interessante Frucht den meisten unserer Mitglieder unbekannt ist. Ich stelle diese Topinamburs teils roh teils in Wasser gar gekocht zu Ihrer Verfügung. Sie schmecken ähnlich wie Artischocken, sind auch als Salat mit Essig und Öl zubereitet wohl bekömmlich. Die Landwirte brauchen sie auch als Viehfutter. *Helianthus tuberosus* L., auch Unter-Artischoke genannt, ähnlich wie man Unterrüben (Kohlrüben) und Oberrüben (Kohlrabi) unterscheidet. Es ist eine nahe Verwandte der Sonnenblume, *Helianthus annuus* L., die bekanntlich unser A. M. Körner in Rixdorf zu Riesenexemplaren züchtet, nur daß letztere, einjährig, aus Samen gezogen wird, während Topinambur, die stärksten Kältegrade vertragend, überdauert und aus den Wurzelknollen fortgepflanzt wird. Auch als Zierpflanze und zur Einfriedigung von Beeten und dergl. wird sie verwendet. Diese Kompositen stammen aus Amerika, die Sonnenblume vielleicht aus Mexico oder Peru, die Topinambur wahrscheinlich aus dem britischen Nordamerika. Bei Berlin habe ich z. B. bei Britz und Rixdorf Topinambur verwildert gefunden, dgl. in den Rehbergen Berlins, ebenso bei Greifswald. Ein Deutsch-Wilmersdorfer Besitzer sagte, es sei viel leichter *Helianthus tuberosus* zu ziehen, als das Zeug aus dem Garten wieder zu entfernen. Jedenfalls wird der Nutzen dieser dankbaren Erdfrucht bei uns noch lange nicht genug eingeschätzt.

XVI. Über die beiden neusten Skelettfunde des Urmenschen habe ich Ihnen, bei der Wichtigkeit, welche die Angelegenheit selbstredend auch für unsere Heimat hat, andeutungsweise Mitteilung bereits früher gemacht (vgl. XIX., S. 35 im Monatsblatt). In der Märzszitzung der hiesigen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte wurden diese Gerippe mit ihren Beigaben in meiner Gegenwart vorgelegt. U. M. Herr August Förster stellt mir für die Brandenburgia in dankenswerter Zuvorkommenheit folgenden eingehenden Bericht zur Verfügung:

*) In dem großen mehrbändigen Dictionary of the useful plants of British India von Watt sind ihm mehrere Seiten gewidmet, die Überschrift lautet: White Cotton-tree, Kapok Floss. Der Name Kapok scheint aber keiner indischen Sprache entnommen, sondern stammt wohl aus irgend einem andern Tropengebiet. Sehr ausführlich spricht Nachtigal (Sahara und Sudan II. 580) über diesen Baum, auf welchen die Heidenstämme im Süden von Bagirmi ihre „Baumfestungen“ anlegen, wozu sich der Baum wegen seines quirlförmigen Wuchses besonders eignet. N. erwähnt auch dort die Anwendung zum Ausstopfen von Kissen; der Baum liefert auch das Material zu den den Bewohnern des Sudan eigenen Wattenpanzern. Der Stamm ist mit breitkegelförmigen nicht sehr scharfen Stacheln bedeckt, die sich leicht abbrechen lassen und dann ein dunkelgrünes Rindengewebe entblößen. Ich habe mich selbst davon an in Kairo kultivierten Bäumen überzeugt.

Der zweite Vortrag des Abends, den Professor Dr. H. Klaatsch-Breslau über das Thema „Aurignac-Rasse und ihre Stellung im Stammbaum der Menschheit“ hielt, war mit großer Spannung erwartet worden. Er hatte den Hörsaal des Museums bis auf den letzten Platz gefüllt und eine Anzahl Gäste von auswärts herbeigerufen, teils auf Grund des vielversprechenden Themas, teils durch die der Ankündigung beigefügten Worte „mit Vorlage des Hauserschen Fundes“. In Aussicht stand also, daß die Gegenstände des berühmt gewordenen Fundes, genauer der beiden Funde menschlicher Skelette, welche dem Schweizer Anthropologen Hauser im Diluvium des südwestlichen Frankreichs geglückt sind, gezeigt werden würden. Es verhielt sich in der Tat so: Dr. Hauser hatte beide Funde, die er an erster Stelle dem Museum für Völkerkunde zum Kauf anbietet, auszustellen gestattet. Die beiden Schädel lagen unter einem Glasbehälter auf dem Vorstandstisch: rechts von der Versammlung aus gesehen, der im Sommer 1908 in der Aurignacschicht von Combe Capell bei Montferrand, Périgord, gefundene, zu einem vollständigen Skelette gehörige Schädel; links der im September 1907 im Tal der Vézère, Nebenfluß der Dordogne, der Moustérienschicht entnommene Schädel, mithin der Schädel des Homo Aurignacensis Hauseri neben dem des Homo Mousteriensis Hauseri. Da die Geologen die ältere Moustérienschicht als an der Wende der vorletzten Eiszeit, in der ersten Hälfte der Waldphase der letzten Zwischenzeit entstanden ansehen, so befand sich also die Versammlung den Schädeln zweier Menschen gegenüber, deren Erdendasein etwa 120 000 bis 150 000 Jahre vor der Jetztzeit sich abgespielt haben mag, gewiß ein Anlaß zu Gefühlsregung, doch auch zur aufmerksamen Anhörung dessen, was nach den eingehenden Darlegungen von Professor Klaatsch der prüfende Verstand aus dem Vergleich der beiden Schädel gefolgert hat. Dieser Vortrag wurde von der Versammlung mit der größten Aufmerksamkeit angehört. Der Redner wiederholte zunächst, was die letzten Jahrzehnte, beginnend mit dem Neandertaler Funde an Skelettresten von Menschen der Diluvialzeit ans Licht gebracht haben, und wie es heute schon möglich ist, genaue Vergleiche anzustellen, namentlich an Stellen, wo sich, wie in der Höhle von Krapina, Kroatien, eine große Zahl von Skeletten gefunden hat. Diese letztere Stelle verglich der Redner mit einem Schlachtfelde. Wie es z. B. nicht schwer sein würde, aus Massengräbern der mandschurischen Schlachtfelder russische von japanischen Skeletten zu scheiden, so enthalten die 14 Krapina-Skelette, unter sichtbaren Anzeichen von hier geübtem Kannibalismus, Reste deutlich als verschiedenen Rassentypen angehöriger Menschen, die sich wahrscheinlich feindlich gegenübergestanden haben werden. Der Ausgrabung des in der Aurignacschicht gefundenen Skeletts hat Professor Klaatsch, da er nach Verabredung gleich bei den ersten Anzeichen eines zu machenden Fundes durch Hauser telegraphisch herbeigerufen war, von Anfang bis zu Ende beigewohnt. Jede einzelne Phase

der Ausgrabung wurde sorgfältig photographiert und das bei der Beisetzung des Toten in der Grotte künstlich in Hockerstellung gebrachte Skelett mit nur geringen Verletzungen aus den meterdicken Diluvialschichten, die es bedeckten, ans Licht gebracht. Professor Klaatsch gab nun, auch durch anschauliche Lichtbilder erläutert, interessante Mitteilungen von seinen vergleichenden Studien an den verschiedenen, dem Diluvium entnommenen Menschenresten: vom Neandertalmenschen angefangen, die Galley-Hill, Spy, Engis, Cro-Magnon und Krapinaskellette umfassend, bis zum Pithecanthropus von Java und zu Skeletten der Australier, schließend mit einer die bewährtesten Hilfsmittel vergleichender Anatomie benutzenden Nebeneinanderstellung der jüngst gefunden Reste der beiden Menschentypen, deren Schädel der Versammlung vorlagen. Bezüglich der beiden letzteren gelangte der Redner zu dem Ergebnis, daß sie ganz verschiedene Typen darstellen, der Moustérienschichtmensch dem Neandertaler Typus gleiche, die Reste des Menschen der Aurignacschicht, der ohne Zweifel ein Mann von etwa 50 Jahren gewesen ist, dagegen erhebliche Verschiedenheiten in dem Sinne zeigen, daß die dem Neandertaltypus angehörige Rasse von derberem Gliederbau und anders gearteter Schädelbildung sei als die zierlichere Aurignacrasse, deren Schädel und Gesichtsbildung den Langschädeln der indogermanischen Rasse ähneln mit einer großen Achse von 198 mm und einer größten Breite von 103 mm. Der Vortragende glaubt, daß die Gesamtheit der bisherigen Funde, die sich nach den beiden Typen des Moustérien- und des Aurignac-Menschen sondern lassen, beweise, daß beide beträchtlich verschiedenen Menschenrassen in der Diluvialzeit nebeneinander in Europa vorkamen, daß sie wahrscheinlich einander feindlich gegenüberstanden, aber schließlich doch Vermischungen der Rassen eintraten. Doch wo kommen die einen und die anderen ursprünglich her? Professor Klaatsch beantwortet diese Frage mit großer Vorsicht. Er glaubt in dem groben Typus der Neandertaler Menschen von afrikanischer, in dem feinern der Aurillacrasse Menschen von asiatischer Herkunft zu sehen und erinnert daran, daß auch die Fauna des Diluviums, die praeglaciale Tierwelt in Europa eine afrikanische und asiatische Herkunft nebeneinander zeigt: *Elephas antiquus* neben *Elephas primigenius*. Die Aurillacrasse zeigt entschieden anatomische Ähnlichkeit mit der australischen Menschenrasse, überraschend aber ist die Ähnlichkeit, welche die vergleichende Anatomie enthüllt zwischen dem Gliederbau der Neandertalerrasse und der afrikanischen Anthropoiden, der Gorillas einerseits, der Aurillacrasse und der asiatischen Anthropoiden, der Orangutans und Gibbons, andererseits. Professor Klaatsch schließt daraus, daß die Anthropoiden einer abwärts gerichteten Entwicklungsreihe desselben Urtypus angehören, aus dessen aufwärts gerichteter Entwicklungsreihe die Neandertaler Menschen bzw. die Menschen der Aurillacrasse hervorgingen. Der Vortragende schloß unter dem anhaltenden Beifall der Zuhörerschaft mit den Worten: er verhehle sich

nicht, daß es neue Bahnen seien, auf die seine Forschungen die anthropologische Wissenschaft lenken, es sei damit erst ein Anfang der von der vergleichenden Anatomie ermöglichten speziellen Vergleiche verschiedener Menschentypen gemacht, die noch unendlich vermehrt werden müßten, doch auch vermehrt werden würden auf Grund neuer Funde. Aber diese Vergleiche würden erst Licht auf die weitere Ausbildung und Entstehung der Typen werfen, deren Entwicklung in prähistorischer und historischer Zeit zu erklären, bisher so große Schwierigkeiten bereitet hätte. — In der sich anschließenden Debatte erbat und erhielt Professor Kossinna noch einige Erläuterungen bezüglich der Bewertung der Zeiten der Diluvial-Schichtenbildungen, die einen so komplizierten Charakter angenommen haben. Professor Jäkel-Greifswald erklärte sich mit den gehörten Ansichten vollständig einverstanden, daß es, entgegen der bisherigen Anschauung, es habe in der Natur immer nur aufsteigende Entwicklungsreihen gegeben, auch eine absteigende Tendenz gebe und gegeben habe. Am Schluß dankte Professor von den Steinen dem Vortragenden, hervorhebend, daß er der Versammlung die ungeahnte Perspektive einer Vorgeschichte des Menschengeschlechtes gezeigt habe. Es sei gewiß nicht zu erwarten, daß die gehörten Ansichten ohne Widerspruch bleiben würden, aber in jedem Fall würden sie mächtig anregend wirken. Direktor Professor Schuchardt schulde man Dank, daß er es möglich gemacht habe, die Originale der interessanten Schädel auf den Tisch des Hauses zu stellen.

Zu diesem Försterschen Referat bemerke ich, daß die beiden Gerippe, von denen ich hoffe, daß sie von der Brandenburgia im Laufe des Winters werden besichtigt werden, inzwischen, hauptsächlich durch die Opferwilligkeit wissenschaftlicher Gönner um den Preis von 60 000 Mark für das K. Völkermuseum hierselbst angekauft worden sind. Der Preis mag hoch erscheinen, allein es handelte sich um die Erwerbung von primitiven Skeletten, die in ihrer Vollständigkeit und mit ihren Grabbeigaben vielleicht noch lange Unica bleiben werden und da galt es eben schleunig zugreifen. Wir können der K. Museumsverwaltung für den hier bewiesenen umsichtigen Eifer nur sehr, sehr dankbar sein. Schließlich mache ich darauf aufmerksam, daß inzwischen in der Zeitschrift für Ethnologie, 42. Jahrgang, 1910. S. 517—577 der Vortrag des Herrn Professors Dr. Hermann Klaatsch (Universität Breslau) unter der Überschrift „Die Aurignac-Rasse und ihre Stellung im Stammbaum der Menschheit mit vielen Abbildungen erschienen ist. Die ebenso gelehrte wie klare Abhandlung wird für lange Zeit die Grundlage der Untersuchungen des diluvialen Menschen bilden.

[Nachtrag. Ergänzt wird und verallgemeinert diese Untersuchung durch einen Vortrag des Herrn Geh. Med.-Rats Professor Dr. Gustav Fritsch in der April-Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie pp. betitelt: Die Entwicklung und Verbreitung der Menschenrassen. Herr

Fritsch wendet sich u. a. auch gegen die seichte Theorie Ernst Heckels vom Affenmenschen, an welcher der Jenenser „Monist“ noch immer, auch in seinem neusten Phyletischen Institut zu Jena, festzuhalten scheint.

Mit dem Urmenschen hängt bekanntlich auch die von mir in der Brandenburgia wiederholt erörterte Frage über Herkunft und Bedeutung der sogenannten Eolithen d. h. der ursprünglichsten Werkzeuge des ältesten Vormenschen zusammen. Ich habe immer betont, daß das Werkzeug des Vormenschen der Eolith gewesen sein muß, den gewisse Affenarten (z. B. Paviane) noch heut anwenden, daß aber nicht jeder Eolith als ein Urgerät angesprochen werden muß, daß sich die Eolithen vielmehr weil sie handlich und für mancherlei Arbeit gut tauglich sind, noch lange, ja z. T. bis heut in Übung erhalten haben. Ich habe beispielsweise auf meinem Amtszimmer im Berliner Rathaus einen Eolith d. h. einen natürlichen Feuerstein mit natürlicher Aushöhlung zum Aufschlagen von Nüssen viele Jahre hindurch sehr zweckdienlich gebraucht, weil ich keinen Nußknacker zur Hand hatte. Bei Besprechung einer Mitteilung des Landesgeologen Dr. Paul Gustaf Krause: Über Quarzit-Eolithen im Lößgebiet von Allrath in Rheinland (a. a. O. S. 586—591) äußert sich der höchst verdienstvolle, ungewöhnlich sachkundige Konservator am hiesigen Völker-Museum Herr Eduard Krause S. 591—597 in Anlehnung an die Definitionen unsers Freundes und korresp. Mitglieds A. Rutot (Brüssel) zu meiner Freude genau in meinem Sinne.]

Handwritten: 20. 2. 1911

XVII. Die Desemer-Schnellwage, die auch in Berlin und unserer Provinz früher üblich war, besprach vor dem unter XVI erwähnten Thema u. M. Herr Stadtverordneter H. Soekeland. Er betitelte seinen anregenden Vortrag: „Über die Entwicklung der sogenannten römischen Schnellwage“, die moderne Laufgewichtswage in ihrer einfachsten Form. Der Redner ist bekannt durch ähnliche, stets mit hoher Gründlichkeit betriebene historische Forschungen von kulturellem Wert aus dem Gebiet der Technik. Auch was er über die Geschichte der „Desemer-Wage“ ermittelt hatte, von der ein Exemplar z. B. bei den Ausgrabungen auf der Saalburg gefunden worden ist, bewährte seinen Scharfblick für solche Untersuchungen. Merkwürdig genug ist es, daß die einarmige Hebelwage die ältere, die soviel übersichtlichere und einfachere gleicharmige Schalwage die jüngere Erfindung ist; daß im Mittelalter der von den Römern übernommene Bronzestab mit Laufgewicht im fast ausschließlichen Gebrauch war, und erst die 1462 vom Nürnberger Rat erlassene Wägeordnung den Ausgangspunkt für den allgemeinen Gebrauch der gleicharmigen Schalwage und geeichter Gewichte bildete.

Ich behalte mir vor, in der Brandenburgia Desemerwage-Exemplare aus unserer Heimat vorzulegen und verweise auf Herrn H. Seekelands lichtvollen Spezialbericht mit vortrefflichen Abbildungen in der bei XVII. erwähnten Zeitschrift S. 499 bis 513.

XVIII. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Ich lege die März-Nummer 1910 vor, aufmerksam machend auf einen Artikel (S. 143) von K. Friedrichs Fischsterben unter der Eisdecke. — Herr Heyking erwähnt, daß bei uns die billigen italienischen kleinen Goldfische sehr wirksam als Köder für den Wels- und Hechtfang gebraucht werden. Ich habe an anderer Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß bei uns häufig Goldfische in die Spree und Havel gelangen und daß sie, an und für sich, dort leicht fortpflanzen und vermehren könnten. Wenn das nicht geschieht, so ist daran nach meiner Überzeugung lediglich die lebhaftere Farbe der überdies durch die Gefangenschaft unbeholfen gewordenen Fischchen schuld. Die rotgoldige Farbe lockt die Raubfische an und diese vertilgen die schönen Tierchen in kurzer Zeit unbarmherzig und gründlich. — Interessant ist auch Hermann Würkes Geschichte eines Dorftümpels zu Mixdorf, Kreis Lübben. Die Dorftümpel werden bei uns zur Fischvermehrung oder Fischmästung noch lange nicht genügend ausgenutzt.

XIX. Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. Unser gelehrtes korr. Mitglied Herr Universitätsprofessor Dr. Eugen Geinitz in Rostock teilt vom 63. Jahr die 2. Abt. mit. Ich erwähne S. 109 fg. A. Gundlach: Das Vorkommen des Siebenschläfers (*Myoxus glis* L.) bei Alt-Rehse am Tollensee. Ferner wird erwähnt bezüglich des Hamsters S. 110 und 111, daß er schon 1896 auf dem Pasewalker Kirchenacker beobachtet wurde und daß im Winter 1908/09 in Hildebrandshagen nahe Fürstenwerder, Kreis Prenzlau, nach Angabe eines dortigen Landmannes aus einem Hamsterbau zwei Zentner Getreide herausgeholt wurden.

XX. Dr. L. Pfeiffer, Geheimer Medizinalrat in Weimar: Das Zerlegen der Jagdtiere in der Steinzeit. Eine vergleichende Untersuchung der diluvialen Knochenlager aus der Lindenthaler Hyänenhöhle bei Gera, der Hyänenhöhle auf dem Roten Berge bei Saalfeld und aus Taubach-Ehringsdorf. (Sonder-Abdruck aus Nr. 2 und 3 der Korrespondenzblätter des Allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen 1910). Weimar 1910.

Bei wiederholtem Besuche des hinsichtlich der Urgeschichte ungewöhnlich reichhaltigen Städtischen Museums in der Luisenstraße zu Weimar, das sich der vortrefflichen, man kann sagen aufopfernden Pflege des Herrn Kustos Möller erfreut, ist mir auch eine besondere Abteilung innerhalb der Ur- und Vorgeschichte des Menschen aufgefallen, die speziell Demonstrations- und Lehrzwecken dient und ihre Herstellung und Einrichtung dem Herrn Dr. Pfeiffer verdankt, der sich ebenfalls den städtischen Sammlungen mit einem Eifer und einer Hingabe widmet, welche die höchste Anerkennung verdient.

Herr Dr. Pfeiffer zeigt, wie der Mensch in der älteren Steinzeit bereits die erlegten Jagdtiere nach bestimmten Gesetzen zerlegte, um Fell, Haut, Fleisch, Fett, Mark und Knochen für kulinarische und um die Knochen als Gerät auszunutzen, verfahren ist. Man sieht, daß die Handwerksgebräuche unserer Fleischer und Gerber in ihren Anfängen bis in die graueste Vorgeschichte des Menschengeschlechts zurückreichen. Herr Pfeiffer hat nicht bloß die Überreste der Knochen und Knochengeräte sowie die steinernen Bearbeitungswerkzeuge gesammelt und auf Tafeln geordnet, sondern auch überzeugender Weise selbst Geräte konstruiert, wie sie, mit aller Wahrscheinlichkeit, der Vor- und der Urmensch besaß und zu seiner Lebens- und Wirtschaftsführung zweckmäßig benutzte. Auch der Kannibalismus, der leider nach den kroatischen Funden von Krapina, ferner in Mähren, Belgien, Frankreich unzweideutig herrschte, ist für Thüringen anzunehmen. Die Höhlung des Menschenschädels wurde abgesprengt und zum Trinken benutzt, gerade wie dies innerhalb des katholischen Ritus beim Trinken der sogenannten Johannis-Minne und bei dem Longobardenkönig Alboin*) vorgekommen.

Es werden sonst noch dargestellt Hackbretter aus Knochen vom Nashorn und Pferd; Knochen mit Merkzeichen. Das gesamte Knochenmaterial von Thüringen, vom Menschen bearbeitet oder unbearbeitet, stammt aus verschiedenen Epochen, die sich unterscheiden nach dem Klima, nach der Knochen- und auch nach der Feuersteintechnik.

Eine der ältesten Fundstätten ist das bis 11 m mächtige Kieslager von Süßenborn bei Weimar. Die Kiese sind vom Thüringer Wald her durch einen Ur-Ilmfluß zusammengeschwemmt worden und von dort sind die große Menge von Zähnen des Mammut und seiner Verwandten im Weimarer Museum zusammengebracht, die ich dort wiederholt bewundern konnte. Leider glaubte man damals noch nicht an das Vorkommen des Diluvialmenschen in dortiger Gegend, verstand wohl überhaupt noch nicht die Würdigung der Eolithen und sonstigen primitiv hergerichteten Geräte. Infolgedessen fehlen von Süßenborn bislang noch alle dergl. Werkzeuge

*) Pfeiffer schreibt irrtümlich „Gothenkönig“, aber Alboin bekämpfte die Ostgothen. Den Gegidenkönig Kunimund tötete er 566 eigenhändig und ließ aus dessen Schädel einen Trinkbecher herstellen. Nachdem er sich mit Kunimunds Tochter Rosamunde vermählt, zwang er in trunkener Grausamkeit bei einem Feste zu Verona seine Gemahlin aus der Hirnschale ihres Vaters zu trinken. Seine Roheit kostete ihm das Leben. Sie suchte jetzt ihren Buhlen Helmichis, dann den Peredeo, zur Ermordung ihres Gemahls zu bestimmen, und der letztere vollbrachte die Tat 574. Die Longobarden aber erhoben sich erbittert, und Rosamunde entfloh mit ihren beiden Genossen, ihrer Tochter Abswinda und dem Königsschatz nach Ravenna zu dem griechischen Exarchen Longinus. Da dieser um sie warb, reichte sie Helmichis Gift, ward aber von diesem gezwungen den Rest des Bechers zu lehren, und starb mit ihm. Peredeo ward nach Byzanz geschickt und dort geblendet. So enthüllt die Geschichte des Schädelbeckers leider furchtbare Beispiele von Wildheit und Roheit eines entarteten Germanienstammes.

und bearbeiteten Knochen. Es ist aber gar nicht abzusehen, daß da, wo Elefantenheerden hausten, nicht auch der menschliche Elefantenjäger solle vorgekommen sein. Wenn es noch möglich ist, sollte man daher nicht Geld, Zeit und Mühe sparen, die Süssenborner Kieslager auf bearbeitete Steine hin zu untersuchen.

Die nächst jüngere Stufe (vgl. S. 22), aus einer Zwischeneiszeit stammend, dürfte durch die Löß-Höhlen bei Gera und Saalfeld vertreten sein, mit arcto-alpinen Steppentieren. *Rhinoceros tichorrhinus*, Bär, Hyänen und der Mensch haben hier abwechselnd gewohnt.

Die bisher gezählten 10 übereinanderliegenden Brandschichten an den Ufern des alten Taubach-Sees bei Weimar, welche mir von Dr. Wüst-Halle und Dr. Hahne-Hannover i. J. 1909 demonstriert wurden,*) werden noch heute von einigen Archäologen zur Chelles-Periode gerechnet — gegen neuerdings energischen Widerspruch. Taubach ist vorgerückt von der Chelles-Acheul-Periode zur älteren Moustier-Zeit, neuerdings durch Verworn, Breuil, Obermeier, R. R. Schmidt, Hahne, Wüst, Götze u. a. sogar bis in die Aurignacien-Kulturstufe, wodurch, wie Pfeiffer betont, die Verbindung nach dem Rhein und Frankreich gegeben wäre. An die Stelle von Mammut und *Rhinoceros tichorrhinus* von Gera sind in Weimar getreten *Elephas antiquus*, *Rhinoceros Merckii*, Pferd und Hirsch.

Lehrreich ist die Pfeiffersche Darstellung des Kiesel-Instrumentariums des steinzeitlichen Jägers, S. 48, das Abhäuten und Aufblasen der Haut, die Behandlung der Eingeweide und das Zerlegen des Fleisches.

Wir können Herrn Dr. Pfeiffer für diese aufklärenden Studien nur dankbar sein, allerdings bedauernd, daß die Art und der Ort der Publikation deren Verbreitung sehr hinderlich sein muß. Denn wer vermutet dergleichen in einer lokalärztlichen Zeitschrift und wie wenig dürfte diese auch nur in Deutschland verbreitet und gelesen werden. Ich habe deshalb den Herrn Verfasser dringend gebeten, seine nächste ähnliche Abhandlung in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie zu veröffentlichen und Herr Pfeiffer ist, wie Nr. XXI lehrt, so entgegenkommend gewesen, dies zu tun.

XXI. L. Pfeiffer: Beitrag zur Kenntnis der steinzeitlichen Korbflechterei. (Aus der Taubach-Abteilung des Städt. Museums in Weimar.) Zeitschrift für Ethnologie. 42. Jahrg. 1910. S. 369—380.

*) Auf meine Veranlassung als Mitglied der Jagor-Stiftung des Berliner Magistrats sind Herrn Dr. Hahne aus diesem Fonds namhafte Sammen zur Untersuchung der Taubach-Ehringsdorfer Schichten und für die Publikationen bewilligt worden. Taubach scheint bis auf einen kleinen Geländestreifen, den Herr H. vorsorglicher Weise gepachtet hat, erschöpft. In Ehringsdorf befand sich eine von 2 Eigentümern aus ihren Tuffbrüchen angelegte reichhaltige Sammlung, welche nunmehr das Städt. Museum in Weimar für 2000 Mk. erworben hat.

Das Flechten gehört sicherlich zu einer der allerältesten Kunstfertigkeiten des Urmenschen, denn Tiere aus den verschiedensten Ordnungen der Wirbel- und wirbellosen Tiere, insbesondere die Vögel haben es ihm vorgemacht. So hat in der Taubach-Abteilung Herr Geheimrat Pfeiffer auf einer Tafel die ältesten hierbei dienenden Geräte im wesentlichen in Rekonstruktionen unter Zuziehung von sachverständigen Handwerkern in dankenswerter Weise ausgestellt, meist Knochen- und Steinwerkzeuge. Ausführlich behandelt werden der Hüttenwandbewurf und die Bieger in der Korbmacherei, wozu auch die aus Rentierhorn gefertigten Geräte gehören, denen man früher den pompösen Namen „Kommandostäbe“ gab; auch als Schleuderstöcke wurden sie bezeichnet und neuerlich noch von Piette als Bestandteil von Pferdezüäumen, als Kleiderknebel u. dgl. Dann beschreibt Pfeiffer die Ausstechmesser, Reißer, Schmaler, Spalter der heutigen Korbmacher und die Feuerstein-Hohlschaber in der steinzeitlichen Korbmacherei.

XXII. Professor Dr. Friedrich Solger: Studien über Nordostdeutsche Inlanddünen. Mit 4 Tafeln und 11 Textabbildungen. In Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. XIX. Heft 1. Stuttgart 1910.

Die Vorträge, die unser geschätztes Mitglied, jetzt als Professor der Geologie an die neue Universität zu Peking berufen, uns über unsere Dünen gehalten, sind hier zu einer bedeutsamen größeren Arbeit erweitert, die sich zunächst mit den Dünen im allgemeinen, dann speziell mit unseren Inlanddünen (Schorfheide, Ober-Barnim, Luckenwalde und Baruth, Dünen zwischen Warthe und Netze, sowie der Unterelbe) beschäftigt.

Besonders interessant sind Solgers Ausführungen über die jetzigen Inlanddünen, die er, nicht ohne heftigen Widerspruch — denn was wird innerhalb der Geologie unter den Fachleuten heute nicht bestritten? — als tote Formen erklärt.

Er unterscheidet:

1. Bogendünen mit westwärts gerichteten Ausläufern.
2. Strichdünen, die von O nach W oder von OSO nach WNW laufen.
3. Walldünen mit hauptsächlich nordsüdlicher Richtung, die durch Übergänge mit den großen Bogendünen verbunden sind und endlich
4. unregelmäßige Kleinformen, die einerseits sich an Talgehänge anlehnen, andererseits als Kupsten d. i. Zerstörungsformen anzusehen sind.

Die Inlanddünen stammen aus einer Zeit mit anderen Winden und anderem Klima. Die sie häufig allseitig umgebenden Moore sind jünger als die Dünen, zu deren Zeit ein trockenes Klima herrschte. Ostwinde waren vorherrschend, wie umgekehrt jetzt Südwestwinde überwiegen. Die

Ursache der Ostwinde findet S. in der Wirkung des nordischen Inlandseises, über dem sich eine kalte Antizyklone bildete. Erst mit dem Zurückweichen des Eises stellten sich die südwestlichen Winde ein.

Diese aus rein morphologischen Anzeichen gezogenen Schlüsse finden ihre Bestätigung dann weiter durch die Untersuchung des Dünensandes. Daß es sich um alte, lange totliegende Formen handelt, zeigt uns die durchgängige Verwitterung der oberen Sandschicht und das vielfache Vorhandensein starker Ortsteinbildungen, besonders im W des behandelten Gebietes. Der ursprüngliche Kalkgehalt, der sich in einigen Dünen noch direkt nachweisen läßt, in anderen durch kalkige Konkretionen um abgestorbene Wurzelknollen herum*) bezeugt wird, deutet an, daß zur Zeit der Bildung unserer Inlanddünen sehr viel ungünstigere Bedingungen für den Pflanzenwuchs geherrscht haben müssen als heute, da alle kalkhaltigen Böden zur Zeit bei uns recht fruchtbar sind. Die Tatsache, daß auch Böden mit Kalkkörnern zur Zeit der Dünenbildung ein Spiel der Winde gewesen sind, weist aber andererseits auf die kalkhaltigen Staubablagerungen des Löß am Rande unserer Mittelgebirge hin. Wir sehen einen großen Aufbereitungsvorgang durch den Wind vor uns, bei dem das große Material mehr oder minder an Ort und Stelle zu Dünen aufgehäuft, das feinere als Löß weiter nach W getragen wurde.

Mit dieser bedeutsamen Perspektive, die auf die Nacheiszeit unserer Heimat, anthropologisch-antiquarisch gesprochen, auf die Zeit der jungsteinzeitlichen Bevölkerung neues Licht wirft, erlauben Sie mir mein Referat für heut zu schließen und Sie im übrigen auf das Selbststudium der durchaus gemeinfaßlich geschriebenen heimatkundlich wichtigen Arbeit zu verweisen, deren Verfasser durch seine Eigenstudien im Nordosten unsers Vaterlandes und in Turkestan sich so recht auf seinen neuen Forschungssitz Nordechina, wo Wüstensand und Löß eine so bedeutende Rolle spielen, bestens vorbereitet hat.

D. Kulturgeschichtliches.

XXIII. Friedrich Knorr: Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein. Teil I mit 6 Tafeln. Herausgegeben von dem Schleswig-Holsteinischen Museum vaterländischer Altertümer (Kiel 1910). Unserer unvergeßlichen Freundin und Altmeisterin der Vorgeschichte dem Erl. Professor Dr. Johanna Mestorf, ist diese erst kürzlich im Druck

*) Herr S. meint die Beinbruchsteine oder Osteocolla der älteren Geologie, über die ich früher in der *Brandenburgia* gesprochen und die z. B. innerhalb Berlins in den Rehbergen und Wurzelbergen (im Schillerpark) vorkommen. Ausgezeichnet schön sind diese Osteocolla zu sehen in einem Höhenabstrich der zur Verbreiterung des Uferweges, südlich vom Werbellinsee, also gegenüber der Schorfheide vor einigen Jahren hergestellt worden ist.

erschienene, auch für unsere Forschung wertvolle Schrift zum 80. Geburtstag, den die Gefeierte nur kurze Zeit überleben sollte, als Festgabe gewidmet worden. In der sehr fleißigen, hauptsächlich auf das Kieler Museums-Material gestützten Arbeit werden die ältesten eisenzeitlichen Friedhöfe Schleswig-Holsteins bis in den Beginn des 5. Jahrhunderts v. Chr. zurückverlegt. Mit Recht weist (S. 14) Verf. auf die Zugehörigkeit zu dem hier in Betracht kommenden Formenkreis (Hannover, Teil Mecklenburgs, Schleswig-Holstein und Jütland) auch bezüglich der westlichen Mark hin, das gilt namentlich von den beiden Prignitzen.

Ein Einfluß der keltischen Eisenkultur macht sich (S. 15) erst in der Mittel-Latène-Zeit (300—120 v. Chr.) geltend. Bei uns in der Mark reicht der Latène-Einfluß, wie ich (gegen Tischler) immer behauptet habe, bis weit ins 1. Jahrh. nach Chr. Dann tritt erst die Ablösung durch die reichsrömische Kultur ein.

Umgekehrt ist in den ältesten Eisenkulturen der Einfluß der Bronzezeit (auch in der Keramik) nicht zu verkennen.

Unter den Gefäßen der Tafel III ist wohl kaum eins, das nicht in der Mark nachzuweisen wäre. Dasselbe gilt von vielen der eisernen und bronzenen Gebrauchs- und Schmuckgegenstände. So können wir Herrn Knorr auch von unserm engern heimatlichen Forschungsstandpunkt aus für seine inhaltreiche Arbeit recht dankbar sein.

XXIV. Niederlausitzer Mitteilungen. Bd. XI. Heft 1—4. Guben 1910. Unser hochgeschätztes Ehrenmitglied, Herr Prof. Dr. Hugo Jentsch, teilt in dem Heft, von verschiedenen Verfassern herrührend, mehr lokalgeschichtliche Beiträge mit. Besonders wichtig ist Herrn Jentsch's Literaturbericht zur Landes- und Volkskunde der Niederlausitz. Mit Vergnügen lesen wir am Schluß des Hefts S. 112: „Im Landkreis Cottbus geschehen Schritte zum Ankauf des Schloßberges bei Burg, in dem ein Gebäude zur Aufnahme der dort gewonnenen Funde errichtet werden soll.“ Wenns nur recht bald erfolgt! damit den fortgesetzten Verstümmelungen dieses für die Germanen wie Slaven gleichbedeutsamen Kulturdenkmals endlich Einhalt geschieht.

Die Niederlausitzer Mitteilungen sind bekanntlich gleichzeitig die Zeitschrift der hochansehnlichen Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde. Wie man hört, geht diese uns so befreundete, hochgeschätzte gelehrte Gesellschaft mit einer Neuabfassung ihrer Satzungen um. Da bittet die Brandenburgia unsere Schwestervereinigung recht sehr, sich ein Herz zu fassen und ähnlich wie z. B. der ehemalige Potsdamer Geschichtsverein getan, (jetzt Verein für Heimatkunde von Potsdam und Umgegend) den ganz veralteten und ganz unzutreffenden Namen der Gesellschaft abzuändern in „Gesellschaft für Heimatkunde der Niederlausitz“ und sich damit an die jetzt so zahlreichen Vereine ähnlicher Richtung anzuschließen. Von Anthropologie

findet man naturgemäß in den Niederlausitzer Mitteilungen niemals etwas, von Altertumskunde selten. Der Hauptinhalt ist Landes- und Ortsgeschichte, Volkstümliches, Sagen, Sitten, Gebräuche, Überlieferungen, Dialektproben (Wendisches), Beschreibungen von Natur- und Kulturdenkmälern und Ähnliches. Alles das und noch manches Andere der Kürze halber Übergangene umfaßt und erschöpft doch zweifellos den Begriff der Heimatkunde. Rudolf Virchow, der große Anthropologe, der von den sechziger Jahren ab, einen tonangebenden Einfluß in Norddeutschland, namentlich in Brandenburg, Pommern, West- und Ostpreußen, Posen hatte, trägt so zu sagen „die indirekte Schuld“ an diesen unpassenden, deplazierten Vereinsbenennungen, die lediglich ihm zu Gefallen, in einer Art von zeitweisem Forschungs-Enthusiasmus gewählt worden sind. Für unsere befreundete Nachbargesellschaft ist ihr jetziger Name wirklich abgeleitet wie *lucus a non lucendo*.

XXV. Ostergang der Böhmisches Gemeinde in Rixdorf. Das diesmal sehr früh, auf den 27. und 28. d. M. fallende Osterfest erinnert uns an feierliche Gebräuche, die sich in der böhmisch-lutherischen Gemeinde zu Rixdorf erhalten haben. 128

Wenn am Ostermorgen die Sonne ihre ersten Strahlen zur Erde schickt, tönen von der Kirchgasse in Rixdorf Posaunenklänge über den noch im Frieden ruhenden Ort, um die Böhmisches Brüdergemeinde, die sich vom Jahre 1737 bis auf den heutigen Tag erhalten hat, zur Osterandacht in ihren Betsaal zu rufen. Der Wechsel der Zeiten, das Anwachsen Rixdorfs zu einer Stadt haben es nicht vermocht, die böhmischen Brüder und Schwestern in ihren Gebräuchen zu beirren, und ebenso haben sie an ihren alten Trachten festgehalten. Kaum sind die letzten Posaunenklänge der aus Gemeindemitgliedern gebildeten Kapelle auf dem Hofe des Betsaals verklungen, da nahen von allen Seiten die Gläubigen. In dem langgestreckten, schmucklosen Saal nehmen sie, streng gesondert, ihre Plätze ein, rechts die Frauen, links die Männer. Während die letzteren im Rock und Hut erscheinen, haben die Frauen ihren historischen Kopfputz angelegt, eine mit verschiedenfarbigen Bändern gezierte Haube. Für jede Generation ist eine andere Farbe vorgeschrieben. Der kundige erkennt sofort daran Jungfrau, Frau oder Witwe; auch die Konfirmanden haben ihre bestimmte farbige Schleife. Mit Posaunenbegleitung singt die Gemeinde ein Lied, dann wird in einer Liturgie auf die Bedeutung des Tages hingewiesen. Hiernach begeben sich die Besucher in langem Zuge und unter Vorantritt der Posaunisten nach dem in der Kirchhofstraße belegenen Gottesacker. Auf dem Kirchhof findet eine kurze Andacht statt; der Geistliche verliest die Namen der seit dem letzten Ostergang verstorbenen Brüder und Schwestern. Später geht es mit Posaunenklang zurück nach dem Betsaal in der Kirchgasse, wo für die Gemeindemitglieder ein Frühstück bereitsteht.

Die Gräber sind einfach und gleichmäßig, wie in dem Kirchhof der Herrnhuter Gemeinde auf dem alten Dorotheenstädtischen Kirchhof an der Chausseestraße in Berlin. Früher wurde in Rixdorf wie auch in Nowawes in czechischer Sprache gepredigt. Die Kenntnis dieses slavischen Idioms scheint aber erloschen zu sein. Alte czechische Bücher habe ich so in Berlin wie in Nowawes bei den Bömisch-Lutherischen gesehen. Herrnhut selbst wurde bekanntlich 1722 von mährischen Auswanderern, zum Teil Nachkömmlingen der alten bömisch-mährischen Brüderkirche, auf dem Grund und Boden des Ritterguts Berthelsdorf, damals dem älteren der beiden gleichnamigen Liederdichter Christian Renatus, Graf von Zinzendorf, † 1760 in Herrnhut als Bischof der Bürgergemeinde gehörig, aufgebaut.

XXVI. Eine Fritz Reuter-Ausstellung wird im Juli bis September d. J. in dem Künstlerhause Bellevue-Str. 3 veranstaltet werden. Unternehmer ist der aus Lübeck stammende, das Plattdeutsche meisterhaft beherrschende, vielen von uns persönlich bekannte Herr Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz, welcher, nachdem er in Greifswald einige Jahre teils als Universitäts-Bibliothekar teils als Privatgelehrter gewirkt, wieder nach Berlin übersiedelt und neben unserm hochverehrten Mitgliede Professor Dr. Seelmann einer der kundigsten Reuter-Forscher ist. Der hiesige Magistrat hat für diese Hundertjahrausstellung einen Kostenzuschuß von 2000 Mk. in der Sitzung vom 18. d. M. bewilligt, eingedenk sowohl der großen, dauernden Verdienste, die sich Reuter um das deutsche Volk, namentlich im niederdeutschen Sprachgebiet erworben hat, als auch der leider so traurigen Zeit, die Reuter in der hiesigen Stadt- und Hausvogtei erleben mußte, nachdem er als angeblich hochverrätherischer Demagoge zuerst zur Hinrichtung mit dem Beil, dann zu 30 Jahr Zuchthaus, endlich zu 8 Jahr strenger Festungshaft verurteilt worden war. Der verstorbene Justizminister Dr. von Friedberg hatte seiner Zeit die Güte, als die alte Hausvogtei dem Erweiterungsbau der Reichsbank weichen mußte, mir für das Märkische Museum die Tür der Hausvogteizelle zu verehren, hinter der Reuter in Berlin schmachtete, und knüpfte damals nur die Bitte daran, diese Schenkung nicht in die Zeitung zu bringen. Diese Reutertür ist im Neubau des Märkischen Museums in der dortigen Gerichtsstube als Gegenstück zu der Tür aus dem inzwischen ebenfalls abgebrochenen Zuchthaus zu Spandau angebracht, hinter der der Dichter Gottfried Kinkel bis zu seiner kühnen Befreiung nicht minder als später amnestierter sogenannter Hochverräther eingekerkert war. Die Reutertür wird im Original oder in Photographie neben vielen tausenden von kleineren und größeren Reliquien aus Reuters Leben und Zeit ausgestellt werden.

Ich empfehle schon jetzt Ihnen Allen recht sehr den Besuch dieser interessanten Ausstellung, die mit genauester Sachkenntnis und mit großer Liebe und Hingabe zu Stande gebracht wird.

XXVII. Von unserer Stadtbibliothek (in der Zimmerstraße), bei deren Begründung ich stark beteiligt gewesen bin, lege ich Ihnen den reichhaltigen neuesten literarischen Katalog (Bd. 8, 1910) vor, den der Stadtbibliothekar Herr Dr. Arend Buchholz mit gewohnter Sach- und Fachkenntnis verfaßt. Nachdem die Königliche Bibliotheksverwaltung höchst bedauerlicher Weise eine Benutzungsgebühr erhebt, wird die Stadtbibliothek von Monat zu Monat stärker — natürlich unentgeltlich — aufgesucht. Bei ihrer Ihnen bekannten großen Reichhaltigkeit erlaube ich mir Sie zur fleißigen Benutzung einzuladen.

XXVIII. Von dem großen Sammelwerk „Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg“ lege ich den letzthin erschienenen Band IV Teil 1 vor umfassend den Kreis Lebus. Die Verfasser Dr. Wilhelm Jung, Dr. Friedrich Solger und Dr. Willy Spatz sind alle wohl geschätzte Mitglieder der Brandenburgia. Wie reich der Kreis an Überbleibseln und Überresten alter Kultur ist, werden Sie leicht aus dem 304 Seiten Text umfassenden Bande ersehen. An Städten kommen außer Lebus selbst Fürstenwalde a. Spree, Müllrose, Buckow, Müncheberg und Seelow in Betracht. Die Darstellung und Herstellung verdient uneingeschränktes Lob.

XXIX. Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit ist der Titel, einer berühmten seit länger als einem Menschenalter in großen Pausen, langsam aber wohl vorbereitet und gediegen ausgestatteten heftweise erscheinenden Veröffentlichung, die der selige Ludwig Lindenschmid seiner Zeit ins Leben gerufen hat und die von der der Brandenburgia befreundeten Direktion des Römisch-Germanischen Museums in Mainz herausgegeben wird. Der Inhalt des Ihnen vorgelegten neusten Hefts V, Band Nr. XI (mit prächtigen Abbildungen) umfaßt Funde aus der neolithischen Zonenkeramik, jüngerbronzezeitliche Grabfunde aus Nord- und Süddeutschland (darunter 5 Bronzeschwerter), Wohnstättenfunde vom Ende der Latène-Zeit, Grabfunde des 1. Jahrhunderts der Suebi Niretes (Rheinebene zwischen Main und Neckar) und viele Römische Terrakottenfigürchen sowie seltene rote Sigillata-Formen aus Deutschland.

Vielen Dank für diese schöne Darbietung und vivat sequens.

E. Bildliches.

XXX. Aus gleicher Quelle lege ich Ihnen vor und überweise der Brandenburgia-Bücherei folgende beachtenswerte Publikation: „Kataloge des römisch-germanischen Central-Museums. Nr. 2 Verzeichnis der Abgüsse und wichtigen Photographien mit Germanen-Darstellungen von K. Schumacher. 2. Auflage. Mit 50 Abbildungen im Text. Mainz 1910. — Ich brauche wohl kaum zu betonen, wie wichtig dieser umfassende Bilderkatalog auch für unsere Heimat ist. Obwohl wir dem suevisch-semnonischen, z. T. auch langobardischen Stammesgebiet seit

Jahrtausenden angehören und ungezählte Überreste germanischer Vorzeit in unseren Museen und Sammlungen aufgespeichert haben, wissen wir über das Äußere unserer Ahnen (abgesehen von Tacitus Schilderungen und Beschreibungen) Bildliches nur wenig. Dies Wenige ist außerdem an recht entfernten Stellen in und außerhalb von Deutschland verstreut und da ist es eine dankbare, so recht im Rahmen der Zwecke des Mainzer Museums liegende Aufgabe, für den allgemeineren Gebrauch das Überlieferte in Nachbildungen, mindestens Abbildungen zu sammeln und dem Publikum in Verzeichnisform zugänglich zu machen. Ich bitte unsere Mitglieder um recht eingehendes Studium dieses Katalogs, dessen Bilder meist gut gelungen sind.

XXXI. Zum Beschluß meiner Mitteilungen lege ich 6 große Photographien vor, die Herr W. Seegert mir zur Verfügung gestellt hat und die ich der Bildersammlung der Brandenburgia überreiche. Sechs treffliche Eigenaufnahmen: Der Krögel, welcher leider wohl nächstens, wenn das Rolandufer hergestellt wird, verschwindet. — Waisenstr. 28. — Potsdamer Platz. — Fischerstr. 28. — Am Kupfergraben 7. — Die historische Schmiede zu Rixdorf. — Allerverbindlichsten Dank.

XXXII. Hierauf hielt u. M. Herr Redakteur Hermann Kötschke den angekündigten Vortrag: Die Waldfrage in Groß-Berlin. Mit ungeteiltem Beifall aufgenommen fand der Vortrag ein lebhaftes Echo bei mehren Mitgliedern, die sich ebenfalls gegen die Waldverwüstungen scharf aussprachen.

In seinem Vortrag führte Herr Pastor a. D. Kötschke folgendes aus: *Hand. u. d.* Berlin war früher von allen Seiten von Wald umgeben. Im Norden lag die große Kämmereiheide mit dem Wedding, die bis zum heutigen kleinen Tiergarten reichte. Im Westen erstreckte sich der Grunewald mit dem Tiergarten bis an den Gendarmenmarkt. Im Südwesten lag die Hasenheide, vom Kreuzberg bis an die Spree, südlich davon noch die Treptower Heide. Verhältnismäßig wenig Wald war im Nordosten. Der Wald war außer dem Grunewald städtisch.

Die erste Abholzung geschah, als die Kurfürstin Sophie Charlotte die Stadt Charlottenburg gründete. Die Stadt Berlin holzte viel Wald zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ab, weil zu viel Holz gestohlen wurde. Ferner tat sie einen großen Teil des abgeholzten Waldes in Erpacht aus. Von den frühern Waldbesitz hat Berlin nur noch den Treptower Park und den Plänterwald erhalten.

Der Fiskus fing nach dem unglücklichen Kriege von 1806/07 auch an Wald und Domänen zu verkaufen. Aber auf Grund der Wiener Beschlüsse 1835 hörten diese Verkäufe auf. Der Fiskus bekam erst nach 1900 wieder freie Hand zu Verkäufen. Bis dahin bürgten nämlich die Domänen und Forsten für die Kriegsschuld, die noch von 1813 und 1815 herstammte. Seit 1900 aber fing der Fiskus an die Wälder um Berlin herum — ebenso freilich auch in der Nähe anderer Städte — zu verkaufen zugunsten der

Aufforstungen von Ödländereien im Osten. Neuerdings freilich will der Fiskus viel mehr aus den Wäldern herauschlagen als er je zu der Aufforstung im Osten gebrauchen kann.

Herr Kötschke hat die Entwicklung dieser ganzen Waldfrage, die für Berlin so brennend ist, mit allem, was drum und dran hängt, in einer Broschüre erörtert unter den Titel: Die Berliner Waldverwüstung und verwandte Fragen. (Verlag des Ansiedlungsvereins Groß-Berlin. Schöneberg, Grunewaldstr. 30. M. 1,30). Da Herr Kötschke in dem Vortrag nur einen kleinen Teil der einschlägigen Fragen vortragen konnte, so wurde das Buch von interessierten Mitgliedern massenhaft gekauft.

Herr Kötschke wies darauf hin, daß endlich die Agitation für den Waldschutz, die in den letzten Jahren die öffentliche Meinung stark beschäftigt hat, anfängt Erfolge zu zeitigen. Die Städte Berlin, Schöneberg, Charlottenburg, Wilmersdorf, Lichtenberg und die Landkreise Teltow und Niederbarnim haben in einer Denkschrift erklärt, daß die Waldverwüstung entschieden aufhören müsse. Denn die Wälder sind für die Berliner nicht nur zur Erholung und zu Spaziergängen nötig, sondern sie sind auch als Luftquelle unentbehrlich. 15000 Morgen sind aber schon unwiederbringlich verschwunden. Die Gemeinden haben nun erklärt, daß sie die Absicht haben, alle um Berlin herumliegenden Wälder zu kaufen oder zu pachten. Und zwar haben sie als erste und notwendigste Rate 44500 Morgen bezeichnet. Diese würden gegen 230 Millionen Mark kosten, wenn der Fiskus den Quadratmeter mit 2 Mark berechnet, wie das der Minister seinerzeit als Normalpreis für Wälder zu Volksparkzwecken bezeichnet hat. Eine 4prozentige Jahresrente würde 9—10 Millionen betragen. Eine solche Summe würde zwar die Gemeinden außerordentlich belasten. Aber da der Fiskus gegen Berlin niemals sehr zuvorkommend gewesen ist, wird nichts anderes übrig bleiben als tief in den Beutel zu greifen.

Gegen Privatgesellschaften ist die Regierung merkwürdigerweise viel zuvorkommender. Die große Grunewaldrennbahn ist zu sehr günstigen Bedingungen an den Unionklub abgetreten. Und besonders der Flugplatz in Johannistal ist für die ersten Jahre der Flugplatzgesellschaft ziemlich gratis überlassen worden, trotzdem diese sich doch viel besser hätte in freiem Felde niederlassen können, als daß sie erst Wald niederschlagen mußte.

Herr Kötschke schloß mit einem Hinweis auf die gewaltige Bedeutung, die der Wald für unser Volk gehabt hat. Wir sind heute noch das Land mit dem größten Waldbestand in Europa, selbst Rußland gegenüber. Aber in den Großstädten wächst jetzt eine Generation auf, die kennt keinen Wald, geschweige denn daß ihr der Wald der liebste Aufenthalt ist. Gegenüber dieser Gefahr muß die gesamte Bevölkerung noch in letzter Stunde zusammenstehen und retten was zu retten ist.

Denn es gehet leise
in seiner Weise
der liebe Herrgott durch den Wald.

XXXIII. Im Marinehaus fand hierauf die übliche gesellige Vereinigung statt.

1. (1. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 27. April 1910.

Wanderfahrt nach Werder zur Besichtigung der Baumblüte und zum Besuch der Tongruben in Glindow.

Die Abfahrt erfolgte 2 Uhr 15 Min. vom Potsdamer Fernbahnhof und die Ankunft in Werder fand statt 3 Uhr 7 Min. Die Teilnehmer wanderten vom Bahnhof aus den Weinberg in die Höhe und folgten dann seinem Kamm bis zum Abstieg zum Dorfe Glindow. Zu beiden Seiten des Weges liegen hier die Obstgärten, deren Bäume in schönster Blütenpracht standen und von hier oben bieten sich auch herrliche Durchblicke auf den großen Plessower-See und das gegenüberliegende Ufer. Da hier einzelne Gehöfte in die Gärten hineingebaut sind, so bietet der Weg auch einige Abwechslung. Der Hauptreiz der Wanderung aber bestand in dem Kontrast zwischen dem reinen Weiß der Obstbäume und dem dunklen Gewölk am Himmel, das sich auch zu einem kurzen Gewitter mit Regenschauer zusammenschloß.

In Glindow wurde im Hotel zum Deutschen Kaiser die Kaffeepause gehalten und hier hielt Herr Kantor Andrich einen Vortrag über die Geschichte des Dorfes. Der Name wird zuerst 1317 genannt, im April dieses Jahres schenkte Markgraf Waldemar dem Kloster Lehnin fast alle Gewässer in dieser Landschaft und darunter auch den Glindower See, dessen Ertrag auf 11 Pfund Silber oder 44 Wispel Roggen geschätzt wurde. Ludwig der Ältere überließ das Dorf Glindow den Rochows. Schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde hier Ziegelerde gegraben, die dem Kloster gehörte. Dieses gestattete aber den benachbarten Städten Ziegelerde zu entnehmen, worauf noch die Bezeichnungen Spandauer Berg, Brandenburger und Berliner Berg hinweisen. Neben der Ausbeute an Ziegelerde bestand natürlich in unserem Dorfe die Landwirtschaft, und erst in der jüngsten Zeit hat sich das geändert. Die Obstkultur, die in Werder von der ältesten Zeit an ihren Sitz hatte, dehnt sich immer weiter aus, so daß zwischen Potsdam und Brandenburg fast ein ununter-

brochener Obstgarten sich ausdehnt. Die Besitzer haben sich zu einem Verein, dem „Havelobstgau“ zusammengeschlossen, um ihren Erträgen ein größeres Absatzgebiet zu eröffnen, als es der Berliner Markt bietet.

Nach der Kaffeepause wanderte die Gesellschaft den Bliesendorfer Weg in die Höhe zu der großen Tongrube des Amtsvorstehers Gutschmidt, an deren Rand Herr Professor Zache die Zusammensetzung der Schichten und die Entstehung der Lagerungsverhältnisse erörterte. Ton- und Sandschichten aus tertiärem Material bilden einen Sattel, und darüber lagern, durch eine Linie getrennt, horizontale Sande aus rein nordischem Material bzw. Geschiebelehm. Die liegenden Schichten sind umgelagertes Tertiär, das sich unter dem Inlandeise in großen Höhlen abgesetzt hatte und zwar ist es durch ganz reines Wasser transportiert worden, weswegen das Schmelzwasser aus autochthonem Eise herkommen mußte. Die Krustenbewegung legte nun diese Schichten in Falten als noch das Eis darüber lag, so daß die Schmelzwässer sich einen neuen Weg bahnen mußten, wobei sie ihr Bett einebneten, so daß sich die neuen Massen darüber in horizontalen Schichten absetzen konnten. Auch einige benachbarte Gruben wurden noch besichtigt und darauf die Rückwanderung nach Werder angetreten. Hier wurde noch einmal in der Bismarck-Warte halt gemacht und darauf die Rückfahrt nach Berlin bewerkstelligt.

2. (1. ordentliche) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 30. April 1910, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr, im Vortragssaal des Märkischen Museums, am Märkischen Platz 2.

In Vertretung des I. und II. Vorsitzenden leitet der I. Schriftwart, Herr Professor Zache, die Versammlung.

I. Gemäß § 24 der Satzungen findet die Neuwahl des Ausschusses statt. Durch Akklamation werden die bisherigen Mitglieder wiedergewählt und der Vorschlag des Vorstandes angenommen, Herrn Bureauvorsteher Maurer als 12. Mitglied zu wählen.

I. Der Vorsitzende legt folgendes Buch vor: Schloß Still im Lande. Paretz in Wort und Bild. Eine Gabe an das deutsche Volk von Karl Hölzel. Deutscher Heimatverlag 1910.

Das Buch behandelt in liebevoller und sorgfältiger Weise das Schloß, das Dorf und die nähere Umgebung. Eingehend werden die Schöpfungen des Königs beschrieben, und der Leser erhält nicht bloß ein Familienbild, sondern mancher Zug hat auch eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Der Autor versteht es durch seine Sprache jene Zeit mit ihren Menschen lebendig zu machen, eine Zeit, die so ganz anders geartet war als die unsere. Außerdem werden an zahlreichen Stellen Züge aus dem Leben

des Königs und der Königin eingefügt. So kann man wohl das Buch warm empfehlen und zwar in erster Linie der reiferen Jugend, als ein Lebensbild aus einer stillen Zeit und von ernsten Menschen.

Kassenbericht für das Jahr 1909/10.

Auf die finanziellen Verhältnisse unserer Gesellschaft, wie sie sich im Laufe des Gesellschaftsjahres gestaltet haben, können wir mit Befriedigung zurückblicken. Wenn sich auch der Verlust an ordentlichen Mitgliedern aus dem Vorjahre während des Jahres 1909/10 nicht ganz ausgeglichen hat, so hat sich die Zahl doch um 6 vermehrt, am Jahreschlusse hatten wir 350 ordentliche Mitglieder.

Wir traten in das Vorjahr ein mit einer Schuldensumme von ungefähr 1250 Mk. Diese ist getilgt worden. Eine weitere Festigung erfuhr die Stellung der Gesellschaft durch das bereits im Etat berücksichtigte Legat unseres verewigten Ausschußmitgliedes Dr. Bolle und durch ein Denkmal, das unser verehrtes Mitglied Herr Dr. Minden pietätvoll dem Andenken seines Vaters Herrn Leopold Minden stiftete, indem er einen Betrag von 500 Mk. der Brandenburgia überwies. Ihm sei öffentlich dafür unser Dank gesagt! Diese Zunahme an zinstragendem Besitz von 3000 Mk. hat die Jahreseinnahme entsprechend günstig beeinflußt. Durch Eingang restierender Beiträge in Höhe von 36 und ein Mehr an außergewöhnlichen Einnahmen um 20 Mk. beläuft sich die Mehreinnahme auf 90,50 Mk.

Auf der Ausgabeseite sind auf den kleineren Konten für Lokal, Bürokosten, besondere Ausgaben 29,20 Mk. erspart worden. Von den in Aussicht genommenen Kosten für Einband eingelaufener Broschüren von 200 Mk. sind nur 1,10 Mk. verwendet worden. Sogar für Druckkosten ist es gelungen, dieses Mal mit der angewiesenen Summe auszukommen. Bei 5200,25 Mk. Ausgabe sind 52,86 Mk. erspart worden, doch ist um fast den gleichen Betrag, nämlich 58,43 Mk. die Portokasse stärker in Anspruch genommen, weil der Versand der z. T. recht umfangreichen Monatshefte eine höhere Portoausgabe veranlaßte. Mit Befriedigung werden unsere Mitglieder die Verbesserung im Papier bemerkt haben, die dem berechtigten Wunsch nach klareren Abbildungen Rechnung trägt. Die größere Anzahl von Wanderversammlungen und die Belebung der Vorträge durch Lichtbilder hat trotz der verstärkten Dotierung dieses Ausgabepostens ein Überschreiten um 134,90 M. verursacht. Da sich aber unter heutigen Verhältnissen das Hilfsmittel der Projektionen nicht mehr entbehren läßt, hoffe ich, daß der Mehraufwand von allen Mitgliedern gutgeheißen wird. Beim Ankauf der Effekten ist ein Zuschuß von 73,70 M. erforderlich gewesen, aber durch die Zinseneinnahme wieder eingebracht worden. Ich schließe die Kasse mit einem Barbestand von 94,45 M ab, während der Etat die Ausgabe sämtlicher verfügbarer Mittel vorgesehen hatte.

Ich gebe im nachstehendem den

Einnahme.		Nachweis für 1909/10.		Ausgabe.	
	M	Pf.		M	Pf.
I. Barbestand (1. 4. 09)	532	11	I. Lokal	77	50
II. Mitgliederbeiträge 1909/10 .	4098	—	II. Drucksachen	5200	25
Eingang. Rückstände	30	—	III. Porti, Depeschen	198	43
III. Außergewönl. Einnahmen			IV. Bureaukosten	15	90
Zuschuß v. Berlin . 500,—			V. Remunerationen f. Berichte		
- d. Prov. Brd'bg. 500,—			und Schreibarbeiten	250	—
Verkauf v. Heften etc. 207,—			VI. Bibliothek (Buchbinder) . . .	1	10
Bollesches Legat . 2500,—			VII. Außergew. Ausgaben Pro-		
1 Gönnerbeitr. Minden 500,—	4207	—	jektionen Wanderversamm-		
IV. Kapitalzinsen			lungen etc.	334	90
Reservefonds 250,—			VIII. Besond. Ausgaben (Diener		
Gönnerbeiträge 55,—			Ehrungen, Kränze	82	40
Beiträge immerwähr.			IX. Reservefonds. Ankauf von		
Mitglieder 31,50			Effekten	3073	70
WeyergangscheStftg. 35,—			Barbestand	94	43
Bollesches Legat . . 100,—	461	50			
	9328	61		9328	61

In der gemeinsamen Sitzung des Vorstandes und Ausschusses vom März d. J. ist für das Jahr 1910/11 folgender Etat beschlossen worden, der jedoch, wie ich nachher zu erklären habe, eine Änderung erfahren muß.

Einnahme.		Etat für 1910/11.		Ausgabe.	
	M	Pf.		M	Pf.
I. Barbestand	94	43	I. Lokal	80	—
II. 340 Mitglieder-Beiträge . .	4080	—	II. Drucksachen	4500	—
III. Zuschuß Berlin . . . 500,—			III. Porti	150	—
- d. Prov. Brd'bg. 500,—			IV. Bureaukosten	25	—
Verkauf von Heften 50,—	1050	—	V. Remunerationen		
IV. Reservefonds, Zinsen			Berichte 150,—		
v. 6000 M. à 3 1/2 % 210,—			Bureau 100,—	250	—
- 1000 - à 4 % . 40,—			VI. Bibliothek (Buchbinder)	250	—
3 Gönnerbeiträge			VII. Außergewönl. Ausgaben		
1000 M. à 3 1/2 % . . 35,—			Wanderversammlungen,		
500 - à 4 % 20,—			Projektionen	250	—
Immerwährende Mitgl.			VIII. Besondere Ausgaben		
900 M. à 3 1/2 % . . 31,50			Diener 60,—		
Weyergangsche Stftg.			Ehrungen, Kränze . 40,—	100	—
1000 M. à 3 1/2 % . . 35,—			IX. Reserve. Barbestand	90	93
Bollesches Legat					
2500 M. à 4 % . . . 100,—	471	50			
	5695	93		5695	93

Ich deutete an, daß sich seit der Vorstands- und Ausschußsitzung vom März d. J. der Etat bereits heute als undurchführbar erwiesen hat. Mit Recht wurde die Herausgabe eines Archivbandes, die mehrere Jahre unterblieben ist, gefordert und beschlossen. Das Material dafür hat sich dermaßen angehäuft, daß die Druckkosten die Mittel eines Jahres übersteigen. Darum soll die Ausgabe auf 3000 Mk. beschränkt und auf zwei Jahre verteilt werden. Für das laufende Jahr müßte sich danach ein Fehlbetrag von ca 1500 Mk. ergeben, dessen Tilgung dem nächsten Jahre zufällt. Hoffen wir, daß das Archiv den Aufwendungen und den Erwartungen unserer Mitglieder entspricht. Von diesem Gesichtspunkte bitte ich, den vorgelegten Etat zu betrachten und dem Vorstandsbeschlusse zuzustimmen.

Berlin, den 30. April 1910.

E. Rönnebeck.

III. Herr Buchholz legt die vom Konsistorium der Französischen Kirche zum Andenken an die im Jahre 1909 stattgehabte Feier des 400-jährigen Geburtstages des Reformators gestiftete Calvin-Medaille vor.

Die von Alb. Moritz Wolff entworfene, von der Awas Münze (A. Werner & Söhne) geprägte Medaille hat einen Durchmesser von 6 cm.

Die Hauptseite zeigt das Brustbild Calvin's und die Umschrift: „Jean Calvin“ „30. Juil. 1509.“ „30. Juili 1909.“ Auf der Rückseite hält eine sitzende weibliche Figur ein nacktes Knäblein mit der Rechten an sich, während die Linke auf der Bibel lehnt. (Wohl symbolisch die evangelische Kirche und die Französische Kolonie). Hinter dieser Gruppe steht, gleichsam sie schützend, Kaiser Wilhelm II., in der Rüstung Joachims II., die Rechte auf das Schwert gestützt, am linken Arm den Schild haltend. Im Hintergrund erscheint das Denkmal des Großen Kurfürsten. Umschrift: „Post tenebras lux.“ „La Colonie française de Berlin.“

IV. Herr Professor Dr. Zache: Die Geschichte der Geologie der Provinz Brandenburg mit Lichtbildern. Der Vortrag wird in abgeänderter Form als besonderer Aufsatz erscheinen.

V. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Marinehaus.

Fragekasten.

Herrn N.N. Ist ein Hünengrab ein öffentliches Denkmal? — Die Frage muß meines juristischen Erachtens unbedingt im Sinne des Strafgesetzbuches bejaht werden, dessen § 304 lautet:

„Wer vorsätzlich und rechtswidrig Gegenstände der Verehrung einer im Staate bestehenden Religionsgesellschaft, oder Sachen, die dem Gottesdienste gewidmet sind, oder Grabdenkmäler, öffentliche Denkmäler, Gegenstände der Kunst, der Wissenschaft oder des Gewerbes,

welche in öffentlichen Sammlungen aufbewahrt werden oder öffentlich aufgestellt sind, oder Gegenstände, welche zum öffentlichen Nutzen oder zur Verschönerung öffentlicher Wege, Plätze oder Anlagen dienen, beschädigt oder zerstört, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 500 Taler bestraft. Neben der Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden. Der Versuch ist strafbar.“

Der am meisten bekannt gewordene, im „Corr.-Blatt der deutschen Ges. für Anthropologie“, XXX. Jahrg., Nr. 3, 1899, S. 17 flg. erörterte Fall betraf das prächtige megalithische Steinzeitgrab unweit Waldhusen bei Lübeck, das ich kurz zuvor mit größtem Interesse betrachtet und das 1897 von 4 Schülern, darunter 3 Sekundanern des Katharinen-Gymnasiums in Lübeck, durch Untergraben der Tragsteine in viehischer Weise zum Einsturz gebracht wurde. Die Täter wurden gerechterweise zu Geld- bzw. sechswöchigen Gefängnisstrafen verurteilt.

Auf eingelegte Berufung bestätigte das Reichsgericht zu Leipzig dies Erkenntnis vom 17. Dezember 1897 mit folgenden Gründen am 6. März 1898.

Das Landgericht Lübeck hat am 17. Dezember v. J. 4 Gymnasiasten wegen teilweiser Zerstörung des Hünengrabes bei Waldhusen nach § 304 St. G. B. zu je sechs Wochen Gefängnis verurteilt. Es wurde hierbei angenommen, daß ein Hünengrab ein öffentliches Denkmal und ein öffentlich aufgestellter Gegenstand der Wissenschaft sei. Das Bewußtsein der Angeklagten hiervon wurde aus der Tatsache hergeleitet, daß der Direktor des Gymnasiums in einer Schulrede auf die Bedeutung dieses Hünengrabes hingewiesen hatte. — Gegen dieses Urteil hatten zwei der Angeklagten, Richard Th. und Walter Schr., Revision eingelegt. Sie suchten den Nachweis zu erbringen, daß hier weder von einem Denkmal, noch von einem öffentlich aufgestellten Gegenstande der Wissenschaft gesprochen werden könne. — Das Reichsgericht führte aus: Ob ein Hünengrab, insbesondere das bei Waldhusen, als öffentliches Denkmal anzusehen ist, kann dahingestellt bleiben, weil die andere Feststellung, daß jenes Hünengrab als öffentlich aufgestellter Gegenstand der Wissenschaft anzusehen sei, ohne erkennbaren Rechtsirrtum getroffen ist. Auch der subjektive Tatbestand ist ohne Rechtsirrtum festgestellt. —

Seitdem sind 13 Jahre vergangen und bei jeder zivilisierten Nation des Erdballs gelten dergleichen vorgeschichtliche Ueberreste, zum mindesten, wenn sie zum öffentlichen Eigentum des Staats, der Stadt- und Dorfgemeinden etc. gehören, als öffentliche Denkmäler, weshalb sie auch in die Verzeichnisse der zu schützenden Denkmäler aufgenommen sind. Das Waldhusener Hünengrab gehört dem lübeckischen Staate. E. Friedel.

Bücherbesprechung.

Fichte, Schleiermacher, Steffens über das Wesen der Universität. Mit einer Einleitung herausgegeben von Eduard Spranger, Pr.-Doz. der Philosophie an der Universität Berlin. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung 1910.

Der Verfasser bringt den Neudruck dieser Schriften der Universität Berlin zur Jahrhundertfeier dar. Die Schriften sind in den Jahren 1807 bis 1809 verfaßt worden. Bei der Lektüre empfindet man den ganzen Eifer dieser Geister, der darauf ausging, der moralischen Werte in der preußischen Monarchie auf eine neue Basis zu stellen. Man erkennt aus den Ausführungen wie wenig jene Männer mit den Leistungen ihrer Zeit zufrieden waren und wie sie für die Zukunft alles von der Erziehung erhoffen. Die neue Zeit kündigt sich besonders in Fichtes ausführlichem Plan an. Er will eine Auslese unter der studierenden Jugend treffen, und nur die besten sollen für die führenden Stellen im Staate vorbehalten bleiben, denn für ihn ist die Wissenschaft nicht mehr allein Selbstzweck, sondern sie soll dem Staate dienen und der Staat soll aus eigenem Interesse heraus Förderer der Wissenschaft sein. Die ungeheure Wertschätzung der geistigen Güter der Menschheit tritt uns in jeder Zeile entgegen. Sie bildet gleichsam die Saat, aus der die reiche Ernte unserer eigenen Zeit aufgegangen ist. Sie klingt wie eine Mahnung an uns, über Sport und Technik jene Güter nicht zu vernachlässigen.

Zache.

Straubes Führer: Märkisches Wanderbuch. Ausflüge in die Mark Brandenburg. Bearbeitet von Dr. Gust. Albrecht. Teil III mit 21 farbigen Karten, Teil IV mit 22 farbigen Karten. Jeder Teil 1 M. Geographisches Institut und Landkarten Verlag Jul. Straube. Die beiden ersten Teile sind an dieser Stelle schon Jahrg. XVIII, S. 375 angezeigt worden. Teil III behandelt den östlichen Teil der Provinz, schneidet aber ungefähr mit der Oder ab, und Teil IV umfaßt den nordwestlichen Zipfel und läßt allerdings auch hier noch ein Stück übrig. Teil III umfaßt den schönsten Strich der Provinz, d. h. die Barnim-Lebuser Holzfläche mit ihrem Steilrand zur Oder, und er ist auch der besuchteste, weil hier die Bahnlinien häufiger sind als in den übrigen Strichen. Weniger günstig liegen z. B. die Prignitz und das Land Ruppin. Der Verfasser ist ein sorgfältiger und zuverlässiger Führer, der kein Gebiet des Beachtenswerten vernachlässigt. Er geht nicht bloß auf die architektonischen Sehenswürdigkeiten der Städte und Dörfer ein, sondern bringt auch reichliches geschichtliches Material herbei, sowohl über die Begebenheiten, die sich an Ort und Stelle zugetragen haben, als auch über die Personen, die sich dort aufgehalten haben, z. B. auch über die Besitzer der Schlösser und Rittergüter. Soweit der Ref. hier selbst sachkundig, ist ihm nirgends eine Unrichtigkeit aufgefallen. Auch die Karten verdienen volle Anerkennung, und es finden sich bei passenden Gelegenheiten Nebenkarten in größerem Maßstabe, so z. B. ein sehr schöner Plan der Stadt Frankfurt und des Städtchens Rheinsberg.

Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

Die älteren Bauperioden der Lebuser Kathedrale zu Fürstenwalde a. d. Spree.

Von Pastor **Kornrumpf**, Fürstenwalde.

(Verkürzt nach meinen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1902.)

1. Geschichtliches.

Von den drei Bistümern der Mark Brandenburg hat das Bistum Lebus den dunkelsten Ursprung und die bewegteste Geschichte. In kirchenpolitischer Beziehung haben die Lebusischen Bischöfe eine ebenso hervorragende Rolle gespielt wie in der Regierung der Mark Brandenburg. Verfolgungsnöte hatten das Bistum aus dem Osten (Galizien?) im elften Jahrhundert in das Land Lebus getrieben. Die erste Domkirche im Dorfe Göritz a. O. wurde nach 1327 gänzlich zerstört, die zweite auf einem Berge bei der Stadt Lebus 1373 verwüstet und entweiht. Da fand das Bistum 1385 in den Mauern der befestigten Stadt Fürstenwalde mit päpstlicher Genehmigung Zuflucht. Die Pfarrkirche von St. Marien zu Fürstenwalde wurde Kathedrale des Bistums Lebus. Aber die erhoffte Sicherheit blieb aus. 1432 nahmen die Hussiten Fürstenwalde ein. Die Bürger kauften sich mit 300 Gulden los, aber die Domkirche wurde zerstört und die heiligen Geräte geraubt. So lag die erste Fürstenwalder Bischofskathedrale in Schutt und Asche.

Noch heute steht ein großer Teil dieses alten, festen Baues. Von dieser Tatsache geben die einschlägigen Chroniken und Geschichtswerke nicht deutlich genug Kunde. Bergau (Bau- und Kunstdenkmäler 1885) übergeht sie in seinen gerade hier wenig zutreffenden Bemerkungen auffälliger Weise gänzlich und Wohlbrück erwähnt in seiner dreibändigen Geschichte des Bistums Lebus (Berlin 1829—1832) das Kirchengebäude nur mit wenigen interesselosen Zeilen. Auch Adler, m. a. Backsteinbauwerke etc., ist hier recht dürftig. Die Kunstdenkmäler der Prov. Brandbg., Band VI, 1 (1909) kenne ich noch nicht.

Zwölf Jahre nach der Zerstörung am 12. April 1446 legte Bischof Johann VII. von Dehr im Anschluß an die vorhandenen Reste der ersten Kathedrale den Grundstein für eine neue dreischiffige Hallenkirche in spätgotischem Stile, deren Mauern noch heute im Ganzen unversehrt stehen, trotzdem erschütternde Katastrophen über sie hinweggegangen sind.

Dehrs Nachfolger, Friedrich von Sesselmann (1455 --1483) setzte seines Vorgängers Werk fort, indem er in der Mitte der Südseite eine große gewölbte Kapelle anbaute, vielleicht statt eines geplanten Querschiffes, wie der hohe bis fast ans Dach reichende Gewölbebogen vermuten läßt, in dessen dünner Füllungsmauer sich jetzt ein fast quadratisches Fenster (s. Abb. 1 S. 244) befindet. Über die Zeit des entsprechenden Nord-Anbaues, der schon 1706 vorhanden war, habe ich sonst irgend welche Angaben nicht finden können. 1528 überfiel Ritter Nickel von Minkwitz auf Sonnewalde infolge einer Fehde mit dem Lebüser Bischof die Stadt Fürstenwalde, plünderte alle Häuser und raubte die Kirche aus.

1557 wurde das Schiff der Kirche den Evangelischen überwiesen, 1565 schwand der katholische Gottesdienst ganz (Goltz, Chronik von Fürstenwalde 1837 S. 221 f.; dieser Chronik entnehmen wir die Abbildungen 1 und 2 S. 244.) Was vom katholischen Ritus her an Gegenständen etwa noch übrig war, ging bei dem großen Brande 1576 zu Grunde. Der Turm und das Kirhdach bis zur gewölbten Decke, die Glocken, zwei Orgeln und die Türen der Kirche wurden ein Raub der Flammen. Nur was unverbrennlich war, blieb aus der Bischofszeit erhalten: das Gemäuer samt Säulen und Kreuzgewölbe, Bischof Sesselmanns bronzener Taufstein, Bülows hohes kunstvolles Sakramentenhäuschen,*) Blumenthals großer siebenarmiger Bronzeleuchter und der bischöfliche gemauerte Altar mit dem großen hölzernen Aufsatz, den der ev. Bürgermeister Folgenach kurz vor dem Brande gestiftet hatte und der noch heute steht, sowie bronzene und steinerne Grabtafeln (s. Abb. 2 S. 244; jetzt alle an den Wänden.).

Bis 1610 dauerte die völlige Wiederherstellung der Kirche. Nicht der dreißigjährige Krieg, aber dann das achtzehnte Jahrhundert brachte dem Gebäude Unheil. 1731 stürzte der baufällige Turm ein. Der Magistrat übernahm gegen Überlassung des Patronatsrechts die Wiederherstellung. Dabei wurden Türen verändert, die Emporen neu eingebaut, die Fenster neu verglast und die jetzige schöne große holzgeschnitzte Kanzel aufgestellt. 1766, neun Jahre nach der mühsamen Vollendung (1757), zündete ein Blitzstrahl im neuen Turm, der samt dem Kirhdach verbrannte und das Kreuzgewölbe durchschlug. Als nach drei bösen Jahren König Friedrich der Große die Wiederherstellung übernahm, war das Gewölbe so schadhaft geworden, daß man der gotischen Hallenkirche eine flache Decke gab. Man dachte sogar daran, die Pfeiler und Gurtbögen abzutragen. Dieses Wiederherstellungswerk des Königlichen Oberlandbaudirektors Boumann war 1771 vollendet, die Orgel erst 1772. Alles Gotische war möglichst verbannt; Kalkputz und Tünche deckten vorläufig die Korrekturen zu. Seitdem ist an dem

*) Dies Sakramenthäuschen ist nicht aus Sandstein (Goltz a. a. O. S. 150) oder aus Kalkstein (Berger a. a. O. S. 369) allein, sondern aus beiden Materialien aufgebaut.

Gebäude bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wenig geändert. Was eine Besichtigung dieses Bauwerks dem aufmerksamen Beobachter von seiner Geschichte erzählt, das soll mit Benutzung der vorhandenen spärlichen Litteratur darzustellen versucht werden. Es ist dafür jetzt ein günstiger Zeitpunkt, weil eine gründliche bauliche und künstlerische Erneuerung des ganzen Dombaues nach den Plänen und unter der Leitung von Herrn Baurat Dihm jetzt der Vollendung entgegen geht.

2. Das Äußere der Kirche.

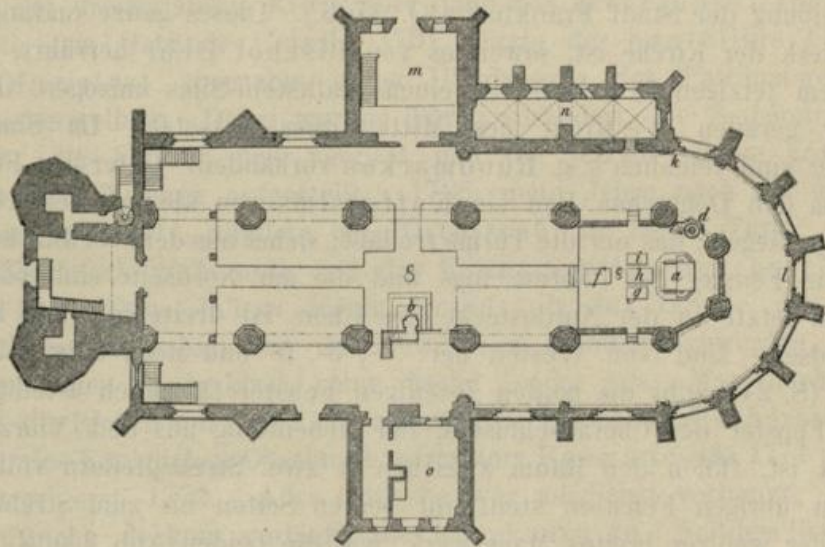
Da am äußeren Mauerwerk nur noch wenig Putz haftet, erkennen wir, daß das Fundament von Granitfindlingen, das Mauerwerk fast durchweg bis zum Dach aus gleichmäßigen, gut gebrannten Ziegeln im Format 28:13:9 im wendischen Verbands (ein Läufer und ein Binder wechselnd) mit grobsandigem festem Mörtel und mit sauber verstrichenen Fugen ausgeführt ist. Die dickwandigen Flankentürme an der Westseite — je fünfseitig aus einem unregelmäßigen Achteck — zeigen im Außenmauerwerk Rautenmusterung von schwarzglasierten Steinen und vier kleine runde vermauerte Fensteröffnungen, von denen zwei von innen zugänglich sind. Die viereckigen Innenräume dieser Türme haben in sauber aufgeführtem Feldsteingemäuer mehrmals übereinander flache gotische Wandnischen in symmetrischer Stellung. Neben dem nördlichen Flankenturm steigt bis über den Kirchboden senkrecht auf eine kunstvoll gemauerte enge Wendeltreppe von Ziegelsteinen, die unten nach dem Turminnern endete (s. Abb. 2 S. 244). Der Ausgang nach Norden ist nicht ursprünglich, wie der rohe Durchbruch zeigt, war aber schon 1706 vorhanden (Stich bei Jobst-Beckmann, Beschreibung der Stadt Frankfurt a/O. 1706.). Dieses ganze umfangreiche Mauerwerk der Kirche ist, soweit es von Bischof Dehr herrührt, 0,75 m über dem jetzigen Erdboden mit einem Kalkstein-Sims umzogen, das nur an der geraden Westfront des Mittelturmes aussetzt. Im Sims und Gemäuer sind reichlich s. g. Rundmarken vorhanden. Unter den Fenstern läuft um den Dehnschen Bau ein Kaffgesims von kleinen, schlecht vermauerten Ziegeln, das nur die Türme freiläßt; sicher aus dem 18. Jahrhundert.

Die Fenster des Chorungangs und die der Nordseite sind vierteilig, nur das letzte in der Nordostecke des Chors ist dreiteilig. Die Fenster der Südseite sind von Westen her: 4-, 3-, 5- und noch einmal 5-teilig. Abb. 1 (S. 244) gibt die beiden 5-teiligen Fenster fälschlich 4-teilig. Die sieben Fenster des Chorabschlusses, der siebenteilig aus dem Vierzehneck gebildet ist, füllen den Raum zwischen je zwei Strebepfeilern völlig aus; bei den übrigen Fenstern steht auf beiden Seiten bis zum Strebepfeiler mehr oder weniger breites Mauerwerk, wie die beiden Abb. 1 u. 2 (S. 244) deutlich zeigen. Die Westwand der Kirche hatte noch 1706 neben dem Turm südlich ein jetzt vermauertes Fenster, nördlich immer nur

der Dom in Fürstenwalde.

Erklärung des Grundrisses.

- a, der Hochaltar. b, Kanzel und Altar. c, Taufstein.*
- d, Sacramentenhäuschen. e, Siebenleuchter. m, Vorhalle.*
- n, Bibliothek. o, die Sacristei nebst Fluhr.*
- f, Monument des Bischof Sesselmann.*
- g, " " " " " von Rothenkahn.*
- h, " " " " " von Dehr.*
- i, und k, " " " " " von Bülow.*
- l, " " " " " von Dehr.*



2121. 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100 101 102 103 104 105 106 107 108 109 110 111 112 113 114 115 116 117 118 119 120 121 122 123 124 125 126 127 128 129 130 131 132 133 134 135 136 137 138 139 140 141 142 143 144 145 146 147 148 149 150 151 152 153 154 155 156 157 158 159 160 161 162 163 164 165 166 167 168 169 170 171 172 173 174 175 176 177 178 179 180 181 182 183 184 185 186 187 188 189 190 191 192 193 194 195 196 197 198 199 200 201 202 203 204 205 206 207 208 209 210 211 212 213 214 215 216 217 218 219 220 221 222 223 224 225 226 227 228 229 230 231 232 233 234 235 236 237 238 239 240 241 242 243 244 245 246 247 248 249 250 251 252 253 254 255 256 257 258 259 260 261 262 263 264 265 266 267 268 269 270 271 272 273 274 275 276 277 278 279 280 281 282 283 284 285 286 287 288 289 290 291 292 293 294 295 296 297 298 299 300 301 302 303 304 305 306 307 308 309 310 311 312 313 314 315 316 317 318 319 320 321 322 323 324 325 326 327 328 329 330 331 332 333 334 335 336 337 338 339 340 341 342 343 344 345 346 347 348 349 350 351 352 353 354 355 356 357 358 359 360 361 362 363 364 365 366 367 368 369 370 371 372 373 374 375 376 377 378 379 380 381 382 383 384 385 386 387 388 389 390 391 392 393 394 395 396 397 398 399 400 401 402 403 404 405 406 407 408 409 410 411 412 413 414 415 416 417 418 419 420 421 422 423 424 425 426 427 428 429 430 431 432 433 434 435 436 437 438 439 440 441 442 443 444 445 446 447 448 449 450 451 452 453 454 455 456 457 458 459 460 461 462 463 464 465 466 467 468 469 470 471 472 473 474 475 476 477 478 479 480 481 482 483 484 485 486 487 488 489 490 491 492 493 494 495 496 497 498 499 500 501 502 503 504 505 506 507 508 509 510 511 512 513 514 515 516 517 518 519 520 521 522 523 524 525 526 527 528 529 530 531 532 533 534 535 536 537 538 539 540 541 542 543 544 545 546 547 548 549 550 551 552 553 554 555 556 557 558 559 560 561 562 563 564 565 566 567 568 569 570 571 572 573 574 575 576 577 578 579 580 581 582 583 584 585 586 587 588 589 590 591 592 593 594 595 596 597 598 599 600 601 602 603 604 605 606 607 608 609 610 611 612 613 614 615 616 617 618 619 620 621 622 623 624 625 626 627 628 629 630 631 632 633 634 635 636 637 638 639 640 641 642 643 644 645 646 647 648 649 650 651 652 653 654 655 656 657 658 659 660 661 662 663 664 665 666 667 668 669 670 671 672 673 674 675 676 677 678 679 680 681 682 683 684 685 686 687 688 689 690 691 692 693 694 695 696 697 698 699 700 701 702 703 704 705 706 707 708 709 710 711 712 713 714 715 716 717 718 719 720 721 722 723 724 725 726 727 728 729 730 731 732 733 734 735 736 737 738 739 740 741 742 743 744 745 746 747 748 749 750 751 752 753 754 755 756 757 758 759 760 761 762 763 764 765 766 767 768 769 770 771 772 773 774 775 776 777 778 779 780 781 782 783 784 785 786 787 788 789 790 791 792 793 794 795 796 797 798 799 800 801 802 803 804 805 806 807 808 809 810 811 812 813 814 815 816 817 818 819 820 821 822 823 824 825 826 827 828 829 830 831 832 833 834 835 836 837 838 839 840 841 842 843 844 845 846 847 848 849 850 851 852 853 854 855 856 857 858 859 860 861 862 863 864 865 866 867 868 869 870 871 872 873 874 875 876 877 878 879 880 881 882 883 884 885 886 887 888 889 890 891 892 893 894 895 896 897 898 899 900 901 902 903 904 905 906 907 908 909 910 911 912 913 914 915 916 917 918 919 920 921 922 923 924 925 926 927 928 929 930 931 932 933 934 935 936 937 938 939 940 941 942 943 944 945 946 947 948 949 950 951 952 953 954 955 956 957 958 959 960 961 962 963 964 965 966 967 968 969 970 971 972 973 974 975 976 977 978 979 980 981 982 983 984 985 986 987 988 989 990 991 992 993 994 995 996 997 998 999 1000

Abb. 1 und 2.

innen eine Nische (Blende), kein Fenster. Alle 14 Fenster haben bei annähernd gleicher Länge die genau gleiche Scheitelhöhe. Ebenso hoch steigen die in zwei Abstufungen schräg abgedeckten Strebepfeiler an, die bis auf den einen dreieckigen an der Nordseite keine wesentlichen Ausbesserungen zeigen.

Das Hauptportal war ursprünglich gotisch, nach einem Grundriß bei Jobst-Beckmann a. a. O. in drei Abstufungen nach innen verjüngt, ist aber im 18. Jahrhundert viereckig ausgebrochen, wobei die untere äußerste Breite des Eingangs (3,25 m weit) erhalten geblieben ist. Über dem Portal ist so viel Putz abgefallen, daß man neben den im 18ten Jahrhundert ausgebrochenen ganz flachgewölbten Fenstern die zugemauerten gotischen Fenster deutlich erkennt. Zwischen Turm und Kirche wölbt sich ein sehr hoher Portalbogen mit einer Laibungsbreite von 2 m, der jetzt durch eine dünne Mauer mit einer Tür verschlossen ist, aber nach dem Stich von 1706 damals völlig offen war. Darüber wölbt sich ein zweiter Bogen, der bis zur Decke der Kirche reicht. Darunter und davor (nach innen) steht die Orgel auf ihrer Empore; zu ebener Erde stand hier früher (noch 1706) der Sesselmannsche Taufstein, jetzt vor der Kanzel.

Die gleiche Profilierung wie das Hauptportal wies nach dem Stich von 1706 ursprünglich auch das Südportal auf, das unsere Abb. 1, S. 244 vom Jahre 1837 als kleine flachgewölbte Tür zeigt. Da aber die durch Abfallen des Putzes sichtbar gewordene gotische Portalöffnung ganz deutlich erst später in das saubere Dehrsche Mauerwerk eingebrochen ist, wird Dehrs Nachfolger Sesselmann diese Tür durchgebrochen haben, als er mit seiner Südkapelle den von Dehr südlich freigelassenen Zugang verbaute. 1855 wurde die Tür unserer Abbildung in ein Fenster verwandelt und in dem Südanbau von Westen her unter einem noch sichtbaren, aber nun vermauerten Fenster des ursprünglichen Baues eine Tür eingebrochen. Dieser Anbau ist von Sesselmann an die fertigen Dehrschen Strebepfeiler lose angelehnt und war, wie die Eckstrebepfeiler zeigen, überwölbt. Das Kalksteingesims des Dehrschen Baues fehlt hier ganz. Die Teilungswand dieses Südanbaues samt dem weiten Kaminrohr ist erst im 18. Jahrhundert hergestellt. An der Ostseite war noch 1706 eine runde Altarnische, deren Abgrenzung sich an der Außenwand noch jetzt deutlich abhebt. 1754 wurde dieser bis dahin gewölbte Anbau, wie Goltz S. 354 berichtet, „mit Balken belegt“. Die dünne Scheidewand zwischen diesem Anbau und der Kirche ist nicht ursprünglich. Sie hatte 1754 und noch 1837, westlich eine Tür und östlich ein Fenster (s. Abb. 2), das in der Mitte des 19. Jahrhunderts in eine zweite Tür verwandelt worden ist. Diese Wand ist wohl erst eingefügt, um den Dom als protestantische Predigtkirche zu gestalten, war schon 1706 vorhanden und ist im achtzehnten Jahrhundert durch einen starken bis zur

Decke der Kirche reichenden Pfeiler mit viereckigem Grundriß verstärkt worden (s. Abb. 2, S. 244).

Ehe wir die Anbauten auf der Nordseite der Kirche betrachten, überblicken wir das Innere der dreischiffigen Hallenkirche.

3. Das Innere der Kirche.

Die Decke ist getragen von sechs freistehenden, nicht regelmäßigen achteckigen Pfeilerpaaren. Die Seitenlänge des achteckigen Querschnitts wechselt bei den drei östlichen Pfeilerpaaren zwischen 60 und 70 cm, bei den drei westlichen zwischen 75 und 90 cm. Durch die Verjüngung des Querschnitts der östlichen Pfeiler erscheinen diese bei dem Eintritt vom Turm her entfernter und die Kirche daher weiter und geräumiger. Vielleicht waren ursprünglich die beiden symmetrischen Außenstrebpfeiler mit dreieckigem Grundriß als Eckpfeiler der Kirche nach Westen geplant. Auch das würde dafür sprechen, daß man die Kirche während des Baues größer wünschte, als sie ursprünglich angelegt war.

Zwei Halbpfeiler lehnen sich an die Westwand des Kirchenraumes und zwei andere, etwa in der Mitte der Nord- und der Süd wand bezeichnen die Stellen, bis wohin ursprünglich und noch 1706 der Chorraum reichte. Hier springt die Nordwand der Kirche nach Westen zu im Innern über 60 cm zurück (Abb. 2), während umgekehrt die Süd wand von hier an westwärts zwischen den Strebpfeilern innen nicht mehr ausgespart ist wie im Chor (Abb. 2). Die beiden Fenster in dieser westlichen Hälfte der Süd wand haben daher nicht bloß außen (wie auch die Chorfenster) sondern auch innen eine mit Rundstab profilierte Laibung; so auch das eine (jetzt vermauerte) Westfenster und die Nordfenster.

Bis in die Mitte des 18. Jahrhundert trennte eine Mauer den Chorraum von dem tiefer gelegenen Chorumgang (s. Abb. 2: Stufen zwischen dem 2. u. 3. Pfeilerpaar!), die 1837 nur noch bis zum 3. Pfeilerpaar reichte und jetzt nur noch (0,50 m stark und 3,30 m hoch) das erste Pfeilerpaar verbindet. Diese Mauer erwächst nicht aus den Pfeilern, sondern ist nachträglich angesetzt. Das Kalksteingesims der Pfeilersockel liegt in verschiedener Höhe (Differenz 0,55 m) und hat dasselbe Profil in vergrößertem Maßstab, wie der Untersatz des Sakramenthäuschens auf der Seite des Chorumgangs. Die sämtlichen Pfeiler, jetzt abgeputzt, zeigen dasselbe gute Material und die gleiche sorgfältige Vermauerung wie der Dehr'sche Bau an den Außenwänden. — Bei den beiden Südpfeilern neben der Kanzel ist der Fuß an der Seite nach der Kanzel zu glatt abgeschlagen, wohl im 18. Jahrhundert, um den Durchgang neben der neuen Kanzel breit genug zu machen. Vor dem stand die Kanzel am fünften (vorletzten) Pfeiler der Südseite (Stich von 1706), nicht am mittelsten Pfeiler (dem 4.) wie Goltz (S. 354) fälschlich angibt.

Nach Goltz (S. 353) wurde 1754 der Fußboden des Schiffes und natürlich wohl auch des Chorumganges um $1\frac{1}{2}$ Fuß erhöht und damals wohl auch das Schiff der Kirche um ein Pfeilerpaar nach Osten vorgeschoben. Der kleine Altar, der sich 1706 an den Stufen vom Schiff zum Chor (zwischen dem 4. Pfeilerpaar) befand, wurde durch den Altar unter der neuen Kanzel (zwischen dem 4. und 5. Pfeiler der Südseite) entbehrlich

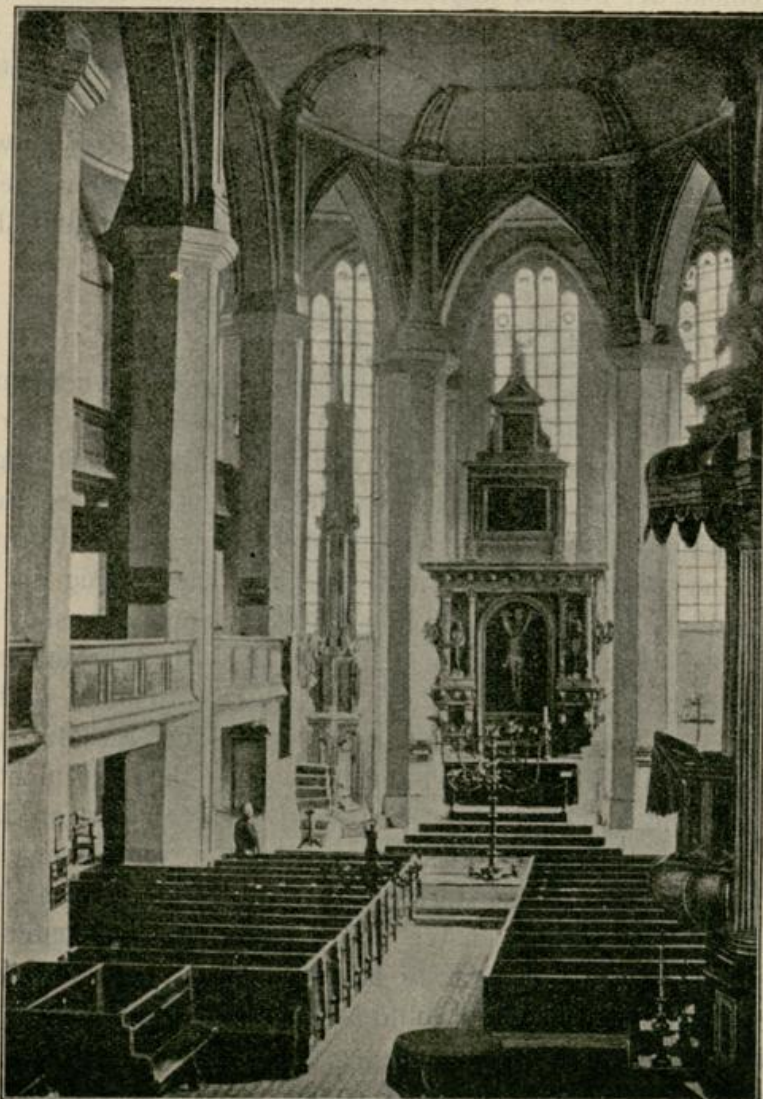


Abb. 3. Inneres der Domkirche zu Fürstenwalde.

und darum wohl entfernt. Am Unterbau des Sakramenthäuschens und des Hochaltars ist zu erkennen, daß hier der früher höhere Fußboden etwa 30 cm tiefer gelegt worden ist, als er ursprünglich war.

Noch etwas von der Decke der Kirche! Die flache Stuckdecke aus dem 18. Jahrhundert trägt drei prächtige längliche Rokoko-Rosetten.

Von dem alten Deckengewölbe stehen noch die Scheidbögen zwischen den Pfeilern (s. Abbildung 3 und die punktierten Linien in Abb. 2) und der dazu gehörige Rundstab bis zur Westwand hinüber. Der Ansatz für die Gewölbe der drei Schiffe ist noch zu sehen bei allen freistehenden Pfeilern und an der Nord- und Südwand bei den beiden Halbpfeilern und an sechs Wandkonsolen. Im Chorumgang setzten sich die Schildbögen an der Wand abwärts als Rundstäbe von Backstein fort und trugen in der Scheitelhöhe der Fenster Kapitäle, die jetzt übertüncht, aber noch deutlich als Gesichter zu erkennen sind. Vom unteren Fensterrande ab waren sie wie noch heute von einem eckigen Wandpfeiler umschlossen, dessen Querschnitt auf Abb. 2 zu erkennen ist bei den 8 Strebepfeilern des Chorumganges und dem dann folgenden ersten Strebepfeiler der Südwand.

Den künstlerischen Eindruck sowohl der jetzigen originellen Verbindung der Decke mit den Pfeilern wie auch des prächtigen Blickes auf den Altar gibt unsere Abbildung 3 wieder.

4. Der nördliche Anbau.

Der mittlere weiter vorspringende Teil des nördlichen Anbaues, im Grundriß fast quadratisch, entspricht (s. Abb. 2 S. 244) dem auf der Südseite, war zu ebener Erde wie dieser zur Kirche hin mit einer mächtigen Spitzbogenwölbung offen, und wie die beiden Eckstrebepfeiler vermuten lassen, gleichfalls ursprünglich überwölbt, wird aber in den älteren Urkunden, wie gesagt, nicht erwähnt. Die Ostwand dieses Anbaues trug in der freistehenden nördlichen Hälfte 1706 ein jetzt vermauertes Fenster, die Nordwand deren drei, von denen das mittelste im 18. Jahrhundert in eine Tür umgewandelt wurde. Die Westwand dieses Anbaues enthielt 1706 auf der Nordhälfte im Backsteinmauerwerk ein Fenster, jetzt vermauert, und auf der Südhälfte im Feldsteinmauerwerk eine jetzt nicht mehr erkennliche Tür, die in einen westlichen, jetzt fehlenden kleineren Anbau mit quadratischem Grundriß führte. Dessen Nordmauer enthielt östlich eine Tür, westlich ein Fenster; die Westwand mit einem Fenster traf die Kirchenmauer zwischen Fenster und dreieckigem Strebepfeiler. Diese beiden wesentlich dünneren Wände haben ein Pultdach getragen, dessen Spuren noch heute sichtbar sind, und sind sicher ein jüngerer Anbau gewesen, denn die Dehrsche Kirchenmauer trägt hier am Fuß das Kalksteingesims, war also ursprünglich Außenmauer. Das große gotische Fenster wurde durch das Pultdach zu einem Viertel verdeckt und ist bis so weit hinauf zugemauert worden (beim Umbau 1908/10 wieder geöffnet). Hier setzt das Fußgesims der äußeren Kirchenwand auf etwa 2 Meter aus und läßt so freien Raum für eine südliche Eingangstür. Sie ist die einzige von allen Tür- und Fensteröffnungen, die nicht aus Backsteinen, sondern aus sehr großen sauber behauenen Granitfindlingen hergestellt ist. Nach ihrem Anschluß an das Dehrsche Mauerwerk ist diese Tür ursprünglich,

und nicht erst eingebrochen, wie die gegenüberliegende auf der Südseite. Die Spitze dieser gotischen Türwölbung ist im 18. Jahrhundert einem modernen Fenster zum Opfer gefallen, das sich zwischen die jetzt zugemauerte Tür und das darüber befindliche gotische Fenster einschiebt, etwa quadratisch mit flachem Stichbogen. Ein gleiches Fenster ist auch unter dem großen gotischen Fenster auf der andern Seite des dreieckigen Strebepfeilers durchbrochen. Unter ihm läuft das Fußgesims der Dehrenschen Außenmauer ohne Unterbrechung fort.

Der östliche schmale langgestreckte Anbau auf der Nordseite ist der interessanteste des ganzen Bauwerks. Er besteht aus zwei



Abb. 4a. Konsole.

Stockwerken. Das Untergeschoß war nach sicherlich zutreffender Angabe von Goltz (S. 327) in katholischer Zeit Sakristei. Der Zugang zum Chorumgang der Kirche war 1837 (s. Abb. 2 S. 244) noch offen, ist aber jetzt zugemauert. Der Raum wurde vor dem Umbau 1908/10 fast zwei Jahrzehnte als Heizraum benutzt. Seine Sohle liegt jetzt 1 m unter dem umgebenden Erdreich. 1908/10 wurde die ursprüngliche Sohle (2 m tief) freigelegt.

Die nördlichen Strebepfeiler und der eine nordöstliche, alle durchweg von großen Ziegelsteinen, fügen sich, wie es scheint, im Verbande in das mit Granitfindlingen reich durchsetzte Ziegelmauerwerk der Nord- und

das der Ostwand. Die vier Nordfenster (je 0,80 m breit und 1,30 m hoch) und das etwas größere Ostfenster (0,85 m breit und 1,75 m hoch) erweitern sich nach innen und außen (s. Abb. 2 S. 244), aber die Laibung trägt nirgends einen Rundstab, den alle Dehrschen Laibungen führen. Die Fenster sind halbkreisförmig geschlossen, und in der Backsteinumrahmung aus Kalkstein zweiteilig gegliedert. Die beiden spitzen Teilbogen sind mit dem Radius des äußeren Halbkreis-Bogens entwickelt. Die vier Nordfenster liegen im Grundriß unsymmetrisch, zum Teil merkwürdig schief (s. Abb. 2). Ebenso schief fügen sich die vier Felder des Kreuzgewölbes, das diesen Raum deckt, in das Mauerwerk.



Abb. 4b. Konsole.



Abb. 4c. Konsole.

Die birnstabförmigen Gewölberippen von Backstein setzen auf interessante Konsolen von Haustein an mehreren Stellen unorganisch auf. Die Konsolen sind alle von einander verschieden z. B. Abb. 3 abc (nach Photogr. von Herrn Walter Breitenbach vom Jahre 1902). Dieses untere Stockwerk entstammt sicher zwei verschiedenen Bauperioden. Anders dürften die Unebenheiten seiner Konstruktion nicht zu erklären sein.

Im oberen Stockwerk sind je zwei Quadrate des Grundrisses von einem gemeinsamen Sterngewölbe überspannt, dessen birnstabförmig profilierte Gurtbögen von Ziegelsteinen auf schlichte Wandkonsolen aufsetzen. Diese jetzige Decke befindet sich 2,50 m

oberhalb einer früheren steilgewölbten, deren Consolen tief unten neben den Fenstern zum Teil noch zu sehen sind. Für die zweite Decke ist das Mauerwerk um 2,50 m in Ziegelsteinen erhöht, wie außen und innen zu sehen ist; von den Strebepfeilern nur der an der Nordostecke. Diese Fenster sind gleichmäßig 3 m hoch und 1,25 m breit. Ihre Laibung — auch hier ohne Rundstab — erweitert sich wie beim unteren Stockwerk nach innen und außen, nur bei dem Ostfenster und den beiden benachbarten Nordfenstern steht nach innen die Laibung rechtwinklig zur Innenseite des Mauerwerks. Daher ist hier rechts und links neben dem Fenster bis zur Laibung noch etwa $\frac{1}{2}$ Meter Mauerwerk. Bei diesen drei Fenstern sind die beiden Rundstabpfosten, die jedes der 5 Fenster dreiteilig machen, wie auch die Backsteinfassung des Fensters anders profiliert als bei den beiden westlichen Fenstern.

In beiden Geschossen steht in der Mitte von Norden nach Süden ein hoher spitzer Scheidbogen (Abb. 2). In dem Grundriß von 1706 fehlt innerhalb dieses Anbaues der den Scheidbogen tragende Strebepfeiler sicher nur durch ein Versehen des Zeichners. Die rechtwinkligen Kanten dieses Strebepfeilers im unteren Stockwerk und die des dazu gehörigen ganz glatten Scheidbogens, der sich ohne Absatz nördlich ins glatte Mauerwerk einfügt, sind durch besonders dafür geformte Ziegelsteine abgeschrägt. Im oberen Stockwerk ist Pfeiler und Scheidbogen ebenso konstruiert, aber mit rechtwinkligen, nicht abgeschrägten Kanten. Dieser Unterschied sowie die teilweise schiefe Stellung der oberen Fenster über den ganz andersartigen unteren läßt vermuten, daß das obere Stockwerk dem unteren in einer späteren Bauperiode aufgesetzt ist. Das wird uns zur Gewißheit, wenn wir die Südwand dieses Anbaues, die ihn von dem Kirchenraum trennt, näher betrachten. Hier sehen wir zwei hohe, spitz gewölbte Fenster, senkrecht ins Mauerwerk gefügt, ohne jedes Stabwerk in der Laibung, rechts und links von dem eben beschriebenen Scheidbogen. Sie sind jetzt zugemauert, bilden in der Kirche eine flache, im Anbau eine tiefe Wandnische. Sämtliche rechtwinkligen Kanten sind durch besondere Formsteine abgeschrägt, wie bei dem Scheidbogen im unteren Stock. Diese Fenster schauten einst über den noch einstöckigen Anbau hinweg und waren die Nordfenster der von den Hussiten zerstörten Kathedrale. Wir haben hier Bauteile, die älter und andersartig sind als der Dehr'sche Bau. Alle Laibungen sind ohne Rundstab. Das ganze Mauerwerk zwischen diesen Fenstern bis hoch hinauf ist wie die Nord- und die Ostwand des Anbaues reich mit Granitfindlingen durchsetzt. Dasselbe gilt auch noch von der Wand zwischen dem Kirchenraum und dem mittleren Nordanbau, sowie von den Strebepfeilern, die diese Mauern begrenzen, außer dem einen beschriebenen in der Mitte des länglichen Nordanbaues: sie sind von Ziegeln mit vielen Findlingen durchsetzt. Der große (freilich bis auf eine viereckige Tür zugemauerte) Portalbogen

in der hier um mehr als 60 cm dünneren Kirchenwand, durch den man noch jetzt von Norden her in den Kirchenraum eintritt, hat schon dem ersten vorhussitischen Gebäude als Nordeingang gedient, aber damals dicht an der Westwand der bedeutend kleiner zu denkenden Kirche gelegen. Über ihm befindet sich als drittes in der Reihe nach Westen hin ein hohes schmales, aber oben 0,50 m, unten 3,00 m verkürztes Fenster mit senkrechter Laibung, abgeschrägten Ecken ohne Rundstab und darüber ein zweites Fenster, das innen seine Laibung gleichmäßig erweitert und ohne Rundstab ist, also auch in die Zeit vor Dehr gehören könnte, wenn nicht die stark abweichende Form der Wölbung es einer verhältnismäßig jungen Bauperiode zuwiese. Das untere Stockwerk des Nordanbaues hat mit dem jetzigen Mittelanbau nicht im Zusammenhang gestanden; es war nach Westen durch eine starke Mauer abgeschlossen, die bis zu dem Durchbruch einer Tür, jetzt im Jahre 1910, offenbar unberührt war.

An diese bis jetzt noch nicht durchbrochen gewesene Wand schloß sich schon in alter Zeit ein Raum, der nicht weiter nach Norden vorsprang, als der jetzt zweistöckige Vorbau, also nur halb so weit als der jetzige quadratische Anbau. Das Fundament wurde bei dem Umbau 1908/10 aufgedeckt und wegen der neuen Heizanlage beseitigt.

5. Rückblick und Ausblick.

So können wir die verschiedenen Bauperioden aus der Zeit vor und nach Dehr deutlich unterscheiden. Dabei muß freilich gesagt werden, daß es uns bei der Betrachtung alter Bauwerke ergeht, wie bei der Literaturkritik: es ist leichter Überarbeitungen zu erkennen, als sie zu datieren. Aber schon, daß wir überhaupt Fragen aufwerfen und Antworten suchen, ist eine genußreiche Arbeit des Geistes, die uns über die Materie und alles Vergängliche erhebt, doppelt wertvoll dann, wenn es sich bei Frage und Antwort um die Zeit der Väter und den heimischen Boden handelt, und um Werke, die ihren lebendigen Wert auch noch für die Gegenwart haben. Das wollte diese Arbeit eines Laien im Baufach bescheiden versuchen. Möge die Neugestaltung der Fürstenwalder Domkirche durch Herrn Baurat Dihm einerseits Kunstinteresse finden und Kunstverständnis wecken und andererseits die kirchlichen Bedürfnisse der Gemeinde Fürstenwalde befriedigen und den Aufbau der Gemeinde fördern.

3. (2. außerordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres

Sonnabend, den 21. Mai 1910, nachmittags 3 Uhr.

Besichtigung der Allgemeinen Städtebau-Ausstellung im Hause der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste Hardenbergstr. 33.

Unser Mitglied Herr Kötschke hatte die Führung übernommen und erläuterte in eingehender Weise die zahlreichen Modelle, Pläne, Photographien und Skizzen. Es ist hier nicht der Ort eine genaue Schilderung des Rundganges zu geben. Es sollen daher nur die wichtigsten Objekte kurz aufgezählt werden. Den Mittelpunkt des Raumes im Erdgeschoß bildet ein umfangreiches Modell von Wien, und man hatte hier mittels eines Glasstreifens einen Durchbruch durch ein altes und enges Häuserviertel markiert, der schon lange geplant ist.

Einen bedeutenden Raum nehmen die Jansenschen Pläne von Berlin und Umgegend ein mit den Straßenzügen in concentrischer und radialer Richtung sowie mit dem Wald- und Wiesengürtel. Von den ausgestellten Plänen und Modellen seien kurz folgende genannt: Großes Modell von Dresden mit Theater-Platz und August-Brücke, Plan für die Bebauung des Inselseichers in Berlin, Versuch das Tempelhofer Feld monumental anzulegen, Projekt für die Schloßbrücke in Königsberg, Modell eines Krankenhauses in München, Bebauung von Weißensee (ein Stück des Sees mit öffentlichen Gebäuden), Rathausplatz der Stadt Herne, Schloßbrunnenanlage in Karlsbad, Kasernen aus Stuttgart und Strasburg, die ästhetischen Anforderungen genügen, Platzgestaltung vor dem Bahnhof in Darmstadt, Modell des Dresdener Vieh- und Schlachthofes, Modell des Altenleutheuses von Buch, Kläranlagen von Boddinsfelde (Rixdorf), Krankenhaus von Strasburg und von Rixdorf, mehrere Pläne über den Schnellbahnverkehr von Berlin und London, sogenannte Verkehrsspinnen vom Potsdamer Platz, Rosenthalerstr. und Spittelmarkt, Pläne über die Wohnungsdichte der Bevölkerung in Paris, London, Wien und Berlin, Hellerau mit den Stätten der Dresdener Handfertigkeitkunst als Modell einer Gartenstadt, eine Karte des Berliner Waldschutzvereins, Pläne und Photographien von englischen Gartenstädten, Modelle für Freilufthäuser, Plan von Essen mit der Krupp-Kolonie, ein großer Plan von Chemnitz mit Höhenkurven, statistische Tafeln über das Problem von Miethe und Einkommen, Anlage der Ringstraße in Posen mit Schloß, Akademie und Theater, die Umgebung des Lietzen-Sees und der Heerstraße u. ä. Der Rundgang und die Erläuterungen unseres Führers gewährten den Teilnehmern einen Einblick in die Probleme, welche gegenwärtig wohl die bürgerliche Bevölkerung, wenigstens der Großstädte, am lebhaftesten beschäftigen.

4. (2. ordentliche) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. Mai 1910, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr, im Vortragssaal des Märkischen Museums, am Märkischen Platz 2.

Der 2. Vorsitzende Herr Geheimrat Uhles eröffnet die Sitzung und erteilt Herrn Prof. Pinower das Wort, welcher eine farbige Decke und mehrere Kupferstiche erläutert, die sich auf den Hubertusburger Frieden beziehen. Darauf hält Herr Rektor Friedrich Wienecke seinen Vortrag: Zwei Berliner Schulmänner des 18. Jahrhunderts (Joh. Friedrich Jähn und Joh. Friedrich Michaelis). Der Vortrag wird weiter unten als besonderer Aufsatz abgedruckt werden.

Darauf spricht Herr Geheimrat Uhles über die Einführung von Aalbrut in unsere Gewässer, wobei er ungefähr folgendes ausführt. Der reife Aal wandert zum Laichen ins Meer und zwar bis dahin, wo er eine Tiefe von über 800 m antrifft, das ist erst im atlantischen Ozean der Fall. Die jungen Aale (Glasaale) wandern in das süße Wasser zurück. Man hat nun von der Mündung des Severn in England Aalbrut nach Deutschland gebracht und ausgesetzt. In diesem Jahre hat man z. B. 7 Mill. Schock Aalbrut gefangen. Auch an der deutschen Küste erscheint der Aal, der natürlich nun schon älter ist. Im Institut für Binnenfischerei in Friedrichshagen befinden sich z. B. augenblicklich 40 bis 50000 junge Aale. Hier ist auch eine Fischerschule eingerichtet worden, an deren Kursen im vorigen Jahre 23 Schüler teilnahmen. Herr Geheimrat Uhles empfiehlt den Besuch dieses Instituts.

Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Marinehaus.

5. (3. außerordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 28. Mai 1910.

Wanderfahrt nach Potsdam und Templin.

Die Abfahrt erfolgte vom Potsdamer Fernbahnhof um 2 Uhr 15 Min. und die Ankunft in Potsdam um 2 Uhr 46 Min. Vor dem Bahnhof empfing Herr Dr. Kania die Teilnehmer, und die Wanderung wurde sofort angetreten. Der Weg führte zunächst noch ein Stück durch die Stadt, dann am Fuße des Brauhausberges entlang und endlich auf einer Treppe zu seinem Gipfel. In dem Restaurant wurde zunächst eine kurze Kaffeearast gehalten und darauf der Aufstieg bis zur Ruine Belvedere fortgesetzt. Dieser Aussichtsturm wurde von Friedrich Wilhelm III erbaut. Von seiner Platt-

form hat man einen unvergleichlich schönen Blick über die Stadt Potsdam und die Umgebung. Unweit des Turmes steht eine Bank, der sog. Kaiser Friedrich-Blick, von wo aus man eine halbkreisförmige Aussicht auf die Landschaft hat. An dieser Stelle hielt Herr Dr. Kania einen Vortrag über die Geschichte des Brauhaus-Berges, der seinen Namen erhielt von der Brauerei, die Friedrich Wilhelm I. hier anlegte, die aber bald wieder einging. Der König legte Wert auf gutes Bier, weil er es für die Gesundheit zuträglich hielt; sogar die Zöglinge des Militärwaisenhauses wurden bei Tisch besonders zum Trinken angeregt.

Darauf wanderte die Gesellschaft durch den Wald zum Templin, einer Gastwirtschaft auf einem Landvorsprung kurz vor Caputh. In der Gartenhalle verlas Herr Dr. Kania einen Aufsatz des Herrn Amtsgerichtsnotars Haeckel über die Geschichte dieses Platzes. Nach den Untersuchungen des Verfassers gehörte die Halbinsel „Der Templin“ ursprünglich zum Domänenvorwerk Caputh. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab ging es in private Hände über, zunächst als Erbzinngut und später als Eigentum; von den Besitzern seien hier nur genannt der Generalleutnant Friedr. Adolf Ludwig von Bismarck, der Onkel des ersten Reichskanzlers, der es im Jahre 1819 für 7300 Taler kaufte, und dem der Neffe als Gymnasiast öfters von Berlin aus einen Besuch abstattete. Als das Gut 1840 zum Verkauf stand, machte der Fiskus von seinem Vorkaufsrecht Gebrauch, und König Friedrich Wilhelm IV trug sich mit großen Plänen nach Stülers Entwürfen, die aber nicht zur Ausführung gekommen sind. Die gärtnerischen Anlagen hinter dem Hause sind verfallen, und nur das ehemalige Kavalleriehaus aus dem 18. Jahrhundert hat sich erhalten, es enthält die Wohnräume des Wirtes und einen Saal. Der Rosenhügel auf der Landzunge bietet einen herrlichen Blick die Havel auf und ab.

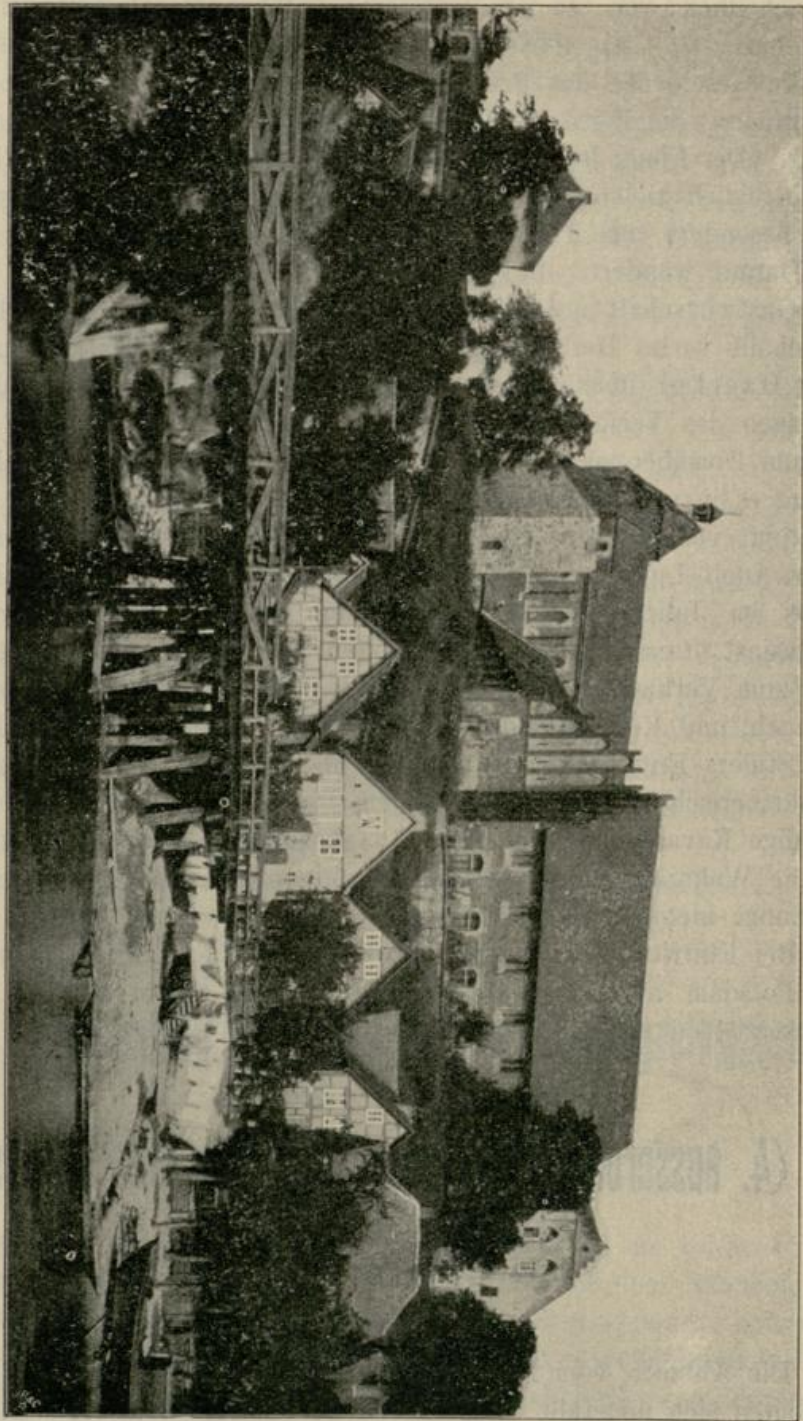
Bei Eintritt der Dämmerung wurde die Rückfahrt auf dem Dampfer nach Potsdam angetreten und von hier nach Berlin mit der Eisenbahn fortgesetzt.

6. (4. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 5. Juni 1910.

Wanderfahrt nach Havelberg.

Die Abfahrt vom Lehrter Bahnhof erfolgte um 9 Uhr 30 Min. Es beteiligten sich ungefähr 30 Personen an dem Ausflug. Auf dem Bahnhof in Havelberg wurde die Gesellschaft von einigen Herrn aus der Stadt in Empfang genommen, darunter Herr Kaufmann Bahn, Herr Dr. med. Hartwig und Herr Pastor Boit aus Nitzow.



Der Dom in Havelberg. Nach einer Photographie von F. Albert Schwartz.*)

*) Die Redaktion dankt für die Überlassung des Cliches.

Der Weg zur Stadt führt zuerst die Bahnhofstraße entlang und dann über die Havelbrücke. Von der Brücke aus hat man den ersten schönen Blick auf den steilen Hang hinter dem Fluß und auf die breite Front des Domes, der den Gipfel zielt. In dem Hotel Kronprinz war alles schon zum Mittagessen vorbereitet. Während der Tafel begrüßte Herr Pastor Boit die Brandenburgia und feierte die Pflege der heimatlichen Kunst, die die Menschen einander näher bringt. Den zweiten Toast brachte der I. Schriftwart, Herr Professor Zache, auf die Stadt aus, wobei er darauf hinwies, daß die Gesellschaft schon am 24. Juni 1897 zum ersten Male in der ehrwürdigen Stadt gastliche Aufnahme und künstlerische Anregung gefunden habe. Endlich sprach Herr Rektor Monke Herrn Bahn und Herrn Dr. Hartwig den Dank der Gesellschaft aus für die Bemühungen der Vorbereitungen zu dem heutigen Tage. Gegen den Schluß der Tafel verlas der I. Schriftwart einen Vortrag, den unser Ausschußmitglied, Herr Dr. Albrecht, an dem erwähnten Termin über die Geschichte des Domes gehalten hatte und der sich abgedruckt findet Jahrg. VI, S. 98. Wegen dieser Tatsache soll hier auf eine Wiedergabe des Textes verzichtet werden.

Darauf wurde der Aufstieg zum Dom angetreten. Der Weg führte wieder rückwärts zur Stadt hinaus und auf einem sanft ansteigenden Pfad in die Höhe. Im Innern des Domes übernahm Herr Küster Aue das Wort und erläuterte die zahlreichen Kunstwerke des Gotteshauses. Auch wegen dieser Dinge muß auf den angeführten Text verwiesen werden.

In dem Paradiessaal, der sich in einem der Seitengebäude, die zum Dom gehören, befindet, hielt Herr Dr. Hartwig einen Vortrag über die Straßen- und Flurnamen der Stadt und Umgebung. Bis zum Jahre 1876 bestanden neben der Stadt noch sieben Dorfgemeinden, die in diesem Jahre vereinigt wurden und hierbei Straßennamen erhielten, wie Weinbergstraße, Mittelstraße und Havelstraße. Von Flurnamen seien genannt der Vogelsang, ein Abhang, der dicht mit Schlehdorn bewachsen ist, ferner der Eierberg, ein Abhang, auf dem die Kinder am ersten Osterfeiertage Eier herabrollen ließen; der Südabhang oberhalb Havelbergs heißt der Weinberg, und hier finden sich auch die Weinbergsschnecken, die von den Mönchen aus Süddeutschland mitgebracht worden waren; es gibt auch einen Heinotterberg, d. h. einen Storchberg. Eine Stelle heißt Neuberg, weil hier die Bewohner eines zerstörten Dorfes angesiedelt wurden, deren Ländereien noch an der alten Stelle liegen. Es gibt ferner einen Bischofsberg und einen Sperlingsberg. Eine Stelle führt den Namen Werftberg, weil hier zur Zeit des Großen Kurfürsten eine Schiffswerft bestand, die eine Zweiganstalt der Emdener war, und auf welcher auch Peter der Große nach seiner Rückkehr aus Holland gearbeitet haben soll. Interessant ist der Name Schmokenberg unterhalb der Stadt, er leitet sich her von einem Leineweber Schmok aus Nitzow, der trotz heftigen Widerstandes der städtischen Weber sich hier niederließ. In der Stadt führt

eine Straße den Namen Skabellstraße nach dem Führer, der mit der Feuerwehr aus Berlin anlangte zur Rettung der Stadt, die im Winter 1870—71 von einer großen Feuersbrunst heimgesucht wurde. Dieser Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Darauf wurde dem Prignitzer Museum ein Besuch abgestattet und Herr Bahn, der zum Vorstand gehört, übernahm hier die Führung. Herr Bahn gab erst einen Abriß über die Geschichte des Museums, wobei er erwähnte, daß der frühere Landrat des Kreises, der jetzige Polizeipräsident von Berlin, Herr von Jagow, große Verdienste um das Zustandekommen gehabt habe und daß es von dem jetzigen Landrat, Herrn von Grävenitz, lebhaft gefördert werde. Es enthält eine große Anzahl von Schränken mit Gegenständen aus der Vorgeschichte und dem Haushalt der Vorfahren; und die Wände sind mit Bildwerken reich geschmückt. Vor diesem Museum findet sich noch ein Raum, das Dömmuseum, mit den Gegenständen, die bei der Renovierung des Domes sich ergeben haben, wie das alte Uhrwerk mit der zugehörigen Glocke, viele Bausteine, alte Anker aus Holzbalken, die nun durch eiserne ersetzt worden sind u. ä. Außerdem sind hier die Modelle des Domes aufgestellt, und zwar darunter zwei mit Doppeltürmen.

Nachdem diese Sachen genügend bewundert worden waren, stiegen wir hinab auf den Vorplatz und genossen die herrliche Aussicht auf die Umgebung. Zu den Füßen des Beschauers liegt die Stadt umflossen von der Havel, und dahinter breitet sich die Elb- und Havelniederung aus. Die auffälligste Marke ist der mächtige Turm von Sandau, und von den landschaftlichen Merkmalen fallen in die Augen die blauen Berge der Altmark und die Gebüsche am Unterlauf der Havel, welche die Aussicht auf Werben verhindern.

Der Rückweg wurde über die Treppe hinab bewerkstelligt und dann der Weg über die schmale Laufbrücke durch die Stadt nach dem Mühlenholz angetreten. Dieses ist ein ausgedehnter Laubwald zwischen Havel und Elbe, die beide hier in einer Entfernung von 1—2 km sich ungefähr 10 km weit begleiten. Hier ist ein großer Kahn dicht am Ufer befestigt und zu einem Erfrischungslokal eingerichtet, während auch unter den hohen Bäumen am Ufer Tische stehen. Diese Stelle befindet sich dort, wo im Frühjahr 1909 der Deichbruch der Elbe bei dem Dorfe Räbel stattgefunden hatte. An einer Eiche ist eine Marke angebracht, die anzeigt, wie hoch das Wasser damals stand. Die Marke befindet sich weit über Mannshöhe.

Nachdem hier noch eine kleine Erfrischungspause eingelegt worden war, wurde der Rückmarsch angetreten. Ein Teil der Ausflügler war schon mit einem Nachmittagszuge nach Berlin zurückgekehrt während der Rest um 9 Uhr 4 Min. von Havelberg abfuhr und um 11 Uhr 30 Min. in Berlin eintraf.

7. (5. außerordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 19. Juni 1910.

Wanderfahrt nach Müncheberg.

Mit dem Vorortzug, der um 8,28 Uhr Vormittag vom Schlesischen Bahnhof abfährt, hatten sich ungefähr 40 Teilnehmer nach dem Bahnhof Strausberg begeben, wo man noch einige Zeit auf einen Nachzug wartete und sich hierauf zu den Wagen begab. Herr Lehrer Mirow aus Müncheberg, der die Vorbereitung für den Ausflug übernommen hatte, und einige Herrn aus Müncheberg sowie aus dem Oderbruch, Mitglieder des Vereins für Heimatkunde des Kreises Lebus, hatten sich schon auf dem Bahnhofe eingefunden. Nachdem nun alle Teilnehmer auf den Wagen untergebracht waren, begann die Fahrt die Chaussee entlang über Hennickendorf und Herzfelde bis zum Gasthaus Heidekrug. Zwischen Hennickendorf und Herzfelde bot sich Gelegenheit, einen Blick auf den Stienitz See und die großen Ziegeleigruben mit den Öfen zu werfen. Im Heidekrug wurde Frühstückshalt gemacht, und hier sprach Herr Rektor Monke über den märkischen Rinaldini Karl Masch, der zwar vorzugsweise im Soldiner und in dem angrenzenden (pommerschen) Pyritzer Kreise hauste, gelegentlich aber auch den Barnim und das Land Lebus unsicher machte, wiederholt im Gasthofe „Wilder Mann“ an der Berlin-Müncheberger Chaussee (Kilometerstein 42,5) wohnte und im Heidekrug an der Stobberowbrücke sehr wohl bekannt war. „Dort wo Sie jetzt sitzen und Ihren Kaffee trinken“, so erzählte vor Jahren der alte Wirt im „Wilden Mann“ dem Vortragenden, „hat früher gewöhnlich der Masch gesessen und gegessen und getrunken. Niemand wagte ihn der Polizei anzuzeigen; denn jeder fürchtete seine Rache. Er hat auch oben im Fremdenzimmer geschlafen und ist von hier aus, als Schornsteinfeger verkleidet, auf die Dörfer gegangen. Manchmal hat er sich auch als Frauenzimmer verkleidet, um den Nachstellungen zu entgehen, oder er ist heimlich auf die Heu- oder Strohwagen der Fuhrleute, die nach Frankfurt oder nach Berlin fahren, geklettert und hat sich in das Heu und Stroh hineingewühlt, wenn man ihm auf den Fersen war.“

Karl Masch wurde am 28. April 1824 im Forsthause Brunken bei Berlinchen geboren, wo sein Vater als Arbeiter beschäftigt war. Seit 1838 diente er auf verschiedenen Gütern (Hohenziethen bei Lippehne, Beiersdorf, Neuendorf) als Knecht, wurde 1844 Soldat und nochmals 1848 einberufen, als zur Zeit der Aufstände in Dresden und Baden preußische Truppen dorthin geschickt wurden, kam aber nicht ins Gefecht. Nach seiner Entlassung ging er nach Berlin, um dort leichter mit dem weiblichen Geschlecht, zu dem es ihn übermächtig hinzog, verkehren zu

können, geriet hier jedoch auch auf „entgegengesetzte Abwege“. Der Mangel an Energie und Arbeitslust ließ ihn zum Dieb und Einbrecher werden, und seine unbezähmbare Sinnlichkeit machte ihn zum Mörder, nachdem seine Absicht, als englischer Fremdenlegionär am Krimkriege teilzunehmen, an seiner körperlichen Untauglichkeit gescheitert war. Er fiel, da er nicht arbeiten mochte, seinem Bruder Martin in Dertzow bei Lippelne zur Last und unternahm seit 1856 von hier aus zahlreiche Einbrüche, um dem Bruder für die gewährte Unterkunft und Beköstigung wenigstens einige Entschädigung bieten zu können. Verhaftet und mehrmals aus dem Gefängnis entsprungen trieb er sich nun raubend und plündernd umher. Bei Pyritz grub er sich eine Erdhöhle, in der er lange hauste. Als er einst im April 1858 in einem Backofen bei Wormsfelde nördlich von Landsberg a. W. übernachten wollte, fand er bereits jemand in dem Neste vor, eine Landstreicherin, die er, weil sie seinen stürmischen Liebeswerbungen widerstrebte, erdrosselte, um ihren Widerstand gänzlich zu brechen. So beging er seinen ersten Mord, und seitdem schonte er das Leben seiner Mitmenschen nicht mehr. Aus dem gleichen Grunde erwürgte er am 8. August 1858 auf dem Gut Albertinenhof eine Wirtschafterin. Wie er später vor dem Richter selbst angab, unternahm er um diese Zeit einen Streifzug über Bärwalde und Wriezen nach Berlin, Irrtümlich nannte er hier statt Berlin Berlinchen; vielleicht wollte er sagen „in das Berlinische.“ Jedenfalls machte er im August und September die nach Berlin führenden Straßen unsicher; so überfiel er am 10. September 1858 den Fuhrmann Wattrow zwischen Tiefensee und Heckelberg, ohne freilich sein Ziel zu erreichen. Er sagt:*) „Der Heidekruger Forst bot einen versteckten Lagerplatz dar, von wo aus ich einzelne Touren in die Umgegend unternehmen konnte; auf einer derselben kam ich nach Berlin und verübte dort einen Einbruch in Moabit.“ Es kann also hier nur der Heidekrug am Roten Luch gemeint sein, und die in der Umgegend bis nach Wriezen hinauf noch in der Erinnerung lebenden Volkssagen können sich nur auf diese Zeit (August—September 1858) beziehen. So erzählt man z. B. in den Dörfern bei Wriezen die Geschichte**) von der „vernagelten Frau.“ Da soll einst eine Frau aus Alt-Reetz dem Masch im Walde begegnet sein. Weil ihr der Mann, den sie nicht kannte, so unheimlich vorkam, fing sie an, schneller zu gehen, worauf er sie fragte, warum sie denn so „laufe.“ Sie antwortete: „Ich habe Angst!“ Als er nun weiter fragte: „Vor wem denn?“ entgegnete sie: „Haben sie denn noch nichts von dem Masch gehört, der hier in der Gegend sein soll?“

*) Nach Band II des Neuen Pitaval (Leipzig 1867).

**) Nach den Mitteilungen einer aus Wriezen gebürtigen Frau, der Mutter einer meiner Schülerinnen. Man vergleiche damit die Volkssage vom Eppel von Geilingen, der eine Bauersfrau, die ihn gescholten hatte, in der Weise straft, daß er ihre Hand in siedendes Fett stößt.

Nun mußte sie ihm alles erzählen, was man von Masch wußte. Zuletzt aber meinte die Frau: „Dem Masch müßte man Nägel durch den Leib treiben, bis er genug hat!“ Mit Aufmerksamkeit hatte der Fremde der Erzählung gelauscht; als nun beide vor dem Hause der Frau angelangt waren, trat der Mann mit ein, überzeugte sich, daß niemand anwesend war, warf die Frau über die Küchenbank und nagelte sie an Händen und Füßen fest, indem er ihr zurief: „Nun weißt du, wie das tut, was du dem Masch gewünscht hast!“ Einst soll er auch ein kleines Mädchen, das er im Walde*) traf, ins Dorf geschickt haben, damit es für ihn recht lange Nägel kaufe. Als nun das Kind zurückkam, da hat's der Masch mit dem Kopf nach unten an eine dicke Eiche genagelt und sich an den Todesqualen der Kleinen erfreut.

Die gräßlichste Mordtat, die nicht nur der Volkssage, sondern leider auch der Wirklichkeit angehört, beging Masch am 10. Mai 1861 in Chursdorf bei Filehne. Hier ermordete er die aus 6 Personen bestehende Familie des Müllers Baumgarten. Besonders diese Untat hat sich tief in das Gedächtnis des Volkes eingegraben, sie wurde in Bildern dargestellt, die auf den Jahrmärkten**) (Oderberg) gezeigt und besungen wurden. Die Sage erzählt, Masch habe das jüngste Kind, den kleinen Rudolf, aus dem Bett gerissen, und obgleich ihm der Knabe zugerufen: „Lieber Onkel, mir tust du doch aber nichts!“, mit dem Kopf gegen die Wand geschleudert.

In der Nacht vom 21. zum 22. August desselben Jahres ermordete und beraubte Masch den Fuhrmann Piper zwischen Heckelberg und Tiefensee. Dann wandte er sich nach Müncheberg und verpraßte in einer jetzt nicht mehr vorhandenen Schenke von Röseler in der Französischen Straße einen Teil der Beute. Am folgenden Tage ging er nach Frankfurt, wo er endlich dingfest gemacht wurde. Im „Neuen Pitaval“ wird ausführlich beschrieben, wie Masch dort in der Trunkenheit mit dem Polizisten Rück zusammengeriet und verhaftet wurde. Die Volkssage***) aber stellt den Vorgang so dar: Masch habe sich auf der Straße ungebührlich benommen, worauf ihm der Polizist zugerufen habe: „Marsch fort!“ Da soll denn der Bösewicht verstanden haben: „Masch fort“. Er glaubte, er sei erkannt und fragte überrascht: „Woher wissen Sie denn, daß ich Masch heiße?“ So verriet er sich. Das Schwurgericht zu Cüstrin verurteilte ihn zum Tode, und die Strafe wurde dort an ihm am 18. Juli 1864 vollzogen. Unter den märkischen Räubern hat wohl keiner mehr Eindruck auf die Einbildungskraft des Volkes ausgeübt als Masch; ein ganzer Sagenkranz,

*) Auch diese Sage stammt aus Wriezen.

**) Nach Mitteilungen des Restaurateurs Herrn Klapper in Berlin als eines Augenzeugen und eines Fräulein Dennier, (Berlin, Pankstr. 71), deren Vater, Forstkassenrentant in Quartschen bei Cüstrin, einst selbst von Karl Masch im Walde angefallen worden war, wie mir die Tochter mündlich mitteilte.

***) Nach mündlichen Mitteilungen.

der sich um diese höchst unwürdige Persönlichkeit gebildet hat, legt davon Zeugnis ab. Von Interesse daran ist jedoch außer der Sagenbildung der Einblick in die Charakterentwicklung des Bösewichts, denn gerade hier ist es leicht, die Fäden, die von den Missetaten zu den Motiven hinabführen, bis ins Einzelne bloßzulegen, und insofern ist auch das Lebensbild einer vollreifen Verbrechernatur als Studie lehrreich und interessant.

Darauf gab Herr Professor Zache eine Übersicht über die Torfbildung des Roten Luches und seine Entstehung. Torf kann sich nur in Bodensenkungen mit stehendem oder langsam fließendem Wasser bilden, die Torfbildung ist ein chemischer Prozeß, der sich intramolekular abspielt und bei dem das Wasser den Abschluß gegen die Luft besorgt. Man muß hier unterscheiden zwischen einem Hochmoor und einem Flachmoor; ersteres entsteht an Stelle eines Sees aus Torfmoosen, und letzteres bildet sich dort, wo sich heute sumpfige oder saure Wiesen finden, und hier beteiligen sich vor allen Dingen Ridgräser und Hypnumarten an der Torfbildung. Die Bodenvertiefung, die hier vorliegt, das Rote Luch, ist ungefähr 10 km lang und durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ km breit. Ihr Scheitelpunkt hat eine Meereshöhe von 49 m und sie ist ungefähr 20 m tief in das Gelände eingesenkt. Ihre Entstehung ist aber nur zu verstehen, wenn man den ganzen Streifen zwischen dem Oderbruch und dem Spreetal in Betracht zieht. Vor allem gibt die Landschaft um Buckow einige Anhaltspunkte für die Beurteilung. Hier findet sich ein lebhafter Wechsel von Berg und Tal in der Landschaft, und viele Seen sind eingestreut. Es ist nun auffällig, daß benachbarte Seen eine sehr verschiedene Höhenlage ihres Spiegels haben. Der Spiegel des größten, des Scharmützel Sees z. B., liegt 29 m hoch, der des Kleinen Tornow Sees 38 m und der des Großen Tornow Sees 20 m hoch. Auffällig ist auch, daß der Abfluß des Roten Luches, der Stobber, einen Weg neben diesen Seen verfolgt und daß er in einem verhältnismäßig engen Tal von hier seinen Abfluß zum Oderbruch nimmt.

Das Beachtenswerteste aber sind die vielen Störungen, die sich hier in der Erdrinde finden. Die größte und offenlegendste ist ein großer Sattel des Septarientones in der Ziegeleigrube am Südende des Scharmützel Sees, eine zweite ist ein hoher Sattel aus demselben Ton am Nordabhange des Krug Berges, der 130 m hoch ist, und die dritte endlich ist offenbar geworden durch die Aufschlüsse der Braunkohlengrube Willenbücher, die sich am Nordrande des Scharmützel Sees findet; hier bilden die Flöze einen Sattel, dessen steiler Schenkel nach dem Plateau hinein gerichtet ist, während der flache sich nach dem See zu findet. Diese Tatsachen, sowohl die Formen der Landschaft als auch die Aufschlüsse des Bodens, deuten auf Krustenbewegungen hin, die sich in diesem Streifen abgespielt haben und die natürlich zusammenhängen mit den benachbarten Grabenbildungen, mit der Entstehung des Oderbruches nebst dem Netze-Warte-

bruch und des Spreetales. Der Barnim-Lebuser Horst, der sich hierbei heraus hob, wurde dabei aufgerichtet, so daß er heute eine schiefe Ebene bildet, deren höchste Kante neben dem Oderbruch entlang läuft. Dabei entstand dieser Riß, der in der Fortsetzung des Warte-Netze Bruches liegt.

Nach dem Frühstück wurde die Wagenfahrt fortgesetzt. Während bisher die Chaussee durch offenes Gelände zwischen Roggenfeldern hindurch führte, begann nun die Müncheberger Stadtforst. Bei der Gastwirtschaft zum „Wilden Mann“ wurde noch ein kurzer Halt gemacht, und man verließ die Wagen, um nach einer kurzen Promenade einen Blick von der Höhe aus auf das Rote Luch zu werfen. Es präsentiert sich als ein breiter Wiesenstreifen, hinter dem sich der jenseitige Rand erhebt, und über den Kiefern dieses Randes endlich blickt noch das rote Dach der Bergschäferei herüber. Am Nordrande erscheint der Krugberg mit dem Gestell der Triangulationsmarke, und man erkennt noch eben den Eisenbahndamm der Ostbahn, der über das Rote Luch hinüberführt. Hinter dem Wilden Mann liegt im Tale das Dorf Hoppegarten, das nicht zu verwechseln ist mit dem Dorfe gleichen Namens an der Ostbahn, wo sich die berühmte Rennbahn befindet.

Mit ein wenig Verspätung trafen wir im „Hotel zur Stadt Berlin“ ein und setzten uns gleich an den Tisch. Während der Tafel toastete Herr Stadtverordnetenvorsteher Dr. Hamann auf die Brandenburgia und unser 1. Vorsitzender, Herr Geheimrat Friedel, sprach den Dank der Brandenburgia aus für den freundlichen Empfang. Auch der Vorsteher des Vereins für Heimatkunde des Kreises Lebus, Herr Hauptlehrer Göllnitz, begrüßte die Brandenburgia und erinnerte an die gemeinsamen Bestrebungen beider Gesellschaften.

Nach Tisch wanderte die Gesellschaft durch einige Straßen unter Führung des Herrn Lehrers Mirow zum Sitzungssaal des Rathauses. Hier waren auf dem Tisch einige schwarze Urnen und andere Fundstücke aufgestellt, die in jüngster Zeit in der Stadt selbst zu Tage gefördert worden waren. Herr Mirow hatte außerdem an einer Tafel einen Plan der Stadt Müncheberg entworfen und erläuterte ihn im Anschluß an seinen Vortrag über die Geschichte des Ortes.

Der Grundriß der Stadt unterscheidet sich, so führte der Redner aus, wesentlich von dem anderer Städte wie Fürstenwalde, Landsberg u. s. w. Die langgestreckte Form mit der Einknickung im Norden erklärt sich aus der Lage auf zwei Hügeln, von denen der östliche, höhere mehr rundlich ist, während der westliche, flachere sich von Norden nach Süden zieht und in der Mitte eine Einsenkung zeigt. Beide sind noch heute durch eine schmale Wasserrinne von einander getrennt, die vor der Besiedlung sehr bedeutend gewesen sein muß, da der Baugrund der hier gelegenen Häuser noch in einer Tiefe von 3–4 m Moorboden ist, in welchen die Pfähle für die ersten Siedelungen eingerammt worden sind. Pfahlreste

sind am Rande der Hügel mehrfach aufgedeckt worden, und es wurden dabei Gefäße von schwarzer klingender Masse gefunden, die in unserm Museum noch vorhanden sind. Der westliche Hügel zeigt unverkennbare Spuren ehemaligen Waldbestandes. Im Norden und Süden war die erste Siedelung durch Seen und Sümpfe geschützt, die zwar sehr zurückgegangen sind, aber 1783 noch in größerer Zahl als Pfähle, Kieten und Löcher genannt werden. Nach den beiden wichtigsten Bauten, die heute auf diesen Erhebungen stehen, kann man dieselben als Kirchhügel und Ratshügel unterscheiden.

Auf diesem vorgeschichtlichen Boden erwuchs die Stadt Müncheberg, urkundlich zuerst 1232 civitas Lubes genannt. Ihre ersten Anfänge gehen auf eine Schenkung Herzog Heinrichs des Bärtigen von Schlesien an die Cisterzienserklöster Leubus und Trebnitz zurück, die er 1224 mit 400 Hufen unbebauten Landes im Lande Leubus beschenkte. Auf dem ihm zugefallenen Gebiet gründete das Mönchskloster Leubus, nachdem das Nonnenkloster Trebnitz auf sein Gründungsrecht verzichtet hatte, die Stadt Lubes, welche 100 Hufen umfaßte, und außerdem die Dörfer Oprechtsdorf, das heutige Obersdorf, und Thomasdorf (Dahmsdorf) mit je 50 Hufen. Trebnitz legte auf seinen 200 Hufen die vier Dörfer Trebnitz, Jahnsfelde, Buchholz und Göhlsdorf an.

Ob die Gründer von Lubes an der Stelle eine wendische Siedelung dieses Namens vorfanden oder den Namen unter Anlehnung an den des eigenen Klosters bildeten, läßt sich heute kaum feststellen; sicher ist, daß bereits 1245 dafür der Name Municheberg eintrat, der schon 1233 auf die gesamten 400 Hufen angewandt worden war. Gleichzeitig mit Müncheberg und den Nachbardörfern entstanden auch fast alle durch die Askanier und durch die Tempelritter im Lande Lebus gegründeten Städte und Dörfer.

Bald nach ihrer Entstehung erhielt die Stadt durch Herzog Boleslaw deutsches, jedenfalls magdeburgisches Stadtrecht. 1253 ging sie in den Besitz des Erzbischofs von Magdeburg über, der dem Kloster Leubus dafür die Dörfer Buchowe (Buckow), Sifridesdorp (Sieversdorf) und Slautin (Schlagenthin) mit allen Gerechtsamen und Nutzungen abtrat; doch gehörten sie im Jahre 1300 dem Markgrafen Otto IV.

Bis dahin war die Stadt wohl nur an den gefährdeten Stellen im Osten und Westen durch Gräben und Pfahlwerk geschützt. 1319 verordnete jedoch Herzog Wratislav von Pommern als Landesverweser den Bau einer Stadtmauer. Die Stadt sollte für diesen Zweck in der Liebenberger Heide soviel Holz frei haben, als sie zum Bau brauche; die Stadt sollte 16 Mark Silbers geben zu Martini und Walpurgis, wenn sie nicht unter Mauern sei. Die Mannen im Lande, sie mochten des Landesherrn Lehnsleute sein oder nicht, hatten von jeder Hufe 4 Fuder Steine zu der Stadtmauer anzufahren, 2 Fuder zu Ostern und 2 zu Pfingsten. Es unterliegt keinem

Zweifel, daß die damals errichtete Mauer die noch heute stehende ist. Noch erkennt man ganz deutlich 5 übereinander liegende Schichten; aber freilich hat auch an ihr in den 600 Jahren der Zahn der Zeit genagt. Die ursprüngliche Höhe von 5 m hat sie nur noch an einer Stelle im Nordwesten, und die beiden Ecktürme an der Nordseite sind schon im 18. Jahrhundert abgetragen worden; aber noch zeigen die Vorsprünge in der Mauer die Verteilung der ehemaligen Weichhäuser, die, 29 an der Zahl, zur Verteidigung der Mauer eingebaut waren. Vor den beiden Toren im Osten und Westen waren tiefe Gräben mit Zugbrücken vorhanden. Von diesen Toren — ein drittes hat die Stadt nie gehabt — scheint auch nach der Bauart das Frankfurter mit dem runden Torturm das ältere und das mit der Mauer gleichaltrige zu sein, während das Berliner 1344 als das „Neue Tor“ bezeichnet wird; bis dahin hieß das Frankfurter das „Sten-Tor.“ Von beiden steht heute nur noch je ein Turm, aber auf einem alten Stadtplan vom Jahre 1724, der im Museum aufbewahrt wird, sind beide wenigstens im Grundriß dargestellt; eine beigefügte Kartusche zeigt die Ansicht des Berliner Tores. Beide Tore waren Doppeltore; d. h. vor dem Haupttore, zu dem die noch jetzt vorhandenen Türme gehörten, war ein zweites aufgerichtet, das mit dem ersteren durch hohe Mauern verbunden war, zwischen denen die Straße hindurchführte. Das „Vortor“ war als Haus gebaut, in dem später der Torschreiber wohnte, und mit einer Zugbrücke versehen. Neben dieser standen außerhalb der Stadt das „Pesthäuschen“ für die seucheverdächtigen Fremden und innen am Haupttor die Wachthäuser. Der Berliner Torturm ist ganz aus Backsteinen erbaut; neuerdings hat er aus Verkehrsrücksichten einen Durchgang erhalten. Der Cüstriner (Frankfurter) Torturm, der wegen seiner 2½ m starken Wände im Volksmunde „der dicke Turm“ heißt, besteht in der unteren Hälfte aus Feldsteinen. An diesem Turme hängt die Keule mit der bekannten Inschrift.*)

Das Stadtbild innerhalb der Mauern hat sich im Laufe der Jahrhunderte wenig geändert. In den beiden Stadthälften kommen je zwei

*) Wer giebt seinen Kindern Brod
und leidet selber Noth
den soll man schlagen
mit dieser Keule todt.“

Dieser Vers steht auf einer Zementtafel, die der Graf Hardenberg anbringen ließ, weil die ältere, hölzerne Tafel um 1840 verfallen war. In Müncheberg meinte man früher, die Keule sei ein Wahrzeichen solcher Städte gewesen, die einst Weinbau getrieben hätten. Man hielt sie sogar für eine Weinrebe, bis im Jahre 1890 einquartierte Soldaten sie herunternahmen, allerlei Unfug damit trieben und sie durch die Stadt schleiften. Diese Missetat, die gebührend bestraft wurde, hatte jedoch auch ihr Gutes; sie verschaffte den Münchebergern Gelegenheit, die sagenhafte Keule einmal in der Nähe betrachten zu können, um sich zu überzeugen, daß sie aus knorrigem Kiefernholz bestand.

parallel breite Straßen vor, die wieder durch Querstraßen mit einander verbunden sind und rund 220 Baustellen umfassen. Die ursprünglich im Innern umlaufende Mauerstraße ist nur noch teilweise im Südosten vorhanden. Die Kirche stammt in ihrer ersten Anlage (Schiff und Chor, soweit er aus Feldsteinen erbaut ist) aus dem Ende des 13. oder aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Wir haben uns diesen ersten Bau wohl mit geradem Chorschluß und flacher Balkendecke vorzustellen. Türen und Fenster zeigen niedrige Spitzbogen; der Turm war im Westen angebaut und trug ein Satteldach, und eine schmale Treppe führte im Mauerwerk aufwärts. Zwischen Schiff und Chor befand sich ein überlebensgroßer Crucifixus nebst den Figuren der Maria und des Johannes. Das Äußere des Gotteshauses war ganz schmucklos; an verschiedenen Stellen bemerkt man indessen noch heut zahlreiche Näpfchen und Rillen. Die 1319 erbaute Stadtmauer muß wohl der erhöhten Sicherheit wegen den Zuzug und damit den Wohlstand der Stadt erheblich vermehrt haben, und gemäß dem Geist der Zeit wurden daher auch der Kirche bemerkenswerte Zuwendungen gemacht, die zumeist in der Stiftung von Altären bestanden. Die Urkunden erwähnen folgende Stiftungen: die des Nikolaus-Altars durch die Kalandsgilde, die zu Ehren der Evangelisten Johannes und Markus, des h. Adalbert und der h. Hedwig, die „zu Ehren Gottes“, der Jungfrau Maria, der Apostel Simon und Juda, der Märtyrer Stephan, Fabian, Sebastian und der h. Gertrud durch den Rat und durch die Schützenbrüderschaft. Alle diese Altäre fielen der Zerstörung durch die Hussiten im Jahre 1432 anheim. Aus den Resten wurde später der gleichfalls zerstörte Hochaltar ergänzt, und noch heut sind an der einen Figur die Brandspuren aus jenen Tagen zu erkennen. Nicht sämtliche Altäre wurden später erneuert; doch baute man die Kirche aus, teilte das Schiff durch zwei Säulen und wölbte die Decke. Der Chor erhielt einen siebeneckigen Abschluß, und endlich wurde eine Marienkapelle gestiftet.

Außer der Pfarrkirche hatte die Stadt zu dieser Zeit noch 2 Hospitäler mit eigenen Kapellen und Kirchhöfen; es waren dies das Heilige Geist-Hospital am Berliner Tor und das vor dem Frankfurter Tor belegene Nikolaus-Hospital, welches noch heute, aber unter dem Namen des St. Georgen-Hospitals besteht.

Kehren wir noch einmal zur Geschichte der Stadt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zurück. Die Kämpfe der ersten bayrischen Markgrafen mit der Geistlichkeit brachte auch unsere Stadt, die treu zum Herrscherhause hielt, mehrfach in eine mißliche Lage; der Bischof von Lebus belegte sie mit dem Bann, befreite sie jedoch 1333 wieder davon unter vielen Förmlichkeiten. 1348 huldigte die Stadt auf ausdrücklichen Wunsch des Markgrafen dem falschen Waldemar; im gleichen Jahre fand im Nachbardorf Heinersdorf die Zusammenkunft zwischen Kaiser Karl IV. und dem falschen Waldemar statt. Müncheberg scheint sich des besonderen

Wohlwollens des Landesherrn erfreut zu haben; denn verschiedentlich weilte er in ihren Mauern und erteilte ihr wichtige Privilegien, z. B. die Verlegung der Straße mit dem Zoll, die bis dahin über Seelow und Quilitz ging, nach Müncheberg, die Gewährung freien Bau- und Brennholzes für die Bewohner, den Verkauf der Hinterheide an die Stadt, die Verleihung eigener Gerichtsbarkeit, freie Kornschiffahrt auf der Oder usw.

Unruhige Zeiten waren es damals; denn öfters lesen wir, daß gefangene Adlige Urfehde schwören; aber auch die Müncheberger ziehen gelegentlich aus, um vermeintliches Unrecht zu rächen. So überfielen sie im Jahre 1516 Steinhöfel, weil sich der dortige Krüger Christian Friedrich irgendwie an der Stadt vergangen hatte. Vielleicht hatte er es gewagt, statt des Müncheberger Bieres einen anderen Stoff zu verzapfen, den er aus Rücksicht auf sich oder seine Gäste für bekömmlicher hielt. Genug, sie bemächtigten sich des Mannes mit Gewalt und führten ihn und seinen Sohn nach Müncheberg, wo sie den Vater aufhängten und den Sohn einkerkerten. Steinhöfel war aber bischöflich-lebusischer Besitz; Dietrich von Lebus nahm die Sache gebührend übel, und erst als der Kurfürst Joachim I. vermittelte, kam am Mittwoch nach Judika 1516 ein Vergleich des Inhalts zustande: Die Müncheberger nehmen den Leichnam in einer Nacht zwischen Mittwoch nach Judika und Montag vor Palmarum vom Galgen, begraben ihn an geweihter Stätte und halten ein Begängnis. Die beiden Bürgermeister leisten vor dem Bischof Dietrich in Fürstenwalde Abbitte und lassen den Krügersohn, nachdem er Urfehde geschworen, ziehen. Dem bischöflichen Dorfe Schönfelde aber gestatteten sie die Hutweide in ihrer Heide bis an den Mühlenweg*). Übergehen wir das Zeitalter der Reformation und des dreißigjährigen Krieges; denn wenig Erfreuliches ist da zu berichten. Nachdem schon vorher die Pest ein Drittel der Bevölkerung hinweggerafft hatte, tat der Krieg das Übrige, und die Lage der Stadt an der großen Heerstraße war wohl der Grund, daß sie öfter als andere ausgeplündert wurde, und verschaffte ihr den fragwürdigen Vorzug, nach einander die großen Feldherren dieses Krieges in ihren Mauern zu beherbergen; so hat z. B. Wallenstein hier zweimal übernachtet. Nur langsam erholte sich die Stadt von ihren Leiden, und noch im Jahre 1723 gab es hier 34 wüste Hausstellen. Die Landesherrn suchten die Stadt nach Kräften zu unterstützen; so siedelte Kurfürst Friedrich III. im Jahre 1700 mehr als 100 französische Flüchtlinge hier an; es entstand eine französische Kolonie mit einer eigenen Kirche und mit eigenem Gericht. Sie hat 106 Jahre bestanden, und noch heute erinnern die Namen der Französischen und der Wollweber-Straße daran; denn die französischen Kolonisten beschäftigten sich hauptsächlich mit der Wollenweberei. Die

*) Die bildliche Darstellung des Vorgangs der Abbitte befindet sich in der Kirche; sie wurde jedoch bei einer Renovierung übertüncht. Eine Skizze des Bildes besitzt das Museum in Müncheberg.

ihnen gewährte Abgabenfreiheit mag wohl der Grund für die häufigen Reibereien mit den Eingeborenen gewesen sein. Aber auch unter einander waren sie wenig verträglich, und die dickleibigen Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts erzählen uns von endlosen Prozessen und Injurienklagen der französischen Kolonisten. Während die einheimische Bevölkerung hauptsächlich Ackerbau trieb, waren die Franzosen meist Wollspinner. Sie fabrizierten das Etamin oder waren Strumpfwirker; als später die leichteren Baumwollenstoffe das Etamin verdrängten, versuchten sie es auf Königl. Befehl mit dem Seidenbau und legten vor den Toren der Stadt große Maulbeerplantagen an. Der Richter de Colom hatte im Frühjahr 1751 allein 3000 junge Bäumchen eingepflanzt. Als aber die Stadt durch den siebenjährigen Krieg stark in Mitleidenschaft gezogen wurde, ging unter dem Einfluß des schon an und für sich rauhen Klimas die neue Industrie wieder ein, und mit ihr verfiel auch die einst blühende Kolonie. Im Jahre 1804 wurde sie aufgehoben, da sie außer dem Geistlichen nur noch ein Mitglied zählte; die französische Kirche, ein schlichter Fachwerkbau ohne Turm, wurde der kleinen deutsch reformierten Gemeinde überwiesen. In der Napoleonischen Zeit diente sie wie auch die lutherische Pfarrkirche als französisches Kriegsmagazin, wurde aber schon Ende 1807 wieder geräumt, da sie nicht sicher genug war, und mit Genehmigung der französischen Stadtkommandanten von beiden Gemeinden wieder zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt. Nach Einführung der Union wurde sie 1826 für 339 Thlr. auf Abbruch verkauft. Sie stand unmittelbar neben dem Berliner Tor innerhalb der Stadtmauer auf derselben Stelle, wo vorher das Heilige Geist-Hospital sich befunden hatte.

Von 1713—1806 hatte Müncheberg eine Garnison. Bis zu den Schlesischen Kriegen standen hier nacheinander je eine Kompagnie der Regimenter von Kameke und von Gersdorf. Nach dem 1. Schlesischen Kriege rückte ein ganzes Bataillon des von Recheschen Regiments, bestehend aus 5 Kompagnien, 600 Mann stark, als Garnison ein. Sie wurden 1763 durch 3 Kompagnien des neu formierten Feldartillerie-Korps abgelöst; 1786 rückten 2 Komp. des Fußjäger-Korps und ein Kommando Zietenhusaren an ihre Stelle. Diese hatten die aus Preußen eintreffenden Rekruten nach Berlin zu begleiten.

Die ganze Art des Heeresdienstes im 18. Jahrhundert brachte die Soldaten in ein viel näheres Verhältnis zu den Bürgern als heute. Schon das Wohnen in Bürgerquartieren und der Umstand, daß viele Soldaten verheiratet waren, trugen dazu bei. Die Innungen nahmen oft die schon verheirateten Soldaten als Lehrlinge an und sprachen sie auch nicht selten los. Oft heirateten die Soldaten in Bürgerfamilien hinein und ließen sich dann dauernd nieder. Die Garnison legte dem armen Ackerstädtchen aber auch schwere Lasten auf, und wenn man bedenkt, daß in den Kriegszeiten die alte Landmiliz des 17. Jahrhunderts wieder in Aktion trat, d. h. die

Bürger wieder Kriegsdienste zu leisten hatten, so ist es erklärlich, daß Müncheberg keine Reichtümer gesammelt hat. So mußte die Stadt z. B. im 2. Schlesischen Kriege dauernd 10 Mann zur Wache an der nahen sächsischen Grenze bei Müllrose stellen, und eine Jungfer Pauli, die sich weigerte, die Wache zu beziehen, sollte ihrer Privilegien deswegen verlustig gehen. Einen interessanten Blick in die sozialen Verhältnisse und die Sicherheitszustände dieser Zeit gestattet das Urteil über eine Mordbrennerbande, welche mehrere Jahre lang die Stadt in Schrecken hielt. Es stellte sich heraus, daß an der Spitze der Räubergesellschaft der Herr Bürgermeister stand; auch der 2. Bürgermeister hatte sich an dem einträglichen Unternehmen beteiligt. Das gerichtliche Verfahren endete damit, daß von den 31 verhafteten Personen beiderlei Geschlechts 6 zum Tode durch das Rad, Schwert oder Feuer und die übrigen bis auf 8 zu schweren Zuchthaus- und Festungsstrafen verurteilt wurden. Der Haupträdelführer war entflohen, und der erste Bürgermeister erhängte sich im Gefängnis.

Noch einmal kamen mit der französischen Fremdherrschaft schwere Zeiten über unsere Stadt; aber der Bau der Chausseen nach Frankfurt (1802), nach Cüstrin (1816) und nach Eberswalde (1830) hob den Verkehr und brachte der Stadt nach Beendigung der Freiheitskriege auch einen gewissen Wohlstand. Doch dauerte die Blütezeit nur ein halbes Jahrhundert. Die 1867 eröffnete Ostbahn und die Niederschlesisch-Märkische Bahn entvölkerten in kurzer Zeit die vorher so belebte Landstraße, und Müncheberg wurde wieder, was es gewesen, ein ackerbautreibendes Landstädtchen.

Hier im Rathaussaal hatte Herr Mirow auch den berühmten Runenspeer aufgestellt, der beim Bau des Bahnhofs Dahmsdorf-Müncheberg gefunden wurde. Es ist eine Speerspitze aus Eisen mit Zeichen, die wohl den Namen eines ostgotischen Königs aus dem Jahre 450 n. Chr. bedeuten. Außer den Runen finden sich noch andere Zeichnungen, z. B. auf der einen Seite der Mond und der Schleuderblitz und auf der anderen das Hakenkreuz und ähnliche Symbole. Die Vertiefungen waren mit Silber ausgelegt, das aber geschmolzen ist und nur noch als Tröpfchen sich erhalten hat. Die schwarzen Urnen, die sich in den Fundamenten der Häuser gefunden haben, erklärt Herr Geheimrat Friedel für zugehörig zu Bauopfern, wie sie im 15. Jahrhundert üblich waren.

In einem benachbarten Zimmer befindet sich das Museum für Heimatkunde des Kreises Lebus, das außerordentlich reichhaltig ist. Die wertvollsten Stücke sind wohl die beiden Urkunden, nämlich die des Landgrafen Friedrich von Thüringen aus dem Jahre 1327 und die Ludwig des Römers vom Jahre 1328. Ferner ist beachtenswert eine Münzsammlung von etwa 1000 Stück aus den Jahren 1500—1600, die sich im Boden in einer Feldflasche eingeschlossen gefunden hat und die wohl die Ersparnisse eines Landsknechts vorstellt. Von der Decke hängen einige Fahnen herab, und die eine Wand ist mit militärischen Ausrüstungsstücken aller Art

geschmückt. Sodann ist noch eine reiche Sammlung menschlicher Schädel zu erwähnen, sowie eine solche aus tierischen Schädeln und Geweihen. In einem Nebenzimmer befinden sich die Altertümer aus der Kirche, z. B. der mittlere Teil des Hauptaltars. Dieses reichhaltige Museum, das sehr sorgfältig verwaltet wird, ist leider in seinem Raume sehr beengt, so daß es wünschenswert ist, daß es baldmöglichst besser untergebracht wird.

Nach Besichtigung des Museums begab sich die Gesellschaft wieder auf die Straße zurück zur Wanderung durch die Stadt. Zunächst wurde die Kirche besucht, die auf dem östlichen Hügel steht, an dessen Fuß eine Bronzestatue des Fürsten Bismarck aufgestellt ist. Der Hügel hebt sich deutlich aus der Umgebung heraus, so daß der Kirchturm von Müncheberg für die ganze Umgegend eine deutliche Landmarke ist. Der älteste Teil besteht aus Feldsteinen, und der Turm ist 1826 von Schinkel erbaut, er steht etwas vor der Kirche und ist mit ihr durch eine Überdachung verbunden, ebenso ist auch die Tür jüngeren Datums. Im Innern der Kirche ist die Grenze zwischen dem alten und dem neuen Teil sehr deutlich zu erkennen, weil im Inneren des älteren Teiles zwei mächtige Säulen das Gewölbe tragen, an dessen Stelle ursprünglich eine Balkendecke sich befunden hatte. Zwischen dem alten und dem neuen Teil befand sich ehemals ein Balken mit einem Triumphkreuz. Der Altarraum liegt nicht in der Achse der Kirche. Von dem ehemaligen Altar sind die beiden Flügel als Bilder an der Wand aufgehängt. Der Altar und die Kanzel sind ganz modern und sind von Müncheberger Bürgern geschnitten worden.

Von der Kirche begab sich die Gesellschaft zum Küstriner Tor, von dem nur noch der runde Turm erhalten ist. Man erkennt aber deutlich, daß er nur den einen Flügel des Tores bildete. Im Volksmunde heißt er der dicke Turm und trägt auf der Spitze seines kleinen kegelförmigen Aufsatzes ein Storchennest, das leider bei dem letzten Sturm mit samt den Eiern herabgeworfen wurde, so daß gerade einer der beiden Gatten ganz betrübt auf der alten Wohnstätte stand.

Wir folgten nun der Stadtmauer auf der nördlichen Hälfte bis zum Berliner Tor. Unter den Steinen findet sich ein merkwürdiger Gneißblock, der an einer Stelle rötlich gefärbten Quarz enthält und wegen seiner auffälligen Zeichnung und Farbe Anlaß zu Mythenbildung gegeben hat. Die Sage berichtet, daß ein Mädchen hingerichtet werden sollte, obgleich es fortgesetzt seine Unschuld beteuerte, und als nun die Richter sich nicht überzeugen ließen, sagte es, daß der Richtblock sich in Stein verwandeln werde zum Zeugnis ihrer Unschuld*). In der Mauer sind noch die Weichhäuser erhalten, so zu sagen Erker, damit die Verteidiger auch den

*) Herr Rektor Monke bemerkt hierzu: Der alte Herr Arndt sagte mir ca. 1903, die Sage habe Dr. Eschenhagen fabriziert. Heute behauptet man, sie sei in Müncheberg schon vorher bekannt gewesen.

Feind noch abwehren konnten, wenn er schon dicht an der Mauer war. Neben dem Berliner Tor, von dem sich ebenfalls nur ein Turm, aber ein viereckiger, erhalten hat, ragt die Mauer noch 5 m hoch empor. Am Berliner Torturm steht folgende Inschrift: Zum Andenken an die Gründung der Stadt am 29. Juni 1232 und an die Verwüstung derselben durch die Hussiten am 17. April 1432, gestiftet vom Verein für Heimatkunde in Müncheberg 1882.

Unweit des Tores liegt der Platz des alten Hospitals und dort hat man bei einem Neubau im Boden viele Skelette gefunden und wieder vergraben.

Sodann führte Herr Mirow die Gesellschaft noch in einen Garten, um die Rosenstöcke zu zeigen, die im Frühjahr 1838 von zwei kleinen russischen Prinzen während eines kurzen Aufenthaltes in Müncheberg gepflanzt worden waren. Im Mai 1838 reiste die Kaiserin von Rußland nach Berlin; die beiden Großfürsten Nikolaus und Michael waren vorausgefahren und erreichten am 17/5. Müncheberg, wo sie im Gasthof zur Stadt Berlin abstiegen und ihre Mutter erwarteten, die am 19. in der Stadt eintraf. Während der beiden Tage ihres Aufenthaltes in Müncheberg vergnügten die beiden Prinzen sich damit, einen Ziegenbock, den man ihnen gebracht hatte, vor einen kleinen Wagen zu spannen und damit durch die Straßen zu kutschieren. Am 18. fuhren sie beim Bürgermeister vor und pflanzten in dessen Garten, der heute zum Hause des Kaufmanns Blume, Mittelstr. 97 gehört, zum Andenken an die schönen Tage von Müncheberg eigenhändig zwei Rosenstöcke. Noch heute sprießen aus den Wurzeln der damals gepflanzten Rosen mehrere Sträucher.

Nach diesem Abstecher teilte sich die Gesellschaft, ein Teil wanderte sofort nach dem Schützenhaus und der andere begab sich zur Flockenfabrik. In ihr werden Kartoffeln zu einem haltbaren Futter verarbeitet. Nachdem sie zunächst gereinigt und gekocht worden sind, werden sie zwischen zwei Walzen zu einem dünnen Schleier gepreßt, der dann von Messern abgekratzt wird. Gleichzeitig werden sie hierbei auch getrocknet.

Im großen Saale des Schützenhauses, der mit einer stattlichen Anzahl von Scheiben geschmückt ist, fand sich die Gesellschaft beim Kaffee wieder zusammen und unternahm nachher noch einen kurzen Spaziergang durch die Anlagen, bis es Zeit geworden war, nach dem Bahnhof zu wandern. Am Nachmittag hatten sich noch mehrere Damen und Herren aus Müncheberg angeschlossen, die uns noch z. T. das Geleit gaben. Mit dem Zuge 8 Uhr 34 Min. wurde die Rückfahrt angetreten.

Fragekasten.

Frl. B. Lob des Kaffees. Das arabische Lob des Kaffees ist in verschiedenen Varianten verbreitet. Ich kenne von Afrika her folgende Wendung:

„Duftig wie Ambra,
Schwarz wie die Nacht,
Heiß wie die Hölle,
Süß wie die Liebe.“

Vers 4 entspricht der Neigung der Muhamedaner, die kleinen eierbecherförmigen Kaffeetassen fast zur Hälfte mit Streuzucker anzufüllen. Milch oder Sahne habe ich, beiläufig, niemals verwendet gefunden.

Bücherbesprechung.

Andrees Berliner Schulatlas zugleich für die Schulen der Mark Brandenburg in erweiterter Neubearbeitung herausgegeben von Paul Bellardi, Rektor in Berlin. 69 Haupt- und 58 Nebenkarten auf 62 Kartenseiten nebst einer Textbeilage. Ausgeführt in der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig-Berlin. Verlag der Stubenrauch'schen Buchhandlung 1909.

Was diesen Atlas vor allen anderen auszeichnet, ist sein Eingehen auf die Heimatprovinz. Mit Recht wird in dem Vorwort zur 18. Auflage betont, daß der geographische Unterricht in zentrifugaler Richtung vorgehen müsse. Und deshalb ist die Anordnung der Karten besonders hervorzuheben. Das erste Blatt führt ein in das Verständnis des Maßstabes und zwar an vier Bildern, die den zoologischen Garten von Berlin zum Mittelpunkt haben. Die folgenden Bilder bringen Berlin und seine Umgebung, nämlich das Straßennetz, die Eisenbahnen und die Landschaft. Besonders instruktiv sind die nächsten Bilder unter dem Titel Landschaftsformen. Sie bieten zuerst wieder sechs Karten aus der Provinz und zwar zwei Bruchlandschaften: Oderbruch und Spreewald, drei Berglandschaften: Märkische Schweiz, die Rauenschen Berge und den Nordrand des Fläming und endlich eine Seelandschaft: die Umgebung des Müggelsees. Den Schluß des heimatkundlichen Materials endlich bildet eine mehrfarbige Karte der Provinz Brandenburg mit einer Nebenkarte über die heimische Industrie und die Bodenschätze. Hieran schließen sich nun einige Karten über Deutschland und dann folgen die europäischen Staaten und schließlich die fremden Erdteile.

Alle Karten aber zeichnen sich durch musterhafte Klarheit und Übersichtlichkeit aus und geben ein überzeugendes Bild von dem Bau Landschaft.
Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

Die Diskordanz im obersten Diluvium der Provinz Brandenburg.

Von Eduard Zache.

Die Glindower Tongruben haben vielfach die Geologen*) beschäftigt. Das Bild, das sich hier bietet, ist in doppelter Hinsicht wichtig, einmal in petrographischer und dann in stratigraphischer; es liegt ein scharfer Gegensatz vor zwischen dem Liegenden und dem Hangenden. Die liegenden Schichten bestehen nämlich einmal vorherrschend, in den tiefsten Schichten ganz allein, aus umgelagertem Tertiär, während die hangenden rein nordisches Material führen, und dann läßt sich eine horizontale Linie verfolgen, welche die gestörten liegenden Schichten von den völlig ungestörten hangenden trennt.

Ich habe diesen doppelten Gegensatz in der angeführten Arbeit zu deuten versucht: die Umlagerung des tertiären Materials kann nur durch ganz reines Wasser bewerkstelligt worden sein, das eine mächtige autochthone Eisdecke beim Abschmelzen auf ihrem Grunde lieferte. Dieses reine Wasser besorgte die Aufbereitung und Umlagerung und zwar in den Höhlen unter dem Eise. Wie einige Beispiele zeigen, war das Schmelzwasser nicht immer völlig frei von nordischen Beimengungen, weil z. B. an einer Stelle in Lehnin tief unten im grauen Ton eine Linse aus nordischen Kiesen eingelagert ist. Weiter finden sich in den Grubenwänden bei Clausdorf südlich von Zossen nordische Kiese im grauen Ton, aber vorwiegend weitläufig zerstreut, und nur an einer begrenzten Stelle ist die Wand dicht damit gespickt, so daß der Ton das Aussehen eines Geschiebelehmes erhält. In dem braunen Ton des Liegenden sind die Kiesnester in einigen Gruben Lehnins häufiger, ebenso treten dort Nester aus feinen Quarzsanden auf, die einige rote Feldspatkörnchen führen. Diese Beobachtungen lehren, daß die autochthone Eisdecke keinen völligen Schutz gegen das Eindringen des nordischen Materials bildete.

*) G. v. Linstow: Studien über verschiedenaltige Tone des Diluviums. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Kgl. Preuß. Geolog. Landesanstalt. 1908.

Gagel: Die stratigraphische Stellung des Glindower Tones. Monatsberichte der Deutschen Geologischen Gesellschaft 1905. Nr. 2, S. 33.

Zache, E.: Die Tonlager von Glindow und Lehnin in der Provinz Brandenburg und ihre Bedeutung für die Diluvial-Geologie. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Prov. Brandenburg. Jahrg. XVIII. 1909, S. 233—243.

Solche Einlagerungen erläutern den Prozeß der Entstehung der liegenden Schichten, indem sie lehren, daß in besonderen Fällen nordisches Material beigemischt wurde, dessen Zuführung von oben her auf Spalten des Inlandeises erfolgte. In den Tonen nebst den konkordanten Sanden des Liegenden fehlen die größeren Blöcke, und ich habe nur einmal in der Wand einer Lehniner Grube einen Meter unter der Horizontalen einen Granitblock von einem Meter Länge in dem braunen Ton steckend beobachtet.

Es war also auf dem autochthonen Eise eine Deckmoräne aus nordischem Material abgelagert, aus der durch die dicke Eisschicht hindurch nur sehr selten Gesteinstrümmer bis auf den Boden hinabgelangten, während umgekehrt später die hangenden Schichten sich allein aus diesem Material bildeten, nachdem die Eisdecke bis hier herauf abgetaut war. In den hangenden Sand- und Tonschichten stecken oft genug große Blöcke und kleinere sind neben Kiesnestern sehr häufig. Dies scheint mir dafür zu sprechen, daß auch die obersten Schichten noch unter dem Eise abgesetzt wurden, während dessen Blöcke und größere Steine sich loslösten und auf den Boden fielen, wo sie von dem feineren und beweglichen Material eingebettet wurden. Nur der Geschiebelehm ist anders entstanden; hier lag die Eisdecke auf dem Boden auf, und die Einschlüsse sinterten heraus und lagerten sich ungeschichtet ab. Wenn sich in einem Geschiebelehm Sand- und Kieseinlagen finden, so ist dies ein Zeichen dafür, daß die Eisdecke zeitweise hohl lag, so daß sich in den Höhlen Absätze bilden konnten.

Hier muß ich noch eine nachträgliche Beobachtung aus Lehnin einfügen; der Fächer in der obersten Spitze der Grube 3 besteht schon aus reinem nordischem Material. Es ist ein sehr sandiger Ton, in dem sich häufig nordische Kiesel von der Größe einer Erbse finden. Außerdem besitzt er ganz die hellere braune Farbe des Oberen Geschiebelehms im Gegensatz zu dem dunkleren Braun der liegenden Tone. An einer anderen Stelle in Lehnin findet sich dieser Ton wieder, und zwar gehört er hier zum Hangenden. Man darf daraus wohl schließen, daß die Beteiligung der Deckmoräne an der Bildung der Absätze gelegentlich schon vor der Krustenbewegung eine lebhaftere war.

Wo, wie in Rixdorf, Spatsande das Liegende bilden, müssen natürlich ältere nordische Ablagerungen, z. B. eine Decke aus Geschiebelehm, aufbereitet worden sein, weshalb mir diese Tatsache auf eine wiederholte Vergletscherung hinzudeuten scheint. Die durchschnittlich schwache Mächtigkeit des Oberen Geschiebelehms gegenüber den liegenden Sedimenten, ferner seine zerstreute oberirdische Verbreitung, sowie die wechselnde petrographische Beschaffenheit scheinen mir ebenfalls für diese Art der Abschmelzung des Inlandeises zu sprechen.

Auch die Störungen des Liegenden bestätigen die obige Auffassung. Die Krustenbewegung, welche die Sättel und Mulden des Liegenden schuf,

setzte ein, als den Boden noch ein gewaltiger Eismantel bedeckte, der natürlich hierbei in Schollen zerbrach. Dadurch war unter dem Eise ein neues Relief der Erdoberfläche mit anderen Neigungen entstanden, und die Schmelzwässer mußten sich ein frisches Bett herstellen, wobei sie den Boden zu einer Abrasionsebene formten, auf die sich nun die Einschlüsse des Restes der Eisdecke niederschlugen teils als geschichtete Gebilde und teils als Geschiebelehm. Letzterer findet sich aber auch an Böschungen, deshalb scheint es, als ob seine Mächtigkeit hauptsächlich abhängt von dem Reichtum des Eises an Einschlüssen, der örtlich offenbar sehr verschieden war, z. B. fehlt über einigen Gruben Lehnins, sowie über einigen der Gegend von Saarow-Silberberg neben dem Scharmützel-See jede Spur eines Überbleibels der Eiseinschlüsse, so daß man wohl annehmen darf, hier war die Deckmoräne sehr arm an Gesteinstrümmern, denn gerade in einigen Lehniner Gruben finden sich sekundäre Störungen, in erster Linie Stauchungen, die dadurch entstanden sind, daß die zertrümmerte Eisdecke auf die Erde herabstürzte und hierbei die emporgetriebenen Sättel in mannigfacher Weise mehr oder weniger stark preßte, so daß z. B. in der einen Grube ein spitzer Sattel fächerförmig herabgedrückt und in einer anderen ein breiter Sattel in eine doppelte Falte zusammengelegt wurde.

In derselben Arbeit habe ich noch zwei benachbarte Gruben beschrieben, die dicht bei dem Dorfe Petzow liegen; ich muß aber diese Angaben hier ergänzen. Für die Grube nördlich von dem Dorfe bin ich jetzt doch zu der Ansicht gelangt, daß die schon beschriebenen Störungen (Abb. 1) Stauchungen sind, die durch herabstürzende Eisschollen erzeugt wurden, sie sind hier nicht so deutlich zu erkennen, weil die Hauptstörungen fehlen oder wenigstens nicht als mächtige Sättel oder Mulden ausgeprägt sind. In der zweiten Grube, dicht westlich bzw. südlich vor dem Dorfe, habe ich damals eine Störung überhaupt nicht bemerkt, was nur daher kam, weil der Aufschluß nicht so weit vorgeschritten war als heute. Jetzt erkennt man, daß der Ton einen langen Sattel bildet, dessen Längsachse mit der Grubenwand zusammenfällt, weil der Abbau über den Grat des Sattels vorgerückt ist; außerdem beobachtet man, daß die Sandschichten, die konkordant auf dem Ton liegen, in die Grubenwand hinein einfallen. Leider sind die Arbeiten hier eingestellt

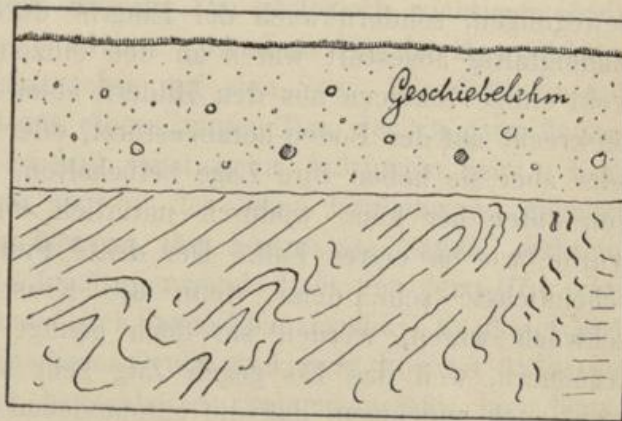


Abb. 1.
Störungen in der Ziegeleigrube nördlich von Petzow.

worden, und der Sattel ist nur auf eine kurze Strecke noch deutlich zu verfolgen. Dicht neben ihr befindet sich eine dritte Grube (Abb. 2 u. 3), in der wieder die horizontale Linie viele Meter weit deutlich zu verfolgen ist mit energischen Stauchungen darunter, während in den



Abb. 2. Stauchungen in der nördlichen Ziegeleigrube vor dem Südeingang von Petzow.

tieferen Schichten der Ton völlig ungestört ist. Hier scheinen die primären Störungen zu fehlen, und die sekundären haben ein bescheidenes Aussehen, weswegen man wohl annehmen darf, daß nicht nur die Krustenbewegungen, sondern auch der Eingriff durch die Eisdecke von obenher mannigfaltig abgestuft waren an den einzelnen Örtlichkeiten. Man kann wohl einige Nuancen aus den Bildern ableiten: die Eisschollen sind z. B. senkrecht auf den Boden herabgestürzt, oder sie sind schräg hinabgeglitten, oder aber sie haben ihre Lage beibehalten, so daß der Druck ganz allein von unten her kam, wodurch natürlich ungefähr dasselbe Bild erzeugt wurde, wie im ersten Fall. Der dritte Fall wird aber wohl der unwahrscheinlichste sein, denn wenn die Krustenbewegungen auch noch so schwach waren, werden sie doch genügt haben, die Eisdecke zu zertrümmern, weil das Eis gegen Zug sehr spröde ist. Deshalb darf man wohl auch annehmen, daß die entstandenen Eisschollen in der Regel einen geringen Umfang erhalten haben, so daß auch die sekundären Störungen dementsprechend nur eine beschränkte Ausdehnung besitzen können, weshalb man nicht erwarten darf, sie in den Aufschlüssen längere Zeit hin-

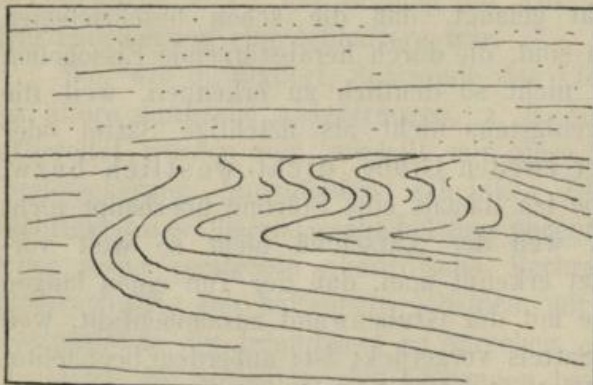


Abb. 3. Stauchungen in der nördlichen Ziegeleigrube vor dem Südeingang von Petzow.

durch in derselben Weise wieder zu treffen, wenn der Abbau fortschreitet. Es ergibt sich daraus auch, daß in derselben Wand in aller nächster Nähe ganz verschiedene Bilder sich bieten können, wie die obigen Abbildungen zeigen. Endlich findet sich in der Nachbarschaft noch eine vierte Grube, sie gehört zu der Löcknitz-Ziegelei und

liegt zwei Kilometer südlich von Petzow unweit des Ufers des Schwielow-Sees, sie ist sehr ausgedehnt und zeigt dasselbe Bild wie die Glindower, d. h. hohe Sättel und tiefe Mulden im Liegenden. Hier bedeckt den Ton ein Sand, der alle Bewegungen des Tones mitmacht, und die Horizontale schneidet die Sättel scharf ab.

Die Landschaft Glindow-Petzow ist geographisch sehr beachtenswert, weil sie in dem Winkel zwischen zwei großen Grabenzügen liegt: der Große Plessower See nebst dem Glindower See bilden den einen Schenkel und der Schwielow-See nebst der Havel den anderen.

Ich wende mich nun zu den Tongruben von Herzfelde, und auch sie stehen in Beziehung zur Landschaft, denn sie liegen neben dem Stienitz-See, der zu einer tiefen und langen Furche gehört. Aber das landschaftliche Bild ist nur sehr einfach im Vergleich zu dem eben beschriebenen, weshalb auch hier die Störungen viel unbedeutender sind. Die neuen Gruben mit den beachtenswerten Aufschlüssen liegen unweit des Seeufers, während die alten dicht hinter dem Dorfe Herzfelde so durchwühlt sind, daß sie keine klaren Bilder mehr zeigen. Die geologisch wichtigste Grube findet sich einen Kilometer südlich von dem Dorfe Hennickendorf und stößt mit ihrer Längsachse auf den See. Die Grubenwand, welche abgebaut wird, besteht aus einem grauen Ton, der zu ganz flachen Mulden und Sätteln gefaltet ist und sonst keine Störungen zeigt. Kurz vor dem Seeufer hört der Ton aber in der einen Grubenwand ziemlich unvermittelt auf, und hier stoßen an ihn horizontale Sande, während gerade gegenüber in der anderen Grubenwand dicht vor dem Ufer eine schwache Aufhügelung des Tones sich bemerkbar macht. Es findet sich nur eine bedeutende Störung in dieser Grube und zwar in ihrer äußersten Südecke, dort, wo sie mit der benachbarten zusammenstößt; hier liegen Sandschichten, die eine flache Mulde bilden und sich nach dem See hin auf den Ton legen, der zu einem Sattel ansteigt, dessen Schichten aber bald horizontal weiter laufen. In der Nachbargrube schneidet der Ton mit einer viele Meter langen horizontalen Linie ab, über der grobe Spatsande und Kiese horizontal geschichtet liegen. Jene Mulde aus Sand ist nur durch einen schmalen Rücken von dieser Grube getrennt, so daß die horizontale Linie über der Sandmulde eine natürliche ist. Der Ton der zweiten Grube zeigt keine Spur von Schichtung, nebst Störungen und ist zunächst bedeckt von einer schwachen Schicht aus eisenschüssigem Sand. In der Nähe sind noch zwei besonders tiefe Gruben im Betrieb, deren Ton aber keine Besonderheiten aufweist, und wo nur immer wieder die horizontale Linie mit den hangenden Sandschichten zu erkennen ist, die auch hier direkt auf dem Ton ruhen.

Noch ausgedehnter als die Tonlager von Glindow-Petzow und von Herzfelde sind die des Finowtales zwischen Schöpfurt und Nieder-Finow. Es sind nicht überall beide Tone ausgebildet, und dort, wo sie

nicht bis an die Oberfläche heranreichen, findet sich immer die horizontale Trennungslinie mit darüber lagernden Sanden, Kiesen oder Geschiebelehm, und die auftretenden Störungen reichen auch hier niemals über die Horizontale hinaus. Auffallende Störungen indes treten erst unterhalb Eberswaldes auf, und zwar finden sich die interessantesten in der Ziegeleigrube dicht bei der Stadt, wo aus dem Tal eine kleine Insel herausragt, die nur im Norden durch ein niedriges und schmales Landstück mit dem Plateau in Verbindung steht. An ihrer Südseite befindet sich die Ziegeleigrube (Abb. 4) mit einer hohen Wand, die zahlreiche deutliche Verwerfungen aufweist, während eine Kieslage den nördlichen Abhang bedeckt. Ich möchte in dieser kleinen Insel einen Horst im Finowtal erblicken, das sich erst von hier ab tiefer einsenkt.



Abb. 4.
Verwerfung in der
Ziegeleigrube dicht
nördl. vor Eberswalde



Abb. 5. Einschnitt für die oberste Schleuse bei Liepe. — Photograph H. König.

Wichtiger sind die Störungen zu beiden Seiten seines untersten Abschnittes. In dem großen Aufschluß für die Schleusen des Berlin-Stettiner Großschiffahrtsweges oberhalb Liepes lagert eine mächtige Sandschicht auf dem Ton, und ihre Trennungslinie fällt in schräger

Richtung gegen den Horizont ein. Dieses Bild bietet sich in dem tiefsten Teil des Einschnittes, d. h. also dicht über der Sohle des Oderbruches. Ganz anders ist dagegen die Zusammensetzung des Bodens auf der Höhe, denn hier entfernt der Trockenbagger eine mehrere Meter mächtige Bank aus Geschiebelehm. Die Abb. 5 zeigt den Einschnitt für die oberste Schleuse mit den Findlingen auf ihrer Sohle, die aus dem Geschiebelehm freigelegt wurden. Am untersten Ende des Tales findet sich vor dem Westeingang des Dorfes Nieder-Finow, d. h. also noch auf der nördlichen Böschung, eine ausgedehnte Grube mit einer hohen Wand, deren eine Hälfte aus grauem Ton besteht, während die andere aus Sand- und Tonschichten zusammengesetzt ist; letztere sind nun sehr durcheinander gewulstet, doch lassen sich die Linien nicht weit genug verfolgen, und man erkennt nur an einer Stelle die Horizontale wieder mit Geschiebelehm darüber. Ihr gegenüber, d. h. in der Böschung des Barnim-Plateaus, ist eine ausgedehnte Grube vorhanden, die dem Reichskanzler Herrn von Bethmann-Hollweg gehört. Die horizontale Linie ist hier wieder in großer Ausdehnung zu erkennen, doch ist das Liegende sehr verstürzt, und nur an einer Stelle ist ein breiter flacher Sattel zu beobachten, dessen Kern aus reinem Ton besteht, der allmählich in wechselnde Ton- und Sandschichten übergeht, welche unter einem spitzen Winkel auf die Horizontale stoßen, weil die Sattelspitze von der Horizontalen abgeschnitten wird. Das Hangende besteht hier aus einem festen Geschiebelehm.

Man kann wohl behaupten, daß die Tone des Finowtales noch eine weitere Ausdehnung auf dem Südufer haben, weil der Boden in der Umgebung von Eberswalde, nämlich in dem Strich um den Brunnen, den Zainhammer und den Wasserfall, sehr quellreich ist. Diese Lagerungsverhältnisse im Zusammenhang mit dem landschaftlichen Bau lehren, daß die Trennung des Barnim-Plateaus von der Uckermark durch tektonische Kräfte bewirkt wurde, und daß die Verwerfungskluft unter der Linie Lichterfelde, Liepe, Oderberg liegt, so daß sie fast eine gerade Linie bildet, denn nur südlich von Chorin tritt eine kleine Bucht nach Norden zurück.

Eine ganz ähnliche Stelle findet sich am Rande des Vietzer Böschungswalles, der sich zwischen dem Wartetal und dem Fahlenwerderschen Bruch oberhalb Küstrins erstreckt. Die Ziegeleigruben liegen hinter dem Städtchen Vietz, wo der Plateaurand ein bedeutendes Stück nach dem Innern hin zurückspringt und eine schmale und kurze Terrasse entsteht, die an ihrem unteren Ende ein Höhe von 29 m und weiterhin von 36 m besitzt, während das Hinterland bei Döllensradung schroff in die Höhe steigt und 90 m erreicht. Es sind hier 6 Gruben vorhanden, die am Rande liegen; in einigen von ihnen erkennt man ein schwaches Einfallen in das Plateau hinein, und sonst findet sich absolut keine Störung, auch sind beide Tone, der graue und der braune, vorhanden.

Die horizontale Linie tritt wieder in allen Gruben hervor, und darüber lagern entweder geschichtete Sande oder Dünensande. Die Tone ruhen noch auf einer schwachen Schicht von Diluvium, das in einem Falle aus kiesigem Sand und in einem anderen aus einem Blocklager besteht, und hierunter folgt endlich das Tertiär in Form von Feinsanden mit Braunkohle. Halbwegs zwischen Liebenow und Marwitz, d. h. in einer Entfernung von 12 km von den Ziegelgruben, liegt die Braunkohlengrube Clemence, wo folgendes Profil*) festgestellt wurde: 6,25 m Lehm und Mergel, 14,00 m blauer Diluvialton, 4,00 m blauer Ton, 0,30 m schwarzer Letten mit Geschieben und 14,80 m blauer Ton mit Geschieben. Die

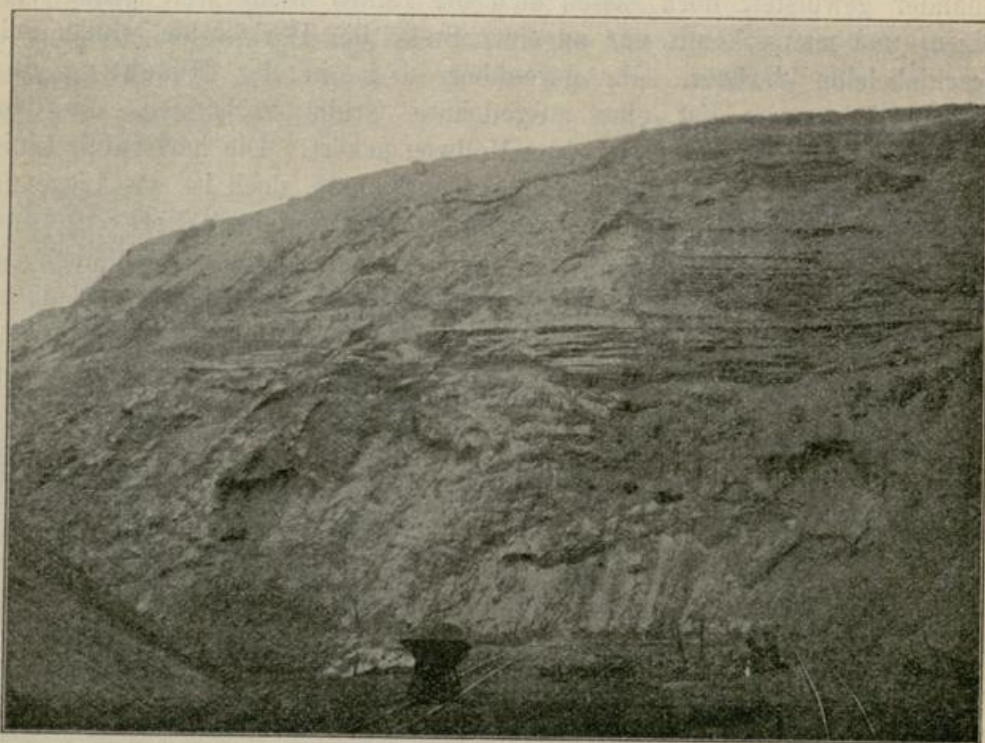


Abb. 6. Die Kiesgrube bei Woltersdorf. — Photograph H. König.

Erhebung über dem Meeresspiegel beträgt auch hier 90 m, und wenn also ursprünglich ein Zusammenhang zwischen den Tonen bestand, so darf man hier sicher auf eine Verwerfung schließen.

Ein sehr beachtenswerter Aufschluß befindet sich in der großen Kiesgrube bei Woltersdorf neben dem Ufer des Bauer Sees, der zu dem Rüdersdorfer Grabenzug gehört mit dem Kalk-See und Flaken-See.

*) Zache, E.: Die Entwässerung des neumärkischen Plateaus am Ende der diluvialen Abschmelzperiode. Zeitschrift f. d. ges. Naturwissenschaften. LXIV. S. 201—223. Leipzig 1892.

Auch dieser Aufschluß ist schon eingehend beschrieben worden.*) Die Reproduktionen zweier vorzüglicher Photographien zeigen die horizontale Trennungslinie zwischen Liegendem und Hangendem sehr gut. Das Liegende wird gebildet „durch fluvioglaziale Kiese und Sande mit deutlicher Schichtung und Driftstruktur. Die Schichten sind von Verwerfungsklüften durchsetzt, an denen sich kleine Überschiebungen bis zu einer Sprunghöhe von einigen Dezimetern nachweisen lassen.“ Über der Horizontalen lagern in der Regel scharfe Sande mit Kies und Geröll, und nur an der langen Wand des Eingangs liegt eine ungefähr 1 m mächtige Bank aus Geschiebelehm darüber. Auffällig aber ist hier, daß die Horizontale sich nicht durch die ganze Grubenwand verfolgen läßt, weil an einer Stelle das Liegende durch die Horizontale hindurchstößt und einen mehrere Meter hohen Kegel bildet, der das Hemmnis wurde für die Sandanhäufung der Düne. An einer anderen Stelle der Grubenwand liegt ein Block Geschiebelehm tiefer als die Horizontale. Diese Situation ist ein Zeichen dafür, daß die subglaziale Abtragung, die nach der Krustenbewegung einsetzte, nicht überall eine horizontale Ebene erzeugte, was z. B. dort eintreten mußte, wo die Sattelspitze durch das Eis hindurchstieß.

Die Photographie (Abb. 6) zeigt die horizontale Trennungslinie sehr gut und ebenso die horizontale Lagerung des Hangenden, während die Störungen im Liegenden weniger deutlich zu erkennen sind. Doch geht aus der Photographie immerhin der Gegensatz zwischen dem Liegenden und dem Hangenden deutlich hervor. Auch hier bestehen also, wie in Rixdorf, die liegenden Schichten aus nordischem Material.

Zeigt dieser Aufschluß schon eine bedeutende Abweichung von den bisher beschriebenen Bildern, so stellen sich in den beiden zunächst zu beschreibenden Örtlichkeiten noch gewaltigere Unterschiede ein. Es handelt sich hier um die Tatsache, daß die Trennungslinie nicht zwischen diluvialen Schichten liegt, sondern, daß sie ältere Gebirgsglieder abschneidet und zwar in Buckow tertiäre und in Rüdersdorf Schichten der Trias.

Über die Aufschlüsse bei Buckow liegt schon eine sehr ausführliche Literatur vor.**) Es gibt dort zwei Örtlichkeiten, an denen Störungen zu beobachten sind. Die eine befindet sich südlich neben der Chaussee Bollersdorf-Reichenberg, und hier ragt in einer Zigeleigrube ein hoher

*) Wahnschaffe, J.: Der Dünenzug bei Wilhelmshagen-Woltersdorf, Sonderabdruck aus dem Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt. Berlin 1909.

**) Küsel, R.: Die Gegend von Buckow und das Diluvium von Schlagenthin. Berlin 1868.

Zache, E.: Über den Verlauf und die Herausbildung der diluvialen Moräne in den Ländern Teltow und Barnim-Lebus. Zeitschr. f. d. ges. Naturwissensch. LXIII 1890. S. 35.

Wahnschaffe, F.: Die Lagerungsverhältnisse des Tertiärs und Quartärs der Gegend von Buckow. Separatabdruck aus dem Jahrbuch der Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt für 1893. Berlin 1894.

Sockel aus Septarienton mit grauen und braunen Lagen in die Höhe. Die Spitze des Sockels reicht bis zur Oberfläche, und die Schenkel stehen sehr steil, der westliche fast senkrecht. Der Abbau folgt dem Streichen des Sattels, und weil die Grube sehr schmal ist, so ist von dem hangenden Diluvium nur sehr wenig zu beobachten. Es besteht aus einer schwachen Schicht von scharfem Sand, der mit horizontaler Lagerung an die Sattelspitze stößt. Die Grube stößt an den Nordabhang des Krug Berges, der mit 130 m die höchste Erhebung in der näheren Umgebung ist. Der zweite Aufschluß liegt vor dem Süden des Schermützel Sees. Es findet sich hier eine Böschung; die horizontalen Schichten des obersten Diluviums

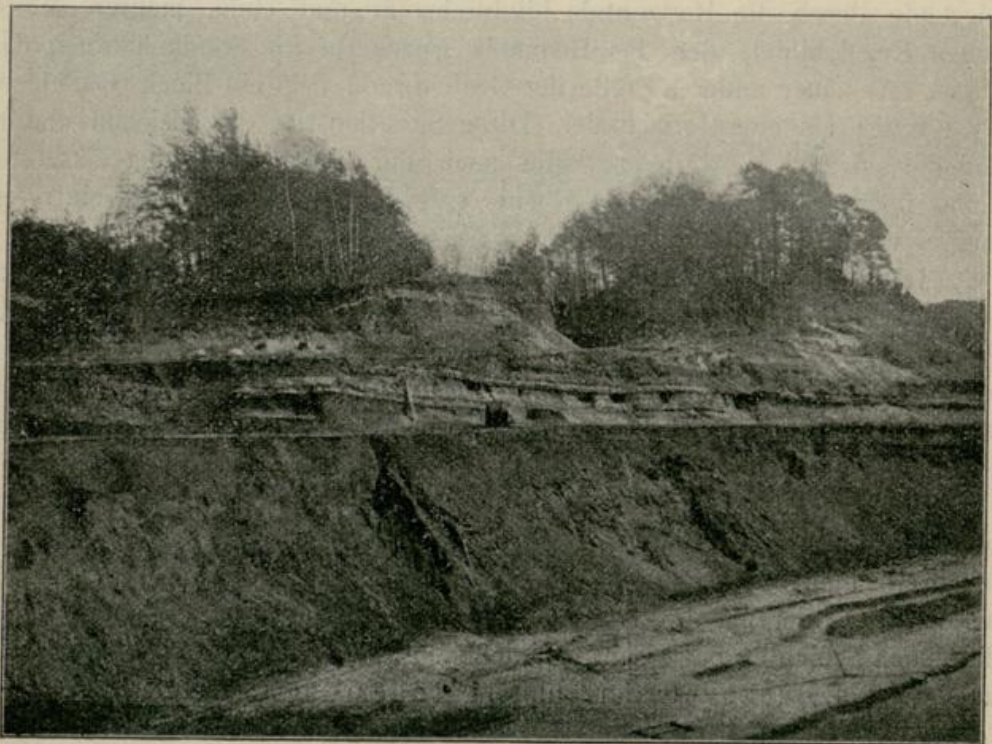


Abb. 7. Die Ziegeleigrube vor dem Süden des Schermützel Sees bei Buckow.
Photograph H. König.

stoßen gegen die gefalteten tertiären (Abb. 7 u. 8). Dabei bestehen die quartären Glieder zu oberst aus horizontal liegenden Sanden, während darunter ein Gebilde zu Tage tritt, das man als Geschiebelehm ansprechen muß, obgleich ich nur einen großen Block an seiner Basis gefunden habe. Es entspricht eher einem sehr sandigen Ton, dem aber jede Spur von Schichtung fehlt. An einer Stelle wird diese Schicht von einer Kiesstrahle durchbrochen; auch läßt sie sich trotz eines längeren Einschnittes nicht sehr weit in die Grubenwand hinein verfolgen. Alles deutet auf ein örtlich sehr beschränktes Auftreten hin. Sie keilt sich im Hintergrunde der Grube

aus, indem sie gegen den Stettiner Sand stößt, und an dieser Stelle bildet ihre Oberkante eine horizontale Linie von einigen Metern Länge, d. h. sie ist völlig konkordant mit den hangenden Sanden. Auf der entgegengesetzten Seite, d. h. am Eingange der Grube, ragt die Schicht dagegen hoch über die tertiären Schichten heraus und reicht bis zur Oberfläche empor.

Man sieht von der Seite deutlich, daß die tertiären Schichten, die durch Ton-eisensteinflöze eine besondere Festigkeit erhalten, klippenartig emporragen, so daß eine schroffe Böschung entsteht, an die sich die merkwürdige Schicht anlehnt. Es scheint daher, daß das Eis auf dieser Böschung aufsaß, so daß sich hier der Eisschutt ungeschichtet anhäufte, während erst weiter ab die Schichtung der Einschlüsse erfolgte.

Die Aufschlüsse von Rüdersdorf bieten weitere Belege für eine durchgreifende Diskordanz. Am deutlichsten tritt sie in den Mergelgruben am Kessel-See in die Erscheinung. Die horizontale Linie schneidet hier die Schichten des Röt ab und wird überlagert von horizontalen Sanden bzw. Geschiebelehm. Es muß daher folgerichtig die Aufrichtung der Trias-Scholle ebenfalls in die Schlußzeit der Vergletscherung gelegt werden. Für Buckow ergibt

sich dieser Zeitpunkt sicher daraus, daß sich unter der Falten- spitze nordische Geschiebe gefunden haben. Für Rüdersdorf aber fehlt ein solcher Anhaltspunkt gänzlich. Wenn dem aber so ist,

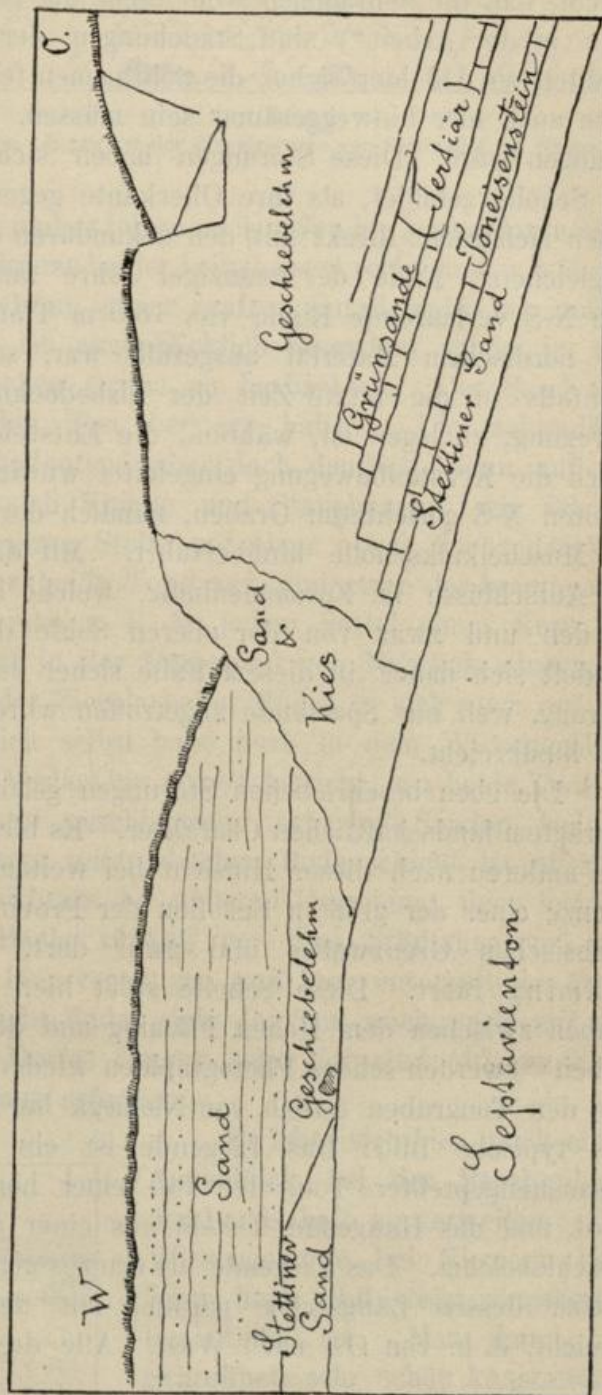


Abb. 8. Ziegelei-grube vor dem Südende des Schermützel Sees bei Buckow.

können sich die Gletscherschrammen auch erst zu dieser Zeit gebildet haben. Leider ist es nicht mehr möglich, heutigen Tages hierüber Anhaltspunkte zu erhalten. Aus der Literatur aber ergibt sich einiges, was dafür spricht, daß die Schrammen wohl nicht die ganze Klippe überzogen haben, denn in der Arbeit*) sind Stauchungen der obersten losen Platten abgebildet, so daß hier sicher die Schrammen fehlten, denn das lose Material hätte auch hier hinweggeräumt sein müssen, wenn das Inlandeis hinübergegangen wäre. Diese Störungen haben sich daher bei der Aufrichtung der Scholle gebildet, als ihre Oberkante gegen die Eisdecke stieß, und sie lassen sich somit direkt mit den sekundären Störungen von Lehnin usw. vergleichen. Ende der neunziger Jahre fand sich im Alvenslebenbruch eine N-S verlaufende Rinne von 13,5 m Tiefe und 20—25 m Breite, die mit nordischem Material ausgefüllt war, so daß dieser Erosionsprozeß ebenfalls in die letzte Zeit der Eisbedeckung, d. h. nach der Krustenbewegung, zu legen ist, während die Entstehung des Grabens selbst wohl durch die Krustenbewegung eingeleitet wurde. Es gibt hier noch einen zweiten N-S gerichteten Graben, nämlich dort, wo die Kreuzbrücke über die Muschelkalkscholle hinüberführt. Mit diesem Graben stehen offenbar die Aufschlüsse im Zusammenhang, welche in der jüngsten Zeit gemacht wurden und zwar von der oberen Sohle des alten Tiefbaus aus. Es handelt sich daher in diesem Falle sicher um eine sehr junge tektonische Störung, weil nur Spatsande angetroffen wurden, und weil die Spalte sehr tief hinabreicht.

Die eben beschriebenen Störungen gehören zu Örtlichkeiten mit ausgeprägtem landschaftlichen Charakter. Es bleibt noch eine Stelle übrig, die alle anderen nach dieser Hinsicht bei weitem übertrifft. Sie liegt auf der Grenze einer der größten Schollen der Provinz, nämlich am Nordrande des Sächsischen Grenzwalles und zwar dort, wo er den Namen Hoher Fläming führt. Diese Scholle stößt hier an den ausgeprägten Plane-graben zwischen dem Hohen Fläming und dem Lehniner Plateau. In der Arbeit**) werden schöne Photographien wiedergegeben mit großen Störungen aus den Tongruben östlich von Niemeck bei Kirstenhof. Die Tafeln bieten das typische Bild: Das Liegende ist ein in enge Sättel und Mulden zusammengepreßter Ton, der von einer horizontalen Linie abgeschnitten wird, und das Hangende besteht aus einer $\frac{1}{2}$ —1 m mächtigen Decke aus Geschiebelehm. Das Liegende als Ganzes genommen bildet einen deutlichen Sattel, dessen Längsachse parallel mit der Chaussee Niemeck-Haseloff streicht, d. h. von Ost nach West. Alle drei Gruben stehen nämlich mit

*) Wahnschaffe: Erläuterungen zur geolog. Spezialkarte von Preußen. Blatt Rüdersdorf Berlin 1900. S. 61 u. 62.

**) Keilhack, K.: Geologische Beobachtungen während des Baus der Brandenburgischen Städtebahn. Sonderabdruck aus dem Jahrb. der Kgl. Preuß. Geolog. Landesanstalt für 1903. Berlin 1903.

ihren Längsachsen senkrecht zu diesem Streichen, und ihre Längswände zeigen daher die Störungen, während die Querwände fast horizontale Schichtung besitzen. In den Eingängen zu den beiden west-

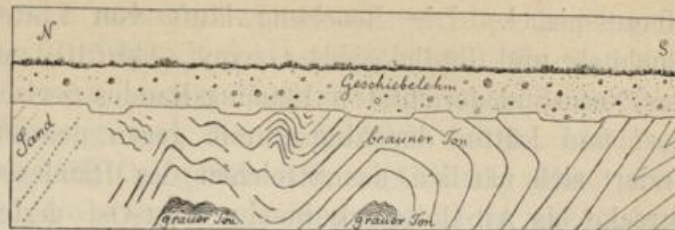


Abb. 9.

Die Längswand der Ziegeleigrube von Kirstenhof bei Niemegk.

lichen Gruben hört der Ton auf, und es folgen nach außen hin konkordante Sandschichten (Abb. 9), die an der Grenze beider beinahe senkrecht stehen, während nach außen hin die Sandschichten immer sanfter einfallen, bis sie zuletzt fast horizontal liegen. Dies ist augenblicklich besonders schön in dem tiefen Einschnitt zur Köhlerschen Grube zu beobachten. Der Sand muß also ursprünglich überall den Ton bedeckt haben. Die sekundären Störungen sind hier zwar unbedeutend aber doch deutlich, denn auf den Keilhackschen Tafeln finden sich Knicke und Stauchungen, wie ich sie auch beobachtet habe, neben einer Stelle mit einer etwas flachgedrückten Sattelspitze. Es treten wieder beide Tone auf, und zwar der braune oben und der graue unten, so daß man z. B. in jedem Sattel einen Kern aus letzterem findet. Der Ton hat in der Umgegend von Niemegk eine weite Verbreitung. Nach Aussage der Ziegelerbeiter findet er sich auch auf der Feldmark von Haseloff, und ich selbst habe noch in dem Wiesengelände westlich neben Niemegk eine verlassene Grube besucht, wo beide Tone zu finden sind, die von horizontal geschichteten scharfen Sanden bedeckt werden. Das Vorkommen dieser unterirdischen Bodenschicht ist offenbar die Ursache für den Quellenreichtum der näheren Umgegend, denn auf der Karte sieht man, daß vier Bäche südlich vor dem Städtchen von der Böschung herabkommen, sich hier vereinigen und kurz unterhalb des Ortes in die Ebene münden. Vielleicht findet sich der Ton auch noch auf der Höhe, weil die Brunnen des Dorfes Garrey sehr tief sind (40 bis 60 m) und viel Arbeit bei ihrer Anlage erfordern.



Abb. 10.

Die Böschung bei Kranepuhl.

Es lohnt sich hier, noch einen Augenblick bei der Beschreibung der Landschaft zu verweilen. Das Wiesengelände bei Niemegk liegt 72 m hoch und steigt ringsherum bedeutend an. Man kann die Schroffheit sehr schön konstatieren bei einem Aufstieg von Niemegk nach Garrey, denn die Windmühle dieses Dorfes, die eine Art Landmarke ist, liegt 156 m über dem

Meeresspiegel. Die Böschung läuft von Lütte über Belzig, Kranepuhl, Buchholz und Rädigke bis Garrey (Abb. 10) und bildet die Fortsetzung des Nord-Süd gerichteten Fläming-Randes zwischen Ragösen, Dippmannsdorf und Lütte, der hier schroff gegen das Planetal stößt. Bei Lütte ändert sich nämlich das Streichen des Randes und geht auf der kurzen Strecke bis Alt-Rottstock in ein West-Ost gerichtetes über, um dahinter die alte Richtung wieder aufzunehmen. Dieser bajonettförmige Knick in einer Böschung ist in den gebirgigen Strichen Deutschlands immer die Folge von Krustenbewegungen der Erdrinde. Mit diesem kurzen West-Ost gerichteten Stück des Randes stimmt daher der Tonsattel von Kirstenhof bei Niemeck im Streichen überein.

Auf der Böschung nördlich vor Garrey finden sich nun auch die berühmtesten Rummel des Flämings, jene Trockentäler, die sich mehr oder weniger tief und breit in den Boden einschneiden und auch durchschnittlich steile Wände besitzen. Weil auf der Höhe der Geschiebelehm vorherrscht,

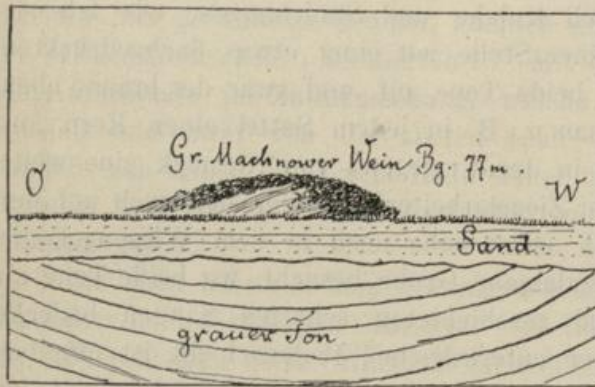


Abb. 11. Die Ziegeleigrube am Nordabhang des Gr. Machnower Weinberges bei Mittenwalde.

so ist ihr oberer Rand in der Regel scharf abgeschnitten. Sie setzen nie unvermittelt ein, sondern gehören immer zu einer mehr oder weniger weiten halbkreisförmigen Böschung, in der sie mit ein oder zwei Ästen beginnen. Am lehrreichsten ist nach dieser Hinsicht die längste Rummel, die tief unten im Garreyer Kessel beginnt und sich bis zum Planetal

unterhalb Rädigkes verfolgen läßt, allerdings zum Schluß nicht mehr als Rummel ausgebildet.

Beim Einbruch der Landschaft um Niemeck fanden die subglazialen Schmelzwässer die Böschung vor und bahnten sich hier zunächst unter dem Eise ihren Weg, bald aber werden sie die Eisdecke zerstört haben, und zwar am schnellsten in den Rummeln, worauf sie oberirdisch weiter erodierten. Wie die Stein- und Kieshaufen auf der Sohle der Rummel und die frischen Risse an ihren Böschungen bestätigen, hat die Erosion auch heut noch nicht aufgehört.

Zum Schluß soll noch eine Beobachtung angeführt werden, die lehrt, daß die Randdepressionen und die vorgelagerten Böschungswälle von Krustenbewegungen hervorgerufen wurden. Allerdings handelt es sich in diesem Falle nicht um einen langen parallelen Zug beider sondern nur um eine isolierte Kuppe. Am Südrande des Teltow-Plateaus westlich von

Königswusterhausen finden sich mehrere deutliche Berge neben dem Rande. Der höchste und isolierteste unter ihnen ist der Groß-Machnower Weinberg mit 77 m Höhe. An seinem Nordfuß liegt eine flache Tongrube von ziemlicher Ausdehnung und hier zeigt sich in der südlichen Grubenwand, die von West nach Ost gerichtet ist, (Abb. 11) eine weite und flache Mulde im Ton, die von der horizontalen Linie glatt abgeschnitten wird, während über ihr horizontal geschichtete feine Sande liegen. Die Wand ist höchstens 4 m hoch, und von ihnen kommen $1\frac{1}{2}$ m auf die hangenden Sande.

Eine autochthone Eisbildung ist nur möglich, wenn die Vergletscherung der Diluvialzeit die ganze Erde im gleichen Sinne umfaßte, natürlich abgestuft entsprechend der geographischen Breite, wie es auch aus den vorliegenden Beobachtungen hervorgeht. In diesem Falle konnte unmöglich in unserer Heimat vor dem anrückenden nordischen Gebirgseise Wasser und weicher Untergrund sich finden; im Gegenteil, alles Wasser war gefroren, der Boden bis in eine große Tiefe hinein erstarrt, und die Niederschläge häuften sich als Schnee an und verwandelten sich, wie es in Grönland geschieht, in Eis.

Die Vereisung war also in dem ganzen Gebiet eine gleichaltrige, und die Gebirgsgletscher, die von Norden her anrückten, fanden das Inlandeis vor und mußten sich auf ihm breiartig ausbreiten. Dabei war es möglich, daß Klippen aus älterem Gestein durch die Eisdecke hindurchragten, so daß das anrückende nordische Eis hier Material aufnehmen konnte, und besonders mußte dies geschehen in dem nächsten Umkreise des skandinavischen Horstes, weil hier die autochthone Eisdecke wegen der Kürze der Zeit noch nicht so stark war als in den Außengebieten.

Aus den aufgeführten Beobachtungen geht wohl soviel hervor, daß die Trennungslinie eine stratigraphische Bedeutung allerersten Ranges für das oberste Diluvium hat, was noch dadurch bekräftigt wird, daß sie sich auch außerhalb des behandelten Gebietes findet.

8. (6. außerordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Donnerstag, den 25. August 1910.

Wanderfahrt nach Blumberg.

Die Abfahrt erfolgte vom Wriezener Bahnsteig um 2,33 Uhr und die Ankunft in Blumberg um 3,13 Uhr.

Nach einer kurzen Wanderung durch den freundlichen Ort versammelten sich die Teilnehmer in der Kirche, und hier begrüßte der Pfarrer des Ortes Herr Blasche die Erschienenen und gab eine eingehende Schilderung von der Geschichte der Kirche und den Besitzern der Herrschaft.

Das Innere der Kirche macht einen ungewöhnlich sympathischen Eindruck, weil die Raumausdehnungen ausgezeichnet mit einander harmonieren. Ihre jetzige Gestalt hat sie seit dem 1. November 1878. Sie war die erste Kirche der Landschaft, welche renoviert wurde, und war daher für die ganze Umgegend vorbildlich und ermunternd.

Der älteste Teil der Kirche, der Altarraum, stammt aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, und die Kirche ist daher so alt als die Nicolaikirche in Berlin. Man erkennt die Grenze zwischen dem älteren und dem jüngeren Teil sehr deutlich an dem hohen Gewölbebogen, und außerdem steigt der Fußboden des jüngeren Teils ganz allmählich an, denn der jüngere Teil lag etwas höher, und der Unterschied, den früher mehrere Stufen markierten, ist bei der Renovierung ausgeglichen worden.

Der ältere Teil ist wohl noch romanisch angelegt worden, wofür die Rundbogen der alten Fenster sprachen und dann auch die Masken unter den Gewölben, die hier Köpfe von Steinträgern sind, während sie in dem jüngeren Teil Köpfe von Rittern darstellen. Jedenfalls war schon eine wendische Siedelung vorhanden, als sich die Deutschen hier niederließen, weil es in der ersten Zeit zwei Schulzen gab. Die älteste Nachricht zwischen 1240 und 1250 erwähnt einen Dietrich von Blumberg. In jener Zeit hatte auch die Kirche hier beträchtlichen Besitz, wie daraus hervorgeht, daß Mathias von Jagow durch den Kurfürsten Joachim II. hier abgefunden wurde. Der Kurfürst belehnte nun die benachbarten Herrn von Krummensee mit Blumberg. Von dem Sohn des ersten Besitzers Hans findet sich ein Bild in der Kirche. In der Gruft vor dem Altar haben sich zwar keine menschlichen Überreste gefunden, wohl aber Nachrichten auf Tafeln. Die neue Gruft befindet sich neben dem Altarraum außerhalb der Kirche, wo auch der herrschaftliche Chor eingebaut ist; hier ist vor kurzem ein Einbruch verübt worden, doch sind die Verbrecher kurz nach der Tat ergriffen und bestraft worden. Es war hier das Gerücht

verbreitet, daß in dem Sarge einer jung gestorbenen Tochter der Familie Arnim Schätze verborgen wären.

Ungefähr um 1400 ist die Kirche erweitert worden — und noch später ist der Turm dazu gekommen, aber noch vor der Reformation, und ein Bischof Theodor von Stechow hat die Glocke geschenkt, die seinen Namen trägt. Die jüngste Renovation hat die Familie Arnim durchgeführt.

Die Bilder, welche die Kirche schmücken, geben gleichzeitig eine Chronik der wechselnden Herrschaften. — Das älteste Bild ist das von Hans von Krummensee vom Jahre 1540. Als die Familie ausgestorben war, belehnte der Kurfürst seinen Kanzler Johann von Löben 1602 mit dem Gut. Von ihm und seiner Frau sind auch Bilder in der Kirche aufgehängt, und deren Sohn hat die Fahnen gestiftet. Eine Tochter dieses erbte das Gut und heiratete Konrad von Burgsdorff, der in Küstrin ein Denkmal erhalten hat; die Tochter aus dieser Ehe war dreimal verheiratet und zwar zum ersten Mal mit einem Freiherrn von Canitz, dessen Sohn durch das Testament seiner Großmutter der Erbe wurde. Er war ein gewiegter Diplomat und ein anerkannter Dichter. Weil seine Kinder gestorben waren, kam der Besitz an die Verwandtschaft der weiblichen Linie, und das war eine Familie von Canstein. Ein älterer Bruder war der Begründer der bekannten Bibelgesellschaft und der jüngere war der Besitzer, dieser starb 1708 in der Schlacht bei Oudenarde und an ihn erinnert die große Marmorbüste an der Wand. Seine Frau war eine Schulenburg und war Witwe und heiratete nach dem Tode ihres zweiten Mannes zum dritten Mal. Sie ist in einem großen Bilde dargestellt in voller Lebensgröße, und hinter ihr an der Wand des Zimmers, das als Hintergrund dient, hängen die Porträte ihrer Männer. Auf dem Rahmen dieses Gemäldes sind viele kleine Marmorbilder befestigt mit Wappen, darunter auch viele märkische. Nach ihrem Tode kamen die Güter in Schulenburgischen Besitz. Seit 1805 gehört Blumberg der Familie von Goldbeck und zwar bis zum Jahre 1834. Aus dieser Zeit stammen zwei Marmorreliefs von Schadow, ein männliches und ein weibliches. In diesem Jahre kaufte es Graf Arnim-Boitzenburg. Graf Ludwig von Arnim erbaute zwischen 1834 und 1840 nach den Plänen Stülers das Schloß in sehr edlen Formen. An verschiedenen Stellen sind an dem Schlosse Sprüche aus der Bibel angebracht. Dieser erste Graf hatte zwei Söhne und zwei Töchter, von ihnen erhielt der Jüngere Blumberg und starb im Mai 1871 an den Strapazen des Feldzuges; als auch der ältere Bruder ohne Erben gestorben war, fiel Blumberg wieder an die Boitzenburger Linie zurück. Der jetzige Besitzer ist der Graf Adolf von Arnim.

Nach der Besichtigung der Kirche wurde im Gasthof zum Deutschen Kaiser der Kaffee eingenommen und darauf unter der Führung des Herrn Pastor Blasche ein Spaziergang durch den Park unternommen. Vorher

war noch die Gesellschaft von unserem Mitgliede Herrn Photographen Schwartz auf der Schloßterrasse photographiert worden.

Die Rückfahrt nach Berlin wurde mit dem Zuge 8,20 Uhr angetreten.

9. (7. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 4. September 1910.

Wanderfahrt nach Rathenow

unter freundlicher Führung des Vorstandes des Havelländischen Heimatvereins.

Mit dem Eilzuge 8 Uhr 9 Minuten waren ungefähr 40 Mitglieder von der Friedrichstraße und den verschiedenen Stationen der Stadtbahn aus abgefahren und trafen um 9 Uhr 31 Minuten auf dem Bahnhof in Rathenow ein. Hier wurden sie von dem 1. Vorsitzenden des Havelländischen Heimatvereins Herr Direktor Guthjahr und dem ersten Schriftwart Herrn Stadtarchivar Specht nebst einer Anzahl anderer Herren, darunter auch Herr Schriftsteller Kotzde, in Empfang genommen.

Vom Bahnhof begab sich die Gesellschaft durch die Bahnhofstraße zur Stadt. Diese Straße macht einen sehr freundlichen Eindruck wegen der Bäume, der Vorgärten und der schmucken Häuser. Hier steht zunächst das Amtsgericht und weiterhin liegen hier die Gebäude, die zur Kaserne des Husaren-Regiments von Zieten gehören, Auf dem Kasernenhof steht eine Bronzestatue des alten Zieten, von dem jüngeren Begas, die wir besichtigten, und von wo wir die Straße entlang weiter bis zum Kreishause wanderten. Hier empfing der Landrat des Kreises Westhavelland, Herr von Bredow, die Gesellschaft und führte sie in den großen Saal. Dieser besitzt hohe bunte Fenster, die mit den Wappen der eingewanderten Edelleute, mit den der fünf havelländischen Städte und dem des Domkapitels in Brandenburg geschmückt sind. In der Kasse des Ständehauses wird ein romanischer Kelch verwahrt, der der St. Marien- und Andreaskirche gehört. Er ist vergoldet und besitzt sehr zarte Filigranarbeit an seinem Fuß, der außerdem noch mit einer Anzahl von Reliefs, Darstellungen aus der biblischen Geschichte, geschmückt ist.

Vor dem Gebäude befindet sich ein großer Platz mit Anlagen, sodaß sich die Front sehr schön präsentiert. Der Mittelbau besitzt einen hohen gotischen Ziergiebel. Das Kreishaus wurde in den Jahren 1893 bis 1895 von Schwechten erbaut. Über seinem Portal sind die Standbilder des Königs Friedrich Wilhelms I. (von Rosse) und Friedrichs II. (von Haverkamp) angebracht. Mitten auf dem Platze steht ein Standbild des Kaisers Wilhelms I. (von Rosse).

Vor dem Platz biegt die Bahnhofstraße links ab und heißt nun die Dunckerstraße. Sie ist die Hauptstraße der sogenannten Neustadt. Hier befindet sich die größte industrielle Anlage der Stadt, die Fabrik optischer Instrumente von Nitsche und Günther, in der z. B. die Gläser für die Leuchttürme hergestellt werden. Die Dunckerstraße heißt weiterhin Berlinerstraße und weitet sich in der Mitte zu einem kleinen Platz, dem Zietenplatz, mit dem Denkmal des Generals von Rosenberg, des berühmten Herrenreiters und Organisators der Kavallerie. An der einen Seite des Platzes steht das Postamt. Dieser Platz war einst von Friedrich dem Großen dazu ausersehen worden, die Garnisonkirche zu erhalten, doch der Bau unterblieb.

Weiterhin findet sich in der Straße ein Haus, das mit zwei Gedenktafeln geziert ist, von denen die eine an den Prediger J. H. A. Duncker, den Schöpfer der optischen Industrie, und die andere an seinen Nachfolger, den Kommerzienrat Busch erinnert. Am Ende der Straße vor dem Paradeplatz steht das alte Offizierkasino und das neustädtische Rathaus. Das erstere wird in der nächsten Zeit aufgegeben werden, weil in der Nähe der Kaserne ein neues errichtet worden ist, und dann geht das alte Gebäude in städtischen Besitz über und wird dem Rathaus angegliedert werden, wodurch auch Räume für das Museum geschaffen werden sollen.

Auf dem Paradeplatz steht das Denkmal des Großen Kurfürsten. Es ist von Glume, einem Schüler Schlüters, ausgeführt und stellt den Herrscher in antiker Kleidung dar. Am Fuße des Sockels winden sich vier gefesselte Gefangene, ähnlich den Gestalten am Fuße des Berliner Denkmals. An dem Postament selbst sind vier Reliefs angebracht, mit Schlachtenbildern aus dem Leben des großen Fürsten (Schlachten bei Warschau und Fehrbellin und Einnahme von Stralsund und Rathenow). Das Denkmal wurde 1738 von der kurmärkischen Ritterschaft und den Ständen gestiftet und ist das erste, das durch eine öffentliche Initiative zu Stande gekommen ist. Vom Paradeplatz blickt man nach Süden auf den Schulplatz mit dem Kriegerdenkmal.

Der Paradeplatz stößt an den alten Stadtgraben, der jetzt Schleusengraben heißt und die Neustadt von der Altstadt trennt. Vom Südufer aus hat man einen sehr schönen Blick auf die Altstadt. Der Kirchberg ragt hoch empor und vor dem hohen Bau der Kirche liegen die Häuser und Häuschen auf der Böschung. Es ist ein sehr hübscher Anblick, der auch durch einen aufgeführten Neubau mit mehreren Stockwerken nicht gelitten hat. Weiter nach rückwärts bietet sich ein hübscher Blick auf einen Winkel der Stadt mit Vorland, Giebeln, Dächern, Schornsteinen und Fenstern.

Hier liegt nun der Weinberg, der an seinem Nordabhang als Kirchhof dient, und ein Treppenweg führt auf der Böschung in die Höhe. Der Kirchhof ist schon sehr alt, und besitzt daher einen Reichtum von hohen

Bäumen und dichtem Gebüsch, so dass er in seinem ältesten Teil als Erholungsort benutzt wird. Auf ihm liegt der General von Rosenberg begraben. Neben der Böschung des Berges mit einem Blick auf die Stadt hielt der Schriftsteller Herr Kotzde einen Vortrag über die Eroberung der Stadt durch den Grossen Kurfürsten am 25. Juni 1675 und zeigte dabei die Örtlichkeiten, die hierbei in Betracht kamen. Die allgemeine Lage war an diesem Tage folgende: Die Schweden hielten Havelberg, Rathenow und Brandenburg besetzt, und in Rathenow befehligte der Oberst Wangelin. Der Kurfürst war von Westen her im Anmarsch, und die altmärkischen Bauern hatten die schwedischen Stellungen ausgekundschaftet. Ebenso erhielt er Nachricht von einigen entflohenen Rathenower Bürgern, während die Schweden ganz im Unklaren waren. Der wichtigste Förderer der patriotischen Sache war der ehemalige Bürgermeister von Rathenow namens Matthias Bergmann, der sich in dem benachbarten Dorfe Milow aufhielt, weil er wegen eines begangenen Totschlages aus der Stadt verbannt war. Der Überfall wurde nun in folgender Weise durchgeführt. Die 600 Mann der schwedischen Besatzung wurden tüchtig mit Bier traktiert, das der Bürger Kaspar Bach gebraut hatte. Derfflinger selbst ritt mit wenigen Leuten an das Haveltor heran und gab vor, ein schwedischer Leutnant zu sein, der Nachrichten in die Stadt bringen sollte. Der Wachtmeister, der die Wache befehligte, liess ihn nicht durch, während einige Leute von der Wache die Besatzung alarmierten. Von der Wasserpforte waren unterdes die Brandenburger unter Kunowski und von der Mühlenpforte unter Kanne in die Stadt eingedrungen und öffneten von innen auch das Haveltor. Es wurden ungefähr 400 Schweden niedergemacht und 200 gefangen genommen. Unter den Gefangenen befand sich auch der Oberst Wangelin, der sich erst nach heftigem Widerstand ergeben hatte. Der Kurfürst ritt in die Stadt ein, und der Chronist berichtet, dass er sehr langsam geritten sei, wahrscheinlich deshalb, um die Toten zu schonen. Dann hielt er neben der Stadt einen Dankgottesdienst ab. Die Toten wurden dort begraben, wo die heutige Neustadt steht, denn man hat an einer Stelle in der Berliner Strasse zahlreiche Skelette gefunden. Über die eben geschilderten Begebenheiten gibt es mehrere Urkunden und eine Chronik. Eine Fabel ist es aber, dass Derfflinger und seine Soldaten verkleidet in einem Wagen in die Stadt gelangt sein sollen. Der Vortrag fand an seinem Schluss den lebhaften Beifall der Zuhörer.

Auf einem Umwege über den ausgedehnten Berg begab sich die Gesellschaft zur Loge, wo schon die Tafeln für das gemeinsame Mittagessen hergerichtet waren. Es waren zwei lange Tafeln aufgestellt, denn es hatte sich noch eine stattliche Anzahl Rathenower Bürger mit ihren Damen eingefunden. Nach der Suppe wurden die Toaste ausgebracht. Als erster sprach Herr Direktor Guthjahr, der Vorsitzende des Havelländischen Heimatvereins, und brachte zum Schluss ein Hoch auf die

Brandenburgia aus. Ihm folgte der erste Bürgermeister, Herr Lindener, der in launiger Rede der Brandenburgia als Geschenk das Herz der Rathenower darbrachte. Darauf sprach der I. Vorsitzende der Brandenburgia, Herr Geheimrat Friedel, und bedankte sich im Namen der Gesellschaft für den gastlichen Empfang. Er wünsche lebhaft, dass die Brandenburgia eines Tages der Mittelpunkt sämtlicher Heimatvereine der Provinz werden möchte. Sein Hoch galt dem Verein und der freundlichen Stadt Rathenow. Herr Kotzde und Herr Dr. Assmann feierten in ihren Reden die Damen.

Nach der Tafel begab sich die Gesellschaft zu dem Altstädtischen Rathaus, wo in dem Sitzungssaal die Sammlungen des Vereins auf Tischen ausgestellt waren. Es waren zu sehen: Hausgeräte und Waffen aller Art Bücher und Urkunden, Bilder und Photographien. Wichtig war eine Sammlung von Brillen und Gläsern in den verschiedensten Formen und Grössen, werden doch z. B. in der Stadt täglich 1000 Dutzend Brillen hergestellt, und sind doch ungefähr 4000 Arbeiter in der optischen Industrie beschäftigt. Die schönen Photographien von Rathenow und Umgebung sind angefertigt von den Herren Venzke und Hilbert. Im Zimmer des Herrn Bürgermeisters hängen zwei Bilder, ein Gemälde Friedrich des Grossen und ein zweites, das seine Gemahlin vorstellt. Der Herr Bürgermeister verlas einen Brief Bismarcks aus dem Jahre 1849, in dem er von dem Wahlrecht zum Abgeordnetenhaus schreibt. Bismarck hatte in jener Zeit zweimal in der Stadt Wahlreden gehalten und war beim ersten Mal mit Steinen beworfen worden, wobei einer seinen Arm getroffen hatte. Trotzdem wurde er hier fast einstimmig gewählt. An der Wand hängt ein Bild Schinkels, das den Entwurf für die Restauration der St. Marien-Andreaskirche darstellt. Der Turm ist sehr auffallend gehalten, er besteht aus einem massigen Unterbau mit einem sehr schlanken hohen Aufsatz, der wie ein Fabrikschornstein wirkt.

Die Stadt endet im Westen mit dem Haveltor. Es wird gebildet aus zwei viereckigen Pfeilern mit einer Vase als Aufsatz. Kurz vor dem Tor steht ein altes Fischerhaus, dessen Dach ein ziemliches Stück vorspringt. Neben diesem Tore ist noch ein Stück der Mauer erhalten, wie das große Format der Steine lehrt.

Hinter der Mauer neben der neuen Schleuse liegt das Restaurant Bellevue, wo der Kaffee eingenommen wurde; hier war die Tafelrunde zu Gast bei dem Heimatverein, und zum Schluß sprach Herr Specht über die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der Stadt. Die Siedelung bestand schon zur wendischen Zeit, und zwar lagen auf drei Havelinseln das Dorf Jederitz, der Große und der Kleine Kietz. 1216 wird der Name Rathenow zuerst erwähnt, und 1295 erhielt die Siedelung deutsches Stadtrecht. Der Wohltäter der Stadt war Waldemar der Große, der den Stadtwald schenkte. Ihm zu Ehren wird auf dem Markgrafenberg nun wieder

das Waldemarfest gefeiert. Mit dem Erlöschen des askanischen Geschlechtes begann für die Stadt eine traurige Zeit. Der schwerste Schlag in der älteren Zeit war die Eroberung durch den Erzbischof von Magdeburg im Dezember 1394. Der Feind war über den Schleusengraben unter der Kirche in die Stadt eingedrungen, und hatte viele Einwohner als Gefangene mitgenommen, die nun zum Teil in der strengen Winterkälte erfroren. Im Jahre 1409 war Dietrich von Quitzow Herr der Stadt. Aus den inneren Kämpfen ist noch zu erwähnen, daß der Pfarrer Dietrich es mit dem Papst Johann XXIII. hielt, während der Bischof Henning von Bredow zu Brandenburg für den Gegenpapst eintrat, aber gegen den Pfarrer nichts ausrichten konnte.

Unter den Hohenzollern kam die Stadt wieder in die Höhe, so erhielt sie z. B. den halben Schleusenzoll, der ihr bis zum heutigen Tage verblieben ist. Zu der inneren Geschichte gehören auch die Streitigkeiten zwischen Magistrat und Bürgerschaft und die zwischen der Stadt und den benachbarten Edelleuten. Auch zu einer Revolte gegen den Markgrafen Albrecht Achilles kam es wegen eines Zolles, und im Jahre 1552 wurden sogar zwei Hexen verbrannt. Die schlimmste Zeit für die Stadt war natürlich die des 30 jährigen Krieges. Die Zeit der Not begann mit dem Jahre 1626, als der Graf von Mansfeld die Stadt besetzte, und seitdem hörte die Besetzung mit Schweden und Kaiserlichen nicht mehr auf. Innerhalb zweier Jahre hat die Stadt z. B. einmal 57 573 Taler an die Kaiserlichen bezahlt. Im Jahre 1627 schon standen hundert Häuser leer und am Ende des 30 jährigen Krieges waren nur 40 Mann von den Bewohnern übrig geblieben. Der tapfere Bürgermeister Bergmann konnte nach der Eroberung der Stadt wieder in ihren Mauern leben, aber trotz aller Bemühungen, die bis zum Kurfürsten selbst gingen, setzten es seine Gegner, darunter der Ratsherr Hasse, der zum Anhang des Erschlagenen gehörte, durch, daß er wieder weichen mußte und in der Verbannung starb. Wie traurig es mit der Stadt bestellt war, ergibt sich daraus, daß im Jahre 1714 das Rathaus in Konkurs stand. Hier griff nun König Friedrich Wilhelm I. ein. Er ist der Erbauer der Neustadt. Bauholz und Steine erhielten die Unternehmer umsonst, dabei verschwanden das Stein-, Havel- und Mühlentor und ebenso das Jederitzer. Letzteres wurde allerdings wieder aufgebaut, aber 1886 aus Verkehrsrücksichten abermals beseitigt. Zwischen 1733 und 1736 erfolgte der Bau des Neustädtischen Rathauses. Der König legte Fabrikhäuser und Spinnereien an und erbaute das große Proviantmagazin. Das Dorf Neu-Friedrichsdorf wurde geschaffen und das Rodenwalder Bruch entwässert. Der Begründer aber der Industrie, die Rathenow berühmt gemacht hat, d. h. der optischen, war der Prediger Duncker, der im Jahre 1800 die Königlich privilegierte optische Industriestätte einrichtete, und zwar waren seine ersten Gehilfen Invaliden und Soldatenkinder. Ihm folgte sein Sohn und dann sein Neffe Busch, der im Jahre 1888 starb.

Diese Fabrik ist in der letzten Zeit aus der Stadt hinausgelegt worden. In den fünfziger und sechziger Jahren folgten dann noch die von Schultze, sowie die von Nitsche und Günther. Letzteres ist die größte, und beschäftigt 1200 Arbeiter. Im ganzen haben in Rathenow etwa 10—12000 Menschen ihre Nahrung aus den optischen Erzeugnissen. Dieser gehaltvolle Vortrag wurde von der Gesellschaft mit lebhafter Anerkennung belohnt. Auch Herr Geheimrat Friedel sprach dem Herrn Redner den Dank der Gesellschaft aus.

Darauf wanderten wir über die Schleusenbrücke und durch die neuen Anlagen wieder zur Stadt zurück. Der Besuch galt der St. Marien-Andreas-Kirche, und Herr Superintendent Ettel hatte hier die Führung ^{übernommen} nebst Erklärung übernommen. Die Kirche ist im Anfange des 14. Jahrhunderts aus Backstein im romanischen Stil erbaut. Sie war ursprünglich eine Kreuzkirche, wie die Fundamente lehren. Der erste Umbau wurde in der Zeit von 1517 bis 1589 vorgenommen, und es wurde der Altarraum angefügt. Der Turm ist erst 1825—28 angebaut worden, und das Innere wurde 1905 erneuert. Zu beiden Seiten befinden sich neben dem Altarraume kleine Kapellen und zwar die St. Marien auf der Nord- und die St. Andreas auf der Südseite. Bei den jüngsten Arbeiten wurde die Orgel herabgesetzt und der Anstrich von den Säulen entfernt, sodaß die schwarzen gewundenen Bänder wieder zum Vorschein kamen. Die Säulen des Hauptschiffes sind rund und die des Altarraumes achteckig; an ihnen finden sich Reste von Malerei, und es ist noch keine Einigkeit erzielt worden, ob sie aufgefrischt werden sollen. Der ursprüngliche Schnitzaltar der Kirche befindet sich im Kaiser Friedrich Museum, und der neue ist vom Kommerzienrat Busch gestiftet. Die Kanzel ist sehr schön, sie stammt aus dem Jahre 1709 und ist mit zahlreichen Reliefs, die Personen aus der biblischen Geschichte vorstellen, geschmückt. Die Wände des Kirchenschiffs sind mit Bildern und Gedenktafeln behangen. Darunter finden sich mehrere Bildnisse von ehemaligen Inspektoren, wie die Prediger früher genannt wurden, z. B. das des Predigers, der die Siegespredigt nach der Einnahme der Stadt gehalten hat. Hierzu ist auch ein Epitaph zu rechnen mit der Darstellung des barmherzigen Samariters und einer Ansicht der Stadt im Hintergrunde. Eine Gedenktafel erinnert an den Leutnant von Trachenberg, der in Rathenow geboren war und am 16. September 1809 in Wesel erschossen wurde. In dem Triumphbogen vor dem Altarraum hängen zwei alte Fahnen, wahrscheinlich wohl keine Kriegsbeute, sondern Stadtfahnen aus dem 17. Jahrhundert. Auf einem Balkon unter der südlichen Empore findet sich eine sehr merkwürdige Inschrift aus dem Jahre 1594, die folgenden Wortlaut hat: Virtus semper habet comitem invidiam. Miserrimus ille qui non habet osoros. D. h. auf Deutsch: Die Tugend hat immer den Neid im Gefolge. Ein höchstelender Mensch ist der, welcher keine Neider hat. Nachdem Herr Geheimrat Friedel Herrn Superintendenten Ettel

den Dank der Gesellschaft ausgesprochen hatte, bestiegen die unternehmungslustigen Mitglieder noch den Turm und genossen von hier oben bei der herrlichen Abendbeleuchtung eine prächtige Rundschau. Man blickt nach Norden senkrecht hinunter in die Pfarrgärten und die engen Straßen am Abhange des Kirchbergs und dann weiterhin über die regelmäßig sich kreuzenden Straßen der Alt- und Neustadt; dahinter breiten sich Wiesen und Wald aus und zwischendurch blitzt der Spiegel der Havel oder eines Sees auf. Im Mittel- und Hintergrunde heben sich einige Berge hervor, z. B. der Markgrafenberg und die Rhinower Berge. Endlich erkennt man fern am Horizonte die Silhouette des Havelberger Domes, und ein rauchender Schornstein verrät die Zuckerfabrik in Tangermünde.

Vor der Abfahrt versammelte sich noch einmal die Gesellschaft bei einem Bissen Abendbrot in einem Zimmer des Deutschen Hauses und hier sprach Herr Geheimrat Friedel noch einmal den Dank der Brandenburgia aus für die gastfreundliche Aufnahme, und Herr Superintendent Ettel schloß den Abend mit einigen patriotischen Worten.

An die scheidenden Berliner schlossen sich noch mehrere Herren aus dem Vorstande des Vereins an und geleiteten sie zum Bahnhof, von wo aus um 8,31 Uhr die Rückfahrt nach Berlin angetreten wurde.

10. (8. außerordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 11. September 1910.

Wanderfahrt nach Lindow und Umgegend

unter Führung des Herrn Bürgermeisters Manger und des Herrn
Amtsrichters Jakobick.

Ungefähr fünfzig Teilnehmer fuhren um 8,45 vorm. vom Stettiner Bahnhof ab und trafen um 10,36 Uhr auf dem Bahnhof in Lindow ein, wo sie von den obengenannten Herren in Empfang genommen wurden. Herr Bürgermeister Manger übernahm die Führung und erklärte unterwegs den neuen Kanal, welcher den Gudelack-See mit dem Vielitz-See verbindet.

Vor der Stadt bog die Gesellschaft rechts ab und folgte der schönen Promenade, welche um die Stadt herumführt. Unterwegs wurde noch der Kirchhof besucht und einige ehrwürdige Denkmäler besichtigt. Darauf führte der Weg ein Stück neben dem Wutz-See hin bis zu den Ruinen und Gebäuden des Klosters. Der Wutz-See erstreckt sich langhin von

West nach Ost und eine schöne Promenade führt um den ganzen See herum. Das Kloster liegt auf einer kurzen Landzunge, die sich in den See hinein erstreckt. Auf dem schmalen Landstreifen zwischen Gudelack-See und Wutz-See liegt das Städtchen Lindow.

Vor der Ruine nahm Herr Bürgermeister Manger das Wort zur Erläuterung. Es sind nur die beiden Giebel, ein nördlicher und ein südlicher erhalten. Der Südgiebel besitzt einige große Öffnungen, und wahrscheinlich war die eine, ziemlich auf der Hälfte des Giebels befindliche, eine Tür, die auf eine Brücke führte, welche von dem Hauptgebäude hinüber reichte zu dem Nebengebäude, in dem jetzt der Kastelan wohnt. Die Ruine ist wahrscheinlich das Wohngebäude für die Nonnen gewesen und wird im Oberstock das Refektorium beherbergt haben. Jedenfalls ist sie nicht als Kirche anzusehen, weil es von Ost nach West gerichtet ist. Neben der Ruine stehen noch einige schlichte Wohnhäuser, in denen sechs Stiftsdamen unter einer Domina residieren. An die Häuser mit dem Garten schließt sich der Klosterfriedhof, der mit alten Linden bewachsen ist, und in dem sich schon eine stattliche Zahl von Grabstätten befinden, wenn auch noch Raum genug vorhanden ist. Hier steht auch ein Schuppen mit einer Kutsche, welche die Königin Luise den Stiftsdamen im Jahre 1803 schenkte. Von dem Garten hat man einen prächtigen Blick auf dem Spiegel des Wutz-Sees und seine bewaldeten Ufer. Eine schöne Promenade führt zur Stadt zurück und endet an der Hinterfront des Rathauses, so daß man durch einen Torweg hindurch auf die Straße der Stadt kommt.

Das Rathaus ist ein schlichter Bau bestehend aus einem Erdgeschoß und einem Oberstock; während in dem ersteren der Bürgermeister residiert, waltet in dem letzteren der Amtsrichter.

Die Breite Straße entlang führt der Weg zur Kirche. In der Straße sind einige Häuser aus dem 18. Jahrhundert bei dem großen Brande im Jahre 1746 übrig geblieben. Bei diesem Brande ging auch die Kirche in Flammen auf und wurde daher neu aufgeführt und im Jahre 1755 eingeweiht. Es ist eine kleine Kirche mit doppelter Empore. Der Turm steht auf der Ostseite, wahrscheinlich deshalb, weil der Baugrund auf der Westseite zu unsicher ist.

In dem großen Saale von Seegers Hotel fand sich die Gesellschaft um 12 Uhr wieder zusammen und hier hielt Herr Bürgermeister Manger einen Vortrag über die Vergangenheit von Stadt und Kloster Lindow. Mit Albrecht dem Bären war ein Ritter Walter von Arnstein ins Land gekommen und wurde der Stammvater der Grafen von Ruppín, denn sein Sohn erwarb diese Landschaft als Hochzeitsgut. Die Grafen riesidierten nicht in Lindow, sondern in Alt-Ruppín, und unter Gebhard von Arnstein wurde das Kloster begründet als Aufenthaltsort für die unversorgten Töchter seines Hauses. Es wurde im Laufe der Zeiten durch Schenkungen sehr begütert, und es konnte 26 Nonnen aufnehmen. Mit der Einführung der

Reformation wurden die Güter eingezogen, und es blieb nur ein Unterhalt übrig für sechs Damen unter einer Domina. Im Jahre 1638 wurde das Kloster von den Kaiserlichen unter Gallas zerstört und ist seitdem eine Ruine. Die Stadt Lindow gehörte ehemals dem Kloster, und an der Straße nach Gransee steht noch eine Kapelle aus der katholischen Zeit. Die Stadt ist häufig von großen Bränden heimgesucht worden, wodurch auch die Akten vernichtet wurden. Einem solchen großen Feuer im Jahre 1803 fiel auch das alte Rathaus zum Opfer, das auf dem Markt gestanden hatte, wo heute die Friedenseiche zur Erinnerung an die Freiheitskriege steht. Im Jahre 1676 wurde hier ein Waisenhaus errichtet, das nach einer Erweiterung im Jahre 1712 vierundzwanzig Jungen aufnehmen konnte. Es gehörten 600 Morgen Land dazu, doch wurde es ein Jahr darauf aufgelöst. Nach dem 7jährigen Kriege war Lindow auch eine zeitlang Garnison und später lag hier eine Invalidenkompanie. In dem Gudelack-See liegt eine Insel von 150 Morgen Größe, auf der sich jetzt eine Ziegelei befindet. Sie war in kriegerischen Zeiten der Zufluchtsort für die Bewohner des Städtchens. Doch waren im dreißigjährigen Kriege die Feinde auf Biertonnen hinübergeschwommen und hatten sich der Kähne bemächtigt. Eine Sage berichtet von einer Nonne des Klosters. Sie hatte immer ein sehr zurückhaltendes Wesen zur Schau getragen, als ob durch schweres Unrecht ihr Gewissen belastet sei. Und als nun ein heftiges Unwetter mehrere Tage hindurch tobte, ging sie aus dem Kloster hinaus mit den Worten, daß sie die Ursache für dieses Unglück sei und wurde vom Blitz erschlagen, worauf das Unwetter sofort nachließ. Der Vortrag wurde von der Versammlung mit reichem Beifall belohnt, und auch der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, sprach dem Redner den Dank der Gesellschaft aus.

Hierauf begab sich die Gesellschaft zu Tisch. Während der Tafel dankte Herr Geheimrat Friedel Herrn Bürgermeister Manger und Herrn Amtsrichter Jakobick für die freundliche Führung und beendete seinen Toast mit einem Hoch auf Lindow, in das die Versammlung begeistert einstimmte. Herr Dr. Assmann brachte einen Toast auf die Damen aus.

Nach dem Mittagessen wurde der Dampfer bestiegen, der schon an der Landungsstelle bereit lag. Der Dampfer fuhr nun über den Gudelack See, durch den Rhin-Kanal und den Möllen-See wieder in eine Fortsetzung des Rhin Kanales hinein zum Zermützel-See. Dies war der nördlichste Punkt der Fahrt. Es ging nun weiter durch den Netz See, den Mochower See, die Schleuse von Alt-Ruppin, durch Alt-Ruppin hindurch bis zum Ruppiner See und zur Anlegestelle bei der Stadt. Leider wurde das Wetter immer ungünstiger, nachdem es zuerst nur langsam gesprüht hatte, setzte der Regen allmählich immer heftiger ein, sodaß ein großer Teil der Passagiere die Kabine aufsuchte. So war nun leider von der schönen Fahrt durch Wiese und Wald und durch das schmucke Alt-Ruppin hindurch nicht zu viel zu sehen.

Um 6 Uhr ungefähr legte der Dampfer an, und es war noch Zeit genug, den Bahnhof zu erreichen, und mit dem Zuge 6,29 Uhr die Rückfahrt über Kremmen nach Berlin anzutreten, wo der Zug um 8,55 Uhr eintraf.

Kleine Mitteilungen.

Bund für Vogelschutz. Auf Wunsch unseres Mitgliedes Herrn Eugen Preuss liegt diesem Heft ein Prospekt bei, und die Schriftleitung bittet von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen und die Bestrebungen zu unterstützen. Wer, wie der Unterzeichnete, ein und dieselbe Örtlichkeit regelmäßig aufsucht, muß die Abnahme der Individuenzahl einiger Vögel bestätigen. So geht z. B. die Zahl der Störche und der Schwalben im Oderbruch zurück. Viele Storch-nester stehen schon seit Jahren leer und ganze Schwalbenkolonien sind verlassen. Diese Zugvögel kehren nicht wieder zu ihren Brutplätzen zurück, weil ihnen hier das Futter mangelt. Die Frösche und die Mücken sind im Oderbruch selten geworden, weil durch die sorgfältige Krautung der Gräben und durch die Sorge für die Vorflut alles stagnierende Wasser zu fehlen beginnt, in dem sich die Eier der Frösche und Mücken entwickeln. Umgekehrt muß der Unterzeichnete aber auch aus eigener Beobachtung heraus betonen, daß durch die Pflege des Buschwerks es wohl möglich ist, einen guten Bestand von Grasemücken, Finken, Rotschwänzen und Nachtigallen zu erhalten. Eine günstige Gelegenheit in Stadt und Land das Buschwerk zu pflegen sind die Kirchhöfe, und man tut das auch schon überall, nur müßte man Baum und Busch noch mehr sich selbst überlassen und Schönheit bezw. Anmut hintenansetzen. Zache.

Pfingstgebräuche in der Westpriegnitz. Auf meiner Reise durch die Westpriegnitz fand ich in dem kleinen Dorfe Krienitz, 7 km nördlich von Lenzen hart an der mecklenburgischen Grenze gelegen, eine Laubhütte aus Birkenreisern, inmitten des Dorfes errichtet. Über den Zweck dieser Hütte erfuhr ich von einer alten Frau folgendes: Am Pfingstheiligabend versammeln sich die Schulkinder am Nachmittage, gehen in den Busch und tragen Birkenreiser zusammen. Aus diesen errichten sie die Pfingsthütte. Am Abend singen sie in ihr fröhliche Lieder. In früheren Jahren bauten auch Knechte und Mägde eine solche Hütte und sangen in ihr Lieder. Die Sitte soll sich, wie mir versichert wurde, auch in andern Dörfern, erhalten 1 x

haben. Die Krienitzer Pfingsthütte war 10 Fuß lang, 6 Fuß breit und 4 Fuß hoch.

Friedrich Wienecke.]

Aus Ludwigsgrund, Kreis Landsberg a. W. Zur Richtigstellung unserer Mitteilung in Nr. 129, betreffend Leichenfund auf dem Wilhelm Zegenhagenschen Grundstück in Ludwigsgrund, teilt uns ein Leser folgendes mit: Bei den Ausschachtungsarbeiten zum Bau eines Stallgebäudes nebst darunter liegendem Keller auf dem Wilhelm Zegenhagenschen Grundstück in Wilhelmsbruch — nicht Ludwigsgrund — stieß man auf ein Hünengrab, welches, aus gewaltigen Steinblöcken hergestellt, eine Breite von ca. 1,25 Meter am Schluss eine Höhe von 1 Meter — dabei 1,50 Meter unter der Erdoberfläche — und eine Länge von ca. 10 Meter aufwies. Die Steinblöcke, an der Innenseite des Grabes glatt, sind in Lehm gelagert und die Lücken durch kleinere Steine mit Lehm fest vermauert. Den Abschluss bildet eine Steinplatte von ca. 2 cbm, welche als Deckel auf dem Grabe ruhte und erst nachdem sie gesprengt, entfernt werden konnte. Unter dem gewaltigen Deckel, auf der Sohle des Grabes in lehmiger Erde, befand sich das Skelett des Hünen in gekrümmter halbkreisförmiger Lage, das Gesicht dem Eingange des Grabes — nach Osten — zugekehrt und links neben dem Kopfe stand eine Urne. Die Gestalt des Hünen scheint unserm größten und stärksten Gardemann gleich zu kommen, denn seine Knochen und besonders der Schädel und der Unterkiefer sind von ganz bedeutender Größe und Stärke. Die Zähne sind, mit Ausnahme von einigen Vorderzähnen, welche wahrscheinlich beim Berühren des Kiefers herausgefallen sind, vollständig und von hervorragender Schönheit. Die Urne ist, da sie nicht sachgemäß gehoben, leider zerbrochen. In dortiger Gegend sind früher schon öfters Hünengräber gefunden worden, sogar in einer Entfernung von 50 Metern fand man vor 40 Jahren ein solches auf dem Nachbargrundstück. (Cüstriner Ztg. vom 8. Juni 1909.).

Märkische Räuberromantik. Als wir auf der Wanderfahrt nach Müncheberg am 19. Juni 1910 in Heidekrug und im Gasthof zum Wilden Mann in hochromantischer Waldeinsamkeit rasteten, erzählte uns unser verehrtes Ausschußmitglied Herr Rektor Monke von dem Raubmörder Masch, der einst dort hauste. Unterm 18. August 1910 wird dem B. L. A. hierzu folgende interessante Mitteilung gebracht.

Der betreffende Kriminalkommissar, der Masch verhaften sollte und damals in Stettin stationierte, ist der später in Berlin angestellte, noch jetzt in Charlottenburg lebende pensionierte Polizeidirektor a. D. Herr von Stutterheim. Ihm war es, wie er selbst berichtet, vergönnt, in dieser Sache die ersten greifbaren Resultate zu erzielen. Er verfolgte den Raubmörder mit dem ihm zugewiesenen Polizeisergeanten Wolff in den verschiedensten Verkleidungen

und hatte die Genugtung, von ihm selbst nach seiner Verhaftung zu hören, daß er vor ihm, der ihm immer auf den Fersen war, die größte Angst gehabt und deshalb das Feld seiner Tätigkeit verlassen habe. Als er den Fuhrmann in der Nähe von Heckelberg auf seinem Wagen erschossen und beraubt hatte, waren ihm die beiden genannten Beamten gefolgt, erfuhren aber in Müncheberg, daß Masch nach Frankfurt a. O. zu gegangen sei, wo ja denn auch seine Verhaftung erfolgte. Unser Artikel hat bei dem alten Beamten eine erklärliche Aufregung hervorgerufen, und es ist ihm dadurch ja wieder die ganze Zeit, wo er mit den Ermittlungen, Haussuchungen und Verhaftungen in dem Soldiner und den angrenzenden Kreisen zu tun hatte, lebendig vor Augen geführt. Durch seine Verhaftungen, besonders die der Familie Masch, und deren Überführung, hatte er die Freude und Genugtung, die bis dahin unschuldig in Untersuchungshaft befindlichen Leute befreit zu sehen.

Aus Wollschow, Kreis Prenzlau. **Fund eines Hünengrabes.** Beim Umpflügen des Ackers fand vor kurzem der hiesige Landwirt Emil Schulz, in der Nähe des sogenannten Fuchsberges ein Hünengrab. Nachdem der Deckstein und die umherliegenden Steine fortgeräumt waren, — die Steine ergaben mehrere Führen — fanden sich in dem Grab zwei Streitäxte, von denen eine ganz vorzüglich erhalten ist, und zwei kleine Urnen; eine von diesen ist leider vollständig zerstört, während die andere noch leidlich erhalten ist. Der Fund ist in den Besitz des Grundherrn, Herrn Bauerhofsbesitzer Albrecht Klempnow, hierselbst übergegangen. (Prenzlauer Ztg. vom 12. April 1908.)

Prähistorisches Nähzeug. Daß die deutschen Frauen des ersten nachchristlichen Jahrhunderts es nicht nur liebten, sich zu schmücken, sondern als tüchtige Hausfrauen auch mit Fleiß und Geschick die Nadel führten, das zeigt eine Anzahl aus jener Zeit stammender Frauengräber, die auf dem Stadtgebiet von Segeberg in Holstein aufgedeckt wurden. Die Urnengräber enthielten nach dem von Frh. Professor J. Mestorf, der Direktorin des Museums Vaterländischer Altertümer in Kiel, erstatteten Bericht über die Erwerbungen des Museums im letzten Halbjahr als Beigaben sämtlich außer dem Schmuck der Verstorbenen auch ihr Nähgerät, zu dem außer Scheere, Messerchen, Pfriemen und Nähnadeln auch ein kleiner Gnidelstein gehörte. Gnidelsteine aus Glas brauchten die Schneider und Näherinnen auf dem Lande noch im vorigen Jahrhundert zum Glätten und Auspressen der Nähte. Die Frauen im Anfang unserer Zeitrechnung bedienten sich dazu der bekannten kleinen natürlichen Flintgebilde in Birnenform oder in der Form eines Füsschens, die an der „Sohle“ noch heute spiegelglatt abgeschliffen erscheinen. (Antiqu. Rundschau 1. 3. 1900.)

Pfeifferhahn, Kreis Crossen a. O. **Hühnengrab**. Gestern wurde auf dem Grundstück der Witwe Emilie Schulze beim Kiefernroden eine altgermanische Grabstätte freigelegt, in der sich 9 Gefäße in verschiedener Größe befanden. Besonders bemerkenswert ist, daß ein Kiefernstock durch eine mächtig große Urne gewachsen war, welche leider bei der Freilegung in Stücke ging; die übrigen Gefäße sind tadellos erhalten. Auf diesem Grundstück sowie in der Gemarkung Pfeifferhahn überhaupt wurden schon vor mehreren Jahren derartige Grabstätten freigelegt. (Cüstriner Oderbl. 3. 12. 1908.)

Zum Gedächtnis der Königin Luise, † zu Hohen-Zieritz 19. Juli 1810.

Luisens Abschied.

Wilhelm, komm an meine Seite,
Nimm den letzten Abschiedskuß!
Schlummernd hör ich ein Geläute,
Welches mich zum Grabe ruft.

Wilhelm, drücke, ach, o drücke
Dich an meine bange Brust,
Nimm von meinen blassen Lippen,
Nimm den letzten Abschiedskuß.

Fromm und treu war mein Bestreben,
Liebevoll dein Weib zu sein,
Bester König, dir zu leben,
Dich in Liebe zu erfreuen.

Aber doch, ganz ohn' Erbarmen,
Droht das Schicksal mir im Tod,
Reißet mich aus deinen Armen,
Bringet dich in Angst und Not.

Sorge nur für meine Kinder,
Nimm sie an dein Vaterherz,
Sie sind Kinder, jung und minder,
Teil mit Ihnen Freud und Schmerz.

Laß sie christlich-fromm erziehen,
Armen immer Gutes tun,
O, dann wird dein Staat einst blühen,
Und auf dir wird Segen ruh'n.

Arme, die ich hier im Leben
Unterstützt mit meiner Hand,
Diesen, Wilhelm, wirst Du geben,
Was ich hab' für sie verwandt.

Meinen Tod, den sie beklagen,
Ist für sie gerechter Schmerz;
Weinend werden sie dir sagen,
Luise hat ein gutes Herz.

Nimm den Vorrat, den ich lasse,
Alles Gold- und Silbergeld,
Gib es in die Armenkasse,
Dazu ist es nur bestellt.

Mache nur, wenn ich erbleiche,
Keinen Aufwand, keine Pracht,
Setze stille meine Leiche
In die dunkle Gruft bei Nacht.

Zu Charlottenburg bereite,
Bester König, mir mein Grab,
An des stillen Schlosses Seite,
Wo ich oft mich dir ergab.

Auf die stille kleine Wiese
Setze mir mein Denkmal hin,
Schreibe drauf: „Hier ruht Luise,
Preußens sel'ge Königin!

Nach einem Diktat meiner Großmama (geb. 1834) aufgeschrieben.

Erna Scharnweber.

Unser emsiges Mitglied Herr Lehrer Robert Scharnweber teilt dies uns im Jahre des Ablebens der unvergeßlichen Königin besonders willkommene Volkslied mit folgender Melodie mit.

Wil-helm komm an meine Sei-te, küm-mern leg-tan Ab-schied-Kuß
 Sör-ge nur für die mei-ne Kin-der, Laß' sie chris-tlich au-fer-zieh'n

Bislang kannten wir in der Brandenburgia aus einem Vortrag u. M. Fr. Elisabeth Lemke: „Die Hohenzollern in neuester Mythenbildung“, Monatsblatt II. Jahrg. 1893/94, S. 212 nur folgende Angaben:

„Immer noch singt das Landvolk (offenbar in verstümmelter Weise und in mancherlei Varianten):

Wilhelm, komm an meine Seite,
Nimm den letzten Abschiedskuß!
Schlumm're sanft und ohn' Geleite,
Das Dich sanft zu Grabe führt!

Sorge nur für meine Kinder,
Laß' sie christlich auferzieh'n!
Ei, das wird Dir Gott belohnen,
Und auf Dir wird Segen ruh'n!

Diesen Vorrat, den ich lasse,
Alles Gold und Silberzeug, —
Nimm! gieb's in die Armenkasse!
— Dazu ist sie ja bereit.

In Charlottenburg bereite,
Liebster Wilhelm, mir mein Grab,
An dem Schloß, der stillen Seite,
Wo ich manchen Kuß Dir gab.

An dem Schloß der kleinen Wiese.
Setze mir mein Denkmal hin!
Schreib' darauf: Hier ruht Luise,
Sel'ge preuß'sche Königin.“

E. Fr.

Die Orgel des Dorfs Schiedlo bei Guben, dessen Abbruch wir ausführlich im Januar-Protokoll von 1909 geschildert, ist ihres Altertums halber vom Städtischen Museum zu Guben, Vorsteher unser Ehrenmitglied Professor Dr. Jentsch, erworben worden.

Groß-Gandern, Kreis West-Sternberg. Einen **Münzenfund** machte in den letzten Tagen hier der Kossät Stein auf seinem Hofe. Beim Abschuppen des Hofes fand man dicht an der Erdoberfläche einen Topf der mit alten Münzen gefüllt war. Die Münzen sind in allen Größen von der Silbermünze bis zur Kupfermünze. Sie stammen wahrscheinlich aus der Zeit vom Großen Kurfürsten bis Friedrich Wilhelm I. Auch scheinen Fünf- und Zweifrankstücke aus der Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich dabei zu sein. An der Stelle wo der Fund gemacht wurde, stand früher eine Schenke, die durch Feuer zerstört worden ist. Hier hatte man jedenfalls das Geld in der Erde unter dem Stroh versteckt. (Cüstriner Oderbl. 3. 12.-1908.)

Fragekasten.

F. M. Das Berliner Stadtbuch, welches verschollen und nach Bremen durch Unachtsamkeit von Berlin verschleppt war, hat der Rat dieser freien und Hansastadt in nobler Weise der Stadt Berlin i. J. 1847 geschenkweise übereignet. E. Fr.

M. M. Über die Säule auf dem Bellealliance-Platz. 3. Aug. 1843 wurde die Siegestsäule auf dem Bellealliance-Platz eingeweiht. Auf einer Granitssäule von 22 Fuß 1 Zoll Höhe steht eine Victoria aus Bronze von Rauch verfertigt. Der Schöpfer des Bauwerkes, insbesondere der Säule, Bauinspektor Cantian, mein hochverehrter Vormund, stürzte wenige Tage vor der Vollendung seines Werkes vom Gerüst hinab und verletzte sich, mit dem untern Teile des Kopfes auf den Rand des Granitbeckens aufschlagend, sehr erheblich. Er erhielt am 3. August 1843 den Titel als Baurat. Die Höhe vom Niveau des Platzes bis zum Haupt der Viktoria, beträgt 60 Fuß.

E. Fr.

M. M. Im Sommer 1843 (Aug. oder Sept.) wurden die zwei Pferdebändiger des Baron Clodt von Jürgensburg aufgestellt. Vgl. „Voss. Z.“ vom 11. August 1843, Nr. 186. Sie erhielten als Geschenke des bei den Berlinern nicht gerade beliebten, selbtherrlichen Zar Nikolaus I. die ironisierenden Beinamen: „Der gehemmte Fortschritt“ und „Der beförderte Rückschritt“.

E. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

Zwei Berliner Schulmänner im achtzehnten Jahrhundert.

Von Friedrich Wienecke

1. Johann Friedrich Hähn.

Johann Friedrich Hähn wurde am 15. August 1710 zu Bayreuth geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und dann die Universität Jena, um Theologie zu studieren. In Jena hatten die Studenten der Theologie, dem pietistischen Geist der Zeit folgend, Schulen für die Kinder der Armen der Stadt eingerichtet, in denen diese unentgeltlich unterrichtet wurden. Hähn schloß sich diesen Bestrebungen an, übernahm den Deutsch- und Rechenunterricht in einer solchen Armenschule und legte hier den Grund zu seinem späteren erfolgreichen pädagogischen Bemühen. Das Lesen wurde, wie damals überall, durch die Buchstabiermethode erlernt. Man prägte die Buchstaben ein, und durch fortgesetztes Buchstabieren gelangten die Kinder endlich nach Jahren zur Lesefertigkeit. Hähn sann darauf, wie man diesen mühseligen, langsamen Weg des Lesenlernens einfacher, kürzer und angenehmer gestalten könne, und kam zu dem Schluß, daß man die Buchstaben — man begann den Leseunterricht mit der Druckschrift — in genetischer Weise einen aus dem andern entwickeln und die Phantasie des Kindes bei der Erfassung zu Hilfe nehmen müsse. Der genetische Weg war folgender: Er ging aus von dem Strich. Der Strich mit dem Punkt darüber hieß *i*; trug der Strich ein spitzes Horn, so hieß der Buchstabe *t*, war das Horn gebogen und nach rechts geneigt *l*, trug der Strich ein Käppchen *k*, stand der Punkt rechts vom Strich *r*, trug das *r* ein Häkchen *x*; durch Verlängerung des Striches nach unten wurden *s* und *f* gewonnen. Zwei Striche, oben verbunden hießen *n*, unten verbunden *u*, oben und unten verbunden und gerundet *o*, oben verbunden

und gerundet, aber unten offen a ; daraus entstanden b, g, v, d usw. Drei Striche, oben verbunden hießen m , die beiden ersten oben, die beiden letzten unten verbunden w . s und β mußten den Kindern unvermittelt eingeprägt werden. Wie gesagt, nahm Hähn auch die Phantasie des Kindes in Anspruch. Durch Erzählungen, Fragen usw. machte er es auf den neu zu erlernenden Buchstaben aufmerksam, erweckte sein Interesse und bot dann das erwartete Neue. Durch diese Art der Behandlung wollte er dem Kinde den Buchstaben „gleichsam als Person zeigen“ und das Abstrakte mit dem Konkreten verbinden. Es wird Hähn stets nachgerühmt, daß er eine ausgezeichnete Gabe besessen habe, mit kleinen Kindern zu plaudern, und sie durch Fragen und Einwürfe zum Gegenstande geführt habe, und es läßt sich wohl denken, daß er auf diesem Wege schneller fortgeschritten und eher zum Ziele gelangt ist. Auch den Rechenunterricht suchte Hähn praktischer zu gestalten. Nach der damals üblichen Weise rechnete der Lehrer mit jedem Kinde einzeln. Er bildete Gruppen und rechnete mit jeder an der Tafel. Die Grundlage des Rechnens war ihm das Zählen. Die Kinder mußten auf- und abwärts mit Überschreiten der Zehner und der Hunderte zählen, und, nachdem sie hierin Sicherheit erlangt hatten, ging er zu den einzelnen Rechenoperationen über. Stets hielt er auf gute Disziplin, und, um sie erfolgreich durchzuführen, beobachtete er, wenn er mit einer Gruppe an der Tafel beschäftigt war, die ihm im Rücken sitzenden Kinder durch ein Hohlglas, das er unbemerkt in der Hand hielt, und das ihm stets ein Bild von ihrem Tun bot.

In Jena kam auch Hähn auf seine später so viel geschmähte Literal-methode. Er berichtet in seiner 1777 erschienenen Schrift „Ausführliche Abhandlung der Literalmethode“:

„Als ich auf der Universität Jena in den Jahren 1733–36 bei dem berühmten Professor Hamberger teils Algebra teil Mathesis hörte, so gewöhnte ich mir nicht nur an, mit den Buchstaben a, b, c und x, y, z bekannte und unbekannte Größen auszudrücken, sondern auch andere Sachen, welche keine Größen waren, teils mit einzelnen Silben, teils mit einzelnen Buchstaben sowohl zum Geschwindeschreiben, als auch zu andern mannigfaltigem Gebrauch zu bemerken. Kurz ich geriet auf das bekannte Abrevieren im Schreiben.“

Er berichtet weiter, daß er dieses verkürzte Schreiben später als Scholastikus im Kloster Berge bei seinen Vorbereitungen zum Unterricht benutzt und auch seinen Schülern mitgeteilt habe. Hähn nannte ursprünglich dies Verfahren „Buchstabenmethode“; der Name „Literal- oder „Tabellar-methode“ stammt aus späterer Zeit, wohl erst aus der Zeit, da Felbiger sie sich zu eigen machte.

Nach Hähns Angaben umfaßte die Literalmethode folgende Tätigkeiten: 1. Das Discourieren oder Erzählen, 2. das Annotieren mit den Anfangsbuchstaben, 3. das Tabellisieren, 4. das Katechisieren und 5. das Repitieren oder Wiederholen. In der Praxis verlief eine Lektion nach der Literalmethode in folgender Weise. Der Lehrer trug den Lernstoff abschnittsweise vor, schrieb das Gebotene mit Stichworten an die Tafel und ließ dann die Anfangsbuchstaben der Stichworte folgen, die von den Schülern notiert werden mußten. Durch Katechisation verschaffte sich der Lehrer die Überzeugung, ob auch die Tabelle in ihren Einzelheiten verstanden worden sei, und übte sie innerhalb und außerhalb der Reihe. Hieran schlossen sich kurze und ernste Ermahnungen. Durch Wiederholen wurde der Schüler im Ablesen der Tabellen geübt und somit der Wissensstoff eingeübt. Die Buchstabenmethode sollte nach Hähns Ansicht zur Unterstützung des Gedächtnisses dienen, den Lernstoff klar und übersichtlich bieten, eine Einprägung und die Wiederholung erleichtern.

Es leuchtet ein, daß zu jener Zeit, in der Lehr- und Lernbücher noch in den Kinderschuhen steckten, und in der das Wort des Lehrers das Wissen des Schülers wurde, diese Buchstabenmethode auch ihre Vorteile hatte. Wenn man später die „Tabelle“ und nicht das „Erarbeiten des Wissens“ als die Hauptsache ansah — von diesem Irrtum ist auch Hähn nicht freizusprechen —, so ist das bedauerlich, und der harte Tadel, den die Methode erfahren hat, ist wohl berechtigt. Der berühmte Berliner Schulmann Friedrich Gedike geht mit der Hähnschen Methode besonders scharf ins Gericht. Er berichtet in seiner Schrift „Einige Gedanken über Übungen im Lesen. Berlin 1785“ über seine in den Berliner Schulen gemachten Erfahrungen, daß man hier unterrichtete: „l heißt darum l, weil der Strich ein Horn trägt, x darum x, weil das r ein Häkchen hat usw.“ Ohne Zweifel ist dies von einem Schüler Hähns geschehen, der das Wesen seiner Methode, die genetische Entwicklung und die Inanspruchnahme der Phantasie des Kindes, garnicht erfaßt, oder den die Bequemlichkeit zu solchem geistlosen, unsinnigen Verfahren geführt hatte. Übrigens ist auch Gedike in seiner Fibel¹⁾, die nach der von ihm erfundenen Wortmethode angelegt ist, dem Hähn gefolgt; gleich wie dieser läßt er den neu zu erlernenden Buchstaben in dem Worte in rotem Druck erscheinen.

Doch folgen wir Hähn auf seinem weiteren Entwicklungsgange. Nachdem Hähn kurze Zeit in Halle studiert und am dortigen Waisenhaus mit gutem Erfolg unterrichtet hatte, übernahm er die Stelle eines Informators im Hause des Herren von Hohenthal. Er weilte mit seinem Zögling auf dem Lande, und die einfache Dorfschule wurde der Ort, in der er in den Mußestunden weitere Erfahrungen sammelte.

¹⁾ Kinderbuch zur ersten Übung im Lesen ohne Abc und Buchstabieren. Berlin 1791 und 1798.

Für Hähns ferneren Lebensgang war seine Bekanntschaft mit dem Abt des Klosters Berge, Steinmetz, von Bedeutung. Steinmetz hatte ihn, als er noch Gymnasiast war, in seiner Stellung als Prediger in Neustadt a. d. Aisch kennen gelernt und berief ihn 1738 zum Scholastikus dieser altberühmten Anstalt. Als solcher hatte Hähn nicht nur den Gymnasialunterricht zu leiten, sondern auch Lehrer für Dorfschulen auszubilden und die Schulen, die dem Kloster gehörten, zu inspizieren. Steinmetz hatte 1736 mit dem Pädagogium ein Seminar verbunden. Es sollten in ihm Handwerksgehilfen und vor allen herrschaftliche Diener zu Lehrern ausgebildet werden. Die Zöglinge des Pädagogiums gehörten vorzugsweise den besser situierten Gesellschaftskreisen an, und es war Sitte, daß man hier mit einem Diener erschien. Diese waren durch ihre Herren nicht sonderlich in Anspruch genommen, und die Langeweile erzeugte oft Mutwillen. Da kam Steinmetz auf die Idee, diese Diener zu Schulmeistern auszubilden, damit sie, wenn ihr Dienst beendet war, in den Dörfern ihrer Herren oder sonst wo Schulstellen übernehmen könnten. Der König Friedrich Wilhelm I. versicherte dem Abt durch Kabinettsorder vom 5. Dezember 1736 seinen Schutz und sein Wohlwollen. Es heißt darin u. a.:

„Wir befohlen Euch in Gnaden, alles Ernstes bemüht zu sein, daß bei Euch jederzeit ein Seminarium von jungen Leuten angetroffen werde, aus welchem man geschickte Schulmeister nehmen könnte. Es müssen solche Subjekte im Lesen, Schreiben und Rechnen, wenigstens was die fünf Spezies betrifft, recht fertig, vor allen Dingen aber imstande sein, der Jugend *prima principia Christianismi* beizubringen.“

In Hähn fand Steinmetz den geeignetesten Leiter und Lehrer für das Seminar. In der „*Agenda Scholastica*, Berlin 1750“ hat Hähn (S. 734—72) die Einrichtung des Seminars, die, wie aus dem Text hervorgeht, sein Werk ist, ausführlich beschrieben. Die Ausbildung der Seminaristen war eine wissenschaftliche, methodische und praktische. Erstere umfaßte die bekannten Elementarfächer: Lesen, Rechnen, Schreiben und Religion. Letztere Disziplin wurde besonders bevorzugt. Die Zöglinge erhielten neben einem ausführlichen Katechismusunterricht eingehende Unterweisung in der Bibelkunde. Für jedes Lernfach mußten sie ein besonderes Heft halten und und darin das erworbene Wissen eintragen. Das geschah nach der Buchstabenmethode, und die nebenstehenden Beispiele mögen zeigen, wie Katechismus (s. Note ¹ Seite 309) und Bibelkunde (s. Note ² Seite 310) getrieben wurden.

O. H. Ordnung des Heils handelt von	G. Von Gott Es kommt vor	D. G. das Dasein Gottes	e. W. einig nach dem Wesen	V. der Vater welcher	W. e. die Welt erschaffen			
		W. G. das Wesen Gottes			M. S. e. die Menschen zur Seligkeit erwählt			
		E. G. die Eigenschaften Gottes			dr. P. dreifach nach den Personen	S. E. g. den Sohn zum Erlöser gesendet		
		Dr. G. die Dreifaltigkeit Gottes			Diese sind	S. der Sohn Dieser		
	M. Vom Menschen Dieser war	Er geriet	E. G. das Ebenbild Gottes	H. G. der heilige Geist welcher	h. heiligt	G. e. S. Gott ein geb. Sohn	G. e. das Gesetz erfüllt St. S. g. die Strafen der Sünden getragen M. G. v. die Menschen mit Gott versöhnt S. e. die Seligkeit erworben	
			St. U. im Stande der Unschuld			W. L. K. war mit Weisheit, Liebe, Kraft erfüllt		J. Ch. Jesus Christus er ist
		in den Stand der Sünden	U. G. H. lebte in Unschuld, Gerechtigkeit, Heiligkeit	V. S. durch Verführung des Satans	A. G. kam zum Abfall von Gott	B. b. der Böse bestraft	H. o. und a. das Heil offenbart u. anbietet	S. r. und e. die Sünder ruft u. erleuchtet
			Er soll kommen				S. T. in Sünde und Tod	
		da sind endlich	E. V. ins Elend und Verderben	St. G. in den Stand der Gnaden	G. M. die Gnadenmittel	E. e. zum Ernst ermuntert	Gl. w. und M. h. den Glauben wirkt und den Menschen heiligt	N. u. T. tr. in Not und Tod tröstet
			M. s. der Mensch soll		G. W. Gnaden Wohltat		I. r. locken und rufen e. erleuchten B. Gl. Buße und Glauben wirken V. S. Vergebung der Sünden erteilen w. w. will in ihm wohnen und wirken e. h. ihn erneuern und heiligen	
Er wird		denn Gott läßt den Sünder	St. H. in den Stand der Herrlichkeit	G. O. Gnaden Ordnung	M. s. der Mensch soll	G. G. w. den Geist Gottes widerstehen	B. u. Gl. S. ohne Buße, Glauben im Sündenleben b. u. bl. beharren und bleiben	
		denn M. u. der Mensch soll nicht		i. T. e. am jüngsten Tage erweckt		H. k. im Himmel kommen		B. t. Buße tun J. gl. an Jesum glauben Gl. L. Glauben und Leben bewahren

E. Ph.	A.	E.	Z. W. { D. H. B.	den Eingang wo:	die Zuschrift der Wunsch darin	{ ein Dank eine Hoffnung eine Bitte
		N.	{ G. P. L. P. Th. Fr. P. Th. L. Ev.	Die Ab- handlung hier ist	eine Nachricht von	{ der Gefangenschaft Pauli die Liebe Pauli gegen die Phil. die Freude Pauli über die Phil. dem Lauf des Evangelii
		E.	{ w. B. e. W. E. L. D. V. L. L.		eine Ermahnung	{ zur Beständigkeit zum evang. Wandel zur Eintracht und Liebe zur Demut zur Vorsichtigkeit zur Liebe gegen die Lehrer
		B.	{ W. u. L. N. L. Er. E. S. A.		ein Bemühen Pauli	{ zu warnen für unlautere Lehrer zu ermun- zur Nachfolge tern zur Eintracht die Sorge der Phil. für die Armen zu rühmen die Freigebigkeit der Phil. gegen die Armen
		B.	{ Gr. W.		den Beschluß wo	{ der Gruß der Wunsch

*) Die beigefügte Tabelle zeigt, wie die Buchstaben behandelt werden sollten.

e b	f	Erkenntnis der Buchstaben	Form	Name	Einteilung	Aus- sprache	Gebrauch	kleine große wie heißt? laute { einfache zusammengesetzte stumme { einfache zusammengesetzte be, ge, de, te, ce, ceha, peha, uvau, ku Silben Wörter	b { a *) c { e d { i f { o g { u h { y k { c l { d m { f n { g p { h q { k r { l s { m z { n	z r x s t q n m l	
	n										{ w. h. m. h.
	e										{ l. { e. z. { e. st. { e. z.
	a										{ b, g, d, t, c. ch, ph, uv, qu s. w.

*) Hähn hatte eine Lesemaschine (besser gesagt Buchstabiermaschine) erfunden. Auf einem Stäbchen standen die Vokale auf den andern die Konsonanten. Je nachdem die Stäbchen gestellt wurden, trat der Konsonant oder Vokal als An- oder Nachlaut auf (s. o.).

II. G.	A. L.	W.	{ d. s. d. N. d. G. n. u. f.	Das II. Gebot	die Aus- legung Luthers	die Worte der Schrift	{ du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen
		G.	{ Gr. w. s. G. f. u. H. l			der Grund des Herzens	{ Wir sollen Gott fürchten und lieben
			{ d. w. b. s. N. n. fl. schw. z. l. od. tr.			das Verbot	{ daß wir bei seinem Namen nicht fluchen schwören zaubern lügen oder trügen
		{ s. d. i. a. N. a. b. l. u. d.	das Gebot			{ sondern denselben in allen Nöten anrufen beten loben und danken	

Die methodischen Anweisungen erstreckten sich auf die Erteilung des Lese-, Rechen-, Schreib- und Katechismusunterrichts; sie waren streng schematisch und für jede Unterrichtseinheit fest bestimmt. Die Buchstabenmethode war das A und O der Ausbildung. Jeder Buchstabe mußte nach Form, Name, Aussprache, Einteilung und Gebrauch behandelt werden. Dem Buchstabieren wurde eine lange Zeit gewidmet, und es ist gewiß mehr als übertrieben, wenn Hähn zu einem Musterbeispiel — das Wort beschauen läßt er zerlegen — 110 Fragen gebraucht und dann erst zum Lesen des Wortes kommt. Über das Lesen selbst wurden den Seminaristen Leseregeln gegeben und ihre Anwendung theoretisch und praktisch gezeigt. (s. Note ³ Seite 310.) Das Rechnen wurde nach Regeln gelehrt und der Seminarist angehalten, den Grund des Verfahrens anzugeben und den Beweis dafür zu erbringen. Wie im Buchstabenunterricht, so mußte auch im Schreibunterricht der Gang der genetischen Entwicklung streng innegehalten werden; das auf dem Seminar angelegte Schreibbuch blieb ein Musterbuch für das spätere Leben. Dem Auswendiglernen wurde in methodischer Hinsicht große Aufmerksamkeit erwiesen. Die Zöglinge empfangen eingehende Belehrungen über seinen Nutzen und über die Art und Weise seiner Handhabung durch den Lehrer. Die Einprägung des Katechismus, (s. Note ⁴ Seite 310) der Sprüche, Bibelstellen und Lieder geschah nach Tabellen, die auch bei der planmäßigen Wiederholung gebraucht wurden. Der Hauptgegenstand der Methodik war die Katechese. Es wurden Fragen wie: Was heißt katechisieren? Wann mag das Katechisieren aufgekommen sein? Welchen Nutzen bringt es? Bei welchen Sachen läßt es sich anwenden? eingehend erörtert, ehe man eine spezielle Anweisung erteilte. Diese erfolgte wieder durch Regeln, die sich auf den Katecheten, den Katechumenen, auf die Art und Weise der Katechese selbst und auf ihre Hilfsmittel (Bücher) bezogen. Der dritte Punkt, die Art und Weise, wie katechisiert werden soll, war der wichtigste. Die Frage danach wird dahin beantwortet: „Man hat hierbei teils auf die Sache selbst, teils auf die Fragen, welche der Katechet an die Katechumenen zu tun hat, teils auf die Antworten der Katechumenen und auf das Verhalten der Katecheten bei solchen Antworten zu sehen.“ Die Sache selbst, d. i. der Stoff, mußte in tabellarische Ordnung gebracht werden; hierin liegt nach Hähns Meinung der Schwerpunkt der Katechese. (s. Note ⁵ Seite 312.) Wenn diese Bedingung erfüllt ist, werden auch die Fragen „deutlich“ und „verständlich“ gegeben und die Antworten „richtig“ und „fertig“ erteilt werden. Letztere bilden dann wieder neue Anknüpfungspunkte für den Lehrer, der bei dieser Gelegenheit auf das Herz der Kinder durch fromme Ermahnungen wirken kann.

Die praktische Ausbildung der Seminaristen war mit der wissenschaftlichen und methodischen eng verbunden. Der Grundsatz des gesamten Seminarunterrichts war: Die Zöglinge so zu unterrichten, wie sie später die Kinder unterrichten sollten. Nach jeder Lehrstunde (s. Note ⁶ Seite 312)

*) Aus der Heilsordnung wird der Stand der Sünden wie folgt behandelt:

Der Stand der Sünden. Wobei	}	der Fall, die übrig gebliebenen Kräfte	}	die Ursache d. Beschaffenheit d. Wichtigkeit die Folgen die Nutzenanwendung.
---	---	---	---	--

Die Katechese verlief folgendermaßen: Was hat man angeschrieben? Den Stand der Sünden. Wovon würde also gehandelt werden? Von dem Stand der Sünden. Gott hat den Menschen gut erschaffen. Wie kam denn nun der Mensch in den Stand der Sünden? Ist etwa der Mensch von Gott abgefallen? Ja, der Mensch ist von Gott abgefallen. Wovon wäre bei dem Stande der Sünde zu reden? Von dem Falle des Menschen. (Jetzt wurde das Wort „der Fall“ angeschrieben.) Da der Mensch von Gott abfiel, fiel er nicht von einer Sünde in die andere? Ja, er fiel von einer Sünde in die andere. Wovon wird also weiter zu handeln sein? Von der Sünde, in welche der Mensch geraten ist. Was soll man also nach dem Fall für ein neues Stück anschreiben? Die Sünde! Wo ist denn das schöne Ebenbild Gottes, das der Mensch gehabt hat, geblieben? Ist dieses etwa verloren gegangen? Ja, der Mensch hat es verloren. So werden ihm wohl wenige Kräfte zu geistlichen guten Dingen übrig geblieben sein? Es sind ihm wenige Kräfte zu geistlichen guten Dingen übrig geblieben. Wovon wird man also zum dritten zu handeln haben? Von den übrig gebliebenen Kräften. Was soll man also an die Tafel anschreiben? Die übrig gebliebenen Kräfte des Menschen etc. (War in dieser Weise die Tabelle vor den Augen der Kinder entstanden, so wurde sie wiederholt.) Es folgten nun weitere Fragen: Wir wollen handeln von dem Fall. Bei dem Fall fragen wir zuerst wonach? Nach der Ursache. Diese ist wer? Nicht Gott. Wer denn? Der Satan und die ersten Menschen. Nach der Ursache des Falls betrachten wir was? Die Beschaffenheit. Hierbei sehen wir worauf? Auf die Versuchung zum Abfall. Wir erwägen was mehr? Den Fall selbst. Was ist bei dem Fall noch zu merken? Die Wichtigkeit. Kommt noch etwas dabei vor? Ja, die Folgen. Was endlich noch? Die Nutzenanwendung. (Waren diese Punkte im einzelnen durchkatechisiert, so folgte wieder Wiedergabe durch Buchstaben und Einprägung.)

*)

Katalogus.

Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend.

6-7	Das Morgengebet. Ein Kapitel aus der Bibel gelesen und erwogen, mit Gebet geschlossen und gesungen.
7-8	Sollten die Seminaristen ihre Sachen zurechte machen, sich auf die Lektion anschicken; einige hatten sonst diese oder jene Bedienung zu besorgen.
8-9	Waren Informationsstunden. — In der Heilsordnung 2 Tg., im Katechismus 2 Tg., in der Bibel 2 Tg.
9-10	Hatten die Seminaristen das Gehörte auf dem Seminar zu wiederholen: die Heilsordnung — den Katechismus — die Bibel.
10-11	Mußten die Seminaristen in der hora canonica zugegen sein und singen.
11-12	War der Seminaristen Tischzeit.
12-1	Konnten die Seminaristen sich Motion machen mit Holzsägen, Holzhacken etc.
1-2	War angesetzt, dass die Seminaristen sich im Schönschreiben auf den Stuben üben sollten.
2-3	Fiel die Schreibstunde des Mittwochs — die übrigen Tage die Methodenstunde — Singstunde.
3-4	Wurde den Seminaristen Klavierstunde. — Wurde das Lesen — das Rechnen beigebracht oder Repitition und Buchstabieren getrieben.
4-5	Sollten die Seminaristen Klavierstunde — Repitition des Buchstabierens und Lesens — das Rechnen repitieren.
5-6	War die Zeit, das, was sie des Tages gelernt, in die Bücher einzutragen.
6-7	Gingen die Seminaristen zu Tische.
7-8	Konnten sie sich Bewegung machen oder sonst was vornehmen.
8-9	Sollten sie alles überhaupt durchgehen, was sie des Tages gelernt.

Abendgebete.

hatten die Seminaristen eine Wiederholungsstunde. Drei oder vier von ihnen traten zusammen, wiederholten die Tabellen, übten sie in und außer der Reihe, trugen sie in Buchstaben und dann mit Worten in das Merkbuch ein. Auch die Katechesen wurden zunächst so behandelt, dann aber in der Klosterschule, welche die Kinder der Dienerschaft besuchten, praktisch erprobt. Später besuchte Hähn mit den Seminaristen die von dem Abt Steinmetz gegründete und unterhaltene Armenschule in der Stadt Magdeburg, die ein älterer Seminarist bzw. Lehrer verwaltete, hielt hier Musterkatachesen und ließ sie von den Zöglingen wiederholen.

Wenn Hähn seine Beschreibung des Seminars mit der Bemerkung schließt: „Man wird hoffentlich aus diesem Wenigen erkennen, daß die Seminaristen viele und gute Gelegenheit gehabt haben, sich im Lehren zu üben“, so wird man ihm beistimmen müssen. Denn aus dem Geist der damaligen Zeit beurteilt, muß man zugeben, daß durch ihn die Lehrerbildung außerordentlich gefördert worden ist.

Dieses Lob gebührt ihm auch als Inspektor der Schulen in den Klosterdörfern. Was Hähn hier fand, war über die Maßen traurig. Die Lehrer wußten nicht mehr, als die Schüler wissen sollten. Er rief sie zusammen, hielt mit ihnen Konferenzen ab und vermittelte ihnen zunächst, so gut es ging, die nötigsten praktischen Handgriffe des Unterrichts. Dann aber versuchte er, sie wie die Seminaristen wissenschaftlich und methodisch weiter zu bilden. Das Ergebnis dieser Konferenzen war „Neu eingerichtetes Abc, Buchstabier- und Lesebüchlein, nach welchem das Lesen auch der zartesten Jugend bald, leicht und gründlich kann beigebracht werden. Nebst dem kleinen Katechismo Lutheri zum ordentlichen und leichten Katechisieren in Frag' und Antwort zerteilet. Zum Gebrauch in Dorfschulen. In Jauer druckt's und verlegt's Heinrich Cristoph Müller. Kloster Berge 15. Augusti 1743.“¹⁾

In dem Vorbericht gibt Hähn einige Regeln zum Lesenlernen: 1. Man fängt von dem Leichtesten an und gehet auf das Schwerere fort. (Punkt, Strich, Verbindung beider etc.) 2. Man prägt die Buchstaben dem Gedächtnis ein. 3. Lernt laute und stumme Buchstaben kennen. 4. Durch Vorsagen bringt man die Silben bei (ba, bi, bo, bu etc.). 5. Katechisiert den Buchstaben 6—8 bis 10mal durch. Es wird die Reihenfolge der Buchstaben, wie einer aus dem andern hervorgeht, gegeben: i j r x c e l t k s ss f ff, n u a ö ä d b p v q g, m w, s, z, ß. Dann folgt das kleine und große Abc, einfache und doppelte Laute, laute und stumme Buchstaben, deutsche und römische Ziffern und Interpunktionszeichen.

¹⁾ Das Büchlein ist jetzt sehr selten geworden; ich habe obigen Nachdruck auf dem Fürstenstein in Schlesien in der Fürstlich Pleß'schen Bibliothek gefunden.

Es wurden dann Regeln über Buchstabieren, Aussprache der Wörter, Abteilen der Wörter und über Interpunktion geboten. Weiter folgen: das 53. Kapitel aus dem Jesaias, das Pfingstkapitel, ein Lied: Anrede Jesu an die Herzen der Kinder (12 Str.) und Antwort der Kinder (12 Str.), der kleine Katechismus Luthers, zum Katechisieren bequem eingerichtet, christliche Fragestücke, der Morgen- und Abendsegens, die Haustafel und aus der Bibel aufgesuchte schwere Wörter zum Buchstabieren. Das ganze Büchlein umfaßt 88 Seiten in Oktavformat; aus ihm ist später das „Berlinische neu eingerichtete Abc-, Buchstabier- und Lesebüchlein“ und das „Lehrbüchlein zu Unterricht der Kinder auf dem Lande“ — beide durch Generallandschulreglement § 20 privilegiert — hervorgegangen, ferner „Von der Einrichtung nützlicher Schulen für die zarteste Jugend, Magdeburg 1744“ und „Fortgesetzte Anmerkungen zur Einrichtung nützlicher Schulen für Kinder, die an Jahren und Wissen weitergekommen sind. Magdeburg 1745.“

Elf Jahre hatte Hähn mit großem Segen im Kloster Berge gewirkt und seinem Namen in der pädagogischen Welt einen guten Ruf verschafft, da folgte er einem Ruf als Feldprediger des Regiments Gensdarmes (Kürassiere Nr. 13) nach Berlin. Es ist ungewiß, ob ihn Streitigkeiten mit dem Abt Steinmetz zu dem Wechsel trieben, oder ob er in Berlin einen weiteren, größeren und glänzenderen Wirkungskreis zu erlangen hoffte; jedenfalls war man an beiden Orten eifrig um seine Person bemüht. Der Abt Steinmetz bat den König in einem Gesuch, Hähns Berufung rückgängig zu machen, und ihm die Nachfolge als Abt zu sichern. Die Berufung aber war Tags zuvor abgesandt, und der Monarch soll geäußert haben: „Es soll mich wundern, ob Hähn Abbé bleiben oder Feldprediger werden wird.“ In Berlin wurde ihm der Leseunterricht bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. übertragen, der mit Sprachschwierigkeiten zu kämpfen hatte und das Lesen schwer erlernte. Hähn löste diese Aufgabe unter Anwendung von Hilfsmitteln, wie Figuren, Ausschnitten, Bildern usw., die damals in der pädagogischen Welt unbekannt waren und deshalb Aufsehen erregten. Der Prinz hat seinem Lehrer stets ein treues Gedenken bewahrt, und seinem Einfluß oder seiner Fürsprache soll er es zu danken haben, daß er nach seiner plötzlichen Entlassung 1771 aus dem Kloster Berge ein im Range gleichstehendes Amt wieder erhielt.

In Berlin wurde Hähn persönlich mit Hecker bekannt, und mit dieser Bekanntschaft beginnt eine neue Epoche seiner Wirksamkeit. In den Mußestunden unterrichtete Hähn in der Realschule, im Seminar und in der großen deutschen Schule und fand auch sonst Gelegenheit, sich mit Heckers Ideen Schöpfungen vertraut zu machen. Daneben war er schriftstellerisch tätig. Es erschienen „Agenda Scholastica oder Vorschläge, Lehr-

arten und Vorteile, welche sowohl überhaupt zur Einrichtung und Erhaltung guter Schulanstalten, als auch besonders zur Beförderung und Erleichterung des Lehrens und Lernen abzielen. Berlin 1750. Zehn Stücke“, „Erläuterung einer in Kupfer gestochenen Vorstellung der römischen Kaiser nebst Anweisung, wie das Nötigste von der Genealogie, Chronologie, Geographie, Heraldik, Numismatik und der eigentlichen Historie der Jugend gründlich, deutlich und vorteilhaft beizubringen. Zum Gebrauch der Realschule in Berlin 1751.“ Das Büchlein bietet eine Kupfertafel mit sämtlichen römischen und römisch-deutschen Kaisern und ist den Prinzen Friedrich Wilhelm und Heinrich gewidmet. In demselben Jahre gab er heraus: „Erläuterung einer in Kupfer gestochenen Vorstellung des brandenburgisch-preußischen Hauses“ usw. und im folgenden: „Kurze Erläuterung einer in Kupfer gestochenen Vorstellung der biblischen Geschichten, nebst Anweisung, wie das Nötigste von biblischen Personen und Altertümern, auch etwas von der Genealogie, Chronologie, Geographie, Heraldik und Numismatik mit der Jugend katechetisch durchzugehen sei. Zum Gebrauch der Realschule in Berlin 1752.“¹⁾ Die Kupfer, 2 Seiten in Folio, bieten 250 biblische Personen, Abbildungen von Geräten, Waffen usw. und zwei Karten (das heil. Land und die Missionsreisen des Paulus); sie wollen die nötigen Erklärungen geben und bezwecken, daß die Bibel mit Nutzen gelesen werde; sie wollen die Behandlung erleichtern, „damit sie nicht mehr mit Ekel und Schwierigkeiten, sondern mit Lust und Ernst gelesen werde.“

1752 schied Hähn aus dem Feldpredigeramte. Die spezielle Veranlassung war, daß er bei der Wahl eines Feldpropstes der Armee übergangen

¹⁾ Über die von Hähn entworfenen biblischen Kupfer urteilt der Feldprediger Töllner, später Professor der Theologie in Frankfurt a. d. O., in einem Briefe vom 2. Juli 1752 an seinen Freund, den Kandidaten Christoph Hermanni in Berlin:

„Ich statue Ihnen für die gütige Übersendung des gebetenen Kupfers den ergebensten Dank ab, und in Einlage erfolgt die Auslage.“

Der Erfinder des Kupfers hat auf einem einzigen Bogen mehr zusammengetragen, als mancher Schriftausleger in einem Folianten deutlich gemacht. Und wenn die Realschule kein anderes Verdienst hat, so muß man ihr dieses lassen, daß sie in leichten und nützlichen Methoden bereits manches geleistet. Da man allenthalben auf Mittel sinnt, der Jugend zu Hilfe zu kommen und auch reichlich in vielen Stücken sowohl in Ansehung der Sprachen als in Ansehung der Historie, der Christologie und anderen Wissenschaften mehrere bereits sehr kurze und brauchbare Wege entdeckt hat. So wundere ich mich über nichts mehr, als daß diese Mittel gleichwohl ungebraucht geblieben und nicht allgemein geworden.

Es muß doch gar sehr an redlichen Leuten mangeln, die es mit der Jugend rechtschaffen meinen, und die kleine Application, die nötig ist, mit seinen Schüler einen andern und leichten Weg zu gehen, als man gegangen, da man Schüler gewesen, sich nicht verdrießen ließen. Man hat die beste Anweisungen, die lateinische, griechische und hebräische Sprache in kurzer Zeit und mit weniger Mühe zu lernen. Wo ist aber die Schule, da man diesen Anweisungen folgt? Der Schlendrian bleibt, und die Methoden geraten wieder ins Vergessen.“

war. Er hatte gehofft, als Feldprediger des Elite-Regiments und als Prinzenenerzieher zu diesem ehrenvollen Posten zu gelangen; aber der König hatte den Philologen Decker ernannt, mit dem Hähn bald in Streit geriet. Das Anerbieten Heckers, sich ganz seinen Schulanstalten zu widmen, kam er freudig nach und trat als Inspektor der Realschule und Pfarr-Adjunkt in den Lehrkörper der schon berühmten Anstalt ein. Die Zeit seiner Amtstätigkeit an der Realschule von 1752—59 ist der Höhepunkt seines Schaffens und Wirkens. Seine Schulprogramme zeigen den Geist der Lehr- und Lernarbeit, der in dieser Anstalt herrschte, seine naturwissenschaftlichen und mathematischen Lernbücher lassen erkennen, in welchem Umfange diese Disziplinen in ihr getrieben wurden und die im Generallandschulreglement § 20 genannten und empfohlenen „Lehrbüchlein zum Unterricht für Kinder auf dem Lande“, „Das neu eingerichtete Buchstabir- und Lesebüchlein“, und der 2. und 3. Teil des „Berlinischen Schulbuchs“ entstammen seiner Feder. Durch sie und durch die Lehrerbildung, die ihm oblag, hat sich Hähn wie einst um das magdeburgische, so um das kurmärkische Schulwesen verdient gemacht.

1759 ernannte ihn der König zum Generalsuperintendenten der Altmark in Stendal. Hähn gründete hier eine Erziehungs- und Schulanstalt für Knaben aus den besser gestellten Gesellschaftskreisen. Über diese Privatanstalt ist wenig bekannt geworden; das einzige Urteil über sie ist kein günstiges; wenn es auch das eines 14 jährigen Knaben ist, so ist es doch nicht als ganz wertlos anzusehen. Der Oberst August Heinrich von Quitzow schreibt in seinen Lebenserinnerungen:

„Mit vierzehn Jahren brachte mich mein Vater nach Stendal. Dort hatte der Generalsuperintendent Hähne eine Pension etabliert. Dieser Mann hatte sich als Direktor der Realschule in Berlin als Schulmann einen sehr übel begründeten Namen erworben. Dieser Mann suchte bloß zu glänzen; er übergab seine Pensionäre an einen Lehrer, bei dem wir wohnten, der gleich anmaßend und scheinheilig war. Die echt religiösen Gesinnungen und Handlungen meines Vaters schützten mich vor Frömmelei und Scheinheiligkeit; aber sie konnten nichts dazu tun, meine wissenschaftliche Bildung zu leiten, und bei aller Begierde, die ich hatte, meine Kenntnisse in jeder Art zu vermehren, verließ ich diese Anstalt, nachdem ich an einem Fieber einige Monate krank gelegen hatte, ohne auch nur den geringsten Nutzen von dem ganz zwecklosen Unterricht gehabt zu haben und ging dem Befehl meines Vaters zufolge ins elterliche Haus zurück.“¹⁾

1762 wurde Hähn zum Nachfolger seines ehemaligen Beförderers Steinmetz zum Abt des Klosters Berge bei Magdeburg gewählt. Steinmetz

¹⁾ S. Julifest 1907 der „Brandenburgia“.

soll selbst ihn dem Konvent des Klosters empfohlen haben, und seinem Vorschlag ist man um so freiwilliger gefolgt, da man von Hähns pädagogischer Tüchtigkeit überzeugt war. Am 7. Oktober trat er sein neues Amt an; aber es war ein dornenvolles und stets von Widerwärtigkeiten erfüllt. Durch den Krieg waren die finanziellen Verhältnisse arg in Verfall geraten; eine große Schuldenlast ruhte auf dem Kloster. Da war Sparsamkeit vor allen Dingen geboten. Hähn übte sie; aber darüber verlor er die eigentliche Aufgabe der Anstalt aus dem Auge. Statt darauf zu sehen, die Schülerzahl zu heben, sah er es gern, daß sie sich verringerte, um sparen zu können, und bot so seinen Feinden einen Angriffspunkt. Dazu kamen Streitigkeiten mit dem Rektor Jonä, der endlich die Anstalt verließ, und dem Lehrerkollegium, und Klagen aller Art drangen zu den Ohren des Königs. Dieser hatte mit anerkennenden Worten in der Ernennungsurkunde vom 8. April 1764 seiner Tätigkeit an der Realschule gedacht; aber er wurde andern Sinnes. Der König wandte nach dem siebenjährigen Kriege dem Schulwesen eine erhöhte Aufmerksamkeit zu und erkundigte sich gelegentlich der Revuen, die er bei Magdeburg abhielt, nach der Entwicklung des Klosters, die ihm in schwarzen Farben gemalt wurde. Der bekannte Oberst Lentulus hatte seine Söhne dem Kloster zur Erziehung überwiesen; da sie sich aber höchst unartig und widerspenstig benahmen, hatte sie Hähn mit dem Bemerkens fortgeschickt, daß sie der Schule nur zum Verderben gereichten. Der Oberst, über diese Maßnahme aufgebracht, sagte dem Könige: „Hähn mag ein guter Ökonom sein; aber um die Schule kümmert er sich wenig. Allenfalls mag er Dorfpriester sein und Betkinder erziehen; aber Kavaliere können dort nicht erzogen werden!“ Diese Klage hatte den gewünschten Erfolg. Der König, dem Hähns pietistische Religionsanschauung bekannt war und dem sie übertrieben pietistisch geschildert wurde, nahm Partei gegen Hähn, und seine Eingenommenheit gegen ihn steigerte sich zum Haß, der in den an den Minister von Münchhausen gerichteten Kabinettsorders deutlich hervortritt. Münchhausen suchte den Monarchen günstig zu stimmen, geriet aber daüber selbst in Ungnade, so daß dem Minister von Zedlitz das geistliche Departement schließlich übertragen wurde. 1767 mußte das Konsistorium die Anstalt revidieren. Die Revision genügte dem König nicht. Eine neue Kommission, bestehend aus dem Oberhofprediger Sack, dem Propst Spalding, dem Regierungsrat Schröder und dem Direktor Sulzer, wurde mit der Untersuchung beauftragt. Das Ergebnis war, daß dem Rektor Kinderling die Leitung der Schule allein übertragen wurde und Hähn nur das Amt des Generalsuperintendenten verblieb.¹⁾ Am 31. Oktober 1769 erließ der Monarch an den Minister von Münchhausen eine Kabinettsorder, in der es heißt:

¹⁾ S. D. Anton Friedrich Büsching. Charakter Friedrich des Großen, Karlsruhe 1789. 2. Auflage.

„Ich vernehme mit Zuverlässigkeit, jedoch zu meinem Befremden, daß die sonst im ziemlichen Flor gestandene Schule zu Kloster Berge bei Magdeburg unter der Aufsicht des jetzigen Abtes in sehr grossen Verfall geraten ist, und ich habe Ursache zu vermuten, daß dieser ein sehr schlechter Schulmann sein und dergleichen Anstalten mit Nutzen vorzustehen nicht Fähigkeit genug besitzen muß. Nun wißt Ihr aus Erfahrung, wie sehr Mir die Aufrechterhaltung und Verbesserung der Schulen, in welchen junge Leute insbesondere zu Meinem und des Vaterlandes Dienst gebildet werden sollen, am Herzen liegt, und wie unangenehm es Mir daher sein müsse, wenn dergleichen große und unter vorigem Abt Steinmetz so blühende Schule in so große Abnahme kommen will. Um deren anderweitem Verfall dennoch zuvorkommen, weiß Ich kein anderes Mittel, als Euch hiermit aufzugeben, den damaligen Abt auf eine gute Art mit einer andern Stelle zu versorgen und dagegen die Direktion dieser Schule einem andern Manne von Wissenschaften und Genie aufzutragen, unter welchem dieselbe eben den Ruf und Glanz wieder erhalte, in welchem selbige unter dem verstorbenen Abt Steinmetz gestanden hat.“

Münchhausen erhielt 5. Februar 1770 Befehl, Hähn durch ein anderes Amt zu versorgen; dieser berichtete, daß kein anderes Amt augenblicklich vorhanden sei, daß aber die Stelle eines Generalsuperintendenten für Ostfriesland bald zur Erledigung kommen müsse, da der Inhaber Lindhammer bereits über 80 Jahre sei. Der König befahl am 10. Juni 1770, nachdem er auf der Revue bei Magdeburg wieder Ungünstiges über den verhaßten Abt gehört hatte: „Er soll einen andern setzen, der dem Pietismo nicht ergeben ist, sonst aber die Jugend zur Tugend und zu nützlichen Gliedern des Staates ohne Kopfhängerei zu bilden fähig ist!“ Als Münchhausen wieder ausweichend antwortete, schrieb er an den Rand: „Der Abt Taugt nichts. Man Mus einen Anderen an seine Stelle setzen. Kein Mensch will jetzo seine Kinder dahin Schicken, weil der Kerel ein pietischer Narr ist!“ Am 13. September fragte der König wieder an und befahl die Suspendierung, die Münchhausen am 14. dem Magdeburger Konsistorium übersandte. Dem Befehl wurde entsprochen und dem Hähn die Verwaltung des Klosters entzogen. Da plötzlich am 15. Januar 1771 erschien ein neuer Befehl an Hähn, binnen 24 Stunden das Kloster zu verlassen, und am 16. in der Frühe fuhr er in aller Stille nach Magdeburg, wo er im Hause seines Freundes, des Advokaten Seelmann, Aufnahme fand und diesen veranlaßte, für ihn sein Recht zu erstreiten.¹⁾ Im folgenden Jahre wurde Hähn zum Generalsuperintendenten von Ostfriesland und zum Ephorus des Gymnasiums in Aurich ernannt. Hier hat er sich hauptsächlich mit der Wiederauflage seiner Schriften beschäftigt. 1777 erschien „Aus-

¹⁾ S. Konrad Philipp Henke. Archiv der neusten Kirchengeschichte. Weimar 1796. II. Bd. S. 156 ff.

führliche Abhandlung von der Literalmethode“, die über Entstehung, Wesen und Wert des eigenartigen Lehrverfahrens Aufschluß gibt. Selbstgefällig erzählt Hähn, wie diese Methode im Auslande z. B. in Österreich und Schlesien durch Felbiger, in England, und in den englischen Kolonien Anhänger gefunden und welche Erfolge er durch sie auch noch in Aurich erreicht habe. Es sind Rückerinnerungen eines Greises an die mit Erfolg gekrönte Mannesarbeit.

Hochbetagt, verschmäht und vergessen starb Hähn am 4. Juni 1789 zu Aurich.

Das Bild, das uns Zeitgenossen von Hähn zeichnen, ist kein schönes. Seine Person hatte etwas Abstoßendes. Er war klein und unansehnlich, hatte schwarzes Haar, sehr dunkle Gesichtsfarbe und schwarze stechende Augen. Im Verkehr war er kalt, abweisend und zurückhaltend. Bei jeder Gelegenheit trug er übertriebene Frömmigkeit zur Schau. Diese Eigenschaften waren auch wohl der Grund des Hasses, mit dem ihm der König begegnete. Durch Eigensinn, Geiz, Rechthaberei und Stolz verfeindete er sich mit seinen Untergebenen, und diese üblen Gewohnheiten führten schließlich seinen Sturz herbei.

Freunde und Feinde rühmen sein umfangreiches Wissen namentlich auf realistischen Gebiete, seine vorzüglichen Lehrgaben und sein Organisations- und Verwaltungstalent.

Seine Literalmethode hat ihn nicht überlebt; sie ist vor ihm zu Grabe gegangen. Wohl aber haben die von ihm verfaßten Schulbücher eine weite Verbreitung gefunden und sich fast fünf Jahrzehnte in den Schulen behauptet. Sein Hauptverdienst ist, daß er der Lehrerbildung praktisch neue Wege gewiesen hat.

2. Johann Friedrich Michaelis.

Der Name Michaelis ist mit der Berliner Kirchen- und Schulgeschichte eng verbunden. Eine Reihe von Trägern dieses Namens haben im Berliner Kirchen- und Schuldienst gestanden, und unter ihnen ist der obengenannte der bedeutendste.

Johann Friedrich Michaelis wurde am 25. November 1762 zu Berlin geboren. Sein Vater war Parochialschullehrer auf der Friedrichstadt und leitete eine von jenen Parochialschulen, die der König Friedrich Wilhelm I. durch Kabinettsorder vom 5. Dezember 1733 gegründet hatte. Michaelis besuchte zunächst die Schule seines Vaters und trat dann in die große deutsche Schule ein, die mit der Realschule organisch verbunden war. Die eigenartige Organisation der Heckerschen Anstalt ermöglichte es ihm, auch an dem Unterricht im Rechnen, Deutschen und in der Geschichte in der Realschule teilzunehmen und sich so eine gute Bildung zu erwerben.

Wohl vorbereitet trat Michaelis 1780 in das mit der Realschule verbundene Landschulmeister- und Küsterseminar ein, um sich dem Lehrerberuf zu widmen. Michaelis gehörte bald zu den besten und bevorzugten Schülern und genoß das Vorrecht der Hausseminaristen. Er hatte nicht nur Unterricht und Unterhalt frei, sondern er trat als Gehilfe bei Vakanzen in den Parochialschulen, der großen deutschen und der Real-Schule ein und erwarb sich hier eine außerordentliche Lehrgeschicklichkeit, von der seine Kollegen und Schüler nicht genug zu rühmen wissen. Im Seminarunterricht war es der Lehrer Werdermann, der auf ihn fördernd einwirkte, und der ihn mit der Geschichte der Methodik im Deutschen bekannt machte. Mit Stolz erzählte dieser seinen Schülern, daß er in jungen Jahren als Leiter der Parochialschule am Rondel¹⁾ Kinder, ohne daß diese buchstabierten, zum Lesen geführt habe. Er war es gewesen, der die Versuche mit der Ventzky'schen Methode gemacht und zum Staunen aller Lehrer Erfolge erzielt hatte. An Wissen konnte der Seminarunterricht dem Michaelis nicht viel bieten, da er Rücksicht auf die übrigen Schüler zu nehmen hatte, die geistig nicht auf gleichem Standpunkt standen. Desto mehr Schätze bot die reichhaltige Bibliothek, die von ihm fleißig benutzt wurde. 1782 verließ Michaelis nach wohlbestandener Prüfung die Anstalt und übernahm auf Wunsch des Propstes Abraham Teller von Köln, der die Prüfung geleitet hatte, eine Parochialschulhalterstelle in der Kölnnischen Vorstadt, jetzt Luisenstadt. Die Aussicht war nicht verlockend. Es bestanden in diesem damals noch schwach bevölkerten Stadtteil 8 konzessionierte Parochial- und 6 Winkelschulen. Im Vertrauen auf Kraft und Geschicklichkeit nahm Michaelis das Anerbieten an, und die verwahrloste Schule blühte unter ihm bald empor. Nach einem Bericht vom Jahre 1788 hatte sie 86 Schüler und Schülerinnen, unter denen viele Armenkinder waren. Die Gegenstände des Unterrichts waren Lesen, Rechnen, Schreiben und Katechismus; kleine Kinder bezahlten wöchentlich 1 Gr., die mittleren 1½ Gr. und die größten 2—3 Gr. Geographie, Geschichte, Naturgeschichte und Französisch wurde extra erteilt und bezahlt; für ein Armenkind zahlte die Stadt wöchentlich ½ Gr. Michaelis war bestrebt, seine Schule zu heben, und daß ihm dies gelungen ist, zeigt ein Prüfungsbericht aus dem Jahre 1800. Am 14. Mai hielt er in dem großen Gartensaale in der Kommandantenstraße unter großem Zudrang des Publikums eine öffentliche Prüfung ab, die äußerst glänzend verlief. Man sieht aus dem Schulplan²⁾, daß seine Schule nicht mehr zu den „niedereren“, sondern zu den „gehobenen“ Parochialschulen gehörte; denn neben Unterricht in den Elementarfächern wird solcher in Geschichte, Erdkunde, Staatskunde, Statistick und Französch erteilt. Die Schule war nicht mehr einklassig, dreistufig, sondern zweiklassig vierstufig, also nach dem Muster der Reckahner Schule organisiert.

¹⁾ Jetzt Belle-Alliance-Platz.

²⁾ Siehe Beilage 1.

Michaelis war auch schriftstellerisch tätig. Eine Reihe von praktischen Schulbüchern sind durch ihn verfaßt worden. 1791 erschien „Berlinisches Rechenbuch für Kinder, junge Leute und Liebhaber des Rechnens“ und im folgenden Jahre eine „Vollständige Anleitung zum Rechnen“, die im Jahre 1801 eine zweite und 1809 eine dritte Auflage erlebte, in der, wohl infolge des Einflusses Pestalozzis, das Kopfrechnen eingehend berücksichtigt wird. Im Jahre 1809 gab er eine „Fibel, oder erste Vorübung zum Lesen und Denken, zum Gebrauch derer, welche nicht durch das Buchstabieren zum Lesen führen wollen“ heraus. Der Lesestoff wird in methodisch geordneten Abschnitten geboten; zur leichteren Auffassung und sicheren Befestigung der Selbst- und Mitlaute sind Bilder beigelegt. Zum richtigen Gebrauch der Fibel erschien im genannten Jahre eine methodische Anweisung „Versuch einer verbesserten Lehrmethode oder die Kunst, das Lesen ohne das Buchstabieren zu erlernen. Eine Anleitung zum Gebrauch der Fibel, oder erste Vorübung zum Lesen und Denken.“ Der Propst von Kölln, Hanstein, fügte dem Büchlein eine Vorrede hinzu, in der er mit anerkennenden Worten der praktischen Tätigkeit Michaelis gedenkt und auf die Zweckmäßigkeit seines Verfahrens hinweist. Michaelis war ein Anhänger der Olivierschen (Lautier-) Methode, vermeidet aber ihre Übertreibungen, insbesondere die komplizierten Vorübungen. Er fordert deutliche Aussprache der Selbstlaute und Andeutung der Mitlaute durch „Lippe und Kehle“. Als wesentliches Mittel zur Erreichung der Lesefertigkeit dient ihm das Auge. Daher ist das Kind auf die Gestalt des Buchstabens aufmerksam zu machen, „so daß es aus dem Bilde die Silbe oder das Wort zu erkennen und zu lesen vermag.“ Die Fibel ist lange Zeit als erstes Hilfsmittel im Lesen in den Berliner Schulen gebraucht worden und hat als „Berliner Fibel“ nach dem Tode des Verfassers wiederholt Auflagen erlebt. 1793 erschien, von Michaelis verfaßt, „Erinnerungen an die deutsche Jugend bei gegenwärtigen kriegerischen Zeiten.“ Die kleine Schrift trägt das Motto: „Fürchtet Gott, ehret den König!“ und fordert im Hinblick auf die gesetzlosen französischen Zustände die deutsche Jugend zur Königstreue, zum Gehorsam gegen die Gesetze des Staates und zur rechten Menschenliebe auf. Seine „kurze Geschichte der Sebastianskirche in Berlin von ihrer Entstehung an bis zur ersten hundertjährigen Jubelfeier derselben, Berlin 1796,“ ist dem Magistrat der Stadt zum Dank für seine Anstellung als Parochialschullehrer gewidmet. Die weiteste Verbreitung fand sein „Lesebuch für Garnisonschulen, das unter dem Titel „Belehrung, Beispiel, Ermunterung. Ein Lesebuch für Preußische Soldatenschulen. Von dem Verfasser der brandenburg-preussischen Regententafel, Berlin 1798“ erschienen. Das Büchlein sollte zur Ergänzung und Belegung des Unterrichts im Deutschen und in der Geschichte dienen. Seitdem die Militärbehörden dem Unterricht der Soldatenkinder eine erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet hatten, waren „Lesebücher

für Soldatenkinderschulen“ in stattlicher Menge erschien. Es werden in ihnen Geschichten von Mut, Tapferkeit, Entschlossenheit, Königstreue, Vaterlandsliebe usw. geboten; aber leider waren die meisten zu dem bestimmten Zweck erdacht, oder es waren solche Beispiele aus der französischen, englischen Geschichte gewählt worden. Sie erreichten, da sie übertrieben, den gestellten Zweck nicht und waren deshalb ungeeignet. Michaelis kam auf die Idee, in dem Büchlein nur wahre, wirklich erlebte Tatsachen unter Nennung des Namens zu bieten. Er besuchte die alten Soldatenfamilien, in denen altpreußische Traditionen gepflegt wurden, und er fand sie insbesondere in den Regimentern No. 1 von Kunheim und No. 25 von Möllendorff. Hier bestanden wirkliche Soldatenfamilien. Es dienten bei diesen Regimentern Großvater, Vater und Sohn, und diese Familien konnten ihren Stammbaum bis auf die Zeiten der Gründung des Regiments zurückführen. Da hatten Sohn und Vater den französischen Feldzug, Vater und Großvater den bayrischen Erbfolgekrieg, und den siebenjährigen Krieg mitgemacht, ja der Großvater wußte von seinem Vater zu erzählen, der bei Turin oder Malplaquet gekämpft hatte. Hier erfuhr Michaelis wirklich erlebte Geschichten, konnte sie mit Namen wiedergeben und so ihre Glaubwürdigkeit verbürgen. Das Lesebuch erregte, weil es von seinesgleichen abwich, die Aufmerksamkeit der Behörden und das Interesse des Königs, der durch Kabinettsorder vom 10. Juli 1798 befahl, die ganze Auflage aufzukaufen und die Bücher dann dem Feldpropst Kletschke zur Verteilung an die Regiments- und Bataillonsschulen überweisen. Das Kabinettschreiben lautete:

„Seine Königliche Majestät von Preußen finden das von dem Schullehrer Johann Friedrich Michaelis zu Berlin unterm 7. d. M. eingereichte Lesebuch für Garnisonschulen ganz zweckmäßig und tragen ihm auf, davon 1200 Exemplare an den Feldprobst Kletschke nach Potsdam abzusenden. Die Kosten für diese 1200 Exemplare aber demnächst allerhöchsten Orts anzuzeigen und deren Anweisung zu gewärtigen. Charlottenburg, den 10. Juli 1798.“

Die Handlungsweise des Königs erregte Aufsehen, und Michaelis Name war mit einem Male bekannt. Die Jahrbücher der preußischen Monarchie, die Denkwürdigkeiten der Mark und andere Zeitschriften, sowie die Tageszeitungen brachten den Wortlaut der Order und wiesen auf die erfolgreiche pädagogische Tätigkeit des Verfassers hin. So schreibt die Vossische Zeitung 1798 Nr. 84:

„Der Herr Verfasser dieser Schrift ist schon durch die mehreren schnell hinter einander gefolgten Auflagen der brandenburg-preußischen Regententafel, des Lesebuchs mit deutscher und ge-

schriebener Schrift¹⁾ und des Berlinischen Rechenbuchs rühmlichst bekannt, sowie er sich auch als praktischer Schulmann verdient gemacht hat. In gegenwärtiger Schrift liefert er den Kindern des Militärstandes eine Sammlung von hundert sorgfältig gewählten Begebenheiten, Taten und Anekdoten vieler zum Teil lebender und namentlich angeführter Personen, welche sowohl an dem siebenjährigen als an den nachfolgenden Kriegen teilnahmen. Man muß gestehen, daß es ihm vorzüglich gelungen ist, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, so daß diese Schrift wohl als Privatlektüre zu Hause, selbst in bürgerlichen Familien, als auch, und zwar vorzüglich, zum Lesebuch in Garnisonsschulen und als angenehme und lehrreiche Unterhaltung des Militärstandes überhaupt mit Recht zu empfehlen ist.“

Am häufigsten ist seine Schrift: „Brandenburg-preußische Regententafel, oder Tabellen, welche die Namen aller Regenten, die Zeit ihrer Regierung wie auch die merkwürdigsten Umstände enthalten, welche sich während ihrer Regierung ereignet haben. Zum Nutzen der die vaterländische Geschichte studierenden Jugend“. In vier Abschnitten werden die Hauptdaten der alten, mittleren, neueren und neuesten Geschichte des brandenburg-preußischen Staates behandelt. Die Arbeit läßt auf ein gründliches Studium und eingehende Kenntnis der vaterländischen Geschichte schließen. Das Buch hat nach dem Tode des Verfassers noch mehrere Auflagen erlebt; 1829 erschien die achte, durch den Leutnant G. F. Rumpf besorgt, und 1836 die zehnte, in der der Inhalt bis zu dem genannten Jahre fortgeführt ist.

Das größte Verdienst hat sich Michaelis durch die Begründung des Seminars für Lehrer an unteren Volksschulen in Städten²⁾ erworben. Mit der Lehrerbildung sah es damals traurig aus. Von den Parochialschullehrern wurde die Ablegung eines Examens gefordert; gleichviel ob sie ein Seminar besucht hatten oder nicht. Die meisten von ihnen waren Zöglinge des 1748 gegründeten kurmärkischen Lehrer- und Küsterseminars. Anders war dies bei den Hilfslehrern. Sie setzten sich aus allen möglichen Berufsklassen zusammen, und ihre Bildungsverhältnisse boten ein recht bunt-scheckiges Bild. Die meisten von ihnen waren Männer, die in ihrem Beruf Schiffbruch gelitten hatten, und die nun, weil sie keinen andern Erwerb ergreifen konnten, Lehrer wurden. Mit Vorliebe bildeten sich die Parochialschulhalter selbst Hilfslehrer aus, indem sie befähigte Knaben zu dem Beruf ermunterten, sie nach der Konfirmation zur Unterstützung behielten und nebenbei weiter bildeten. Aber ein solches Verhältnis blieb, wie wieder-

¹⁾ Das Buch ist mir nicht bekannt; alle Nachforschungen meinerseits danach waren erfolglos.

²⁾ Der Name wird verschieden genannt. Hier ist der in dem Bericht von Michaelis gewählte gegeben.

holte Klagen beweisen, selten ungetrübt und löste sich auf, einmal, weil die Parochialschullehrer den Hilfslehrern zu wenig zahlten und zu viel Arbeit verlangten, zum andern aber, weil letztere die Schwächen ihrer Lehrherren zu sehr kennen lernten und bei zunehmenden Jahren ihre Pflicht nicht mehr pünktlich erfüllten. Der Mangel an geeigneten Hilfslehrern wurde namentlich um die Wende des Jahrhunderts recht fühlbar; die Lebensverhältnisse waren infolge der vielen Kriege bedeutend gestiegen, und daher war der Beruf wegen der geringen Besoldung wenig verlockend. Der Leiter der durch den Minister Freiherrn von Zedlitz 1780 begründeten Normalschule, Dragonerstraße 22, Samuel Ludwig, ein Schüler F. E. v. Rochows, hatte mit seiner Schule ein Seminar¹⁾ verbunden, d. h. er bildete privatim Leute für den Lehrerberuf aus. Aber die Arbeitslast hatte die Arbeitskraft überstiegen; Ludwig war 1798 an Erschöpfung gestorben.

Diesen Gedanken nahm Michaelis 1802 wieder auf. Die von ihm vorgebildeten Lehrer bewährten sich gut, und unter ihnen auch der von der Potsdamer Erwerbschule berufene. Der Hofprediger Pischon in Potsdam, dem die genannte Schule unterstellt war, ermunterte Michaelis, in seinem Bestreben fortzufahren, und dieser zog, da er die Arbeit nicht allein bewältigen konnte, die Lehrer Buge, Köbke und Kupsch zur Mitarbeit heran. Sie verpflichteten sich, junge Leute unentgeltlich für den Lehrerberuf auszubilden und nahmen den von Michaelis hierfür entworfenen Plan an. Von ihrem Vorhaben hörte der Inspektor des Landschulmeister- und Küsterseminars, Herzberg, und bot Michaelis an, die zu errichtende Anstalt mit dem von ihm geleiteten Seminar zu verbinden. Dieser lehnte entschieden ab; denn Herzberg hatte sich den Bitten der Parochialschullehrer um Überlassung von Hilfslehrern stets ablehnend verhalten, und das von ihm geleitete Seminar entsprach bei weitem nicht den Anforderungen der Zeit. Geordnete Jahreskurse gab es nicht; die Zöglinge kamen und wurden nach Bedürfnis entlassen; es war ein Unterrichten ohne Anfang und Ende. Außerdem mußte Michaelis einsehen, daß sein selbstbewußtes Auftreten eine Harmonie mit Herzberg von vornherein ausschließen würde. Der Vorschlag wurde abgelehnt, und das verletzte den Herzberg tief. Als die genannten Lehrer den Plan²⁾ für das Seminar mit einem Gesuch um Erlaubnis zur Eröffnung dem Oberkonsistorium einreichten, wurde letzteres auf Betreiben des Oberkonsistorialrats Hecker, dem das Seminar unterstellt war, abgelehnt. Doch Michaelis gab seine Idee nicht auf. Er wußte, wie günstig man am Hofe über ihn dachte, und trug seine Bitte dem Kabinettsrat Beyme persönlich vor. Dieser sagte ihm, er möge eine Imme-

¹⁾ 1795 hatte der Kantor der Domschule, August Hartung, ein Seminar für reformierte Lehrer mit der genannten Schule verbunden. Außerdem bestand noch ein Seminar für französisch-reformierte Lehrer.

²⁾ Beilage 2.

diateingabe an den König richten und darin die Genehmigung nachsuchen. Das tat Michaelis am 29. Januar 1804; darauf erfolgte folgende Resolution:

„Se. Königl. Majestät von Preußen machen den Parochialschullehrern Michaelis, Buge und Köbke auf ihre Eingabe vom 29. Januar d. J. hierdurch nachrichtlich bekannt, daß, da der von ihnen eingereichte Plan zur Errichtung einer Bildungsanstalt für Schullehrer in den Städten sehr nützlich und ihr Bestreben ihn unentgeltlich zur Ausführung zu bringen sehr lobenswert zu sein scheint, Höchstdieselben den Bericht des Staatsministers von Massow darüber erfordern haben, was der Approbation derselben entgegensteht und nach dessen Eingang das Weitere beschließen.

Berlin, den 2. Februar 1804.

Friedrich Wilhelm.“

Massow begründete seine Ablehnung mit dem Hinweis, daß er die Erweiterung des Seminars plane, daß in Berlin ein Seminar vorhanden und daher die Errichtung eines zweiten überflüssig sei. Der König war anderer Meinung. Am 1. März 1804 erhielt Massow eine Kabinettsorder, in der es am Ende heißt:

„Wenn auch die Erweiterung¹⁾ des schon bestehenden Landschullehrer-Seminarii hieselbst in der von Euch angegebenen Art zustande kommen sollte, es doch nicht immer überflüssig sein wird, auch durch diese Anstalt noch 12 Lehrer mehr auszubilden.

Diesemnach will Ich daher die von den genannten Schullehrern beabsichtigte Anstalt nach dem vorgelegten, dem Zweckgemäß näher und besser zu bestimmenden Plan unsomehr autorisieren lassen, als in keinem Fall eine nachteilige Folge, vielmehr der Vorteil davon abzusehen ist, daß zwischen dem hiesigen Landschullehrer-Seminar und dieser Anstalt ein lobenswürdiger Wettstreit entstehen wird, und befehle Euch daher hierdurch, in Gemäßheit dessen das Weitere zu verfügen.

Ich bin Euer etc.

Berlin, den 1. März 1804.

Friedrich Wilhelm.“

Da auch die Lehrer von diesem Befehl eine Abschrift erhielten, so konnten sie ohne weiteres gleich zur Organisation schreiten. Am 15. März erhielten sie den eingereichten Plan vom Oberkonsistorium mit dem Befehl zurück, die gemachten Ausstellungen zu verbessern und ihn dann wieder einzusenden. Inbezug auf äußere Organisation wurde gefordert, daß ein Direktor an der Spitze stehen sollte, der die Aufsicht führe und den Verkehr mit den Behörden regele. Diesen fanden sie in der Person des Inspektors vom Friedrichs-Werder, Samuel Christian Gottfried Küster, der

¹⁾ 1804 wurde eine zweite Seminarklasse eröffnet.

auch vom Oberkonsistorium bestätigt wurde. Küster entwarf Gesetze für die Seminaristen, eine Instruktion für den Direktor und arbeitete den Plan nach den vom Oberkonsistorium gemachten Vorschlägen durch; am 31. Januar 1805 erfolgte die Bestätigungsurkunde. Die Organisation war im wesentlichen folgende: An der Spitze der Anstalt stand ein Direktor, der unmittelbar der Aufsicht des Oberkonsistoriums unterordnet war, von diesem seine Befehle empfängt und dem er allein Rechenschaft zu geben verpflichtet ist.

Unter diesem stand das Kollegium der Lehrer, die den Titel Vorsteher führten, und deren niemals mehr als fünf sein durften. Beim Abgang des einen wählten sie selbst den neuen Kollegen; der Gewählte bedurfte der Bestätigung des Direktors, der jedoch die Wahl dem Oberkonsistorium anzeigen mußte. Einer von den Lehrern war administrierender Vorsteher. Er hatte die Inspektion über alles, berechnete die kleine Kasse des Instituts, prüfte die aufzunehmenden Seminaristen und führte in der Abwesenheit des Direktors den Vorsitz in den Konferenzen.

Die Zahl der Schüler war auf zwölf bestimmt; außerdem konnten einige Expectanten aufgenommen werden, um durch sie die erledigten Stellen sogleich wieder zu besetzen. Die Schüler mußten wenigstens 18 Jahre und unverheiratet sein und Zeugnisse über bisherige Unbescholtenheit beibringen. Hatten sie Eltern oder einen Vormund, so war deren Einwilligung nötig; waren sie kantonspflichtig, so konnten sie nur gegen Vorzeigung ihres Abschieds oder eines Erlaubnisscheines vom zuständigen Regiment aufgenommen werden. Gefordert wird ferner Lust und Liebe zum Beruf, erforderliche Schulkenntnisse, Talent zum Unterrichten und feste Gesundheit.

Der Zweck des Unterrichts sollte ein doppelter sein: einmal den Seminaristen mit den einem Lehrer an unteren Volksschulen in Städten nötigen Kenntnissen auszustatten und ihn in der Kunst eines zweckmäßigen Vortrags (d. i. Unterrichts) zu üben.

Den wissenschaftlichen Unterricht erhielten die Seminaristen in den Morgenstunden von 6—8, also vor Beginn des Schulunterrichts, und in den Abendstunden von 5—7, also nach dem Schluß desselben. Michaelis übernahm den Unterricht in der Religion, im Deutschen, in der Geschichte und Erdbeschreibung und in der Olivierschen Methode. Buge unterrichtete im Schönschreiben, im Lesen und in der Naturgeschichte, Köbke in der Geographie, Arithmetik und in der Methode des Buchstabierens. Böhme gab Gesang- und Geigenunterricht und Trouillas Unterricht im Handzeichnen. Ein ehemaliger katholischer Lehrer hatte den Unterricht im Französischen übernommen, und der Pestalozzianer Schmidt lehrte das Rechnen nach der Pestalozzischen Methode.

Die praktischen Anweisungen empfangen die Zöglinge in den Schulen der Lehrer, die sie wechselnd vormittags besuchten, zuhörten und selbst

unterrichteten. Der Nachmittag bis zum Unterricht diente der Anfertigung der häuslichen Arbeiten. Monatlich mußten sie ein Thema aus dem Unterrichtsgebiet bearbeiten und dem Direktor einreichen; letzterer hielt mit ihnen alle Vierteljahr ein Privatexamen ab.

Der Unterricht war frei; zur Deckung der notwendigsten Kosten hatte jeder Seminarist bei seiner Aufnahme 1 Tl. zu entrichten.

Das Seminar hat 25 Jahre bestanden, und eine Reihe von tüchtigen Schulmännern ist aus ihm hervorgegangen. Unter ihnen sind einige, deren Namen sprichwörtlich geworden sind: Fr. Wilh. Ludwig Pfeiffer (Leiter der jetzigen 5. Gem. Schule), von dem man sagt: „Nun, du bist auch wohl nicht bei Pfeiffern in die Schule gegangen!“ Bellert, ehemals Leiter der Schule des 3. Artillerie-Regiments, wegen seiner Rechenhefte der „Rechen-Bellert“ genannt. Blenz (Lehrer der Schule des Arnimschen Regiments Nr. 13), der Verfasser des Berliner Spruchbuchs, Breter, der Kantor der 1849 aufgelösten Garnisonschule, ferner Lohsée, Mahling, Brandt u. a. —

Gedenken müssen wir auch der gemeinnützigen Tätigkeit, die Michaelis entfaltet hat. In der Luisenstadt besaß er bei den Bürgern ein unbegrenztes Vertrauen, und es hat wohl damals dort wenige Bürger gegeben, die sich nicht von ihm in Fällen der Not Rat geholt hätten.

Mit Recht weist seine Gemahlin in dem Gesuch, die Mädchenabteilung der Schule ihres Mannes als besondere Mädchenschule fortzuführen zu dürfen, auf die gemeinnützige Tätigkeit ihres Mannes hin, der in den Tagen der Not vieles der Allgemeinheit geopfert habe. Nirgends zeigt sich die Größe des Menschen besser als im Unglück. Das trifft auch bei Michaelis zu. Bei dem Einrücken der Franzosen 1806 in Berlin war auch die Kölnische Vorstadt stark bequartiert worden. Da die staatlichen Behörden, die damals auch die Stadt leiteten, versagten, so war es äußerst schwierig, die Einquartierung geregelt durchzuführen. Klagen auf Klagen häuften sich von seiten der Bewohner, und oft kam es mit den Franzosen zu Unzuträglichkeiten schlimmster Art. Es wurde ein Einquartierungsbureau gebildet, das die Lasten gerecht verteilen, Rat erteilen und die vorkommenden Streitigkeiten schlichten sollte. Diesem Bureau gehörte auch Michaelis an, der bei seinen Mitbürgern im hohen Ansehen stand, und der vermöge seiner Kenntnis der französischen Sprache das Amt eines Dolmetschers und Vermittlers übernehmen konnte. Aber dieses freiwillig übernommene Amt brachte ihm nicht nur sachliche Schwierigkeiten, nein es erfuhr eine Ausdeutung gemeinster Art: des Verrats am Vaterland. In dem Stadtteil hielt sich „dimittierter Leutnant“ von Gloeden auf, der in dem unglücklichen Kriege ein Trainkolonne geführt hatte, von den Franzosen überfallen und beraubt worden war. Dieser eröffnete eine Privatschule und versprach den Eltern mit hochtönenden Worten alles, was sie wünschten. Die Verordnung, daß jede öffentliche Schule von den städtischen

und staatlichen Behörden konzessioniert werden müsse, beachtete er nicht und glaubte als ehemaliger Offizier sich über diese Schranke hinwegsetzen zu können. Die Prediger an der köllnischen Vorstadtkirche, Koblanck und Richter, baten ihn, er möge seine pädagogische Tätigkeit auf Privatunterricht beschränken und als dies nichts fruchtete, wurde die Schule polizeilich geschlossen. Gloeden glaubte, daß Michaelis der Urheber dieses Vorgehens sei, und sein ganzer Haß richtete sich gegen ihn.

Am 25. April 1809 richtete er an den König eine Beschwerde und erhob darin gegen Michaelis die schwersten Beschuldigungen: er habe eine zu große Kinderzahl in der Schule, die er nicht übersehen könne, und deshalb lasse er die kleinen von den größeren unterrichten. Er vernachlässige die Schule ganz, arbeite auf dem französischen Bureau und gebe den Kindern dadurch ein böses Beispiel. Michaelis hatte von den Anschuldigungen Nachricht erhalten und richtete fast gleichzeitig einen Immediatbericht dem Könige ein, in dem er sich gegen die Anschuldigungen verwehrte, den Zweck des Bureaus erklärte und die Handlungsweise des Leutnants von Gloeden kennzeichnete. Der König trug dem Oberkonsistorium die Entscheidung auf, das von den genannten Geistlichen Bericht einforderte. In dem Bericht des Predigers Richter vom 2. Juni 1809 heißt es u. a.:

„Herr Michaelis ist ein sehr brauchbarer und verdienstvoller Schullehrer, der in dem Besitz trefflicher Kenntnisse und einer zweckmäßigen Methode ist, der durch rastlose Tätigkeit in seiner Amtsführung des Guten sehr viel in unserer Gemeinde gestiftet und viele treffliche und nützliche Bürger dem Staate gebildet und erzogen hat. Er ist aber ein Mann von einem sehr lebhaften und feurigen Temperament, bei dem in seinen jungen Jahren, wie man im Sprichwort sagt „alles, was er unternahm, biegen oder brechen mußte“. Dieses traurige Temperament hat ihn allerdings bisweilen in seinem Amtseifer zu weit geführt und ihn zu mancher viel zu strengen Behandlung unartiger und widerspenstiger Kinder verführt. Wenn nun die Eltern solcher zu hart behandelten Kinder zu mir kamen, und klagbar wurden, so habe ich allerdings meine Unzufriedenheit und mein Mißfallen über das Verfahren dem Michaelis zu erkennen gegeben und diesem selbst die Ungebühr seines Verhaltens mit allem Ernst verwiesen und ihn zur Gelindigkeit und Sanftmut ermahnt.

Die Anstalt des Michaelis besteht länger als zwanzig Jahre in dem blühendsten Zustand, und auch noch jetzt hat er die zahlreichste Menge an Schülern und Schülerinnen, welches gewiß nicht der Fall sein würde, wenn der ihm gemachte Vorwurf der Vernachlässigung seiner Schule gegründet wäre.“

Richter bat, den tüchtigen Lehrer in seinen Rechten zu schützen und nicht zu kränken, da er solche Kränkungen nicht verdient habe.

Es erfolgte darauf eine Revision der Schule des Michaelis durch den Oberkonsistorialrat Propst Hanstein, die sehr günstig ausfiel. Der Präsident der kurmärkischen Kammer Sack richtete am 23. Juni 1809 an den Propst folgendes Schreiben:

„Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen. Unsern gnädigen Gruß zuvor! Würdiger und hochgeehrter Rat! Lieber Getreuer. In den über die Visitationen der hiesigen Elementarschulen bei unserem Oberkonsistorio eingegangenen Berichten ist des guten Zustandes darin Eurer Inspektion belegenden Parochialschulen des Johann Friedrich Michaelis, Dresdener Straße 24 und des Lindemann, Grünstraße 34 sehr vorteilhaft gedacht worden, und wir tragen Euch hiermit auf, dem ersteren das besondere Wohlgefallen unsers Oberkonsistoriums über den guten Zustand seiner Schule und über seinen erfolgreichen Eifer, der Jugend nützlich zu sein, zu erkennen zugeben, und dem letztsrem zu eröffnen, daß Unser Oberkonsistorium auf jenem Wege eine sehr gute Meinung von seiner Schule erhalten habe und ihn ermuntern lasse, in seinen Bemühungen fortzufahren.“

Am 16. Juli 1809 wurde die unangenehme Sache endlich beigelegt. In dem Schlußprotokoll heißt es:

„Der Leutnant von Gloeden wird ernstlich verwiesen, daß er solche ungegründete Anzeige Höchsten Orts zu machen sich erdreistet hat und ihm aufgegeben, sich künftig dergleichen falschen, verläumderischen Anzeigen zu enthalten, den Michaelis nicht zu beunruhigen, widrigenfalls der von Gloeden als Denunziant zur Untersuchung gezogen und bestraft werden soll.“

Die Tatsache, daß man ihn, den treuen Patrioten, als Verräter brandmarken wollte, schmerzte Michaelis tief, und wenn auch jeglicher Grund zu solchem Vorwurf fehlte, so ließ dieser doch einen Stachel in seiner Seele zurück.

Über die Familienverhältnisse des Michaelis ist wenig bekannt geworden. Er war seit dem Jahre 1803 verheiratet mit Friederike Bläher und hinterließ außer der Witwe eine Tochter von 3 Jahren.

Michaelis starb auf einer Reise nach Prenzlau am 8. Mai 1810.

In der Berliner Schulgeschichte nimmt Michaelis Name einen ehrenvollen Platz ein, und seine Verdienste um die Bildung des Lehrerstandes durch die Begründung eines Seminars werden unvergessen bleiben. Wie sie von seinen Kollegen und Schülern bewertet wurden, davon mögen die Nachrufe Zeugnis geben.

Die Vossische Zeitung 58. Stück, Dienstag, den 15. Mai 1810, brachte folgenden Nachruf:

„Am 8. d. M. starb zu Prenzlau, wohin er zu einem Besuche gereist war, nach einem kurzen Krankenlager im 48. Jahre seines verdienstvollen Lebens der hiesige Parochialschullehrer und erste Vorsteher des Königlichen Seminars für Bürgerschulen, Herr Johann Friedrich Michaelis. Nur kurz war seine irdische Laufbahn; aber wenn man das Leben nicht nach Jahren sondern nach den Erfolgen einer kraftvollen und gemeinnützigen Tätigkeit wägt, so hat er gewiß lange gelebt. Schon als zwanzigjähriger Jüngling war er fähig, einer Schule mit Einsicht und Würde vorzustehen, und daher umfaßt sein segenvolles Wirken einen Zeitraum von beinahe 28 Jahren. Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern seines Standes; denn er vereinigte mit mannigfaltigen gründlichen Kenntnissen und den seltensten Lehrentalenten einen ganz unermüdlichen Eifer in seiner Sphäre, durch Unterricht, durch Bildung künftiger Lehrer und durch Schriften Gutes zu wirken.

Ein vorzügliches Denkmal seines Ruhmes ist das hiesige zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit gehörende Seminar für Bürgerschulen, an dessen Stiftung er nicht nur den vornehmsten Anteil hatte, sondern dem er auch mit einer fast beispiellosen Tätigkeit alle Stunden, die ihm das krafterschöpfende Tagewerk eines Parochialschullehrers übrig ließ, freudig und ohne den geringsten Anspruch auf Belohnung widmete.

Gewiß werden alle, die jungen Männer, die er in demselben zu Lehrern gebildet hat, sein Andenken mit frommer Dankbarkeit bewahren, und so wird durch sie noch lange sein Geist wohlthätig fortwirken.

Vossische Zeitung 59. Stück, Donnerstag, den 17. Mai 1810:

„Mit dem tiefsten Gefühl der Wehmt und mit einem Herzen voll unauslöschlicher Dankbarkeit zeigen wir allen ehemaligen Mitgliedern des Königlichen Seminars für Bürgerschulen an, daß der erste Vorsteher desselben und Parochialschullehrer, Herr Johann Friedrich Michaelis, am 8. d. M. uns und seinem ganzen gemeinnützigen Wirkungskreise durch den Tod entzogen worden ist. Wir und gewiß alle, die mit unserm zu früh verewigten Lehrer in gleicher Verbindung zu stehen das Glück hatten, werden seine Verdienste niemals vergessen, und der Entschluß, in seine Fußtapfen zu treten, sei das reine Opfer der Dankbarkeit und Liebe, womit wir fortdauernd sein Andenken ehren wollen.

Die Mitglieder des hiesigen Königlichen Seminars für Bürgerschulen.“

Beilage 1.

Lehrplan der Schule
des Parochialschullehrers Johann Friedrich Michaelis, Dresdenerstr. 24.

Es wird unterrichtet in folgenden Gegenständen;

1. Religion und Moral wöchentlich viermal nach biblischen Erzählungen.
2. Landesgesetze wöchentlich einmal nach Funkes Auszug.
3. Erdbeschreibung wöchentlich dreimal. Der Unterricht geht von Berlin aus zu den brandenburgischen Provinzen, wobei das Wichtigste aus fremden Landen berührt wird.
4. Geschichte des Vaterlandes zweimal wöchentlich.
5. Naturgeschichte zweimal wöchentlich, wobei nur Gegenstände des täglichen Lebens betrachtet werden.
6. Naturlehre, um den Aberglauben zu steuern, nach Götzens Allerlei.
7. Brief- und Rechtschreibung und deutsche Sprache nach Heinsius, dreimal wöchentlich.
8. Schönschreiben siebenmal wöchentlich.
9. Rechnen nach Michaelis Rechenbuch.
10. Anfertigung der Rechnungen, alle vierzehn Tage einmal.
11. Lesen, Buchstabieren und Buchstabenkenntnis, so oft als nötig.
12. Französisch viermal wöchentlich nach Heckers Lesebuch I Tl.
13. Singen dreimal wöchentlich.
14. Gesundheitslehre einmal nach Faust und Hufeland.

Durchgenommen war im verflossenen Schuljahre:

A) Biblische Erzählungen:

Von der Schöpfung bis zu Absaloms Ende. Jesu Geburt, seine Leiden und sein Tod.

B) Glaubenslehre:

1. Es ist ein Gott.
2. Gott ist der allervollkommenste Geist.
3. Die Eigenschaften Gottes.
4. Gott ist Schöpfer, Erhalter, Regierer der Welt
5. Gott ist Gesetzgeber.

C) Lebenspflichten oder Sittenlehre.

1. Gegen Gott.
2. Gegen sich selbst.
3. Gegen den Nächsten.

Im Rechtschreiben und der deutschen Sprache:

1. Kenntnis der Redeteile überhaupt.
2. Hauptwörter.
3. Verhältniswörter.
4. Anfertigung der Briefe.
5. Kenntnis der gewöhnlichen Titel.

Rechnen:

1. Zahlenkenntnis.
2. Veränderung der Zahlen Addieren, Multiplizieren, Subtrahieren, Dividieren.

3. Vergleichung der Zahlen (Regel de tri, Gesellschaftsrechnung, Zeit und Terminrechnung, Licitation und Subhastation, Gewinn- und Verlustrechnung, Einländische Wechsel).
4. Brüche.
5. Kopfrechnen. Nur solche Sachen, die im gemeinen bürgerlichen Leben vorkommen.

An Chormelodien sind 25, an Chören und Arien 31 geübt.

Aus Götzens Allerlei sind durchgenommen worden:

1. Wie geht es zu, daß die Weiden regnen?
2. Warum gehen die kleinen Flußfische des Nachts immer stromauf?
3. Was doch das böse Gewissen tut!
4. Recht was Artiges auf den Rosenblättern u. s. w.

(Im ganzen 41 Nummern.)

In der Erdbeschreibung sind sämtliche Provinzen des preußischen Staates, sowie die außerdeutschen Länder Europas durchgenommen worden.

In der vaterländischen Geschichte: Von Albrecht dem Bären bis Friedrich Wilhelm dem Großen.

In der Naturgeschichte sind 33 Arten Garten- und Feldfrüchte besprochen worden.

Außerdem sind zur Übung des Nachdenkens 58 Rätsel aufgegeben worden.

Beilage 2.

Lehrplan des Seminars für Lehrer der Volksschulen in Städten.

Erteilung des Unterrichts.

1. Religion und Übung im Katechisieren.
Der Lehrer geht mit den Zöglingen die Glaubens- und Sittenlehre durch, leget dabei gemeinlich einen Ausspruch der Bibel zugrunde, erklärt jedes dunkle Wort, hebt durch seine Fragen die darin angedeuteten Lehren heraus und katechisiert gerade so, als wenn er kleine Kinder vor sich hätte. Ist dies geschehen, so muß einer der Zöglinge auf eben die Art mit seinen Gefährten katechisieren und dabei immer die Vorstellung festhalten, daß er es mit kleinen Kindern zu tun habe. Hierbei wird stets darauf gesehen, daß ein jeder durch passende Beispiele, womöglich aus der Bibel, seinen Vortrag anschaulich und lebendig zu machen suche. Dieserhalb werden die Seminaristen mit der biblischen Geschichte im Zusammenhang bekannt gemacht und zur richtigen Beurteilung, dessen was daraus und wie es den Kindern vorgetragen werden muß, geleitet.
2. Deutsche Sprache.
Hierbei wird Splittegerbs Sprachlehre zugrunde gelegt.
3. Erdbeschreibung und Geschichte.
Der Lehrer gibt den Seminaristen eine kurze Übersicht der Erde, eine genauere von Europa, eine noch vollständigere von Deutschland und die vollständigste von den preußischen Staaten. Mit dem geographischen wird der Unterricht in der Geschichte verbunden, wobei die vom Herrn Michaelis entworfene Regententafel des brandenburgisch-preußischen Hauses benutzt wird.

4. Rechnen.
Bruchrechnung, Regula quinque, Gesellschafts- und Wechselrechnung stets mit Hinweisung auf die Gründe.
5. Bibellesen.
Die Seminaristen werden Sonnabends angeleitet, die Perikopen mit ihren Schülern dereinst auf eine verständige und fruchtbare Art durchgehen zu können. Zu diesem Ende diktiert ihnen Herr Michaelis an jeden Sonnabend mehrere aus den Evangelien und Episteln herausgezogene Lehren, Ermunterungen, Trostgründe usw.
(Jeder Seminarist muß ein Buch — „Magazin“ — anlegen, worin er alles notiert, was im Seminar durchgenommen wird, und welches ihm die Bibliothek ersetzen soll.)
6. Schönschreiben.
7. Naturgeschichte.
Hauptsächlich Technologisches, auch Giftpflanzen. Auch kann und soll das Gemüt des Kindes durch Umschauung der Natur auf den großen Urheber derselben hingeleitet werden; aber hierzu gehört mehr als fromm klingendes Geschwätz, und daher muß ein Lehrer, der jenes mit glücklichem Erfolge unternehmen will, nicht nur selbst wahrhaft religiöses Gefühl haben, sondern auch richtig beurteilen können, von welchen Gegenständen der Natur sich das Gemüt des Kindes am leichtesten zu Gott erhebt, und wie der Lehrer ihm dabei auf eine ungezwungene Art zu Hilfe kommt.
8. Methodik des ersten Unterrichts im Buchstabieren und Lesen.
9. Das Gemeinnützigste aus der mathematischen Geographie.
10. Erklärung der vornehmsten in der Geometrie vorkommenden Begriffe. Erklärung der vornehmsten geometrischen Punkte, Linien, Figuren.
11. Singen und Geige. Bildung zum Kantor.
12. Handzeichnen.

Studententabelle der Seminaristen.

Std.	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
6-7	Relig. Mich.	Dtsch. Mich.	Natg. Buge	Relig. Mich.	Dtsch. Mich.	Natg. Buge
7-8	Methode Mich.	Gesch. Mich.	Schr. Buge	Erdsch. Mich.	Gesch. Mich.	Schr. Buge
8-12	Hospitieren in der Schule					
5-6	Arith. Köbike	Gesg. Böhme	Zeichn. Trou.	Arth. Köbike	Geige Böhme	Zeichn. Trou.
6-7	Geogr. Köbike	Geige Böhme	Franz. Schm.	Geogr. Köbike	Gesg. Böhme	Franz. Schm.
7-8	Pest. Math. Schmidt			Pest. Math. Schmidt		

Kleine Mitteilungen.

Aus Schloss Trampe, Kreis Ober-Barnim. Als die Brandenburgia am 19. September 1909 dort vom Besitzer, Herrn Grafen v. d. Schulenburg, gastlich aufgenommen wurde, zeigte uns letzterer die kunstvolle altertümliche Truhe, aus welcher der frühere Schankwirt Karl Stoß mittels Einbruchs die kostbaren historischen Familienschmuckstücke entwendete (Monatsblatt XVIII. S. 357). Unterm 24. August 1910 erhalten wir nun folgende Nachricht über das Entweichen des Stoß aus dem Zuchthaus zu Sonnenburg. Seine zahlreichen Straftaten, die er in Berlin und der näheren Umgegend verübte, sind noch in aller Gedächtnis, namentlich der Riesendiebstahl, den er am 21. November 1908 auf Schloß Trampe bei Eberswalde, dem Eigentum des Grafen v. d. Schulenburg, ausführte, wo er für über hunderttausend Mark Juwelen und Silber stahl. Dem Berliner Kriminalkommissar v. Tresckow II gelang es, den gefährlichen Einbrecher in Dresden am 5. Januar 1909 zu ermitteln. Im ganzen wurden ihm über 30 schwere Einbruchsdiebstähle nachgewiesen. Stoß wurde von der Strafkammer des Landgerichts Eberswalde zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt. Auf dem Transport von Dresden nach Berlin war der schwere Verbrecher seinem Transporteur entflohen. Er wurde aber bald dingfest gemacht. Jetzt ist er aus dem Zuchthaus in Sonnenburg bei Küstrin trotz aller Vorsichtsmaßregeln wieder entflohen. Man glaubt daß seine Frau bei der Flucht die Hand im Spiele hatte. Bislang nicht wieder ergriffen.

Andreas Schlüter, ein Danziger? Die „Danziger Neuesten Nachrichten“ berichteten im Februar 1909 über einen interessanten Vortrag, den Baurat Cuny aus Elberfeld im „Westpreußischen Geschichtsverein“ zu Danzig gehalten und in dem er den Nachweis zu führen gesucht hat, daß Andreas Schlüter ein Danziger von Geburt gewesen ist. Nach der allgemeinen Annahme wurde Schlüter 1662 in Hamburg geboren. In den Taufregistern von St. Michael in Hamburg ist auch am 22. Mai 1664 die Taufe von Andreas Schlüter, Sohn des Gerhart Schlüter, vermerkt. Schlüters Vater soll dann nach Danzig übergesiedelt und hier früh gestorben sein. Demgegenüber hat sich indes die lebendige Überlieferung, daß Schlüter in Danzig geboren wurde, erhalten. Auf mehreren Dokumenten wird der Meister ein Danziger genannt, und 1904 hat Prediger Blech in den Gesellenregistern der Maurer, Bildhauer und Steinmetzen unter dem 9. Mai 1656 die Eintragung gefunden: „Andreas Schlüter, Steinhauer, ein Dantziger, auß d' Lehr“. Cuny stellt nun die Hypothese auf, daß dieser Andreas Schlüter kein anderer als der damals 16 jährige Künstler gewesen sei. Zwei Danziger Bauten, darunter einer aus den Jahre 1640, weisen direkt auf den Vater Schlüters hin, der sicher von Hamburg nach Danzig verzogen ist, aber, wie Cuny annimmt, schon lange vor dem Jahre 1662, auf das die Hamburger Eintragung verweist. Cuny hält das Geburtsdatum, das bisher allgemein angenommen wurde, über-

haupt für falsch. 1706, zur Zeit, als sein Sturz in Berlin erfolgte, schreibt Andreas Schlüter, daß er „schon 30 Jahre an großen Bauten beschäftigt sei“. Das konnte ein Sechziger ohne Übertreibung von sich sagen, aber nicht ein Fünfziger. Auch kennt man Schülerarbeiten Schlüters im Pelpliner Dom, ein Epithaphium der beiden Pommerellen Herzöge Sambor und Mestwie, die aus dem Jahre 1675 herrühren. Es ist nicht denkbar, daß diese Arbeiten von einem Dreizehnjährigen geschaffen wurden . . . Cuny gelangt zu dem schon erwähnten Schluß, daß Schlüter mit dem erwähnten Danziger Steinhauer von 1656 identisch, daß sein Vater spätestens 1639 in Danzig eingewandert, daß der Meister selbst 1640 in Danzig geboren und mithin nicht, wie man bisher annahm, als Fünfziger, sondern als 73 jähriger im Jahre 1714 in Petersburg verschieden sei.

Fragekasten.

— Mitteilungen des Herrn Rektor O. Monke, als **Nachtrag für unsere engere Heimat**. (Brandenburgia XVIII, Nr. 4, S. 111.) Wenn jemand sich im Barnim, also auch mit Einschluß Berlins, verletzt hat, so wird das Blut gestillt, indem man die Wunde über Kreuz dreimal bepustet und in den Zwischenräumen raunt:

Heele Kätzken heele,
Morjen is Micheele!

Michel, oder St. Michael, der Sonnenheros heilt alles menschliche Leid. —

K. Wilke.

— „Unsal“ (Brandenburgia XVIII Nr. 4, S. 118). Unsal gilt heut in Oderberg i/M. als Schimpfwort, z. B. in dem Sinn als „du Unsal“ d. i. unseliger, d. h. friedeloser Mensch. In früheren Zeiten waren es Gebannte, die aus der menschlichen Gesellschaft weichen mußten, meistens noch Heiden, da sie dort „gefriedet“ galten. Es haben sich daher in der Nähe von alten Gerichtsstellen „unsälige Orte“ befunden, wo sich die friedelos erklärten aus alter Gewohnheit aufhalten konnten oder friedfertig aufhalten durften bis Austrag ihres Handels durch die Sippe vermittelt des Sühne- oder Wehrgeldes. Es lenkt das auf jene zurückliegenden Zeiten zurück, wo der germanische Götterglauben in dem Wald den Wiedergebärer, Wiederhersteller aller menschlichen Ordnung sah, als an Stelle des Gotteshauses der Wald noch — die Stelle des höchsten Richters, des Landesherrn, des Fürsten — den Gottesfrieden verlieh.

K. Wilke.

— **Schnarrposten**, (Brandenburgia XVIII, Nr. 4, S. 116). Im Niederdeutschen heißt es zutreffender „Knarrposten“ aus der Zeit, wo noch der Stundenwechsel der Nachtwachen mit der „Knarre“ bekannt gegeben ward, weshalb sich auch stellenweis die Nachtwächter anstelle des Horns oder der Flöte, der Knarre als Stundenverkünder bedienen.

Die Nachtwachtposten der Berliner Polizei haben diese alte Sitte übernommen, aber mißbräuchlich statt der „Knarre“ eine „Schnarre“ eingeführt. Um die liebe Weihnachtszeit knarrt das junge Berlin noch heutigentags die Wiedergeburt der neuen Sonne, des Heliands, in unser Gedächtnis, daß wir nicht die heilige Nacht, wo sich dieses Wunder vollzieht, verschlafen sollen. Daher auch die Berliner Weihnachtsknarre bei unserer Jugend beliebt und in hohen Ehren steht. Gott erhalte!

K. Wilke.

M. M. Hausfassaden mit Mosaikpflaster. Es war ungefähr in der Zeit von 1840 bis 1860 hie und da in Berlin gebräuchlich, die Fassaden mit einem Mosaikpflaster zu versehen ganz ähnlich dem Chausseepflaster, welches wir heut noch sehr häufig neben den Bürgersteig-Granitplatten verwendet finden. Nur nahm man dazu mehr gleichgroße Steine aus ein und demselben Material, im übrigen, wie gesagt, den kleinen Trottoirpflastersteinen durchaus gleich. Diese Bekleidung war viel hübscher und dauerhafter als der Abputz mit seinem vergänglichen Wasserfarben- oder Ölfarben-Anstrich. Dieses grobe Mosaikpflaster ersetzte gewissermaßen die Fassaden aus Werkstein, welche viel zu teuer für die damaligen Berliner waren. Diese Verblendung der Fassaden mit Trottoirsteinchen war aber niemals allgemein, d. h. man sah nirgends in ganzen Straßen die Fassaden derartig ausgestattet. Als der Rohziegelbau aufkam, verdrängte er jenen Geschmack vollständig, auch sind wohl infolge der bekannten Neuerungssucht und der baulichen Umwälzungen die meisten dieser Häuser mit Mosaikpflastersteinfassade verschwunden. Ich kenne nur noch ein derartig ausgestattetes Haus, Dorotheenstraße 62, worin ich fast 10 Jahre in den fünfziger und sechziger Jahren v. Jahrh. gewohnt. Die sehr dauerhaft angelegte Fassade ist noch, wie ich vor ein paar Tagen gesehen, unverändert und tadellos erhalten. Unsere Leser werden gebeten auf andere ihnen bekannte Fälle aufmerksam zu machen.

E. Fr.

M. V. Der Weidendamm in Berlin. Von dem Ihrerseits gemeinten Spottlied kenne ich nur die nicht gerade höflichen Reime:

„Ochse, Esel, Osterlamm!

Siehst Du nicht den Weidendamm?“

4 X So habe ich sie als Kind, wo ich in dem zum Bahnhof Friedrichstraße verwendeten Hause des Stadtverordneten Zimmermeister Otto, Friedrichstraße 141b vierzehn Jahre, in der Nähe des Weidendamms, wohnte, ungezählte Male gehört. Was der bestimmte Sinn dieser sicherlich in die Jugendzeit des einst grundlosen ungepflasterten Weidendammes zurückreichenden Reimerei ist, weiß ich nicht. Vielleicht mußten die Kutscher sich an der Ecke der Friedrichstraße und des Weidendammes wegen dessen schlechter Beschaffenheit besonders vorsehen. Ich weiß auch nicht, ob jene Verse nur ein Teil einer größern Strophe oder eines Liedes sind. Vielleicht helfen uns unsere Leser auf die richtige Spur.

E. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

11. (3. ordentliche) Versammlung des XIX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 28. September 1910, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im Brandenburgischen Landeshause, Matthäikirch-Straße 21/22.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XVIII, XX, XXI sowie XXIII bis XXXV her.

A. Allgemeines.

I. Der I. Vorsitzende begrüßt die Anwesenden und teilt das Programm der Sitzungen bis zum Februar 1911 mit.

II. Der Bund deutscher Forscher in Hannover, Bundesleiter Chefredakteur Georg August Grote daselbst, übersendet die Satzungen des Bundes und Exemplare des „Forschers“ und das „Illustrierte Zentralblatt für deutsche Forschung“.

III. Zur Einweihung der neuen Urnenhalle des Vereins für Feuerbestattung E. V., an der Gerichtsstraße 37/38, am Sonntag, den 25. September, war der I. Vorsitzende eingeladen. Derselbe sprach dem Vorstand, der sich der Brandenburgia gegenüber stets zuvorkommend und gefällig erwiesen, deren Glückwunsch zu der Fertigstellung des höchst ansprechenden Gebäudes aus. Es ist die dritte Begräbnisstätte dieser Art, nachdem die Hallen im Treptower Park und zu Friedrichsfelde keinen Raum mehr boten. Ein stattlicher, würdiger Bau. Vom Grün des alten Friedhofs umgeben, sieht man ihn mit seiner ragenden Kuppel schon von ferne. Eine breite Freitreppe führt in die Halle, einen achteckig angelegten Raum, den zwei über einander gelegte Galerien rings umgeben. In grauem Ton ist das Ganze gehalten, und er erhöht den ernsten, mahnenden Eindruck, den die Anlage erweckt. 1200 Urnen vermag sie aufzunehmen. Längs der Galerien und unten in der Krypta reiht sich in dem Mauerwerk Nische an Nische, und schon ist eine stattliche Zahl besetzt. Auch die Aschenreste unseres vor einigen Monaten verstorbenen Mitgliedes, Stadtrats Tourbié, befinden sich hier, und der Berliner Magistrat hatte seine Urne gestern mit frischem Lorbeer umkränzen lassen, der die Inschrift: „In treuem Gedenken“ trug. Viele Hunderte waren zur Feier erschienen und unter diesen die Delegierten aus fast allen Großstädten Deutschlands.

B. Persönliches.

IV. Der I. Beisitzer, Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Otto Reinhardt, bislang Direktor der II. Realschule, ist in den verdienten Ruhestand getreten.

V. Dem I. Vorsitzenden, Geheimrat Friedel, ist in seiner Stellung als Vize-Präsident des Deutschen Seefischerei-Vereins, gelegentlich dessen Jubiläumsfeier die Goldene Ehrenmedaille wegen Förderung der Vereinszwecke verliehen worden. Er gehört zu den Mitbegründern dieser angesehenen, vom allgemeinen Deutschen Fischerei-Verein abgezweigten Vereinigung.

VI. Zu Ehren des I. Vorsitzenden ist der neuangelegte reizende Promenadenweg längs des Ufers der romantischen Löcknitz bei Erkner „Friedel-Weg“ benannt worden. (Vgl. „Tägliche Rundschau“ vom 19. Juni 1910.)

VII. Wir haben leider den Tod von 4 Mitgliedern zu beklagen von Frau Rosa Freifrau von der Linde (Mitglied seit 1900), von Frau Gutsbesitzer Minna Wandelt geb. Busse (Mitglied seit 1904), von Frau Therese Habelmann, unserer Seniorin, die über 80 Jahre alt, die meisten Wanderversammlungen mitmachte, und von Herrn Geheimen Sanitätsrat Dr. Eduard Thorner, tot am 10. d. M. im 69. Lebensjahre, seit 1892 Mitglied, also zur ältesten Reihe gehörig. Mit ihm verliere ich leider einen meiner treuesten Freunde.

Zugleich ist mit ihm ein auf dem Gebiet der Tuberkulose-Behandlung hervorragender Arzt, ein ausgezeichnete medizinischer Schriftsteller und ein edler Menschenfreund, der allen sozialen Bestrebungen lebhaftes Interesse entgegenbrachte, dahingegangen. Eduard Thorner stammte aus einer Arztfamilie; er war am 20. Februar 1842 in Cöpenick geboren, promovierte hier 1867 und ließ sich im folgenden Jahre als Arzt hier nieder; 1889 wurde er Sanitätsrat, 1899 Geh. Sanitätsrat. Dem Verein für innere Medizin gehörte er jahrelang als Vorstandsmitglied an. Namentlich seine literarischen Arbeiten über Fisch- und Muschelgift, über Diphtherie, Karbolsäure-Inhalation bei Stickhusten, über Mikroskopie, Anwendung des Tuberkulins haben berechtigtes Aufsehen gemacht. Die Versammlung erhebt sich zum Gedächtnis ihrer verewigten Mitglieder.

VIII. Die märkische Predigerfamilie Gensichen. Der hiesige Missionsdirektor Dr. theol. Martin Gensichen, ein Vetter des Dichters Dr. Otto Franz Gensichen, hat kürzlich auf dem Missionsfest zu Landsberg an demselben Tage gepredigt, an dem vor zwei Jahrhunderten in derselben Marienkirche sein Urgroßvater Laurentius Gensichen am Trinitatissonntag 1710 als Superintendent und Oberpfarrer eingeführt wurde. Die urkundlich bis 1490 in der Mark Brandenburg nachweisbare und seit 1588 ununterbrochen dem Pfarrerstande angehörende Familie Gensichen

ist von den [bürgerlichen Familien der Mark wohl die älteste. Theodor Fontane schrieb mal darüber: „Im Westen Brandenburgs hatten wir die Gänse (von Putlitz), im Osten die Gensichen. Da ließe sich mal ein hübsches, heitres Gedicht, ein guter Toast draus machen.“ Herr Dr. Gensichen war bekanntlich einige Zeit hindurch Mitglied bei uns.

VIII a. U. M. Herr Buchhändler Köppen hat sich mit unserem Mitgliede, der verw. Frau Oberleutnant Helene Nagel geb. Bucher, am 2. Juli d. J. ehelich verbunden. Wir wünschen den Neuvermählten von Herzen alles Gute für ihren gemeinsamen Lebensweg.

C. Naturkunde und Technik.

IX. Dünenbuch. Werden und Wandern der Dünen. Pflanzen- und Tierleben auf den Dünen. Stuttgart 1910, Verlag von Ferd. Enke. Fünf hervorragende Forscher, zum Teil der Brandenburgia, wie die Herren Solger und Graebner, nahestehende Gelehrte haben sich zu einer lichtvollen Darstellung dieses hochinteressanten, gerade für unsere Heimat bedeutsamen Gegenstandes zusammengefunden. Prof. Dr. F. Solger, der wiederholt bei uns über die alten und neuen, die standfesten und wandernden Dünen gesprochen, behandelt hier geologisch das Werden und Wandern, Herr Prof. Dr. Paul Graebner die Pflanzenwelt, Herr D. J. Thienemann die Wirbeltiere und Herr Dr. P. Speiser die Kerftiere der Dünen. In einem Schlußkapitel wird der künstliche Aufbau der Dünen einerseits und andererseits die Festlegung und Bewaldung der so gefährlichen Wanderdünen sachkundig von Herrn Prof. F. M. Otto Schulze dargestellt.

X. Internationale Vereinbarungen über Weltnaturschutz. Während des 8. internationalen Zoologenkongresses, der im August zu Prag tagte, wurde eine Kommission für Weltnaturschutz eingesetzt. Diese hat folgende Resolution angenommen: Das vorbereitende Komitee für Weltnaturschutz schlägt vor, ein internationales Einvernehmen über den Weltnaturschutz in allen Staaten der Erde zu organisieren. Zu diesem Zweck soll von dem jetzigen Kongreßpräsidenten durch das österreichisch-ungarische Ministerium des Aeußeren und das Kaiserliche Haus an die auswärtigen Ministerien mit der Bitte herangetreten werden, 1. in den betreffenden Staaten die eventuell schon bestehenden Organisationen für den Schutz der Fauna, Flora und der landwirtschaftlich interessanten Gegenden den Naturschutz zu fördern, 2. Delegierte für eine Weltnaturschutzkommission zu ernennen und die Namen dieser Delegierten dem österreichisch-ungarischen Ministerium des Aeußeren mitzuteilen, dem die Einberufung dieser Delegierten zur Konstituierung der definitiven internationalen Weltnaturschutzkommission zu überlassen ist. Das vom 8. internationalen

Zoologenkongreß eingesetzte vorberatende Komitee wird alsdann seine Arbeit als beendet betrachten.

XI. Das Vinetariff zwischen Bansin und Koserow an der Vorpommerschen Küste hat nicht nur die Volksphantasie angeregt und zur Sagenbildung Veranlassung gegeben, sondern auch die Gelehrten vielfach, nicht minder gelegentlich die Brandenburgia beschäftigt. Prof. Dr. Wilhelm Deecke, früher in Greifswald, jetzt in Freiburg-Breisgau glaubte, die auf dem Meeresgrunde ruhenden Felsblöcke als Bauwerke aus der Vorzeit, als Steingräber erklären zu sollen, die beim Absinken der Küste unter den Spiegel der Ostsee geraten seien. Eine Senkung der Küste hat freilich stattgefunden, und in der Periode, die zwischen der Eiszeit und diesem Vorgang liegt, haben offenbar Menschen an solchen Stellen gewohnt, die heute das Meer bedeckt, wie vorgeschichtliche Funde an der Prerowbank beweisen. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß die Blöcke des Vinetariffs Steingräber sind. Die Beobachtungen der Küstenveränderung am nahen Streckelberg führen dagegen zu einer viel einfacheren Erklärung. Die dortige Steilküste wird wie jede andere ihrer Art jahraus, jahrein von den Wellen zernagt, die gleichzeitig das Material mit fortnehmen. Dabei werden die kleineren Geschiebe zerrieben; die größeren Blöcke dagegen bleiben infolge ihres Gewichts da liegen, wo sie bloßgelegt wurden. Die Steilküste reichte früher viel weiter ins Meer hinein, und beim Abbruch der Küste entstand auch das Vinetariff, weil der Geschiebelehm gerade dort überaus reich an Einschlüssen war. Diese Erklärung vertritt Professor Dr. Solger in dem unter IX besprochenen „Dünenbuch.“ Das Volk wird natürlich von seiner altgewohnten Vorstellung nicht lassen und auch ferner in den Vinetafelsen die letzten Spuren der dort untergegangenen Stadt erblicken, die am Ostermorgen aus den Fluten auftaucht und dann wieder versinkt. Der Sage nach ist Vineta die größte Stadt Nordeuropas gewesen, die aber zur Strafe ihren Untergang fand, weil ihre Bewohner ein lasterhaftes Leben führten. Es wird auch erzählt, die Bürger wären einst in Streit geraten, und die eine Partei hätte die Schweden ins Land gerufen, die dann die Stadt ausraubten und bis auf den Grund zerstörten. Die Schweden haben ja in Pommern überhaupt eine überaus lebhaftere Erinnerung zurückgelassen, und wenn in der Winternacht auf Haff oder See die Hartborsten krachend das Eis zersprengen, dann heißt's noch immer: Der Schwede kommt auf Schlitten über die See, um noch die Schätze zu holen, die er im großen Kriege nicht fortschaffen konnte. Ich habe mich angelegentlich mit demselben Problem an Ort und Stelle beschäftigt und freue mich, daß Herr Solger meiner seit Jahrzehnten vertretenen Theorie über die Entstehung und Herkunft der Geschiebeblöcke, welche das Vinetariff bilden, nunmehr ebenfalls beipflichtet. Die Vorstellungen von Vineta oder Jumneta als Stadt knüpfen sich an das alte Wollin oder Julin und die dabei belegene Jomswikingerburg an.

XII. Vogelschutzstätte in der Ostsee auf der Insel Hiddensöe bei Rügen. Der Vorsitzende teilt den interessanten Aufsatz des Dr. F. Schepp, Mitglied des Hauses der Abgeordneten mit, der im „Berl.-Lok.-Anz.“ vom 26. Juli d. J. veröffentlicht ist und unterstützt, auch Namens der Brandenburgia, die wohlbegründeten Vorschläge auf das Wärmste.

XIII. Vorgelegt werden 2 Monatshefte des sich der umsichtigen und eifrigen Pflege unsers 2. Vorsitzenden Geheimrat Uhles, als 1. Vorsitzenden erfreuenden, uns befreundeten Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Die Nr. 13 vom 31. Juli 1910 enthält einen vortrefflichen Aufsatz von Paulus Schiemenz: Naturgeschichte und praktische Bedeutung des Aales, Nr. 14 von Dr. K. Friederichs S. 201—208 eine nahezu vollzählige Darstellung: „Ueber die Verbreitung der Sumpfschildkröte (*Emys orbicularis* L.) in der Provinz Brandenburg und in Mecklenburg-Strelitz.“

Zur Vervollständigung bitte ich dringend mir alle neuen Funde und Fundstätten der Sumpfschildkröte innerhalb der Provinz Brandenburg mitzuteilen.

XIV. Heft IV der von unserm Ehrenmitglied Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Conwentz herausgegebenen Beiträge zur Naturdenkmalpflege mit reichem Inhalt wird vorgelegt; für Brandenburg nichts neues darin.

XV. Über fossile Bison-Schädel. Beitrag zur Kenntnis der fossilen Bisonarten. Von M. Hilzheimer. (Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin Nr. 4, 1910, S. 136—146). Für die Palaeontologie unserer Heimat hochbedeutend. Hilzheimer bildet 9 Schädel ab, die recht verschieden sind. Die 2 Schädel fragmente des Märk. Museums aus dem zwischeneiszeitlichen Torfmoor von Klinge bei Kottbus sind von den diluvialen Sandformen aus Rixdorf im Kgl. Palaeont. Museum recht verschieden. Aber wenn wir auch über die Gliederung des norddeutschen Diluviums durchaus noch nicht klar sehen, so ist doch schon sicher: Klinge und Rixdorf sind nicht gleichalterig. Von letzterer Stelle bildet Hilzheimer 2 *Bison priscus* Boj. ab, desgl. 2 Wisente von Klinge, die er *Bison uriformis* Hilzheimer benennt. Ähnliche *Bison priscus*-Hörner, wie die 2 letzteren, die sich gleich vom Ursprung nach oben richten, mit schwacher Drehung um die eigene Axe, so daß die Spitzen noch stärker nach aufwärts zeigen, hat Hilzheimer unter zahlreichen Fundstücken aus Südwest-Deutschland niemals gesehen. Dagegen hat das Rixdorfer Exemplar große Ähnlichkeit mit einem im Kgl. Museum befindlichen Schädel von *Bison priscus* aus Steinheim an der Mur. Umgekehrt zeigen 2 andere einzelne Hornzapfen des Märk. Museums Kat. VIII, 232a (Charlottenburg) den *Priscus*-Typus. Das andere Stück (Kat. I, Nr. 7341) wurde bei Görzdorf am Wolziger See im diluvialen Kies zusammen mit *Rhinoceros mercki* gefunden. Darin liegt die besondere Bedeutung. Einen ganz andern, besondern Typus zeigt Fig. 6 aus dem

von Hilzheimer aufgestellten Formenkreis des *Bison primitivus* aus Wologda in Rußland, Kgl. Museum. Mit ganz anderer Stirnbildung. Ferner wird abgebildet vom Wilni-Fluß von Hilzheimer ein Stier *Bison europaeus lenensis* genannt. Also haben in Norddeutschland mindestens 3 Wisente gelebt: *B. priscus*, *B. europaeus* und *B. uriformis*, *B. priscus*, der Zeitgenosse des *Rhinoceros mercki*, ist eine Form, die, nach Hilzheimer, auf Beziehungen nach Südwestdeutschland deutet, während *B. europaeus* seinen nächsten Verwandten in *B. europaeus-sibiricus* hat. *B. uriformis* ist vorläufig mit Sicherheit nur aus Norddeutschland bekannt, und es ist nicht ausgeschlossen, daß er ein Bastard ist, entstanden wo *B. priscus* und *B. europaeus-sibiricus* zusammentrafen.

XVI. Von Herrn Dr. Hans Menzel, Kgl. Bezirksgeologen in Nikolassee lege ich mehrere beachtenswerte geologische und palaeontologische kleinere Schriften vor:

a) „Märkische Landschaft. Ein Bild der geologischen Entwicklungsgeschichte und des geologischen Aufbaues der Umgegend von Berlin“. (Sonderabdruck „Aus der Natur“, Jahrgang 1909/10. Gedrängtes, aber allgemeinverständliches Bild).

b) „Über interglaziale, paludinenführende Ablagerungen von Phöben bei Werder (Mark).“ Von der bekannten Kiesschicht mit *Valvata*, *Bithynia*, *Unio*, *Pisidium* und *Paludina*, aus der ich schon 1870 einen Mammutzahn, gegenwärtig im Kantonalmuseum zu Neuenburg-Schweiz erhielt. Darin Schädel vom Riesenhirsch (*Cervus euryceros*) sowie zwei fast vollständige Gerippe derselben Hirschart, daneben einzelne Knochen von *Rhinoceros*, *Equus*, *Elephas* und Hecht, auch Pflanzenreste, insbesondere *Potamogeton* und *Chara*-Früchte. Der Horizont entspricht wahrscheinlich dem von Motzen bei Mittenwalde. Etwa + 25 m über NN, während die bekannte Rixdorfer Paludinenbank — 10 m unter NN liegt. Soweit Herr F. Soenderop. Spezieller über die Phöbener Konchylien verbreitet sich Herr H. Menzel. Die Paludinen der Schicht mit den Säugerresten ist nicht etwa die für Rixdorf, Alt-Geltow, Baumgartenbrück, Paulsborn, Kreuzberg etc. maßgebende Leitfossilschnecke *Paludina diluviana* Kunth, sondern eine neue *Paludina*. Zwischenglied zwischen den bei uns noch lebenden, gedeckelten Schlamm-schnecken *Paludina vivipara* (*Vivipara vera* v. Frauenf.) und *Vivipara fasciata* Müller. *Paludina vivipara* hat bedeutend rundere Windungen und tiefere Nähte. *P. fasciata* ist schlanker. *P. diluviana*, die sich mit ihrer breiten Form var. *crassa* Neum. an ausnehmend schlanke Exemplare der *P. fasciata* anschließt, aber doch noch flachere Nähte hat, kommt zum Vergleich gar nicht in Betracht. *Neritina fluviatilis* und *Lithoglyphus naticoides* sonst vergesellschaftet mit *P. diluviana* fehlen bei Phöben. Von Landschnecken findet sich bei Phöben *Succinea Schumacheri*, die charakteristische Form für glaziale Ablagerungen südöstlicherer Gegenden. Riesenhirsch, Nashorn und

Mammut weisen in dem Phöbener Interglazial auf mehr nördliche Formen, während die bekannten Berliner Paludinenbänke bisher das Gegenteil gezeigt haben. Danach hätten wir in unserer weiteren Umgebung zwei verschiedene Paludina-führende zwischen-eiszeitliche Horizonte. An Landschnecken kamen bei Phöben noch Hyalinen vor. (Da die Funde von Landkonchylien aus dem Interglazial bei uns selten sind, darf ich wohl daran erinnern, daß ich der Erste war, der vor Jahren die kleine Landschnecke *Helix pulchella* Müller in dem Diluvialmergel von Alt-Geltow auffand). Vgl. Monatsberichte der D. geolog. Ges., Bd. 61, Jahrg. 1909, Nr. 2.

c. Die geologischen Verhältnisse des Spreewaldes. (Zeitschr. f. Ethnol., Heft 5, Berlin 1909). Der (eigentliche oder Ober-) Spreewald ist geologisch ein Teil des sog. Glogau-Baruther Urstromtales, eines der gewaltigen, das ganze nördliche Deutschland von der russischen Grenze bis zur Nord- und Ostsee in ost-südostwestnordwestlichen Richtung durchziehenden Talzüge, in denen die Schmelzwasser der letzten Vereisung und die Wassermassen der von Süden kommenden Flüsse ihren Weg nach Westen ins offene Meer suchten. Das Glogau-Baruther Tal trifft bei Kottbus auf das Spreetal und verläßt dasselbe hinter Lübben, um über Baruth, Luckenwalde und Genthin in das heutige Elbtal einzumünden. Südlich und nördlich wird der Spreewald von diluvialen Hochflächen begrenzt.

d. Klimaänderungen und Binnen-Mollusken im nördlichen Deutschland seit der letzten Eiszeit. (Sonderabdruck aus der Zeitschr. der D. Geolog. Ges., Bd. 62, Jahrg. 1910, Heft 2). Außer einem Literaturverzeichnis und der Wertung der Binnenmollusken zur Beurteilung beschäftigt sich diese für unsere Heimatkunde bedeutsame Schrift mit drei Kapiteln: 1. die fossilführenden Ablagerungen der letzten Glazial- und der Postglazialzeit im nördlichen Deutschland; 2. die mittel- und nord-europäischen Binnenmollusken nach ihrer heutigen Verbreitung; 3. die Gliederung der Spät- und Postglazialzeit im nördlichen Deutschland auf Grund der Binnenmollusken. — Da ich mich mit den Binnenmollusken Deutschlands seit meiner Jugend beschäftigt, und vieles über die rezenten, einiges auch über die zwischen- und nacheiszeitlichen Konchylien publiziert habe, so halte ich mich zu dem Urteil, daß diese Schrift für die Beurteilung des Tierlebens seit der letzten Vereisung, für die Würdigung der Klimaveränderungen und deren Einflusses auf den Menschen von großer Wichtigkeit ist, als berechtigt.

XVII. Aus der Taubach-Abteilung des Städtischen Museums zu Weimar lege ich den von Herrn Geheimen Medizinalrat Dr. L. Pfeiffer verfaßten Führer durch die Steinzeit-Technik, welcher soeben, mit vielen Bildern ausgestattet, erschienen ist, vor. Er umfaßt in lehrreicher Weise die Feuersteinbearbeitung, das Korbflechten, das Zerlegen der Jagd- und Schlachttiere, die Fellbearbeitung, die Knochen- und

Holzbearbeitung. Ich begnüge mich mit dieser Aufzählung, da ich in der Sitzung vom 30. März d. J. S. 223—226 ausführlich über ähnliche Publikationen desselben Verfassers, insbesondere auch über die Wichtigkeit der Lagerungsverhältnisse von Taubach und Ehringsdorf für unsere heimatliche Chronologie berichtet habe. Vergl. auch meine Angaben im Monatsblatt XVIII, S. 9. Herr Kustos Möller, der mit größter Sorgfalt das Aufstellen und Vorbereiten der Fundsachen leitet, verehrte mir die herungereicherte Photographie eines im Museum prachtvoll aufgestellten Hockergrabes, hockendes Skelett mit mehreren Urnen, Steingerät und Tierknochen von Kalbsrieth bei Artern.

Eine andere Publikation desselben Museums liegt Ihnen ebenfalls vor. O. Schmidt (†): „Die Sammlung von Typen fossiler und rezenter Land- und Süßwasser-Konchylien aus der Gegend von Weimar.“ Die meisten der fossilen Arten aus dem Pleistozän kommen noch lebend in der Gegend vor. Von Landkonchylien fehlen an Landschnecken *Zonites verticillus* Fér.; *Patula solaris* Mke.; *Helix Canthensis* Beyr.; *Helix Tonnensis* Sdbg.

XVIII. Der Bericht der Zentralkommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, erstattet für 1909 vom derzeitigen Vorsitzenden, Geheimrath Dr. F. G. Hahn (Berlin 1909) erwähnt, wie Sie S. 71 ersehen wollen, lobend die von mir und Robert Mielke (der Bericht sagt irrtümlich: Joh. Mielke) herausgegebene Landeskunde der Provinz Brandenburg, Band I.

D. Kulturgeschichte.

XIX. Unser korresp. Mitglied Dr. Weineck zu Roda bei Jena übersendet nachfolgendes für den Sitzungsbericht.

Einige Gründe philosophischer Art gegen die Abstammung des Menschen vom Affen.

1. Allgemein wird jetzt angenommen, daß die Menschen auf der ganzen Erde ihren Ursprung, wenn auch nicht von einem Paare, so doch von einigen wenigen über einen beschränkten Raum verstreuten Paaren genommen haben, mag man ihre Urheimat mit den älteren Gelehrten nach Zentralasien oder mit den neueren Forschern in das Rhonebecken verlegen. Zugegeben, daß in der geeigneten klimatischen Periode der Urzeit die jetzt in den Tropen des alten Kontinents so weit verbreiteten anthropoiden Affen schon gelebt haben, so wäre es doch überaus wunderbar, daß nur an einem Punkte und nur einmal oder allenfalls an einigen wenigen Stellen sich ein Paar derselben oder einige wenige zu Menschen entwickelt haben sollten und gerade auch je ein zusammenlebendes männliches und weibliches Individuum, und die ungeheure Mehrzahl nicht.

2. Und, was damit zusammenhängt, nicht weniger zu verwundern wäre es, daß seitdem diese Entwicklung der sogen. Menschenaffen aufgehört hätte und gänzlich abgebrochen wäre, daß seit Jahrhunderttausenden Gorilla, Schimpanse, Orangutan und Gibbon „auf den toten Strang geraten sind und, obwohl sie unter Menschen leben und deren Beispiel sehen, Affen bleiben“ (Friedel), ja daß selbst aus dem famosen *Pithecanthropus erectus*, dieser übel zusammengebrochenen Stütze jenes Irrglaubens, dessen Gleichzeitigkeit mit dem Diluvialmenschen übrigens geologisch widerlegt ist, kein richtiger Mensch hat werden wollen.

3. Wenn jene Abstammung und so nahe Verwandtschaft wirklich stattfände, so müßte doch auch eine wirkliche Verständigung zwischen dem Menschen und den höchst entwickelten Affen, seinen Vettern von der älteren Linie, beiderseitig möglich sein, nicht nur ein allgemeines Verständnis des Ausdrucks der Gefühle und des Begehrens oder einzelner in gleicher Weise immer wieder an die Tiere gerichteter und von bezeichnenden Mienen und Gebärden begleiteter Worte, sondern eine gegenseitige deutliche Mitteilung der Gedanken, also durch die Sprache, dies besondere Mittel für den Gedankenaustausch. Alle Menschen ohne Ausnahme können sich durch dieselbe verständigen; auch die auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Völker lernen die Sprache der höchstkultivierten verstehen und gebrauchen, und zwar vollkommen, wenn sie lange genug in deren Lehre sind, und umgekehrt können diese sich mit jenen sehr bald in ihrer Sprache verständigen und darin auch noch unbekanntere Vorstellungen und abstrakte Begriffe durch Weiterbildung ihrer Sprache beibringen, wie das besonders die Tätigkeit der Missionare zeigt. Noch niemals aber hat auch der höchstentwickelte Affe mit den Menschen sprechen gelernt. Die Sprache ist eben ein spezifisch menschliches Verständigungsmittel als das feinste Organ des menschlichen Geistes.

4. Dazu kommt endlich und vornehmlich (Eucken) die selbstbewußte und sich selbstbestimmende, freie Persönlichkeit des Menschen, die nicht ausschließlich unter der naturnotwendigen Kausalität des Trieblebens und der Außenwelt steht, wie der Monismus konsequenter Weise will, sondern nach frei gewählten Zwecken handelt und bei sich gleichbleibenden Anlagen auf stete Vervollkommnung des Individuums wie der Rasse angelegt und gerichtet ist, was sich in der stets fortschreitenden Kultur der Menschheit und der einzelnen, auch der rohesten Völker zeigt und im Individuum über die hier mögliche Stufe hinausweist. Sie fehlt trotz z. T. hochentwickelten Verstandes und Gemütes den Tieren entschieden. Nimmt man zu diesen rein aus dem Denken sich ergebenden Gründen noch die naturwissenschaftlichen hinzu, z. B. den vom Herrn Geh. Reg.-Rat Friedel kürzlich erst hervorgehobenen, daß die bei allen Affen vorspringenden Eckzähne auch den rohesten Diluvialmenschen fehlen, so ist die prinzipielle Scheidung zwischen Menschen und Affen nicht abzuweisen, und der Mensch

erscheint, wie Reinke nach Branca es treffend ausdrückt (Naturw. Vorträge Heft 4 S. 23), „als gleichsam ahnenloses Wesen auf unserm Planeten“, selbstverständlich, weil etwas nur aus gleichartigem hervorgehen kann. Da man nun bei dem heutigen Stand der Wissenschaft auch für den Menschen die Tatsache der Entwicklung, vielleicht von einer Urzelle aus, zugeben muß, so bleibt nur übrig im Gegensatz zur monistischen Konstruktion dualistisch anzunehmen, daß bei dem Uranfang des Menschen vom Schöpfer zugleich mit dem Materiellen nicht nur ein Supramaterielles, sondern ein spezifisch Menschliches als Keim gesetzt ist (Reinke), woraus sich schließlich der homo sapiens, die freie menschliche Persönlichkeit, entwickelt hat.

XX. Aus der vorliegenden Praehistorischen Zeitschrift Bd. II, 1910, Heft 1 mache ich aufmerksam auf A. W. Brögger: Eine Rentierhorn-Waffe aus dem Westhavellande, wobei die dort im Wiesensee nicht selten vorkommenden Knochenharpunen zwar erwähnt, ihrem Alter nach im Verhältnis zu den bearbeiteten märkischen Rentierknochen aber als noch nicht stratigraphisch definierbar erklärt werden. Alles Fundstücke des Königl. Museums, ich erinnere aber daran, daß auch das Märkische Museum aus der Gegend von Brandenburg und vom Teltowkanal bearbeitete Rentierhorngeweihstücke besitzt. — Herr H. Busse bespricht die schon öfter erwähnten Gruben mit Hockerbestattung und Flachgräber auf dem großen Reihwerder im Tegeler-See und Hans Virchow die dabei gefundenen Schädel.

Herr Hermann Busse überreicht ferner einen Separatabdruck für unsere Bücherei und fügt einen Separatabdruck über einen dieselben Funde behandelnden Vortrag in der Berliner Anthropol. Ges. bei, wonach er dieselben einem germanischen Stamme aus der Zeit vom 15. bis 10. Jahrh. vor Chr. zuweist.

Ein Separatabdruck eines Vortrags Hermann Busses aus derselben Zeitschrift Heft 5, 1909 wird mitgeteilt, betreffend ein Hügelgrab bei Diensdorf am Scharmützelsee, Kreis Beeskow-Storkow, wo Herr Busse seit Jahren wertvolle prähistorische Schätze erhoben und in seinem höchst sehenswerten Privatmuseum in Woltersdorfer-Schleuse aufgestellt hat. Buckelurnen vom älteren Typ der Niederlausitzer Kultur, etwa 14.—12. Jahrh. vor Christus. Herrn Busse danken wir verbindlichst.

XXI. Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark, Organ des Altmärkischen Museum-Vereines zu Stendal, von Paul Kupka Bd. II. Wie Sie ersehen wollen, interessante Beiträge von der neolithischen, Bronze- und Eisenzeit aus der Feder des genannten Forschers.

XXII. U. M. Herr Dr. A. Kiekebusch überreicht einen Aufsatz von ihm „Die Ausgrabung einer vorgeschichtlichen Dorfanlage bei Buch“ in der Voss. Ztg., Sonntagsbeilagen vom 14. u. 21. August 1910

als einen neuen Beitrag zur Erforschung der Kultur während der Bronzezeit. Ich verweise auf die sehr ausführlichen Angaben desselben Autors im Monatsblatt XVIII, S. 409 flg. und auf seine freundliche Führung bei der Brandenburgia-Versammlung in den Ausgrabungsstätten bei Buch am 3. April d. J. Da über diese Versammlung ein gedruckter Bericht nicht vorliegt, entnehme ich mit Zustimmung des Verfassers einiges dem Artikel vom 21. August 1910.

Die Häuser sind übrigens von ganz verschiedener Größe; sie haben teils 20, meist 30—40, zuweilen aber auch 60—80 Qmtr. Flächenraum; jedenfalls Platz genug für eine Familie. Denn selbstverständlich müssen wir annehmen, daß sich das Leben unserer Vorfahren nicht nur im Hause, sondern weit mehr im Freien abspielte als unser heutiges Leben. Und bedenken wir gar, wie eng die Räume sind, welche den niederen Schichten der heutigen Großstadtbevölkerung zur Verfügung stehen, die doch nicht so glücklich ist, in der freien Natur zu weilen, wenn sie über die Schwelle tritt, dann wird jeder zugeben müssen, daß selbst die kleineren Häuser in Buch den Bedürfnissen einer Familie durchaus genügen konnten.

Auch über die Bauweise der Häuser geben uns die Funde hinreichende Auskunft. In den Pfostenlöchern findet man nicht selten an der Stelle, wo der Pfosten gestanden haben muß, Erde, die anders gefärbt ist als die des Pfostenloches selber. Schon auf diese Weise kann man beurteilen, wie stark der Pfosten war, und ob man ihn vor dem Einsetzen zugespitzt hatte oder nicht. Meist ist die Erde auch lockerer als der um den Pfosten herum festgestampfte Boden. Doch diese feinen Unterschiede in der Färbung und der Festigkeit des Bodens zeigen sich nur dem geübten Auge; sie machen sich nur einem scharfen Beobachter bemerkbar und würden bei der weitverbreiteten Zweifelsucht, die den Forschungen der Altertumswissenschaft und namentlich der heimischen Altertumswissenschaft entgegengebracht wird, nicht ausreichen, auch jeden Laien oder jeden weniger guten Beobachter von dem Vorhandensein der Spuren eines Pfostens zu überzeugen. Es gibt auch hier Leute, die nicht sehen wollen, und solche, die nicht sehen können. Für beide bedarf es stärkerer, handgreiflicherer Beweise. Aber auch diese stehen in Buch zur Verfügung.

Die Erbauer der bronzezeitlichen Häuser von Buch wußten ebenso gut, wie unsere Gärtner und Zimmerleute es wissen, daß ein Baum- oder Zaunpfahl oder ein Hauspfosten der Fäulnis besser widersteht, wenn er vor dem Einsetzen ins Feuer gelegt und schwach angebrannt wird. Kohle ist geradezu unverweslich. Eine ganze Reihe von Pfosten waren stark „angekohlt“ und haben sich durch die Jahrtausende hindurch so gut erhalten, daß man ihre Umrisse noch genau erkennen konnte. Schneidet man ein Pfostenloch mit einem derartig erhaltenen Pfosten horizontal an, so bemerkt man in der Mitte einen Kreis von senkrecht stehenden Kohlenstückchen, die nach innen zu sogar noch deutlich braune Holzmaser zeigen,

an der man erkennen kann, ob man einen Kiefern- oder Eichenstamm vor sich hat. Ein Pfosten war sogar noch von der Oberfläche bis zur Spitze hinunter in seinem ganzen Umfange erhalten. An ihm sah man auch die Axthiebe durch die er bearbeitet war. Im Innern war auch dieser Pfosten in Verwesung übergegangen. Die so entstandene Höhlung wurde nach und nach dadurch ausgefüllt, daß von oben her Erde hinuntergespült oder nachgefallen war. Mit der Erde sank natürlich alles hinunter, was sie enthielt, und so fanden sich auch mitten in der Pfostenhöhhlung einige kleine Steinchen.

Die starken Holzpfosten stützten die Wände und trugen das Dach. Sie waren untereinander verbunden durch armstarke Rundhölzer, die dicht übereinander lagen und an den Pfosten durch Rutengeflecht befestigt waren. Die Holz- und Flechtwand, die große Ähnlichkeit hat mit dem noch heute in unsern Bauerndörfern angewandten Fachwerkbau, wurde mit Lehm beworfen und außen geglättet. Der Lehm quoll durch die Fugen der Rundhölzer und des Flechtwerkes hindurch, wurde auch auf der Innenwand des Hauses glattgestrichen und war so imstande, Sturm, Regen und Kälte ebensogut abzuhalten wie unsere modernen Ziegelwände.

Woher kennen wir denn aber den Bau der Wände so genau? Der Lehmewurf niedrigerer und verfallener Häuser wird in gar nicht langer Zeit durch die Einflüsse der Witterung vollkommen aufgelöst. Selbst von einem gut gebrannten Mauerstein bleibt nichts übrig, wenn er auf der Straße liegt und allen Unbilden der Witterung und des Verkehrs ausgesetzt ist. Was sollte da von den Lehm- und Holzwänden der Häuser von Buch übrig geblieben sein? Einige dieser Häuser sind nicht langsam verfallen oder abgerissen worden, sondern einem Brande zum Opfer gefallen, was bei der leichten Bauweise nicht zu verwundern ist. Dabei wurde der Lehm vom Feuer gehärtet und dadurch widerstandsfähiger. Kamen nun andere günstige Umstände hinzu, so erhielt er sich bis auf heute. Es sind ganze Haufen von Lehmewurf zerstörter Wände gefunden worden. Die Rundhölzer und Ruten sind vergangen, aber in dem gehärteten Lehm kann man noch genau die Abdrücke erkennen.

An der Peripherie der Ansiedlung, wo die Häuser nicht so dicht nebeneinander lagen, und wo viele Plätze nur einmal bebaut waren, ließ sich auch die Umgebung der einzelnen Hütten genau beobachten. Nicht weit vom Hause entfernt zog sich oft eine Reihe von Pfostenlöchern rings um das Haus herum. Es sind die Reste einer Umfriedigung, eines Zaunes. Ich habe ihn bei einer ganzen Anzahl von Hütten festgestellt und zuweilen das Haus selbst auf der konkaven Seite des vorher entdeckten Zaunes gesucht und gefunden. — Sind wir so über das Einzelhaus einigermaßen im klaren, so interessiert uns die Frage: Wie lagen die Häuser zueinander? Lag Plan in der ganzen Dorfanlage oder baute jeder, wie es ihm gefiel?

Erschöpfend läßt sich diese Frage erst beantworten, wenn die ganze Ansiedlung gründlich untersucht worden ist. Im Nordwesten des Dorfes lagen die Häuser regellos nebeneinander. Ein bestimmter Plan wurde nicht innegehalten. Dagegen fand ich im Nordosten einen Teil des Dorfes regelrecht angelegt. Hier muß ein starker Wille viele in seinen Bann gezwungen haben. Ganz am äußersten Ende lag eine große Halle von 60 qm mit einem stattlichen Steinherd im Hauptraum. An diese Halle schlossen sich fast unmittelbar und in Reih und Glied nebeneinander etwa 10 kleinere Häuser an, deren Wände genau gleichen Abstand von der Wand des Nachbarhauses hielten. Die Hinterwand der einzelnen kleinen Gebäude trat bald mehr zurück oder sprang etwas weiter aus der Reihe vor. Jedes dieser Häuser hatte einen besonderen Herd, in den meisten Fällen nur eine Herdgrube, eines besaß auch einen Steinherd, und das erste neben der großen Halle gelegene kennzeichnete sich durch zwei große Steinherde, die den ganzen Raum einnahmen, als Küchenhaus.

Die ganze Ansiedlung ist augenscheinlich nicht durch eine einzige Katastrophe zugrunde gegangen, sondern nach und nach wohl aufgegeben worden. Aus welchem Grunde, das läßt sich heute noch nicht sagen. Jedenfalls haben die letzten Bewohner Gelegenheit gehabt, ihre wertvollere Habe in Sicherheit zu bringen. Was an Geräten und Schmucksachen gefunden wurde, das ist den einstigen Besitzern entweder verloren gegangen oder von ihnen achtlos liegen gelassen worden. Trotzdem ist die Ausbeute schon recht erfreulich. Die Funde von Buch bedeuten für das Märkische Museum eine beträchtliche Bereicherung an wertvollen Altertümern aus der Bronzezeit. Am reichsten ist natürlich auch hier wieder die Keramik vertreten in all den mannigfaltigsten Formen und mit all den eigenartigen Ornamenten geschmückt, die ja der jüngeren Bronzezeit eigen sind. Nicht etwa nur Scherben, sondern auch ganze Tongefäße wurden gefunden und zwar in jeder möglichen Form und Größe. Das kleinste Gefäß ist etwa 4 cm hoch, das größte mindestens 50 cm und nähert sich in Form und Größe unsern kupfernen Waschkesseln. Eben diese umfangreichen Gefäße wurden ja als Vorratsgefäße in die Erde eingelassen und womöglich noch mit einer Lehmschicht festgemauert. Am zahlreichsten sind jene kunstvoll geformten und ausnahmslos sorgfältig verzierten Deckel gefunden worden, die in dieser Fülle und Mannigfaltigkeit bisher überhaupt noch nicht bekannt geworden sind. Jeder von ihnen hat zwei kleine Löcher, durch die eine Schnur gezogen war, um den Deckel am Henkel des Gefäßes zu befestigen. Alle Tongefäße sind mit der Hand, ohne Anwendung der Töpferscheibe gearbeitet. Außer den Gefäßen und Gefäßresten selber fanden sich zwei Tonfiguren, eine Tier- und eine Vogelfigur, die innen hohl sind und wahrscheinlich als Öllämpchen gedient haben. Diese Versuche plastischer Darstellung sind jedoch roh und ungelent wie fast alle bisher bekannten Tierfiguren aus der jüngeren Bronzezeit. Eine Ausnahme bilden

allenfalls die Pferdeköpfe an den Griffenden der Bronzemesser. Die Geschicklichkeit der Bronzezeitleute in der Herstellung von Skulpturen war gewiß nicht groß. Um so merkwürdiger und bedeutsamer ist darum ein Fund, der erst in den letzten Tagen in unmittelbarster Nähe einer Herdstelle gehoben werden konnte. Es handelt sich um Kopf und Hals einer Tierfigur aus Ton. Zwar läßt sich auf den ersten Blick nicht mit unbedingter Sicherheit behaupten, welches Tier dargestellt werden sollte. Von vorn gesehen, erinnert der Kopf — namentlich durch die tief eingebohrten Augen — an einen Fuchs oder einen Hund. Auf letzteren ließe auch das durch einige Linien angedeutete Halsband schließen. In der Seitenansicht ist dagegen die Ähnlichkeit mit den Tieren aus dem Hundegeschlecht nicht so groß, und namentlich der lange Hals läßt vermuten, daß der darstellende Künstler etwa an ein Reh gedacht habe. Immerhin ist der Kopf recht geschickt gearbeitet und wirkt äußerst lebensvoll. Auf jeden Fall wird dieses interessante Stück die Prähistoriker noch viel beschäftigen.

Zu den Geräten aus Ton gesellen sich solche aus Horn und Knochen. Hierzu gehören namentlich Ackerbaugeräte, die aus Hirschgeweih gefertigt sind. An der Durchbohrung sowie an der Abnutzung der schräg geschnittenen Schneide läßt sich erkennen, daß wir es mit Hacken und nicht etwa mit Waffen oder Setzkeilen zu tun haben. Neben diesen Hacken hat sich auch ein durchbohrter Knochenhammer gefunden, der vom Bahnende bis zur Schneide mit Punktkreisen verziert ist, d. h. mit Kreisen, deren Mittelpunkt ebenso tief eingestochen worden ist wie die Peripherie eingerissen wurde. Die Punktkreise können nur mit einem zirkelartigen Instrument hergestellt worden sein. Daß die Bevölkerung der Bronzezeit auch Ackerbau trieb, unterliegt keinem Zweifel mehr. Schon während der Steinzeit baute man in Nord- und Mitteleuropa Hirse, Weizen und Gerste an. Die Anschauung, daß der Getreidebau oder gar der Ackerbau überhaupt erst durch die Römer nach Germanien gebracht worden sei, ist eines der verkehrten Vorurteile, die auf Überschätzung der Einflüsse klassischer Völker auf den Norden beruhen.

Neben dem Ackerbau trieb man damals auch schon Viehzucht. Alle unsere Haustiere waren bereits bekannt. Unter den Knochen, die sich geradezu zahllos in Herd- und Abfallgruben fanden, kommen besonders solche vom Rind, Schwein und Pferd vor. Aber auch Schafe und Ziegen werden schon gezüchtet. Auf einem Steinherde ließen sich große Bruchstücke eines Tongefäßes finden, dessen Wände vom Rande an siebartig durchlöchert sind. Ein derartiges Gefäß wurde — wie noch heute — bei der Käsebereitung verwendet. An die Schafzucht erinnern auch schwere, kegelförmige und oben durchlochte Webegewichte, die dazu dienten, die Kettenfäden des einfachen Webestuhles straff nach unten zu ziehen. Diese Webegewichte fehlen weder bei dem Webstuhl der Penelope auf dem bekannten Vasenbilde, noch bei einfacheren Webstühlen wie sie

auch heute — namentlich in Schweden — noch in Gebrauch sind. Wollene, gut gewebte Kleider aus der Bronzezeit sind uns längst bekannt und in Hügelgräbern gar nicht selten sehr gut erhalten. Flachs ist für diese Zeit noch nicht sicher erwiesen. Daß das Pferd nicht etwa nur Schlachttier war, davon zeugt einer der interessantesten und seltensten Funde von Buch, eine knöcherne Stange vom Pferdegebiß, die dreimal durchbohrt ist, und zwar oben und unten zur Befestigung der nach hinten gehenden Zügel und in der Mitte für den durch das Maul sich hindurch ziehenden Teil des Zaumes. Auch Kleingeräte aus Knochen sind gefunden worden, die als Pfeilspitzen, zum Einritzen der Verzierung auf Tongefäßen oder auch zum Glätten der letzteren verwendet worden sind.

Aber ist denn in einer Ansiedlung aus der Bronzezeit nicht vor allem Bronze zu erwarten? Bronze war natürlich stets ein kostbares Metall. Man ließ es nicht achtlos liegen. Dennoch haben sich schon einige Schmucksachen und Geräte finden lassen, so einige Fingerringe, Bruchstücke von zwei Armringen, von denen einer gedreht ist, Bronzedraht, einzelne Blättchen, zwei Nadeln, von denen die eine dem Typus der sogenannten Rollennadeln angehört, und das schönste Stück ist ein Bronzemesser mit schön geschweifeter Klinge und aufwärts gerichteter Spitze. Ein ähnliches Messer lag ja auch im Königsgrabe zu Seddin. Der Griff des Messers ist nicht mehr vorhanden. Er bestand also aus vergänglichem Material. Das Messer selber ist jedoch sehr gut erhalten und mit jener prächtigen Patina überzogen, die wir an allen alten Bronzen kennen. Auch diese kunstvoll gegossenen Bronzen sind nicht etwa eingeführt. Die Träger der nordischen Bronzekultur waren unübertroffene Meister im Bronzeguß. Auch über dieses Kapitel der vorgeschichtlichen Kunstfertigkeit habe ich ja ausführlich geschrieben bei Besprechung des Gießereifundes von Spindlersfeld im Märkischen Museum (Sonntagsbeilage der „Voss. Ztg.“ 14. Februar 1909).

Die ganze vorgeschichtliche Ansiedlung liegt nordwestlich von Buch auf einer freien, hochgelegenen Fläche, die rings von Niederungen, von Sumpf und Bruch umgeben ist. In vorgeschichtlicher Zeit war dieses Gelände zweifellos ganz von Wasser eingeschlossen. So waren die Bewohner des Dorfes nicht nur vor plötzlichen Überfällen geschützt, sondern besaßen zugleich auch in den fischreichen Gewässern der Umgebung eine weitere Quelle des Nahrungserwerbes. Sie lebten vom Fischfang, von Viehzucht und Ackerbau und selbstverständlich von der Jagd. Besonders Hirschgeweihstangen und Rehkronen legen Zeugnis von den Erträgen des Waidwerks ab. — Alle diese Vorkommnisse hatte Herr Dr. Kiekebusch die Güte, uns bei der beregten Versammlung am 3. April d. J. nachzuweisen.

XXIII. Herr Mittelschullehrer Karl Waase, einer unserer lebenswürdigen Führer in Neu-Ruppin überreicht 2 Separatabdrücke aus „Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, Organ der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte“:

a) das Flachgräberfeld von Kantow, Kreis Ruppın, aus jüngerer Bronzezeit, etwa 1200—800 v. Chr. — b) mit Herrn Rektor Wilhelm Bartels zusammen verfaßt: „Die Burgwälle des Ruppiner Kreises“, eine überaus mühevollen Arbeit, worin nicht allein die wirklichen, sondern auch die fälschlich als solche aufgeführten Burgwälle genau beschrieben werden. Auch aus dem anstoßenden Kreisgelände sind einige aufgeführt.

XXIV. Die deutschen Ortsnamen im Nordostdeutschen Kolonialgebiet. Von Prof. Dr. F. Curschmann in Greifswald. Stuttgart bei Engelhorn 1910. Eine überaus fleißige Arbeit, die auf 183 Seiten ein ungemein reichhaltiges Material zusammenträgt, das dennoch, selbstverständlich, nicht ganz lückenlos ist. Für uns, da die Provinz Brandenburg ausgiebig herangezogen wird, von großer Bedeutung. Die ältesten Bewohner des heutigen Ostdeutschland, von denen wir sichere Nachricht haben, waren germanische Stämme: Sueben, Vandalen, Burgunder, Goten u. a. Zu ihrer Zeit, sagt Curschmann, muß der Boden des Landes mit topographischen Namen in ihrer Sprache, d. h. in altgermanischen längst verklungenen Dialekten, bedeckt gewesen sein:

I. Periode.

II. Die slawische Periode zwischen 2. und 6. Jahrhundert n. Chr. scheidet hier aus.

III. Periode vom 10. Jahrhundert bis zum Ende des Mittelalters. 80 bis 90 Prozent aller heute noch vorhandenen rein deutschen Ortsnamen wären damals entstanden.

IV. Periode vom 16. Jahrhundert bis heute.

Curschmann geht nun methodisch so vor, daß er die Namen der IV. Periode voranstellt, dann die der I. betrachtet. Der Rest fällt alsdann auf Periode III.

Die Periode I, altgermanische Zeit, fällt naturgemäß, insbesondere für die Provinz Brandenburg, sehr mager aus. Besonders bemerkenswert sind die Flußnamen des Wendenlandes (S. 119). Trotzdem fast das ganze Flußgebiet der Elbe jahrhundertlang in unbestrittenem Besitze der Slawen war, trägt doch der Hauptstrom selbst, wie die Mehrzahl seiner Nebenflüsse, ausschließlich deutsche Namen. Deutsch sind die Namen von Havel, Elster — Schwarze Elster und Weiße Elster, Nebenfluß der Saale — Ihle, Ehle, Stremme, kleinen Flüssen im Jerichowschen. Nicht ganz zweifelsfrei, aber wahrscheinlich ist der deutsche Ursprung bei der Spree, Saale, Mulde und Moldau; auch der Name der Oder ist deutsch.

Merkwürdiger ist, daß der deutsche Name für den hochragenden Harlungerberg bei Brandenburg, der von einem sagenhaften Herrscher-geschlechte der Harlunger abgeleitet sein soll, die slawische Zeit überdauert hat.

Die um die Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßten *Annales Pegavienses* beginnen ihre Genealogie Wiperts von Groitzsch wie folgt: „Emelricus, rex Theutoniae, Dietmarum Verdunensem et Herlibonem Brandenburgensem fratres habuit, Herlibo tres filios, scilicet Emelricum, Vridelonem et Herlibonem qui Harlongi sunt nuncupati, genuit.“ Der sagenhafte Bericht geht natürlich auf ältere Tradition zurück, und wo man das Geschlecht der Harlongi lokalisierte, gab es sicher auch einen Harlunger Berg. Seelmann leitet (*Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachf.* XII, 54) den Namen der Harlunger vom Stammesnamen der Heruler ab und macht in diesem Zusammenhange darauf aufmerksam, daß auch, noch dem 11. Jahrhundert angehörige, Glossen zu Adam von Bremen von den Herulern an der Havel wissen. Zu den Worten des Schriftstellers „Heveldi qui iuxta Habolam fluvium sunt“ machen sie den Zusatz „vel Heruli.“

S. 120: Längst ist es aufgefallen, daß drei bedeutende Festen der Slaven, Brandenburg¹⁾, Havelberg²⁾ und Mecklenburg³⁾ uns auch in der Zeit vor ihrer Besetzung durch die Deutschen nur unter ihren deutschen Namen bekannt sind. Der Schluß, daß hier Namen aus vor-slawischer Zeit erhalten sind, liegt nahe, doch wird man vorsichtig sein müssen und auch die Möglichkeit nicht ausschalten dürfen, daß es sich nur um Namen handelt, die die Deutschen ihnen bekannten, besonders wichtigen Plätzen des Wendenlandes neben den einheimischen slawischen Bezeichnungen gegeben haben⁴⁾.

Etwas anders liegt die Sache schon bei dem Namen des Dorfes Geltow bei Potsdam. Die slawisch klingende Endung ist erst in neuester Zeit — ein Fall der Analogiebildung — dem Ortsnamen angehängt worden. Noch Fidicin, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb, gibt ausdrücklich als die richtige, d. h. volkstümliche Form „Gelta“ an und im späteren Mittelalter hat der Ort auch immer Gelt oder Gelte geheißen.⁵⁾

¹⁾ Der Harlunger Berg zuerst nur wenige Jahre nach der endgiltigen Eroberung Brandenburgs (1157) erwähnt: 1166 „Harlungberg“, 1179 „Harlungeberg“. Riedel A. VIII, 101 Nr. 19 u. 111 No. 24. — Brandenburg, zuerst urkundlich erwähnt in der Stiftungsurkunde des Bistums Brandenburg 948, als „Brendanburg“; weitere Namenformen, Curschmann, Diözese Brandenburg, S. 151. Seelmann a. a. O., S. 54, bringt den Namen Brandenburg in Verbindung mit dem herulischen Volksstamme der Brenden oder Brandinge.

²⁾ Zuerst 948 in der Stiftungsurkunde des Bistums Havelberg, als „Havelberg“.

³⁾ Zuerst erwähnt als Datierungsort einer Urkunde Otto III als „Michenburg“.

⁴⁾ Erhalten sind solche Namen nicht, was man dafür ausgegeben hat — angeblich altslawische Namen für Brandenburg: Brannibor, Sgorzelica — sind Fälschungen späterer Zeit. Vergl. was u. M. Tschirch, *Brandenburgia V* (1896), 276 flg. sagt: Es ist geradezu widerwärtig, besonders vom nationalen Standpunkt aus, daß Deutsche sich immer wieder des abscheulichen, unwahren, völlig frei erfundenen Namens Brennabor bedienen.

⁵⁾ Auf dieses Beispiel hat unser Mitglied Prof. Dr. Seelmann (a. a. O. XII, 24) zuerst aufmerksam gemacht. Vgl. Fidicin in *Territorien der Mark Brandenburg II*. T. S. 88; der Band ist 1858 erschienen. Ich habe mich seit 1851 auch vielfach in und bei Geltow aufgehalten und kann nur bestätigen, daß man häufig den Namen „Gelte“ aussprach (E. Friedel).

Die älteste überlieferte Namensform von 993 lautet Geliti.¹⁾ Die Endung —iti aber ist sehr alt, typisch für das Gebiet der Friesen, Sachsen und Thüringer.²⁾ Hier also scheint man, wenn nicht alles trügt, bemerkt Curschmann, einen Ortsnamen vor sich zu haben, der, aus germanischer Zeit stammend, die Slawenzeit überdauert hat. Ob es mehr solcher Namen gibt? Wahrscheinlich, hier müßte die besonnene Forschung einsetzen. (S. 121.)

Das Gebiet der Neubenennungen, Periode IV, ist schier unerschöpflich und vermehrt sich beständig. Ich erinnere z. B. an das unserm Gönnermitglied Richard Pintsch gehörige Gut Palmniken bei Fürstenwalde (nach der bekannten Bernstein-Ortschaft bei Königsberg i. O. benannt) und Nobelshof auf dem rechten Spreeufer bei Oberschönweide, Niederlage von Benzin und Petroleum nach dem bekannten schwedischen Industriellen Nobel benannt.

Im übrigen verweise ich auf die gedankenvolle, zum Weiterforschen anregende schöne Arbeit Curschmanns selbst.

XXV. Von den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte lege ich Bd. 23, 1. Hälfte 1910 vor und mache auf 2 interessante Aufsätze darin aufmerksam.

Justus von Gruner: Die geheime polizeiliche Überwachung des Generals von Scharnhorst im Jahre 1812. — In seiner berühmten Denkschrift vom 6. Januar 1812 hatte einer der Führer der Franzosenpartei der seit dem Frieden von Tilsit Napoleon treu ergebene Fürst Hatzfeld, dem Staatskanzler Sack, unsern Scharnhorst, Gruner, Gneisenau, Bogen und Stägemann als Männer bezeichnet, welche von den Geschäften und aus Berlin entfernt gehalten werden müßten. Besonders Scharnhorst als Mitglied des Tugendbundes war den Französlingen verhaßt und man suchte ihn seitens der Kamarilla möglichst bei dem schwachen schwankenden König zu verdächtigen.

Ebenso klägliches entnehmen wir Julius v. Pflugk-Harttung. Bülows Bericht über die Schlacht bei Groß-Beeren und die preußische Zensur. Letztere unterdrückte nach Kräften, den Bericht des Siegers von Groß-Beeren dem eiteln Kronprinzen von Schweden zu Liebe, demselben Reklamehelden gegenüber, der, wenn es nach ihm gegangen wäre, Berlin den Franzosen preisgegeben hätte.

XXVI. Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. Aus der Sitzung vom 13. April d. J. sei folgendes erwähnt: Unser Mitglied Herr Prof. Dr. Bardey besprach: „Die dörflichen Verhältnisse der Mark Brandenburg und ihrer geschichtlichen Entwicklung“, indem er hauptsäch-

¹⁾ Ein thüringischer Ort „Gelitki“ kommt 953 vor.

²⁾ Vgl. Näheres bei Förstemann, Deutsche Ortsnamen, S. 227, wo auch zwei Orte dieser Gruppe im nordöstlichen Deutschland schon bei Ptolemaeus nachgewiesen werden.

lich die Geschichte des havelländischen Dorfes Lenzke zugrunde legte. Als Albrecht der Bär im Jahre 1150 in dem slawischen Lande deutsche Ordnung schuf, erhielten die Ortschaften ihre bestimmten Feldgrenzen. Die Feldmark wurde in Hufen aufgeteilt. Einen großen Teil derselben behielt sich in Lenzke der Landesherr vor und verband ihn mit dem Besitz von Wassermühlen, die wahrscheinlich durch holländische Ansiedler angelegt waren. Dieses Gut wurde später durch einen Amtmann verwaltet. Außerdem wurden in Lenzke vier Rittersitze begründet. Die Grundbesitzer behielten aber nur einen Teil der Hufen in eigener Bewirtschaftung, den anderen übergaben sie gegen Abgaben und Lohndienste ihren Untertanen, den Bauern. So entstanden die erbuntertänigen Bauerngüter neben den freien Rittergütern. Die Bauern waren im Havellande nur zum geringen Teil persönlich freie Leute auf herrschaftlichen, mit Dienst und Zins belasteten Gütern. Größtenteils waren sie Hörige oder Eigenleute, die dem Grundherrn gehörten. Zum Zeichen hierfür mußten sie neben den sonstigen Fronen und Abgaben das Rauchhuhn von jedem Herd, das Heiratsgeld für die Erlaubnis zum Heiraten und das Besthaupt, das beste Stück Vieh im Sterbefalle, an den Leibherrn entrichten. Laut Urkunde von 1294 wurde Lenzke wie das ganze Ländchen Bellin vom Markgrafen an den Bischof von Havelberg verkauft. Es trat nun das wunderliche Verhältnis ein, daß der weltliche Landesherr der jedesmalige Bischof von Havelberg war, während die geistliche Obergewalt der Bischof zu Brandenburg führte, zu dessen Sprengel das Ländchen Bellin mit seinen geistlichen Stiftungen gehörte. Jedoch änderte sich die Sache laut einer lateinischen Urkunde von 1337, nach welcher der Bischof Theoderich von Havelberg zwei Drittel des dem Bistum von Brandenburg zustehenden Zehnten für eine Abfindungssumme von 100 Mark Silber erwarb, wogegen das eine Drittel des Zehnten den Pfarrern wie bisher verbleiben sollte. Durch die Reformation ging das Dorf wie das ganze Bistum Havelberg an den Kurfürsten über. Erster evangelischer Pfarrer in Lenzke war Jakob Eichholz, der auf allgemeinen Befehl des Kurfürsten Johann Georg 1574 das erste Kirchenbuch anlegte, das, wie es selten ist, durch die Stürme des Dreißigjährigen Krieges hindurchgerettet worden und noch erhalten ist. In den lateinisch gemachten Eintragungen mit Stellen aus Ovid, Seneca und Petrarca zeigen sich dieser Geistliche und sein Nachfolger Valentin Retzloy, ein Sohn des Bürgermeisters von Berlin, als hochgebildete Männer. Die vier Rittergüter befanden sich in den Händen derer von Lenzke, von Döberitz, von Bellin und von Eichstädt, deren Güter um 1762 zu zweien verschmolzen. Die Familie von Döberitz scheint katholisch geblieben zu sein. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts wird im Kirchenbuch zuerst ein Küster zugleich als Schulmeister aufgeführt. Des weiteren verbreitete sich der Vortrag mit Seitenblicken auf andere Dörfer und ins allgemeine über das christliche Gemeindeleben, die Rechte der Grundherren und die bäuer-

lichen Verhältnisse bis zur Aufhebung der Erbuntertänigkeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

In der Sitzung vom 11. Mai d. J. behandelte Herr Baurat Kohte die Ausgänge des mittelalterlichen Ziegelbaues. Den Anlaß zu diesem Thema gab ihm das Rathaus in Jüterbog, über welches er in der Zeitschrift für Bauwesen eine Aufnahme und geschichtliche Untersuchung nebst Bericht über die von ihm geleitete Wiederherstellung veröffentlicht hat. Jüterbog, 1174 gegründet, ist eine der ältesten Städte des ostdeutschen Kolonialgebietes; die Bauwerke der Stadt wurden aber nach dem Brande von 1478 sämtlich erneuert. Das Rathaus wurde mit dem in den Markt hineinspringenden mittleren Vorbau um 1480 begonnen, und zwar in engem Zusammenhange mit gleichzeitigen Ziegelbauten in Jüterbog, Berlin, Brandenburg und Tangermünde. Nach zeitweiliger Unterbrechung der Bauarbeiten wurde der gestreckte Hauptkörper des Rathauses mit den beiden stattlichen, jetzt wiederhergestellten Giebeln über der östlichen und der westlichen Schmalseite ausgeführt; dies geschah, wie die Stadtbücher angeben, etwa in den Jahren 1495 bis 1508; als Baumeister nennt sich 1499 Simon Nennenkind. Die Formgebung dieses Bauteils verläßt die strenge Weise des Ziegelbaues, folgt vielmehr Einflüssen des Werksteinbaues und verwendet auch den Werkstein selbst.

Eine vereinfachte Wiederholung des Jüterboger Rathauses ist das in Fürstenwalde vom Jahre 1511, welches kürzlich eine vom Standpunkte der Denkmalspflege nicht zu billigende Erneuerung erfahren hat. Aus der Mark sind aus dieser Spätzeit noch zu nennen die Pfarrkirche in Bernau und die Klosterkirche in Frankfurt. Der Ziegelbau dringt nunmehr auch in das Gebiet des Werksteinbaues ein, in Magdeburg, Braunschweig, Dessau, Halle, Mühlberg, Merseburg; die Burg Anhalt im Harze wird in Ziegeln erneuert. Andererseits entfaltet der Ziegelbau eine späte Blüte im Gebiet der Provinz Posen; doch hat keines jener Denkmäler das Jüterboger Rathaus an künstlerischer Bedeutung wieder erreicht. Trotz des von Italien eindringenden Klassizismus wurde an entlegenen Orten noch lange der gotische Ziegelbau gepflegt, so in Rathenow noch 1559, in Wongrowitz 1595, in Klein-Machnow 1597.

In der sich anschließenden Erörterung wurde von mehreren Seiten übereinstimmend betont, daß der Ausgang des Mittelalters die Blütezeit des märkischen Städtewesens darstelle. Auf eine Anfrage betreffend die Verbände des mittelalterlichen Ziegelwerks erläuterte Herr Kothe, daß von den zwei üblichen Verbänden, Wechsel von einem Binder mit zwei Läufern und einem Binder mit einem Läufer, jener der ältere und dieser der jüngere sei; während man in Preußen zum letzteren schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts übergang, geschah dies in der Mark erst zu Ende des 15. Jahrhunderts. Im 16. Jahrhundert herrscht allgemein der späte Verband.

XXVII. Aus Lindow, Kreis Ruppin. Nachtrag zum Wanderschaft-Bericht vom 11. d. M. Die älteste Kanzel der Dorotheenstädtischen Kirche, von welcher aus auf der jetzigen Kirchstelle im Freien unter Lindenbäumen gepredigt wurde, ward 1678 errichtet und diente einige Jahre, bis 1687 das Kirchengebäude zur Einweihung gelangte. Wie Herr Pfarrer Vogel der Brandenburgia am 26. November 1909 an Ort und Stelle (Monatsblatt XIX, S. 49) mitteilte, schenkte man diese derbe Holzkanzel der schweizerisch-reformierten Kirche zu Lindow.

Den dort ansässigen Herrn Amtsrichter Jacobick, der Brandenburgia wohl bekannt durch den Ausflug nach Lindow am 11. September 1910, bat ich, nach dem Verbleib dieser Kanzel zu forschen. Herr Jacobick schreibt:

1. Die reformierte Kirche ist, weil baufällig, 1875 abgebrochen;
2. das Fach- und Holzwerk aus dem Abbruch erstand der längst verstorbene Zimmermeister Drescher von hier;
3. das Gebälk ist von Drescher damals zu Scheunenbauten verwendet, wo im einzelnen, ist nicht mehr festzustellen. Alles andere Holzwerk — also auch wohl das der Kanzel — soll Drescher, weil wurmstichig und wertlos, als Brennholz verbraucht haben. Soweit Herr Jacobick.

Dem füge ich beiläufig hinzu, daß Drescher in der Mark viel gebaut hat, u. a. die Villa unseres verstorbenen Vorstandsmitgliedes Dr. Carl Bolle auf Scharfenberg, der größten der drei ihm gehörigen Inseln im See bei Tegel. Bekanntlich sind die letzteren von der Stadt Berlin erworben, es schwebt aber noch ein Prozeß gegen die Humboldtschen Erben, welche in diesem Falle das Vorkaufsrecht ausüben wollen, während Berlin die Berechtigung dazu verneint.

XXVIII. Kürzlich fiel einer der steinernen Löwen vom Turm der Parochialkirche hierselbst. Auf Wunsch der Redaktion des „Berliner Lokal-Anzeiger“ veröffentlichte ich in der Nummer vom 2. Juli v. J. folgende Mitteilung hierzu:

Die Löwen an der Singeuhr.

Von Ernst Friedel.

Singuuhr oder Singeuhrkirche nennt der alte berlinische Volksmund das schöne Gotteshaus, welches amtlich Parochialkirche heißt, etwas sonderbar, da es die einzige Kirche Berlins ohne Parochie im engeren Sinne ist.

Jeder Berliner weiß, daß die Parochialkirche ein melodisches Glockenspiel und am Fuß des Turmes vier Löwen besitzt, von denen einer sich kürzlich unliebsam dadurch bemerkbar machte, daß er plötzlich von seiner luftigen Höhe herabstürzte und beinahe einen der Wächter des Gesetzes auf der Straße getroffen hätte.

Was sich aber die „ältesten Leute“ von diesen Löwen erzählen, das weiß nicht jeder Berliner, und erst recht nicht der Fremde.

Die Parochialkirche hat während ihrer über zweihundert Jahre alten Existenz überhaupt mehrere „Einfälle“ gehabt. Kurfürst Friedrich I. legte am 18. August 1695 den Grundstein zu dieser neuen reformierten Kirche, deren Pläne der berühmte Nering entworfen. Als dieser gestorben war, setzte der Hofmauermeister Braun den Bau so ungeschickt fort, daß 1698 das Gewölbe zusammenstürzte. Man stellte nun die eigentliche Kirche bis 1703 notdürftig fertig, aber ohne den Turm, dieser sollte vier Löwen zur äußeren Zierde und innen das treffliche holländische Glockenspiel erhalten, das der inzwischen König gewordene Erbauer eigentlich für den gewaltigen Münzturm am Schloß bestimmt hatte, der nicht ohne Verschulden des berühmten Schlüter jämmerlich in sich zusammenkrachte.

Der Nachfolger König Friedrichs I., der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., führte aber das Werk seines Vaters bis 1715 zu Ende, und so kam die Parochialkirche zu ihrer Singuhr und zu ihren vier Löwen. Die mythenbildende Kraft des Volks, die bei unseren rationalistischen und nüchternen Spreeathenern von jeher viel größer gewesen ist, als man annehmen möchte, behauptet nun, die vier Löwen hätten früher, wenn die Uhr vollschlug, zu dem Choral des Glockenspiels gebrüllt. Der Magistrat sei sehr stolz auf dieses Unikum Berlins gewesen und habe deshalb, um zu verhüten, daß der Künstler etwas Aehnliches wo anders schaffe, diesem die Augen ausstechen lassen.

Da hat denn der Meister gebeten, man möge ihn nur noch einmal nach dem Turme führen, und wie er oben gewesen, hat er an einer Schraube gedreht, und seit der Zeit sind die Löwen verstummt und brüllen nicht mehr.

Also berichtet Wilhelm Schwartz, der Altmeister der Sagen und alten Geschichten aus Berlin und der Mark Brandenburg. Als junges Mitglied des Berliner Magistrats hat mich diese arge Anschwärzung meiner Körperschaft verdrossen, und ich habe meinem verewigten Lehrer und Freunde Schwartz gesagt, daß diese Wendung der Sage ja ganz unmöglich sei, da die Stadtobrigkeit Berlins im 18. Jahrhundert schon längst nicht mehr Strafen an Leib und Leben verhängen konnte. Schwartz entgegnete mir, er könne die Sache nicht ändern, denn so wäre nun einmal die Volksüberlieferung; er werde aber in meinem Sinne bei der nächsten Auflage seines Buches eine „aufklärende Anmerkung hinzufügen“. Das hat er denn auch getan.

Uebrigens kehren ähnliche Sagen in und außerhalb Deutschlands wieder. Erinnert sei nur an die Sage von der großen Kunstuhr in Straßburg im Elsaß.

Die Untersuchung des kürzlich von der Singuhr heruntergesprungenen Königs der Tiere hat zum Ueberfluß ergeben, daß in dem Bildwerk keinerlei Schallvorrichtung angebracht gewesen ist.

XXVIII. Unser fleißiges Mitglied Herr Rendant Wilhelm Ratig-Perleburg teilt uns in der von u. M. Herrn Dr. Fiebelkorn herausgegebenen „Tonindustrie-Zeitung“ folgende interessante Notiz mit (Nr. vom 19. April d. J.) über „Feierabend- oder Sonnenziegel.“

„Der Gebrauch platte Dachziegel, sogen. Biberschwänze, zu verzieren ist in der Prignitz sehr alt und allgemein bekannt. Im Perleberger Stadtmuseum sind etwa 20 solcher bunten Ziegel, die man hier als Feierabend- oder Sonnenziegel bezeichnet. Durchschnittlich sind diese Ziegel rund 100 Jahre alt, der jüngste ist aus dem Jahre 1820, die beiden ältesten sind 3—400 Jahre alt.

Diese bunten Ziegel wurden früher, als erster Ziegel im Jahre, auch nach Feierabend oder am Schluß der jährlichen Arbeitszeit von den Zieglergesellen hergestellt und dem Ziegeleibesitzer oder dem Ziegelmeister überreicht.

Am häufigsten findet man als Verzierung Sonnen, die sternförmig, vermittels des Streichbrettes eingedrückt sind; auch Namen, Jahreszahlen, Kreuze, Tannenbäume, Querlinien und Sprüche kommen vor. Ein solch eingeritzter Spruch lautet: „Ich lebe ohne Sorgen mein frohes Leben hin und freu' mich alle Morgen, daß ich ein Ziegler bin!“ darunter dessen Name. Der jüngste Ziegel vom Jahre 1820 ist, außer zweier Buchstaben, mit einer Lyra verziert.

Es war aber nicht nur die Freude an der Arbeit, die solche Verzierungen entstehen ließ; diese Ziegel dienten auch dazu, um Trinkgelder einzuheimsen. Kamen Herrschaften, die sich eine Dachziegelfabrik ansehen wollten, so wurde ein eben in der Streichform befindlicher Ziegel mit Sonnen verziert und dem Besucher vom Zieglergesellen oder Abtrageburschen mit einem Spruch überreicht.

Solcher Sprüche, die ziemlich gleichen Wortlauts sind, lasse ich drei folgen:

1. Hier bring' ich dem Herrn einen bunten Stein,
Auf allen vier Ecken hübsch und fein,
Damit sollen Sie geehret sein.
Woll'n Sie damit geehret sein,
So schenken Sie uns ein Gläschen Wein,
Es mag sein groß oder klein,
Damit woll'n wir zufrieden sein.
Dies tue ich nicht für uns allein,
Es soll dem Herrn eine Ehre sein.

2. Hier bring' ich dem Herrn einen bunten Stein,
Auf allen vier Ecken hübsch und fein,
Damit sollen Sie geehret sein.
Dieser Stein aus meiner Hand

Wird gestellt vor Feuer und Brand;
 Doch soll ihm der Brand nicht schädlich sein.
 So schenken Sie uns ein Gläschen Wein.
 Es mag sein groß oder klein,
 Damit woll'n wir zufrieden sein.
 Dies tue ich nicht für uns allein,
 Es soll dem Herrn eine Ehre sein.

3. Ich bring' dem Herrn 'nen bunten Stein,
 Damit soll'n Sie geehret sein,
 Die Ehre geht durch meine Hand,
 Der Stein wird nachher mitgebrannt,
 Ist dieser Stein nun gut gebrannt,
 So geben Sie ein kleines Pfand,
 Es mag sein groß oder klein,
 Damit woll'n wir zufrieden sein.“

Zusätzlich bemerke ich, daß dergl. Sonnenziegel, die untergehende Sonne darstellend (an der Spitze, dann rechts und links in der Mitte, dann in den Ecken rechts und links angebrachte konzentrische Strahlenbündel, also 5 im ganzen), aus verschiedenen Teilen der Mark im Märkischen Museum sind. Noch unbekannt, auf diesen Zieglerbrauch bezügliche Tatsachen, bitten wir unsere Mitglieder, dem Herrn Dr. Fiebelkorn mitteilen zu wollen.

„Dachziegel als Giebelschmuck.“ Unter dieser Bezeichnung sehen Sie in Herrn Dr. Fiebelkorn's Bericht in ders. Zeitschrift vom 12. Juli d. J. 12 Abbildungen von neidkopffartigen Köpfen oder ganzen fratzenhaften Figuren auf Hohlziegeln (Firstziegeln) aus Westdeutschland. Wir bitten zu beachten und anzugeben, ob solche Steine, die bis ins 19. Jahrhundert reichen, auch innerhalb der Provinz Brandenburg vorkommen.

XXIX. Herr Kessler, Hilfskonservator des Altertums-Vereins zu Mainz, Sekretär des Rom. Germ. Zentralmuseums, teilt den vorliegenden Sonderabdruck aus dem Rheinischen Volkskalender mit, worin Sie höchstinteressante „Alte Backformen“ abgebildet und beschrieben finden.

XXX. Monatsblätter des Touristenklub für die Mark Brandenburg. Ich lege Ihnen die Nrn. 4 bis 9 vor, in denen Sie eine Fülle von Beschreibungen und dankenswerten Anregungen finden.

XXXI. Vorträge für Turnvereine, Heft VI. Dr. Hans Brendicke: Friedrich Ludwig Jahns Stellung zur deutschen Sprache und ders.: Die älteren Berliner Turnstätten. Dieses Heft ist eine wertvolle Bereicherung der Brandenburgia-Bibliothek, wofür wir dem fleißigen, vaterländischen Forscher, unserm geschätzten Mitgliede, bestens danken.

XXXII. Unser Mitglied, Herr Direktorial-Assistent Dr. Kurt Regling, hat uns unlängst einen vortrefflichen Vortrag über Geldwerte vor Einführung oder neben dem gleichzeitigen Gebrauch von Münzen gehalten. Auf ähnlicher Fährte bewegt sich sein Ihnen herungereichter Aufsatz über Geld vor Einführung der Münze.

E. Bilder, Karten, Pläne.

XXXIII. Sehr zu empfehlen der von unserm Mitglied, Prof. Dr. Voß, herausgegebene Berliner Kalender für 1911, der sich außer durch gediegenen Inhalt durch treffliche Abbildungen auszeichnet.

XXXIV. Der Güte unsers k. M. Prediger Handtmann in Potsdam verdanken wir ein Exemplar des ebenfalls ausliegenden, recht ansprechenden Kalenders fürs Deutsche Haus auf 1911, Stiftungs-Verlag, Potsdam.

XXXV. U. M. Herr Hofphotograph Schwartz hat wiederum die Güte gehabt, uns ins liebenswürdiger und freigiebiger Weise mit von ihm hergestellten, meisterhaft gelungenen Photographien zu erfreuen.

Da haben Sie zunächst eine ganze Reihe von Dorfaufnahmen hergestellt gelegentlich unserer Wanderfahrt nach Blumberg am 25. August 1910. Vor dem Schloß des Gutsherrn Grafen Arnim finden Sie die Teilnehmer aufgenommen.

Ich lege ferner vor eine schöne Aufnahme des Fontane-Denkmal im Tiergarten gelegentlich der Einweihung im Mai 1910, der ich, obwohl als Brandenburgia-Vorsitzender eingeladen, leider wegen Abwesenheit in Frankreich nicht beiwohnen konnte.

Ferner 10 Postkarten-Bilder von der seitens der Brandenburgia besuchten Allgemeinen Städtebau-Ausstellung nach Angabe von Dr. A. E. Brinckmann, desgleichen eine Aufnahme des Fichtehauses an der Neuen Promenade im Jahre 1877. Das Haus fiel der Stadtbahn 1880 zum Opfer, die bronzene Erinnerungstafel an dem Hause für den Philosophen Fichte ist ins Märkische Museum gewandert, weil kein Platz für eine Wiederanbringung vorhanden war.

XXXVI. Bildliche Publikationen des Märkischen Museums. Bekanntlich hat die Direktion des Märkischen Museums vor einiger Zeit den Beschluß gefaßt, die Berliner Zeitgeschichte durch Sammlung künstlerischer Photographien oder anderweiter technischer Wiedergaben im Bilde festzuhalten. Es soll das ein Archiv werden, das unsere Nachkommen einst mit großer Bequemlichkeit benutzen können, um treue und zuverlässige Nachrichten über bedeutsame Vorgänge in der Reichshauptstadt zu erhalten. Daneben wurde beschlossen, auch das sogenannte „malerische Berlin“, darunter insbesondere die mehr und mehr verschwindenden alten

Bauten und Baudenkmäler in künstlerischer Wiedergabe der Nachwelt zu erhalten.

Das Vorgehen des Museums ist in der Öffentlichkeit allgemein als ein dankenswertes Unternehmen begrüßt worden. Es sind freilich beides nicht leichte Arbeiten, sie erfordern in erster Linie eifriges Suchen, Umsicht und künstlerischen Geschmack. Denn wenn aus der Sache etwas werden soll, wird man sich überall nur mit dem Besten begnügen dürfen.

In der Person des bekannten Kunstschriftstellers Dr. Osborn hat inzwischen das Museum erfreulicherweise eine Kraft gefunden, der man die Lösung dieser nicht leichten Aufgabe wohl zutrauen dürfte. Dr. Osborn hat seine bewährte Kraft dem Museum für diesen Zweck zur Verfügung gestellt und den Auftrag übernommen, die ersten Teile des Bilderarchivs und zunächst mal ein 1. Heft „Malerisches Berlin“ zusammenzustellen. Hoffentlich bekommt die Bürgerschaft bald die Früchte dieser Arbeit zu sehen. Die Direktion hat für ein erstes Heft dieser Veröffentlichungen zwölf Ansichten zumeist aus dem ältesten Berlin ausgewählt

XXXVII. Hierauf hielt u. M. Herr Dr. Kiekebusch einen Vortrag: Die neuesten Ergebnisse und Probleme der Vorgeschichtsforschung und ihre Bedeutung für die Mark Brandenburg. Der Vortrag, der mit zahlreichen Lichtbildern ausgestattet war, fand reichen Beifall.

XXXVIII. Nach Schluß der Sitzung zwangloses Zusammensein im Hofbräu-Restaurant, Potsdamer Str. 127/128.

12. (9. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 2. Oktober 1910.

Wanderfahrt nach Freienwalde a. O. und dem Baa-See.

Es war ein für die Verhältnisse des heurigen Sommerhalbjahres ausnahmsweise schöner, sonniger und warmer, auch ausdauernd so verharrender Tag, der eine Gesellschaft von etwa 70 Personen in den frühen Vormittagsstunden innerhalb $1\frac{1}{2}$ Stunden vom Stettiner Bahnhof über Bernau und Eberswalde nach Freienwalde führte. Schon vor Nieder-Finow und Falkenberg aus erfreute der Anblick des sich rechts nahe der Bahn hinziehenden Höhenzuges, der, mit Kiefern, Fichten und vielen in goldigem Herbstschmuck grenzenden Laubbäumen bestanden, daran erinnert, daß er einst das linke Ufer des gewaltigen Urstromes bildete, der vor ihrem Durchbruch nach Norden die Wässer von Weichsel, Warthe und Oder zur Elbe ableitete.

Das rechte Ufer dieses Urstromes ist in dem Höhenzuge zu suchen, an dem Oderberg liegt, und das weite Niederungsland zwischen beiden Ufern, einst Strombett, heute durch den Finowkanal durchflossen, ist in fruchtbares Acker- und vor allem Wiesenland verwandelt worden. Von letzterem gab frühlingsmäßig frisches Grün der Fluren Zeugnis. Die glänzenden Heu-Erträge in diesem Sommer bekundete die ungemein große Zahl von Heuschobern. Von der Eigenart des Sommers erzählend, zeigten sich auch die am Eisenbahndamm reichlich angepflanzten kaspischen Weiden von außergewöhnlich üppigem Wachstum.

Auf dem Bahnhof wurden wir von dem Oberhaupt der Stadt Herrn Bürgermeister Dr. Kurts, Herrn Professor Dr. Bohnhoff, Vorsitzenden des Geschichtsvereins für den Kreis Oberbarnim und die Nachbarkreise, Herrn Dr. med. Fiddieke, Herrn Baurat Ulrich und anderen Mitgliedern auf das Freundlichste empfangen und geleitet, wobei diese Vereinsmitglieder überall die nötigen Erklärungen in dankenswerter Weise gaben.

Die nach kurzem Aufenthalt im Hotel Demuth angetretene Wanderung durch die Stadt gab zunächst eine Vorstellung von der Lage und dem Äußern von Freienwalde. Es liegt am Ost- und Nordabhänge jener schon erwähnten Hügelkette, bedeckt den Raum von 4 Hügeln und ist, nach Beseitigung einer alten, die freie Entwicklung hindernden Umfassungsmauer und der zugehörigen Tore (Wassertor und Berliner Tor) nach verschiedenen Seiten gewachsen. Namentlich erfolgte dies in südlicher und südwestlicher Richtung in ein die Hügelkette durchbrechendes Tal, das „Brunnental“ hinein, welches mehrere Kilometer vom Stadtmittelpunkt entfernt die malerisch gelegene Gesundbrunnenanlage enthält. Die Straße dorthin ist es vornehmlich, die in den letzten 50 Jahren, in denen Freienwalde eine aufsteigende Entwicklung gewann, von schönen Landhäusern in wohlgepflegten Gärten besetzt worden ist. Ursprünglich lag Freienwalde, das jetzt einschließlich der beiden Dörfer Kietz und Tornow, über die es hinausgewachsen und die es in sich aufgenommen, 9800 Einwohner zählt, an der Oder, die als „alte“ Oder in einem schmalen, allmählich versumpfenden Arm noch heute im Nordosten vor dem Wassertor vorhanden ist, oberhalb der Stadt von der $1\frac{3}{4}$ Stunden entfernten „neuen“ Oder abzweigt und sich unterhalb Neuenhagen, wo über sie eine hölzerne Brücke führt, wieder mit dem Hauptstrom vereinigt. Diese Änderung beruht auf einer der zahlreichen Geradelegungen der Oder, die Friedrich II. um 1750 vornehmen ließ, nachdem sie schon von seinem Vater angebahnt worden war.

Nach der Besichtigung eines neben der ältesten Kirche sich am Bergabhang hinaufziehenden ehemaligen Kirchhofes, der in einen Stadtpark umgewandelt werden soll, wurde dem „Geschichtsmuseum“ ein Besuch abgestattet. Nun ist es, den Mitgliedern der „Brandenburgia“ zumal, die auf ihren Ausflügen in die Provinz häufig mit örtlichen Sammlungen bekannt gemacht werden, ja längst bekannt und vertraut, daß die Museumsbewegung

jetzt allgemein ist — hat die Provinz Brandenburg doch die Zahl vorhandener Museen in den letzten 10 Jahren von 9 auf 40 erwachsen sehen —, daß diese Bewegung in einer Provinzialstadt aber bereits zum Bau eines eigenen Hauses für die Zwecke des Museums geführt, das dürfte als ein besonders erfreuliches Ereignis begrüßt werden. In Freienwalde liegt diese Tatsache seit länger als Jahresfrist vor. Sie ist das Ergebnis einer Geldsammlung, zu der, auf Anregung des Oberstabsarztes Heller, der „Geschichtsverein“ geschritten ist und deren Ertrag mit Unterstützung durch die Stadt ein genügend geräumiges, massives Haus in gefälligem Baustil herzustellen erlaubte. Die Sammlungen aus Freienwalde und dem Kreise Oberbarnim sind in drei Unterabteilungen hübsch geordnet worden: Geologisches, Vorgeschichtliches und Kulturgeschichtliches. Besonders reich ist die zweite Abteilung an Urnen und Beigefäßen, steinernem, bronzernem und eisernem Gerät und Waffen. Mit besonderer Genugtuung durfte auf den „Schatzfund von Alt-Rüdnitz“ hingewiesen werden, der außer einer bronzernen Helmkrone verschiedene bronzene und goldene Schmucksachen, u. a. ein massiv goldenes Armband enthält. Auch eine Sammlung von Büchern aus dem 16. u. 17. Jahrh., in einst kostbar gewesenen, gepunzten Ledereinbänden lockte zu längerer Untersuchung, wofür es indessen an Zeit gebrach, da nach im Gasthaus eigenommenem Mittagmahl, dem die Freienwalder Gastfreunde beiwohnten, ein Ausflug zu Wagen nach dem südlich der Stadt gelegenen Baa-See gemacht wurde, dessen Umgürtung durch Laubwald man Ähnlichkeit mit dem Hertha-See bei Stubbenkammer nachrühmt. Bei der großen Anzahl der Teilnehmer konnten hieran indessen nur einige 30 Personen teilnehmen, der Rest der Gesellschaft besuchte teils die verschiedenen durch Aussichtstürme geschmückten Höhen um die Stadt — es sind deren allein drei massive: das Kriegerdenkmal mit Turm auf der Wilhelmshöhe, der neue Aussichtsturm auf der Königshöhe und vor allem der Bismarkturm auf dem Schloßberg, von dem sich eine umfassende Aussicht auf das weite Odertal und jenes nordostwärts durch die Neuenhagener Berge begrenzte Urstromtal eröffnet — teils begab man sich nach dem Gesundbrunnen, um sich hier etwas von der Geschichte dieser besonders interessanten Entwicklung Freienwaldes erzählen zu lassen. Ihre Geschichte ist in Kürze die folgende: Im Jahre 1683 entdeckte der Chemiker und Adept Kunkel, eine beim Großen Kurfürsten wohlangesehene Person, die trefflichen Eigenschaften des im Brunnenal gegenwärtig aus drei Quellen sprudelnden Wassers, eines Eisen-Säuerlings, und machte den Kurfürsten damit bekannt, der 1684 mit seiner Gemahlin und dem ganzen Hofe nach Freienwalde kam und den Brunnen mit großem Erfolge trank. Da er 1685 wiederkehrte, wurde das Bad Freienwalde mit einem Schlage berühmt. 1686 ließ der Kurfürst ein ziemlich großes Gebäude aus Fachwerk aus auf dem Brunnen errichten und bewohnte dasselbe 1687 bei seinem dritten und letzten Besuch. Auch sein Nachfolger, der spätere erste König von

Preußen, teilte die Vorliebe des Vaters für den Brunnen von Freienwalde, den er häufig an Ort und Stelle trank, ja dessen Wasser er zum Baden bezog. Um dies bequemer zu haben, ließ der König 1705 durch Schlüter auf der Höhe neben dem Brunnen ein prächtiges, durch Säulen getragenes Lustschloß erbauen. (Da Freienwalde seit 1618, dem Jahre des Aussterbens der Familie von Uchtenhagen, die von alters her Freienwalde besaß, landesfürstlicher Besitz war, stand dem König das Verfügungsrecht zu.) Das Lustschloß hat jedoch, obgleich es der König 1707 einige Zeit bewohnte, nicht lange bestanden. Während seines Aufenthalts dort spülte der Regen bei einem heftigen Gewitter den Sand vom Berge in solchen Mengen gegen das Schloß, daß der König es schleunig verlassen mußte.¹⁾ Es wurde 1722 abgetragen und König Friedrich Wilhelm I. dachte nicht an Wiederaufbau; doch ließ er, nachdem einige große Grenadiere der Potsdamer Garde durch Gebrauch des Freienwalder Brunnens gesund geworden, 1736—38 ein massives Gebäude mit verbesserten Badeeinrichtungen erbauen. Friedrich II. ließ das Bad in gutem Zustande erhalten, obgleich er selbst wenig Interesse an Freienwalde nahm, das er nur einmal (1771) besucht hat. Um so größerer Gunst hatte sich das Bad unter seinem Nachfolger zu erfreuen, dessen Gemahlin Friederike Luise von 1790 ab Freienwalde in jedem Sommer besuchte. Nach dem Tode des Königs (1797) kaufte Friederike Luise, eine hessen-darmstädtische Prinzessin, das Gelände, das jetzt den Schloßgarten bildet, zusammen und ließ hier zwischen 1799 und 1800 das jetzt noch stehende Schloß erbauen. Als sie 1805 gestorben war, bewahrte ihr Sohn König Friedrich Wilhelm III. dem Bade seine Gunst, ließ 1716 und 1818 mehrfache Verbesserungen vornehmen, willigte indessen 1832 in den Verkauf von Brunnen und Bad an die Stadt. Von dieser kaufte es 1872 eine Aktiengesellschaft, welche in den nächsten Jahren bedeutende Aufwendungen für das Bad machte und u. a. das jetzige, sehr schöne Brunnenhotel baute. Als die Gesellschaft 1878 zusammenbrach, kaufte die Stadt als Hypothekeninhaber im Subhastationstermin das Bad zurück. Seitdem ist sie im Besitz, hat 1880 ein neues Badehaus mit Dampftrieb erbaut und 1884 das 200jährige Bestehen unter Beteiligung von Berliner Künstlern und in Gegenwart des Kronprinzen Friedrich Wilhelm glanzvoll begangen. — Gegenwärtig sind außer den drei Trinkquellen, der Königsquelle, Johannisquelle und Kurfürstenquelle im Badehause 25 geräumige Badezellen vorhanden, in denen außer den bodenständigen Eisenmoorbädern auch jede andere Art von Bädern genommen wird.

¹⁾ Im Sommer 1863 habe ich es nach einem wolkenbruchartigen Regen in Freienwalde, wo ich als Referendar arbeitete, erlebt, daß die Türen der Häuser an der steil aufsteigenden Straße so von herabgespültem Sand versperrt wurden, daß, um diese Türen nach außen öffnen zu können, sie richtig ausgegraben werden mußten. E. Fr.

Der Verabredung gemäß hatten sich alle Teile der Gesellschaft gegen $\frac{1}{2}5$ im Schloßpark zu vereinigen, dessen gegenwärtiger Besitzer, Dr. phil. Walter Rathenau, in liebenswürdigster Weise die Besichtigung von Park und Schloß erlaubt hatte. Das seit dem Tode der Königin Friederike Luise, also seit 105 Jahren unbewohnt gebliebene Schloß ist in den letzten Monaten in allen Teilen nicht sowohl einem Umbau als einer Erneuerung unterzogen worden, die in pietätvoller Art das Alte nach Möglichkeit erhalten oder getreu wiederhergestellt hat. Der Besitzer machte hierüber selbst, nachdem er die Gesellschaft persönlich durch die meisten Räume des Schlosses geleitet, auf der Terrasse vor dem sogenannten Teehäuschen eingehende Mitteilungen. Nach seinem Bericht ist das ein längliches Rechteck bildende zweistöckige Schloß mit 5 Fenstern an den Längs-, 4 an den Schmalseiten in seiner architektonischen Schlichtheit, von der Bauherrin der Königin Friederike Luise, bestimmt gewesen, im Unterstock sie selbst, im Oberstock aber den König Friedrich Wilhelm III. und ihre Schwiegertochter, die Königin Luise aufzunehmen, wenn diese, was in den Jahren 1800—1803 häufig geschah, mit den Königlichen Kindern für längere Zeit zum Besuch kam. Schloß und Park haben manchmal von dem fröhlichen Lachen der Kinder wiedergehallt. Die innere Einrichtung — der neue Besitzer hat nach abgeschlossenem Kauf auch die bereits nach Charlottenburg geschafften Möbel nach Vereinbarung mit dem Oberhofmarschallamt wiedererworben — weist neben den steifen Stilformen des Directoire und des Empire auch bequeme Möbel auf. Die Wände sind in einer Anzahl von Räumen mit Stofftapeten, doch auch mit merkwürdigen Papiertapeten bekleidet, die eine Vorliebe für chinesischen und japanischen Geschmack bekunden, wie solche in der Rokokozeit bestand. Besonders wirkungsvoll und eigenartig erscheinen Wanddekorationen von Vögeln, Schmetterlingen, und hohen Stauden. Manches erinnert an den Biedermeierstil, der sich ja um jene Zeit vorbereitete. Den Park fand der neue Besitzer etwas vernachlässigt vor, dieser Eindruck ist aber, wenigstens in der nächsten Umgebung des Schlosses, inzwischen vollständig getilgt. Von der Höhe der Terrasse genoß man den prächtigen Anblick von Blumenpartien im schönsten Flor des Sommers und darüber hinaus in die Landschaft und auf den gegenüberliegenden Schloßberg mit dem Bismarck-Turm. Nach von Dr. Rathenau freundlich angebotenen Imbiß machte die Gesellschaft noch am dämmernden Abend einen Rundgang durch den ausgedehnten, sich an der Hügelkette hinziehenden Park. Der Rest des Abends verging im Wartesaal des Bahnhofes in angeregter Unterhaltung mit den Freienwalder Gastfreunden und im Meinungsaustausch über die tagsüber gehabt Eindrücke.

Diesem Bericht u. M. Herrn August Foerster seien noch folgende Nachträge angeschlossen.

I. Museum und Literatur. Herr Zeichenlehrer Scheffler, Kustos der Sammlungen, unterstützte Herrn Dr. Fiddicke bei der Führung bestens.

Bereits im Jahre 1888 hatte der damalige Landrat des Kreises Oberbarnim, Herr v. Bethmann-Hollweg, der jetzige Reichskanzler, im Kreishause eine Sammlung eingerichtet, welche hauptsächlich die noch vorhandenen vor- und frühgeschichtlichen Funde des Kreises aufnahm. Sodann betätigte Herr Oberstabsarzt Dr. Heller seine Liebe zur Heimat durch die Herausgabe einer Chronik von Freienwalde a. O. und die Begründung des Freienwalder Geschichtsvereins. Gleichzeitig war Herr Professor Dr. Böttger tätig in der Erforschung der Geschichte der Stadt Wriezen und des Werbellin, während Herr Pastor Passow zu Hohenfinow und Herr Professor Dr. Bohnhoff zu Freienwalde a. O. ihr Interesse den frühgeschichtlichen Verhältnissen der Mark widmeten. Auch betätigte sich der Freienwalder Geschichtsverein alsbald selbst durch Bloßlegung der Fundamente der Burg Malchow auf dem Schloßberg 1893/94 und die Erforschung des Freienwalder Burgwalles mit seinem Pfahlbau. Seit der Jahrhundertswende unternahm dann der Verein unter Leitung des Herrn Dr. Fiddicke mehrfach Ausgrabungen vorgeschichtlicher Gegenstände im Oberbarnimer und Königsberger Kreise. Die guten Erfolge veranlaßten den Geschichtsverein unter gleichzeitiger bereitwilliger und verständnisvoller Unterstützung des Kreises, der Stadt und vieler Gönner ein eigenes Museum zu errichten, in dem die vorgeschichtlichen Funde sowie andere geschichtliche und kulturgeschichtliche Gegenstände aus hiesiger Gegend eine würdige Aufstellung zu jedermanns Besichtigung finden konnten. Gleiche Ziele verfolgen der Verein für Heimatkunde in Eberswalde und die Vereinigung für Heimatschutz zu Strausberg.

Wenn nun auch in der Zeit, wo diese der Heimatforschung dienenden Vereine in unserer Gegend noch nicht bestanden, viele der hier gemachten Funde in die großen Museen nach Berlin und in andere auswärtige Sammlungen gewandert sind, so ist doch immerhin auch jetzt noch, wie schon ein kurzer Besuch einer jeden der erwähnten Sammlungen lehrt, ein reiches Feld zur Betätigung geblieben. Insbesondere hat es sich der Freienwalder Geschichtsverein angelegen sein lassen, möglichst räumlich weitgehend seine Forschungen auszudehnen über den ganzen Kreis Oberbarnim und die angrenzenden Kreise, und er hat dementsprechend auch seinen Namen und seine Satzungen geändert.

Einteilungsplan des Museums zu Freienwalde a. O.

- I. Bibliothek.
- II. Eigentliche Sammlung.
 - A. Urgeschichte (vorkommende Gesteinsarten, Erdschichten, Gletscherspuren, Versteinerungen).
 - B. Vorgeschichte (Tongefäße, Waffen und Schmuckgegenstände aus Bronze, Eisen, Gold, Glas, Steinwerkzeuge, Mahltröge und Mühlensteine, Einbäume, Pfahlbautenreste).

C. Zeit der Völkerwanderung und des Mittelalters, besonders Burgwallfunde und Hacksilberschätze.

D. Neuere Zeit:

- a) Bürgerliches Leben: Wohnung und deren Ausstattung, Heizung und Beleuchtungswesen, Trachten und Schmuck, Geräte des Haushaltes (Geschirr, Porzellan, Töpferprodukte, Zinngeräte, Flaschen, Gläser, Krüge), Rauchen und Schnupfen, Geselligkeit und Vereinsleben (Stammbücher, Kalender, Spiele).
- b) Wehr und Waffen.
- c) Städte- und Bauwesen: Bilder, Pläne und Baumaterial.
- d) Verwaltung, Gerichts- und Gesundheitswesen: Behörden, Urkunden, Körperschaften, Innungen, Gilden, Vereine, öffentliche Einrichtungen, Feuerwehr, lokale Erinnerungen an nationale Vorgänge und geschichtlich berühmte Personen, Veröffentlichungen, Aufrufe, Rechtsbücher, Arzt- und Apothekenwesen.
- e) Geistiges und kirchliches Leben: Literarische Betätigung, Kunst, und Wissenschaft, Schule, Volksbildung, Klöster und Kirchen mit ihren Ausstattungen, Gesang- und Erbauungsbücher, Patentrebriefe usw.
- f) Petschafte, Siegel der Städte, des Adels, der Behörden, der Innungen.
- g) Medaillen.
- h) Münzsammlung.

Das Museum befindet sich in Bad Freienwalde a. O., Hagenstraße 5a, und ist für Besucher jederzeit unentgeltlich zugänglich. Meldung b. Portier.

Herr Dr. Fiddicke hatte die Güte, einen von ihm in der Sonntagsbeilage des Ober-Barnimer Kreisbatts von 1909, Nr. 14 flg. veröffentlichten lehrreichen Aufsatz: „Die Herrschaft Neuenhagen vor 250 Jahren“ für das Märkische Museum zu überreichen, desgl. Photographien merkwürdiger Funde im Museum, ebenso Ansichtspostkarten von Freienwalde und Umgegend. Ferner mitgeteilt wurde ein Aufsatz von Julius Dörr, Freienwalde im Oktober 1906: „Ober-Barnim vor hundert Jahren“.

Herr Bürgermeister Dr. Kurts stiftete den „Illustrierten Fremdenführer durch Bad Freienwalde a. O., Falkenberg (Mark) und Umgegend“ von 1909 und „Bad Freienwalde a. O. Amtlicher Führer, Saison 1910/11“ von der Badedirektion.

II. Das alte und das neue Schloß. Der I. Vorsitzende Herr E. Friedel dankte hierfür verbindlichst und legte seinerseits vor: seinen Aufsatz über das Schloß zu Freienwalde a. O. in der Brandenburgia XVIII 1909/10, S. 396—401, aus dem Berliner Lokal-Anzeiger wieder abgedruckt,

und den Bericht des Touristenklubs für die Mark Brandenburg über seine Wanderfahrt am 12. Juni 1910, Nr. 8 vom 1. August 1910.

Erbauer des Schlosses war der Oberbaurat David Gilly (1748—1818), nicht zu verwechseln mit seinem Sohn Friedrich Gilly (1771—1819), ebenfalls einem namenhaften Baukünstler.

Nachträglich haben wir zur Vervollständigung noch 2 Nachrichten aus dem Berliner Lokal-Anzeiger angeschlossen:

a) vom 19. Oktober 1910: An das königliche Schloß in Freienwalde, welches Dr. Walter Rathenau erworben hat, knüpfen sich viele geschichtliche Erinnerungen. Es ist ja nur ein niedliches, hochgelegenes Sommer-Schlößchen mit freundlichem Garten, aber in anspruchlosen Zeiten genügte es auch fürstlichen Personen als Erholungsstätte. Vor rund fünfzig Jahren hatte der Schloßgarten eine gewisse gärtnerische Berühmtheit durch die Kakteenzucht des Schloßgärtners Gette. Wenn die Krone das Schlößchen jetzt verkauft hat, so ist das zu verstehen. Mit dem Jahre 1817, da König Friedrich Wilhelm III. hier zum letzten Male mit seinen Kindern weilte, ist von einer Benutzung nichts bekannt. Erbauen ließ sich das Schloß als Sommer-Aufenthalt die Witwe König Friedrich Wilhelms II., welche später auch einige Jahre hier dauernd wohnte. Königin Luise gebrauchte seit dem Jahre 1790 regelmäßig die Brunnenkur in Freienwalde; sie wohnte auf dem Brunnen selbst, da ein königliches Schloß noch nicht vorhanden war. Aber im Jahre 1809 übernachtete die königliche Familie auf der Rückkehr nach Berlin in dem Schlosse. Die Freienwalder hatten ihr einen festlichen Empfang bereitet; Schloß und Stadt waren reich geschmückt und am Abend die Häuser illuminiert. Auch ein Gedicht auf Atlasband wurde der Königin überreicht, und der König hinterließ eine Spende für die Armen. Im Besitz der Landesherren ist die Domäne Freienwalde seit dem Jahre 1618. In diesem Jahre starb der letzte Besitzer von Freienwalde, Hans von Uchtenhagen, und Kurfürst Joachim Friedrich zog die großen Lehnsgüter der mit Hans ausgestorbenen Uchtenhagen ein; die Einkünfte überwies er seiner Gemahlin Anna. Seinen Aufschwung verdankte Freienwalde dem Großen Kurfürsten, welcher den Brunnen zu einer richtigen Kuranstalt ausgestaltete. Das alte, feste Schloß von Freienwalde lag auf dem Schloßberg, auf welchem sich jetzt, in seinem Unterbau aus den Fundamenten desselben errichtet, ein Bismarck-Turm erhebt. Schloß Freienwalde wird übrigens von dem jetzigen Schloßherrn, Dr. Rathenau, in dem Zustande erhalten und mit Sorgfalt gehütet, in dem es sich während seiner Glanzzeit befand. Das alte Mobiliar war zwar unmittelbar vor dem Verkauf entfernt, ist aber dem jetzigen Besitzer wieder zurückgegeben worden, der es ganz im Geiste der alten Zeit ergänzen und erneuern ließ. Die Polstermöbel, deren Überzüge zerrissen und verschlissen waren, sind mit neuen Stoffen, genau nach dem Muster der alten gefertigt,

überzogen und die Tapeten in derselben Weise erneuert worden. Man kann nur wünschen, daß überall Baudenkmäler von geschichtlicher Bedeutung so pietätvoll behandelt werden, wie es hier geschehen ist.

b) vom 14. Dezember 1910: Das Freienwalder Schloß wurde, wie uns im Anschluß an die kürzlich gebrachte Mitteilung geschrieben wird, auch noch nach 1817 benutzt. 1848 und später, z. B. 1866, beherbergte es die Prinzessin Luise von Preußen, Tochter des Prinzen Carl. Wahrscheinlich gab ihre Klage über den störenden Wagenverkehr auf der Chaussee, die früher dicht am Schloß in Richtung der Schloßstraße vorüberführte, die Anregung zur Verlegung der Berliner Chaussee, die vordem einen Teil des heutigen Schloßparkes abschnitt. Ihre Richtung kann man jetzt noch an einigen alten Bäumen im Park erkennen. Das zwischen der ehemaligen und jetzigen Linienführung gelegene Stück Land wurde im Jahre 1871 zum Schloßgarten geschlagen; das Schloß rückte damit ein Stück von der Straße zurück, und es wurde daher aus dem Straßenhaus ein Parkhaus, das man dann mit dem vorliegenden Gelände in Beziehung setzte. So erklärt es sich, daß der heutige Eingang mit seiner Terrasse nicht mehr ganz den alten Abbildungen entspricht. Vordem weilte auch die Prinzessin Elisabeth von Radziwill, die einst dem Herzen Kaiser Wilhelms I. nahestand, in Freienwalde. Eine weitverbreitete Volkssage berichtet, die Liebenden hätten sich deshalb nicht heiraten dürfen, weil die Prinzessin katholisch gewesen sei. Sie sei dann an gebrochenem Herzen gestorben. Wieweit der Schmerz ihren Tod beschleunigte, mag dahingestellt bleiben. In der andern Behauptung irrt jedoch die Sage; denn es heißt im Freienwalder Kirchenbuche: „1834 Am siebenundzwanzigsten (27.) September Vorm. $\frac{3}{4}$ auf 11 Uhr verstarb hier an der Lungenschwindsucht Ihre Durchlaucht die Prinzessin Friederike Luise Martha Elisabeth Radziwill, ev. Konf. usw.“ Das geschah 1834, also 14 Jahre nachdem Friedrich Wilhelm III. zuletzt hier gewohnt hatte und 14 Jahre vor dem Besuch der Prinzessin Luise von Preußen. Dem Volk war eben der starre Begriff der Ebenbürtigkeit nicht plausibel, zumal ja die Prinzessin dem hohenzollernschen Königshause mütterlicherseits sehr nahe verwandt war; deshalb erfand es die Sage, die Religion sei der Trennungsgrund gewesen.

Die Brandenburgia benutzt diese willkommene Gelegenheit, um allen den Herren, welche sich in Freienwalde um uns verdient gemacht haben, ihre herzlichste Anerkennung auszusprechen.

13. (10. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 15. Oktober 1910,

Wanderfahrt nach Schloss Friedrichsfelde bei Berlin

unter Leitung des I. Vorsitzenden, Herrn Geheimrat E. Friedel.

Auf dem Wege vom Bahnhof zum Schloßpark kamen wir an der Stelle vorüber, wo Napoleon am 28. Oktober 1806 die Parade über die Truppen des Marschalls Davoust auf dem „Oberfelde“ abgenommen hatte um sie für die bei Jena bewiesene Tapferkeit zu ehren. Das ehemalige Paradenfeld liegt gegenüber dem Hause Berliner Straße 15. Die Bepflanzung dieser Straße mit mehreren Baumreihen hat zur Bildung der Volkssage Veranlassung gegeben, die Berliner Schlächterinnung habe einst die Bäume zur Strafe für irgend ein Vergehen pflanzen müssen. An der 1890 neu erbauten Kirche begrüßte Superintendent Klügel als Vertreter des am Erscheinen verhinderten Landrats v. Treskow die Gäste und führte sie zunächst in den noch von Benjamin Raule, dem Begründer der brandenburgischen Marine, um 1690 angelegten herrlichen Park. Schöne alte Bäume umgeben weite Rasenflächen, und mit den landschaftlichen Reizen verknüpfen sich bedeutsame geschichtliche Erinnerungen. Schnurgerade Wege, eingefast von hohen Linden, bezeugen den Geschmack der Zeit der ersten Anlage, eines Werkes holländischer Gartenkünstler. Wie im Park von Sanssouci bemerkt man jedoch auch an einigen Stellen den Einfluß der durch Pückler und Lenné bei uns eingeführten englischen Park- und Gartenkunst. Nur der westliche Teil des Parkes darf sonst ohne besondere Erlaubnis betreten werden; doch hat hier der Schloßherr auf einem zu dem Zwecke angekauften Grundstück, der ehemaligen Dorf hutung, einen großen Spielplatz angelegt, der von Berliner Sonntagsausflüglern viel benutzt wird, was an jedem Montagmorgen das „Stullenpapier“, die „Visitenkarte des Berliners“, bezeugt. Zu beiden Seiten des einfachen Schlosses stand bis 1888 ein „Kavalierhaus“, deren eines als Komödienhaus diente und dazwischen ein Teehäuschen; auch war früher südlich vom Schlosse wie in Rheinsberg ein Naturtheater vorhanden, von dem jedoch kaum noch Spuren übrig geblieben sind. Zahlreiche Sandsteinfiguren, griechische Götter und Helden darstellend, finden sich hier und da im Park; im südwestlichen Teile liegt das Erbbegräbnis der Familie v. Treskow. Eine Volkssage berichtet: Kaiser Friedrich habe das Gut kaufen wollen, jedoch die Bedingung gestellt, das Erbbegräbnis müsse entfernt werden; daran sei der Verkauf gescheitert. Eine merkwürdige Verkennung des pietätvollen Sinnes Kaiser Friedrichs! Am Haupteingang zum Parke steht noch ein altes Wacht haus, das um 1770 von Invaliden aus dem Regiment des Prinzen Ferdinand bewohnt wurde, die hier zuweilen, wenn hoher Besuch eintraf, Wacht-

dienste taten. Das Schloß enthält reiche Schätze an Gemälden und andern Kunstwerken, zum Beispiel mehrere wertvolle chinesische Vasen aus dem 17. Jahrhundert. Von den von Schinkel herrührenden Ölgemälden stellen drei das polnische Schloß Owinsk dar, das der letzte Polenkönig dem Urgroßvater des Besitzers von Friedrichsfelde schenkte, ein anderes den Königssee am Watzmann. In der Bibliothek hängt das Bild des Prinzen Ferdinand, des Vaters Prinz Louis Ferdinands, der hier am 18. November 1772 geboren und am 22. November von seinem Oheim Friedrich dem Großen über die Taufe gehalten wurde. Da die Ehe des Königs und die seines Bruders Heinrich kinderlos waren, bedeutete die Geburt eines Prinzen ein Ereignis, weil der Fortbestand des Hohenzollerngeschlechtes in Frage stand. Auch Prinz August, der Bruder des Saalfelders, ist, wie eine von seiner Tochter gestiftete Gedächtnistafel besagt, im Friedrichsfelder Schlosse geboren. Es war dies der Prinz August, der 1806 bei Prenzlau in die französische Gefangenschaft geriet und sich später um die Ausbildung der preußischen Artillerie große Verdienste erwarb. In demselben Zimmer hängen ferner ältere Darstellungen des jetzigen Schlosses und ein Bild des Rauleschen Lustschlosses, das an derselben Stelle stand. Es trägt die Unterschrift „Friedrichsfelde“. Da Friedrichsfelde vor 1700 Rosenfelde hieß, das jetzige Schloß aber 1719 erbaut wurde, stammt das Bild vermutlich aus der Zeit von 1700—1719. Zahlreiche Familienbildnisse schmücken die Wände; ferner ist ein Bild der Königin Luise zu erwähnen, das die Königin einst dem Generaladjutanten v. Haeseler geschenkt hatte, aus dessen Besitz es in den der verwandten Familie v. Treskow durch Erbschaft gelangt ist.

Im Schloßrestaurant sprach Lehrer Krüger über die Geschichte des Ortes, die er in vier Abschnitte teilte: in die markgräfliche Zeit (bis 1319), die städtische (1319—1690), die landesherrliche und prinzhliche (1690—1816) und in die wirtschaftliche (seit 1816). Die Gründung des Ortes erfolgte zur Zeit Johannis I und Ottos III; in einer Urkunde vom 2. April 1265, worin Bischof Heinrich von Brandenburg den Nonnen in Spandau die Zugehörigkeit der Lankwitzer Pfarre bestätigt, wird nebenher ein Pfarrer Ludwig in Rosenfelde genannt. Rosenfelde selbst betrifft eine Urkunde vom 24. Mai 1288, worin Otto III die Grenze gegen Berlin durch eine „Markscheide“ von Lichtenberg über Rosenfelde bis zum Stralauer Damm festlegte. Die Dorfflur umfaßte damals 104 Hufen zu $66\frac{2}{3}$ kl. Morgen, also rund 7000 Morgen. Damit nimmt Friedrichsfelde unter allen Vororten die zweite Stelle ein — es wird nur noch von Charlottenburg übertroffen — ist also sehr wohl in der Lage, sich zur Großstadt zu entwickeln. 1307 erhielten die Spandauer Nonnen 22 Hufen in Friedrichsfelde; den Rest (82 H.) verlieh Markgraf Waldemar im letzten Jahre seiner Regierung den Städten Berlin und Kölln gegen 500 Pfund brand. Pfennige. 14 Bauern und 26 Kossäten waren damals hier ansässig; als

Gutsherrschaft finden wir die altberlinische Familie Ryke (Reiche); Bürgermeister Berndt Ryke, der $36\frac{1}{2}$ Hufen besaß, wurde 1448 nach der Niederwerfung des Berliner Aufstandes durch Friedrich den Eisernen verbannt und sein Besitz ging in die Hände seines Vetters Henning Ryke über, der 1451 starb, Friedrichsfelde muß dann wohl, an den Landesherrn zurückgefallen sein; denn 1518 belehnte dieser zwei Gebrüder Ryke dort mit einer Anzahl Hufen und 1559 den Bürgermeister Reiche mit den 22 nach der Reformation eingezogenen Hufen der Spandauer Nonnen. 26 Jahre später brach ein Vermögensverfall der Familie Reiche herein und 1590 nahm der Kurfürst die Hufen an sich, nachdem Berlin vergeblich versucht hatte, sie zu gewinnen. Dann erlöschen die urkundlichen Nachrichten, die wohl im dreißigjährigen Kriege verloren gegangen sind. Zur Zeit des Großen Kurfürsten war der Geh. Kriegsrat v. Grumbkow Besitzer eines Teiles von Rosenfelde, nach seinem Tode 1690 ging dieses in die Hände des Begründers der brandenburgischen Flotte, Benjamin Raules, über, der auch 1695 den Berliner Anteil für 2200 Mk. kaufte. Er erbaute ein Lustschloß, legte den Park an und feierte hier fröhliche Feste, an denen auch der Kurfürst oft teilnahm. „Der Kurfürst und was fürstlich heißt“, so reimte der Hofpoet v. Canitz, „haben jüngst beim Raule gespeist, mittags zu Rosenfelde.“ Als Raule 1698 in Ungnade gefallen und Rosenfelde landesherrlich geworden war, begann eine neue Glanzzeit für den Ort. 1700 wurde der Name in Friedrichsfelde umgeändert; vor kurzem hat man eine Straße in Friedrichsfelde nach dem alten benannt. Die Zeit nach 1700 hat Th. Fontane trefflich und eingehend geschildert; 1717 schenkte Friedrich Wilhelm I. Schloß und Park dem Markgrafen Albrecht Friedrich von Schwedt, einem jüngeren Sohne des Großen Kurfürsten (1717—31), während das Gut Staatsbesitz blieb. 1719 wurde das heutige Schloß erbaut; es hat seitdem nur geringe Veränderungen erlitten. 1720 wurde in Friedrichsfelde Ernst Gottlieb Woltersdorf, der fruchtbarste Kirchenliederdichter, den die Mark hervorgebracht hat, als Sohn des Pfarrers Lukas Woltersdorf, geboren; er starb 1761 als Geistlicher in Bunzlau; das Provinzialgesangbuch enthält noch eins seiner Lieder. 1726 führte Friedrich Wilhelm I. das sogenannte „Simultaneum“ in Friedrichsfelde gewaltsam ein, so daß hier Reformierte und Lutheraner gemeinsam den Gottesdienst besuchen und das Abendmahl genießen konnten. Die kirchlichen Einigungsbestrebungen, die zur Zeit des Großen Kurfürsten begannen und 1817 zum Ziele führten, fanden darin ihren eigenartigen Ausdruck. Albrecht Friedrichs Sohn Markgraf Karl (1731—1762), ein kunstsinniger Herr, baute das Schloß aus und legte den „Stucksaal“ und die schöne eichengeschnitzte Treppe an. Seine reichhaltige Gemäldegalerie wurde später verkauft. 1760 fielen die Russen unter Tottleben in Fr. ein und hausten hier 9 Tage. Karls Tochter, Elisabeth von Anhalt, verkaufte das Schloß 1762 an den Prinzen Ferdinand, den jüngsten Bruder Friedrichs des Großen (1762—65). Wie

erwähnt, wurden Ferdinands Söhne Louis Ferdinand und August hier geboren. Eine Tochter, Friederike Dorothee Luise Philippine, vermählte sich mit Heinrich Anton Radziwill. Dieser Ehe entsproß die Prinzessin Elisabeth v. Radziwill, die dem Herzen Wilhelms I. einst nahestand und am 27. September 1834 im Alter von 31 Jahren in Freienwalde starb. 1785 verkaufte Prinz Ferdinand das Schloß an den Herzog Peter von Kurland; 1799 kaufte der Ober-Hofbuchdrucker George Jakob Decker es, 1800 die Prinzessin Katharina von Holstein-Beck, vermählt mit dem russischen Fürsten Bariatinski, 1816 Karl Sigismund v. Treskow. In der Holstein-Beckschen Zeit besuchte die Königin Luise das Schloß mehrmals; doch ist ihr Bildnis erst durch die Familie v. Haeseler in den Besitz der Treskows gelangt. Von 1814/15 lebte König August Fiedrich von Sachsen als Gefangener in Friedrichsfelde. Mit der Besitznahme durch Herrn v. Treskow, der 1826 auch das Gut kaufte und das nach ihm benannte Vorwerk Karlshorst anlegte, begann für Friedrichsfelde die Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, der auch unter der Herrschaft des Sohnes Karl Sigismunds v. Treskow und seines Enkels, des jetzigen Besitzers anhielt. Der landwirtschaftliche Betrieb wurde zur Blüte gebracht, und seine Erzeugnisse fanden in Berlin guten Absatz. Der Vorortverkehr hob sich in ungeahnter Weise; der Ortsteil Karlshorst entwickelte sich ganz bedeutend. 1890 hatte Friedrichsfelde 5000 Einwohner, 1900 schon 10 000 und 1910 gar 20 000. Die 1884 angelegte Karlshorster Rennbahn beeinflußt den Fremdenverkehr in günstiger Weise; der Ort reckt und streckt sich nach allen Seiten, und viele Bauern, die sich natürlich längst „Gutsbesitzer“ nennen und nennen lassen, haben die Hälfte des Weges zum „Millionenbauer“ zurückgelegt, denn die Bodenwerte steigen von Jahr zu Jahr. O. Monke.

Kleine Mitteilungen.

Der Russengeneral Fermor in Frankfurt a. Oder. (Aus handschriftlichen Aufzeichnungen eines Frankfurter Arztes). In dem bekannten Bieder-Gurnikschen Buche „Bilder aus der Geschichte der Stadt Frankfurt a. O.“ findet sich auf Seite 85 folgender Satz: „Am 15 August 1758 war mit beispielloser Barbarei durch den russischen General Fermor die Festung Küstrin eingesehert worden.“ Man könnte hieraus entnehmen, daß Fermors hervorstechendste Eigenschaft die Barbarei gewesen sei, und doch zeigen die Aufzeichnungen, die der Frankfurter Arzt Dr. J. G. Krünitz hinterlassen hat, den General in einem so anderen Lichte, daß es die Gerechtigkeit verlangt, auch diese Stimme einmal zu hören.

Dr. Krünitz betitelt seine Aufzeichnungen „Eine Ehrenrettung der russischen Armee“ und beginnt seine Erzählung mit der Schilderung des russischen Übergangs über die Oder im Anfang des Monats August 1759. An einem Montag, so berichtet Krünitz, morgens gegen 9 Uhr, wurde die Stadt Frankfurt durch einen von einem Trompeter begleiteten russischen Offizier, von Bülow, vor der aufgezogenen Zugbrücke aufgefordert, sich zu übergeben. „Ich befand mich, nebst dem Kommandanten, dem Magistrat und einigen Professoren am Brückentore.“ Kommandant von Arnim lehnte das Begehren des Russen ab. Letzterer bewilligt eine halbe Stunde Bedenkzeit und bemerkte, daß er am Tage vorher als Bauer verkleidet in Frankfurt umhergewandert und ganz genau über die Stärkeverhältnisse der Garnison unterrichtet sei. Der russische Offizier fügte hinzu, daß bei abschlägiger Antwort, die Stadt mit Bomben beworfen werden sollte. Trotzdem nun auf Anraten des Magistrats, um die Stadt zu schonen, die Garnison die Stadt verließ, setzte doch das Bombardement punkt 10 Uhr ein. Die ersten drei Bomben waren mit Sand gefüllt und nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß größeres Unheil verhütet wurde. Der erste Schuß fiel von der auf dem Judenberge errichteten Batterie; er schlug in die Tuchmacherstraße ein und tötete ein auf der Straße gehendes Kind. Die zweite Bombe war auf die Oberkirche gerichtet und fiel auf die Amtswohnung des Stadtmusikus. Sie zerschmetterte das Dach und richtete „auf der Dachstube unter den musikalischen Instrumenten und Noten eine traurige Verstimmung und klägliche Zerstörung an.“ Ehe die dritte Bombe in Aktion trat, hatte der Magistrat die Stadt übergeben.

Nun rückte russische Kavallerie sowie Infanterie in die Stadt ein. General Fermor befehligte das Corps und gab auch den Auftrag, der abgezogenen preußischen Garnison nachzusetzen. Letztere wurde nach heftiger Gegenwehr gefangen genommen. General Fermor quartierte sich in der Oderstraße „zwei Häuser von meiner Wohnung“ ein und ließ seine Soldaten auf dem Markt biwakieren. Den besiegten Major von Arnim behandelte Fermor mit größter Zuvorkommenheit und ließ ihm auch seinen Degen zurückgeben.

Und nun schreibt Krünitz wörtlich: „Die strenge Manneszucht, die der General Fermor bei der Garnison beobachten ließ, die religiösen Gesinnungen, die er in Gesprächen äußerte und das teilnehmende Vergnügen, welches er an gelehrten Unterhaltungen bezeugte, wovon ich sehr oft Augen- und Ohrenzeuge zu sein das Glück hatte, machen sein Andenken unvergeßlich. Auch in der spätesten Nacht konnte ich mitten durch die auf dem Markte gelagerten Russen ohne Gefahr meinen damals überhäuften praktischen Geschäften nachgehen Am anderen Tage war Sonntag und wohnte General Fermor dem Gottesdienste bei. Schon um 7¹/₂ Uhr erschien er in der Sakristei und befahl dem Inspektor, nach der Predigt das Gebet, welches er ihm in die Feder diktieren wolle, zu tun. Da der Inspektor wegen schwacher und zitternder Hand nicht schreiben konnte, übernahm ich das Geschäft. . . .

Das Gebet lautete:

„Da wir, o Gott, nach Deinem weisen und unerforschlichen Rate, uns jetzt unter dem Schutze der großen Kaiserin von Rußland be-

finden: so flehen wir demütigst zu Dir, walte mit Deiner Gnade über ihr, vermehre das Glück ihrer Waffen, erhalte und befestige ihren Thron, schenke uns aber auch einen baldigen und dauerhaften Frieden; so wollen wir Deinen Namen loben und Dir danken in Ewigkeit.“

Die vom Feinde geforderte Geldkontribution war nicht leicht aufzubringen, und so übernahmen denn einige Magistratspersonen die Mühe, von Haus zu Haus die Einwohner zu bitten, in Ermangelung baren Geldes, Sachen von Werte herzugeben. Es wurde auch wirklich ein ansehnlicher Vorrat zusammengebracht „wazu ich vier silberne Eßlöffel, sechs Kaffeelöffel und meine und meiner Frau Schuhschnallen beigetragen hatte.“ Als diese Sammlung dem General Fermor auf dem Rathause vorgelegt wurde, sagte er: „Nach Kriegsmanier verlangen wir Geldkontribution, aber Räuber sind wir nicht. Diese Sachen sollen sogleich einem jeden wiedergegeben werden“ — welches auch geschah.

Krönitz erzählt nun in ziemlicher Breite noch mehrere Züge, die durchaus einen gewissen Edelmut des „Barbars“ Fermor erkennen lassen. Es dürfte also wohl an der Zeit sein, das Urteil über General Fermor einer ihm günstigen Revision zu unterziehen.

Rudolf Schmidt, Eberswalde.

Deutsch-wendisch-slawisch. In den Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg (30. 4. 1910) teilt Herr Karl Wilke mit: „In einer Urkunde des Markgrafen Otto IV. und Waldemar von Brandenburg, am St. Georgstage 1308 zu Prenzlau ausgestellt, in welcher diese die ihnen gehörigen Fischereigerechtsame auf der Oder dem Kloster Chorin übertragen, welche den beiden „Slavendörfern“ Ober- und Unter-Liepe und dem Kietz unserer getreuen „Wenden“ zu Oderberg beilagen, in dieser Urkunde werden das „Eleffnette“, die Povarde, die Vlote, die Rösen als das bekannte Geräte der Kleinfischerei vermerkt. Es sind das alles echt niederdeutsche Bezeichnungen für die Fischereigeräte . . . und befremden diese im Gegensatz zu den „Slaven“ und „Wenden“, die sie sich seit alters selber verfertigten und wahrscheinlich auch in ihrer Mundart benannten und benutzten . . . Bei der Zähigkeit . . . wäre selbst ein schneller Umschwung in alten Gerätenamen undenkbar.“ Herr Wilke kommt dann auch auf Grund gleicher niederdeutscher Benennungen, so elver-net bei englischen Flußfischern zu der „Annahme, daß die in mittelalterlichen märkischen, pommerschen und mecklenburgischen Urkunden gebrauchten Unterschiede zwischen „deutsch-wendisch-slawisch“ einen anderen Wortsinn als heute haben. Diese Unterscheidungsmerkmale waren rein wirtschaftlicher Natur und keine nationalen, in dem Sinne vielleicht, wie man heute von „polnischer“ Wirtschaft sprechen kann, ohne damit polnische Abstammung zu identifizieren.“

W. v. Schulenburg.

Märkischer und altnordeuropäischer Wolfsglaube. Neun Tage vor Weihnachten tuteten früher die Dorfhirten „den heiligen Christ“ oder „Weihnachtsmann“ vom Himmel herunter. Ein alter Mann wußte noch oder einige (Kreis Teltow), daß ehemals die Alten gesagt haben: „Das haben sie der Wölfe wegen getan. Die konnten das Tuten nicht vertragen und sind gewichen“, usw., wie von mir früher mitgeteilt wurde.¹⁾ Ich habe diese Überlieferung sonst nicht weiter vorgefunden, doch berührt sie sich, wohl arisch, mit dem alten Werwolfglauben der nordeuropäischen Völker.

Die Letten²⁾ nannten den Christabend „Tanzabend“, oder auch wohl „Bluckwareker (Bluckwarcka), d. h. Blocksabend, weil sie die Gewohnheit hatten einen großen Block an bastenen Stricken bei ihren Umgängen mit sich zu ziehen und ihn nachher unter mancherlei Freudenbezeugungen zu verbrennen“. Um diese Festzeit „pfl egten sie auch den Wölfen auf den Kreuzwegen eine Ziege zu opfern, damit sie ihrem Viehe nicht schaden möchten. . .“ Sie „nannten den Monat December Wilku-Mänes oder Monat der Wölfe und verlegten in die Christnacht hauptsächlich die verderbliche Wirksamkeit der Wehrwölfe“. Wie auch Olaus Magnus (1555), den Pfingsten anführt, berichtet: „In festo nativitatis Christi sub noctem, statuto in loco, . . . tanta luporum ex hominibus diversis in locis habitantibus conversorum copia congregatur“ . . . und was einen Einblick in die alte Hauswirtschaft gewährt, in die Bierkeller der Bewohner einbrechen und Bier und Met austrinken, „cellaria cerevisiarum ingrediuntur, ac illic aliquot cerevisiae aut medonis tonnas epotant“, wodurch sie sich von den gewöhnlichen Wölfen unterscheiden.

In dem sehr lehrreichen Buche:³⁾ Der Bauer in der deutschen Vergangenheit von Adolph Bartels zeigt nach einem Nürnberger Flugblatt ein Bild die Hinrichtung eines Bauern aus „Bedbur“ bei Köln der sich täglich 7 Stunden in einen Werwolf verwandelte, 13 von ihm getöteten Kindern das Hirn ausfraß, bis ihm ein Nachbar „ein Dapen“ abschlug, der wieder zur Hand wurde, wodurch die Zauberei herauskam. Der Bauer wurde aufs Rad geflochten, gezwickt, der Kopf ihm abgehauen und der Rumpf verbrannt. So geschehen nach dem Flugblatt i. J. 1589.

W. v. Schulenburg.

Die wendische Krone. Im Berliner Lokal-Anzeiger (218. 1910) findet sich die Mitteilung, die dann wohl in Fachkreisen bekannte Tatsache wäre: „Die berühmte „wendische Krone“, nach der der Orden der beiden Großherzogtümer genannt ist, die auch, als von Gold, mit grüner Schmelzarbeit bedeckt und mit einem Smaragd geschmückt dargestellt, als Zier des vornehmsten Helmes des Mecklenburg-Schweriner Wappens auftritt, ist in Wirklichkeit nichts anders, als ein bei Trechow ausgegrabener Bronzereif aus der sogenannten „jüngeren Bronzezeit“. Hier also derselbe Vorgang, nur sehr stark geschichtlich verwertet, der so oft in der Mark nachgewiesen

¹⁾ Brandenburgia, Archiv 11. 1904, 38.

²⁾ E. A. Pfingsten, Über die Feste der alten Letten, Mitau 1843.

³⁾ Monographien zur deutschen Kulturgeschichte von Steinhausen, Leipzig 1900.

werden kann, daß die Volksüberlieferung von einem wendischen König, seinem Schloß, Schmuck, Sarg, Grab, von wendischen Gräbern u. d. redet und Gebildete es noch immer nachschreiben, während es sich fast immer um vordringende, oft vielleicht gerade um germanische Überreste handelt. Noch im vorigen Jahr fand sich in einer großen Berliner Zeitung wiederum die Geschichte vom „heimlichen Wendenkönig“. Auch sollte man bei Neuauflage älterer wertvoller Werke (bis 1870 und später) die in der Zeit liegenden Irrtümer dieser Art in Anmerkungen berichtigen, womit der Wertschätzung des Verfassers kein Abbruch geschieht, damit die Leser nicht immer von neuem mit den Irrtümern genährt werden.

W. v. Schulenburg.

Vordringen des Slawentums in der Mark. Nach Zeitungsberichten hat man die Absicht, im Regierungsbezirk Frankfurt eine Gesellschaft zu gründen „zur Förderung der inneren Kolonisation“, weil „nach amtlicher Feststellung schon jetzt 9 Prozent der Bevölkerung der Gutsbezirke des Regierungsbezirks Polen sind. Durch Vermehrung der deutschen Bevölkerung soll dem Vordringen des Slawentums Einhalt getan werden.“ In Deutschland bringen alljährlich, infolge der Landflucht in die Großstädte und Industrieorte, auf den Dörfern eine halbe Million Ausländer und zwar meist slawische Landarbeiter die deutsche Ernte ein; ohne diese Hülfe würde die Ernte verkommen. Im ganzen sollen in Deutschland jährlich eine Million ausländischer Arbeiter tätig sein. Bin ich recht berichtet, sind in den Rheinisch-Westfälischen Industriebezirken bereits 300 000 Polen ständig, Frauen und Kinder mit einbegriffen. Nach der „Landeskunde der Provinz Brandenburg“ (II, 87) wurden bei der Volkszählung 1905 13734 Russen in der Provinz festgestellt die „zum vorübergehenden oder dauernden Aufenthalt“ sich veranlaßt sahen, Es scheint also, daß wir einer zweiten Verslawung entgegen gehen, wie sie, bereits einmal im früheren Mittelalter zur Zeit der (wendisch-) slawischen Herrschaft in Norddeutschland und teilweise auch in Mittelddeutschland bestanden hat.

W. v. Schulenburg.

Lausitz-serbisch (wendisch) und nordfriesisch. Bei wendischen Kindern der Lausitz fand ich den Abzählreim beim Zeckspielen (1879): „Opka, popka, pera, para, puf, ene, bene, Dunke, Funke, Rabe, Schnabe, Dippe, Dappe, Käsenappe, Ule, Bule, Ros“. Konrad Schwenk¹⁾ hat: „Ene, Wene, Dunke, Funke, Rewe, Schnewe, Dippe, Dappe, Käsenappe, Welle, Bube, Ruß“, (erklärt: „Riesen, Wanen, Sterne, Funken, Regen, Schnee, Tiefe, Tiefe, Käsenapf, wilde Buben, Ruß“ und sieht in diesem „merkwürdigen Denkmal“, in Anlehnung an die nordische Weltkuh Audhumla und den Urraum Ginnungagap (den gähnenden Abgrund), den Inhalt einer Dichtung über die Erschaffung der Welt ähnlich der Völuspá). Die märkischen Kinder zählen ab: „Ene, mene. Minken-Mäken“, auch „Ene, bene Mienchen..“

¹⁾ Mythologie der Germanen 1855, 351.

Íbel di Bibel di buf“, auch „ober, bober, puf.. picke, packe pei“, in der Lausitz die serbischen Kinder: „Ekku, dekku, naklakaŋe, z tymi tŋimi kónikami.. eku, deku wen¹⁾“. Auf Sylt verwandelte sich der Meeremann Ekke Nekkepenn in einen friesischen Öndereersken und freite um ein schönes Zwergenfräulein. Aber sie gab ihm einen Korb und sang höhnisch in der Sprache der Unterirdischen: „Ene, mene mei, Akel, Dakel, Dummeldei. Ülwer, Bülwer, bop. Din uald Quop, Ekke, fat: Bundis Kat“ (nach Hansen²⁾: „Einer (ist) mein, (den ich) mag, Akel, Dakel, Dummeldei. Wölfe, Hunde (bleiben) oben. Du alte Quappe, Ekke, bekommst: Bundis Katze“. Dorret Bundis war ein Mädchen, und die Braderuper steckten dem Ekke später eine tote Katze in seine Höhle, und warfen tote Kälber und Hunde nebenbei, weshalb die Stelle noch Aasthal (Asdääl) heißt, und sagten: „Das ist Bundis Katze, mit der kannst Du Dich verheirathen.“ Ekke aber, dem Zwergenfräulein böse, rief ihr zu, den Rücken kehrend: „Järe miare, gud Frinjer, Pik Pak wegh! (Ehre, mehre gute Freunde; Pickpack weg“).³⁾ Friesische Zwerge sangen: „Ene, pene Sippe, see! Appel, Dappel, dunre nee! . . (eine feine Sippschaft, seht! Appel Dappel donnere nicht!“)

W. v. Schulenburg.

Das „Plusmacher“-Haus. Wenig bekannt dürfte sein, daß das Haus Jägerstraße 21, an der Ecke des Gendarmenmarktes — heute das Heim der königlichen Seehandlung — an eine der merkwürdigsten Episoden in der Geschichte des Berliner Hofes erinnert. Der sonst so sparsame König Friedrich Wilhelm I. baute es in dieser damals sehr bevorzugten Lage für den „Plusmacher“ Eckhart; er ließ es sogar vollständig ausstatten und ausmöblieren, trotzdem er zu der Zeit, es war wenige Monate vor seinem Tode, bereits sehr leidend und zu Ausgaben und Gnadenbewilligungen äußerst wenig geneigt war. Aber Eckhart hatte es dem König angetan. Über der Persönlichkeit dieses unstreitig hochbegabten, bald als Genie gefeierten, bald als Charlatan verschrienen Mannes schwebt immer noch ein gewisses Dunkel. Er soll ursprünglich Blaufärber und Marktschreier gewesen sein und es ausgezeichnet verstanden haben, Kapaunen zu mästen. Aber nicht mit diesen damals ziemlich brotlosen Künsten lenkte er die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms auf sich, sondern durch die Fertigkeit, das Rauchen

¹⁾ Gesprochen eku, decku; lausitz-serbisch wen = raus, heraus.

²⁾ Peter Hansen (1803–1879), Schullehrer und Organist in Keitum, innig vertraut mit seinem friesischen Volkstum und rühmenswürdiger Heimatforscher, nur bedrückt von dem Gedanken an den bevorstehenden Untergang Sylts durch die Nordsee, veröffentlichte Friesische Sagen (1858, 3. Aufl. 1895), Uald Söldring Tialen, Chronik der Friesischen Uthlande (1877) u. a. m. Beiträge von ihm in Müllenhofs Sagen von Schleswig-Holstein.

³⁾ Auch als Sylter Seefahrer verwandelt, freite er um Jinge van Rantum, die er durch aufgesteckte goldene Fingerringe und eine Halskette band und nur freigeben wollte, wenn sie seinen Namen sagte. Diesen hörte sie dann an der Thorseecke (Töörhorn) auf Hornum, wo der Meermann im Berge sang: „Jk jit Ekke Nekkepenn . . En dit weet nemmen üs ik alliining“, wie die gleiche Sage vom Nix aus dem Kreise Teltow mitgeteilt wurde in der Brandenburgia XVIII, 25.

von Kaminen abzustellen. Man muß sich dabei erinnern, daß die Ofentechnik der damaligen Zeit miserabel war und selbst die fürstlichen Schlösser unter der Rauchplage zu leiden hatten. Eckhart muß wirklich etwas von der Sache verstanden haben, denn der Berliner Volksmund nannte ihn den „Kaminrath“ und Benekendorf (Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I.) erzählt noch 1787, es würde eine bestimmte Art Kamine „noch als anjetzt die Eckhartschen Kamine“ genannt. Der König war um so entzückter, als sich Eckhart noch dazu erbot, durch Verbesserung der Heizungsanlagen die Erträge der königlichen Domänenbrauereien zu steigern und überhaupt auf den Fiskalbetrieben ein „Plus“ herauszuwirtschaften. In der Tat gelang es ihm, der den Titel eines Kriegs- und Domänenrates und bald darauf mit dem Orden de la générosité den Adel erhalten hatte, durch allerhand freilich recht gewaltsam-fiskalische Mittel den Ertrag der Amtsbrauereien nicht unbedeutend zu steigern, in Potsdam zum Beispiel um 12½ Prozent, in Pommern um 14 000 Reichstaler. Aber er kam mit dieser Profitschnüffelei natürlich in schärfsten Konflikt mit Kammer und Generaldirektorium, die endlich die Entscheidung des Königs anriefen. König Friedrich Wilhelm, den die „Plusmacherei“ völlig für Eckhart eingenommen hatte, war über diesen Widerstand seiner höchsten Behörden empört; er wollte den Kammerpräsidenten v. d. Osten und den Kammerdirektor Reinhardt selbst in Gegenwart Eckharts verhören, ob sie etwa „aus bösen Absichten“ so renitent wären. Sollte er sie schuldig finden, so wolle er ein Exempel statuieren, „dergleichen in 25 Jahren noch nicht geschehen ist“. „Ich werde die Sache selber hören“, schrieb er in eigenhändiger Kabinettsorder. „Ist es eine Intrigue der Kammer, werd ich Reinhardt und Osten von unten auf rädern — von rechtswegen. Dazu bringen sie mir. Dan dieses Russchisches Verfahren ist von mein gusto. Aber fiat Exempel. Ich habe genug gewarnet. Es hat nits geholfen“. Die beiden Leiter der kurmärkischen Kammer vermochten sich zwar soweit zu rechtfertigen, daß sie nicht gerädert wurden, aber Eckhart sonnte sich nach wie vor in der Gunst des Königs, der ihm jetzt das schöne große Haus baute. Aber wenige Monate später starb Friedrich Wilhelm. Der junge neue König, der Eckhart in den Mémoires à l'histoire de Brandebourg als „une espèce d'Adepte qui faisait de l'or pour le Souverain, aux dépens de la bourse de ses Sujets“ bezeichnete, kassierte sofort die „dem Eckhart erteilte, von ihm aber nicht ganz verdiente Donation“ und schenkte das Haus dem Etatminister v. Boden. Das Volk war damit wenig einverstanden, denn Boden galt auch als ein „Plusmacher“, und der Berliner Gassenwitz prägte bald ein Spottlied, das mit den Versen begann: „Dieses Haus ist reformiert, — Einem Plusmacher prädestinieret . . .“ Jedoch Eckharts Berliner Laufbahn war zu Ende; seine späteren Schicksale in der Fremde bleiben ungewiß. Aber das Haus Markgrafenstraße 21 hieß noch lange später das „Plusmacherhaus“. (Berl. Volks-Zeitung No. 309 vom 6. Juli 1910.)

Georg Wiese-Berlin.

Die Frage der Patina auf Bronzegüssen ist in den Großstädten, besonders auch in Berlin, eine wichtige ästhetische und konservatorische. Alle Bemühungen, einen allen Ansprüchen genügenden Edelrost auf natürlichem oder künstlichem Wege zu erreichen, haben fast überall mit Fehlschlägen geendet.

In der Sitzung der Kunstdeputation des Berliner Magistrats vom 4. Juni 1910 wurde dies Thema, insbesondere auch der heftige Angriff erörtert, welchen der Wirkliche Geheime Rat Dr. Wilhelm Bode in einem Artikel der „Woche“ vom 21. Mai gegen die städtische Kunstdeputation in der Frage der Reinigung der Berliner Bronzedenkmäler gerichtet hat. An der Hand der in dem Artikel mitgeteilten tatsächlichen Behauptungen wurde festgestellt, daß sie, soweit sie sich auf die städtische Kunstdeputation beziehen, jedenfalls falsch sind, und allgemein bedauert, daß sie ohne genauere Nachprüfung ihrer Richtigkeit von so hervorragender Stelle vorgetragen werden. Daß die Kunstdeputation, wie in dem Artikel behauptet wird, die Denkmäler gelegentlich der Unterhaltung und Reinigung künstlich patinieren, anstreichen und malen läßt, ist falsch. Bode berichtet ein von ihm selbst begegnetes Erlebnis am Kaiser Friedrich Denkmal und übersieht dabei, daß dieses Denkmal garnicht von der Stadtgemeinde, sondern von der Staatsverwaltung unterhalten und gereinigt wird. Gewissenhafter als dieser Artikel ist die Kunstdeputation in dieser Frage verfahren. Freilich hat sie, ebenso wenig wie Bode ein bestimmtes Verfahren anzugeben imstande ist, trotz einer im Jahre 1898 veranstalteten Umfrage bei einer großen Anzahl Sachverständiger u. a. der Königlichen Erzgießerei in München (L. v. Müller), Siemering u. a. sichere Wege, die zu dem erstrebten Ziele führen könnten, bisher gefunden. Seit jener Zeit läßt sie die Bronzedenkmäler, die ihrer Unterhaltung unterstehen, monatlich einmal mit reinem Wasser abspülen und außerdem jährlich einmal mit Ammoniakwasser (im Verhältnis 1 : 10) reinigen. Daneben wurde versuchsweise die Reinigung einzelner Bronzebildwerke ihren Schöpfern übertragen. So reinigte Siemering das Standbild der heiligen Gertraud durch Abreiben mit Schmirgelpapier und Schafwolle, Herter die Figuren an der von der Heydtbrücke mit grüner Seife. Da alle diese Verfahren nicht befriedigten, ist seit mehr als einem Jahre der Firma Gladenbeck, die in etwa 120 Städten die Reinigung von Denkmälern besorgt, als ein Versuch die Reinigung des Hardenberg-Denkmal, des Roondenkmals und der Gruppen auf der Moltkebrücke übertragen worden, sie reinigt im Trockenverfahren mit verschiedenen Stahlbürsten. Die Kunstdeputation, der diese Frage sehr am Herzen liegt, verfolgt mit Sorgfalt alle diese Versuche.

Auf die Herstellung der Denkmäler, deren Legierung und Ziselierung für die Frage der Patinierung von Bedeutung ist, hat die Stadtgemeinde freilich in vielen Fällen keinen Einfluß. Es handelt sich oft um Bestellungen, die nicht die Stadtgemeinde, sondern ein Komitee in Auftrag gibt.

E. Friedel.

Fragekasten.

N. W. Wilde Truthühner in der Mark. Auf Ihre Anfrage erwidere ich, daß die Versuche, den in Nordamerika einheimischen wilden Truthahn (sogen Bronzeputer, wegen des dunkelbronzefarbenen Gefieders) in Norddeutschland einzubürgern, schon lange und mit Glück angestellt werden. Ich traf z. B. wilde Truthühner schon in den achtziger Jahren v. Jahrh. auf dem Herrn von Homeyer gehörigen Gut Murchin, Kreis Anklam. Daß die Versuche in der Provinz Brandenburg derartig geglückt sind, um auf Truthühner die Jagdgesetze auszudehnen, möge die nachfolgende, kürzlich für den Kreis Teltow publizierte Verordnung dartun.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc., verordnen auf Grund des § 50 der Jagdordnung vom 15. Juli 1907 (Gesetzsammlung S. 207) für den Geltungsbereich dieses Gesetzes, sowie auf Grund des § 14 des Wildschongesetzes vom 14. Juli 1904 (Gesetzsammlung S. 159) für den Umfang der Provinz Hannover, was folgt:

Artikel I.

Bronzeputer oder wilde Truthühner (Trutwild) werden zu jagdbaren Tieren erklärt.

Artikel II.

§ 1.

Mit der Jagd zu verschonen sind:

- a) Truthähne vom 15. Mai bis 15. Oktober;
- b) Truthennen vom 1. Januar bis 15. Oktober.

Die im vorstehenden als Anfangs- und Endtermine der Schonzeiten bezeichneten Tage gehören zur Schonzeit.

§ 2.

Aus Rücksichten der Jagdpflege können durch Beschluß des Bezirksausschusses die Schonzeiten für Truthähne und Truthennen verlängert oder auf das ganze Jahr ausgedehnt werden.

Die hiernach zulässige Abänderung der Schonzeiten darf für den ganzen Umfang oder nur für einzelne Teile des Regierungsbezirkes, die Abänderung für die einzelnen Teile desselben Regierungsbezirkes in verschiedener Weise erfolgen.

Artikel III.

Mit einer Geldstrafe von 30 Mark wird bestraft, wer während der Schonzeit ein Stück Trutwild erlegt oder einfängt.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann die Geldstrafe bis auf 5 Mark für jedes Stück ermäßigt werden.

Artikel IV.

Im übrigen finden die Vorschriften der Jagdordnung vom 15. Juli 1907 und des Wildschongesetzes vom 14. Juli 1904 auf das Trutwild gleichmäßige Anwendung.

dagegen der schlechte Baugrund zur Anlage eines Ostturms Veranlassung gegeben haben; daher läßt sich hier die Sache nicht gut ändern, und der Spitzname „Verkehrt-Lindow“ muß ertragen werden. Bereits der märkische Forscher Bekmann hat auf die „Verkehrt-Dörferr“ aufmerksam gemacht und in seiner historischen Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg (Berlin 1751) ihrer acht genannt

E. T. Ueber die Betonung der Namen Savigny und Chamisso ist für den Kundigen kein Zweifel. Bei beiden Namen ruht der Ton auf der ersten Silbe, also Sávigny, nicht Savígný, wie man fälschlich unzählige Male auf der Berliner Stadtbahn hört. (Bestätigt durch Aussage eines lebenden Mitgliedes der Familie von Savigny.) Ebenso Chámisso, nicht Chamíссо. In der Gesellschaft für deutsche Literatur zu Berlin am 11. Juni 1902 ist im Anschluß an einen sehr interessanten Vortrag L. Geigers über nachgelassene Papiere des Dichters Chamisso auch die Aussprache seines Namens erörtert worden. Der Berichterstatter der Nationalzeitung vom 14. Juni bemerkt über diesen Punkt: „Nebenbei einigte man sich dahin, daß die landläufige (?) Betonung des Namens Chamisso auf der zweiten Silbe unstatthaft sei; ursprünglich liege der Ton natürlich auf der letzten Silbe des französischen Namens (als ihn der Dichter gelegentlich einmal griechisch schreibt, accentuiert er ihn auch demgemäß), doch komme eine schwebende Betonung dem Gebrauch in Chamissos engeren Kreisen am nächsten“. Zu dem engeren Kreise gehörte der bedeutend jüngere Franz Freiherr von Gaudy, dessen schönes, in Neapel entstandenes Gedicht auf den Tod seines väterlichen Freundes K. Fulda in seinem, sonst wenig ausgiebigen Buche „Chamisso und seine Zeit“ (Leipzig 1881) S. 244 flg. mitteilt. In der vierten Strophe heißt es:

Es wiegte sich wie auf tiefblauem Spiegel
In sel'ger Sicherheit das schwanke Boot. —
Da zuckt der Blitz. — Ein Brief — ein schwarzes Siegel —
Woher? — Von Hause. — Chámisso ist tot!

Ebenso in der Schlußstrophe:

— Um des Vesuvs in Schlaf gewiegten Krater
Verschwamm das letzte müde Abendrot —
Ich weinte still: Mein einz'ger Freund, mein Vater,
Mein Chámisso, mein Chámisso ist tot!

Damit wird die verlangte Betonung bestätigt.

Stettin.

G. Knaack.

Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. — 17. Jahrg. 2. Heft.

Da ich mit 2 Söhnen Adelbert von Chamisso's auf dem Friedrich Werderschen Gymnasium in Berlin zusammengewesen bin und noch jetzt mit Nachkommen des Dichters verkehre, so kann ich die Richtigkeit der vorstehenden Angaben des Herrn Professor Dr. Georg Knaack-Stettin persönlich bezeugen.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

14. (11. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 19. Oktober 1910.

Ausflug nach dem Pichelswerder und der Döberitzer Heerstrasse.

Auf vielfach geäußerten Wunsch fand heute ein Besuch der neuen Döberitzer Heerstraße statt. Die Teilnehmer fuhren teils auf Kremsern um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr vom Brandenburger Tore in Berlin ab, teils schlossen sich andere Mitglieder in Charlottenburg und die Spandauer Mitglieder in Pichelsdorf an.

Das herrliche Herbstwetter verstattete die Schönheiten der gewaltigen neuen Verkehrsstraße, die mit schönen Gartenanlagen bis Pichelsberg geschmückt ist, zu bewundern und mehrere großartige Bauten Charlottenburgs, das neue Polizei-Präsidium, sowie das Herder-Reformgymnasium zu betrachten. Auch die beiden neuen Brücken, insbesondere die monumentale Unterbrückung des Stößensees, sowie die Havelbrücke fanden gebührende Beachtung.

Nachdem im Pichelsdorfer Restaurant der Deutschen Bierbrauerei der Kaffee eingenommen, begaben die Anwesenden sich unter Führung des ersten Vorsitzenden, Herrn Stadtältesten Friedel, nach dem Pichelswerder, wo dieser auf dessen Lage und Bedeutung als Naturschutzdenkmal eindringlich mit dem Wunsche aufmerksam machte, dem allgemein beigepflichtet wurde, daß mindestens die Hochplatte der Insel mit der Aussicht auf Schildhorn ungeschmälert der Nation erhalten bleiben solle, verschont von Garten- und besonders von sogen. stilvollen Villenanlagen.

Alsdann ging es nach dem Wirtshaus Wilhelmshöhe auf Pichelswerder. In dem Saal mit der prächtigen Aussicht über den Stößensee nach Pichelsberg hielt darauf unser Ausschußmitglied, Herr Magistrats-Bibliothekar Dr. Gustav Albrecht, den nachstehenden Vortrag.

Die Döberitzer Heerstrasse.

Das Bedürfnis, für den gesteigerten Verkehr, besonders für Automobile, breite Fahrstraßen zu schaffen, hat in den letzten 10 bis 12 Jahren in der Umgebung Berlins eine Reihe von neuen Verkehrswegen entstehen

lassen, die meist in schnurgerader Richtung angelegt sind, damit die Benutzer das gewünschte Ziel in möglichst kurzer Zeit erreichen können, und die, dem modernen Schönheitssinn entsprechend, vielfach als Prachtstraßen ausgebaut sind.

Einer dieser neuen Verkehrswege ist die Döberitzer Heerstraße, die nicht allein als eine gute und breite Verbindungsstraße von der Reichshauptstadt mit dem Grunewald, den Havelufeln und dem Havellande angelegt ist, sondern wie der Name erkennen läßt, den Zweck hat, einen schnellen und ungehinderten Truppentransport von Berlin nach dem Militär-Übungsplatz Döberitz zu ermöglichen.

Der Gedanke, durch eine Verlängerung und Verbreiterung der Bismarckstraße in Charlottenburg eine geeignetere Verbindung dieser Stadt mit dem Grunewald und dem Westen zu schaffen als über Westend oder über Halensee, tauchte bereits im Jahre 1898 auf. Damals veröffentlichte der Regierungs-Bauführer Ludwig Hercher*) in der „Deutschen Bauzeitung“ (No. 15 vom 19. Februar 1898) einen Aufsatz, in dem er die Vorteile einer Verlängerung der Bismarckstraße über das Charlottenburger Schützenhaus nach Westen hinaus und einer direkten Verbindungsstraße vom „Knie“ in Charlottenburg durch die verbreiterte Bismarckstraße bis zur Pichelsberger Chaussee nachwies und hervorhob, daß durch eine Überbrückung der Ringbahn hinter dem Schützenhause ein bequemer Zugang zu der Höhe von Westend, dem sogenannten Spandauer Berge, nach dem Grunewald und nach der Havel geschaffen werden könne. Der Gedanke, den Hercher später in einer Broschüre**) weiter ausführte, fand Anklang in maßgebenden Kreisen, namentlich bei den Besitzern der von der geplanten Verbindungsstraße berührten Grundstücke, so bei der Deutschen Bank, die südlich und südwestlich von Westend Baugelände besaß, und der Plan Herchers wurde in Zeitungen und Fachzeitschriften von allen Seiten beleuchtet. Durch diese Erörterungen wurden die Militärbehörden auf den großartigen Plan aufmerksam gemacht. Sie erkannten sofort, welche Vorteile eine solche Verbindungsstraße von der Reichshauptstadt nach der Havel und dem Havellande für Truppenmärsche nach dem neuen Döberitzer Übungsplatz darbieten würde, und da dieser von großer Bedeutung für die kriegsmäßigen Übungen des Gardekorps ist, so lag der Militärbehörde sehr viel daran, einen direkten Verbindungsweg von Berlin nach dem Übungsplatz zu schaffen. Von den beiden anderen in Frage kommenden Garnisonstädten Potsdam und Spandau war das Gelände bei Döberitz, verhältnismäßig leicht zu erreichen, von Berlin mußten die Truppen aber den Umweg über Spandau machen, da unterhalb dieser Stadt keine Brücke über die Havel führte.

*) Jetzt Kreisbauinspektor in Wiesbaden.

**) L. Hercher, die Entwicklung Groß-Berlins im Westen. Coblenz [1899].

Wirft man einen Blick auf die Karte, so sieht man, daß die Charlottenburger Chaussee bzw. die Berliner Straße am sogen. „Knie“ eine scharfe Schwenkung nach Nordwesten macht und am Charlottenburger Schloß und am Spandauer Bock vorüber den unteren Teil von Spandau erreicht. Die Landstraße zieht sich dann durch die ehemalige Festung Spandau hindurch und erreicht erst jenseits der Havel den Anschluß an die Berlin-Hamburger Chaussee, an der der Döberitzer Übungsplatz liegt. Einerseits weicht also die alte Landstraße in einem beträchtlichen Bogen von der direkten Verbindungslinie zur Havel ab, und andererseits erforderte der Marsch durch die Festung Spandau eine beträchtliche Zeit, was bei großen Truppenmassen von Nachteil sein mußte. Es ist deshalb zu verstehen, daß die Militärbehörden die Anlage einer geraden Verbindungsstraße von Berlin zur Havel wünschten, da diese ungefähr 8 Kilometer kürzer wurde als die alte Landstraße über den Spandauer Bock und über Spandau. Die direkte Verbindungsstraße war nun bereits in der Bismarckstraße gegeben, da diese die geradlinige Fortsetzung der Charlottenburger Chaussee nach Westen bildete.

Die Folge dieser Erwägungen war, daß Kaiser Wilhelm II. von dem geplanten Unternehmen in Kenntnis gesetzt wurde und daß dieser den damaligen Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, den jetzigen Reichskanzler von Bethmann Hollweg, zu einem Bericht über die Bedeutung der geplanten Anlage für die Entwicklung des Verkehrs von Berlin nach dem Grunewald und dem Havellande veranlaßte. Durch diesen Bericht wurde der Kaiser lebhaft für den Plan interessiert und die beteiligten Kreise konnten nun einer schnellen Ausführung sicher sein. Die Staatsbehörden setzten zur Beratung aller auf das geplante Unternehmen bezüglichen Fragen, besonders der fiskalischen Beteiligung, einen Ausschuß von Vertretern der zuständigen Ministerien ein, der zu seinen Beratungen auch den Oberpräsidenten und den Regierungspräsidenten zuzog.

Selbstverständlich verhehlte man sich in den maßgebenden Kreisen nicht, daß die Ausführung des geplanten Unternehmens große Ausgaben erfordern würde. Deshalb mußten die beteiligten Gemeinden und Behörden für den Plan gewonnen und zur Übernahme eines Teiles der Kosten herangezogen werden. In Frage kamen die Städte Charlottenburg und Spandau, die Ortschaften Pichelsdorf und Staaken, der Forstfiskus und die Kreise Teltow und Osthavelland.

Die Vorteile des Unternehmens lagen auf der Hand. Durch die geplante Heerstraße erhielten die genannten Orte eine bessere und kürzere Verbindung unter einander und mit Berlin, außerdem war den Gemeinden Gelegenheit zur Ausnutzung und Bebauung brachliegender Ländereien geboten und hierdurch und durch die bessere Verbindung mußte der Wert des an der Heerstraße liegenden Geländes erheblich steigen.

In Charlottenburg war man nicht abgeneigt, das Unternehmen zu unterstützen, doch scheute man anfangs die hohen Kosten. Die Bismarckstraße, die 26 bzw. 30 m breit war, sollte nach den Voranschlägen auf 50 m verbreitert werden, es mußten also sämtliche Grundstücke auf einer Straßenseite vom Magistrat angekauft werden, ferner war es nötig, das Charlottenburger Schützenhaus, sowie verschiedene Ländereien hinter diesem und auf dem Spandauer Berge nach Westend hin käuflich zu erwerben. Da aber die Regierung, der an der Ausführung des Planes viel lag (Schreiben des Regierungspräsidenten vom 18. Mai 1899) großes Entgegenkommen zeigte und bereit war, militär- und forstfiskalisches Gelände zwischen der Ringbahn und der Spandauer Anschlußbahn, so beim Garnisonlazarett, am Spandauer Bock und in der Jungfernheide, der Stadt Charlottenburg zum billigen Preise zu überlassen, und dieser die großstädtische Bebauung von Neu-Westend, sowie die Enteignung der Grundstücke zur Verbreiterung der Bismarckstraße zugestand, falls ein freihändiger Erwerb nicht möglich wäre, und da die Deutsche Bank, die als Besitzerin umfangreicher Ländereien bei Westend und als Gründerin von Neu-Westend stark interessiert war, ferner die Straßenbahn-Gesellschaft und die Gesellschaft für Hoch- und Untergrundbahnen sich bereit erklärten, einen Teil der auf die Stadt entfallenden Kosten zu tragen, so entschloß sich der Charlottenburger Magistrat das Unternehmen zu unterstützen. Im Mai 1902 ging der Stadtverordneten-Versammlung eine Vorlage zu, in der zur Verbreiterung der Bismarckstraße und zur Anlage der Döberitzer Heerstraße auf Charlottenburger Gebiet eine Anleihe von 10 Millionen Mark gefordert wurde, die zum Teil durch den Verkauf von Grundstücken in der Bismarckstraße und durch die Umsatzsteuer aus Grundstücksverkäufen in Neu-Westend gedeckt werden sollte, und am 14. Mai schloß die Stadtverordneten-Versammlung sich dem Antrage des Magistrats an. Hierdurch war die Anlage der Heerstraße vom „Knie“ bis zum jetzigen Reichskanzler-Platz am Anfang des Grunewalds gesichert*)

Die Ausgestaltung der Heerstraße durch den Grunewald bis zur Havel übernahm der Forstfiskus, der sich auch zur Überlassung der zur Verbreiterung nötigen Waldstreifen bereit erklärte. Die Chaussee nach Pichelsberg war bereits vorhanden, sie konnte bis ziemlich zur Försterei benutzt werden. Von hier bis zum Stößensee mußte die Heerstraße neu angelegt und dann über den See nach dem Pichelswerder fortgeführt werden. Außerdem war der Bau einer festen Brücke über die Bahn von Charlottenburg nach Spandau erforderlich.

In die Kosten des Baues der zweiten Brücke vom Pichelswerder über die Havel nach Pichelsdorf wollten sich der Kreis Teltow und der

*) In Anlehnung an diese Beschlüsse setzte Hercher (s. oben) seine Ansicht über die Verbreiterung der Bismarckstraße und ihre Fortführung in No. 68 des „Centralblatts der Bauverwaltung“ (vom 27. August 1902) nochmals auseinander.

Forstfiskus teilen; der Kreis übernahm schließlich 750 000 Mark, der Fiskus 450 000 Mark. Die Kosten der Weiterführung der Heerstraße von Pichelsdorf bis zur Hamburger Chaussee bei Staaken trugen der Kreis Osthavelland, die Gemeinden Pichelsdorf und Staaken und die Stadt Spandau.

Die Verhandlungen der Regierung mit Spandau nahmen längere Zeit in Anspruch, da die Spandauer Stadträte die hohen Kosten scheuten und nicht einsehen konnten, daß die Anlage der Heerstraße ihrer Stadt Vorteile bringen würde, weil sie diese nur an der südwestlichen Grenze berührt und den Durchgangsverkehr zwischen Berlin und dem Havellande ablenken wird. Erst dem Entgegenkommen der Militärbehörden, die eine teilweise Aufhebung der Rayonbeschränkung und die Schleifung der Festungswerke in Aussicht stellten, gelang es, die Stadtverwaltung geneigter zu stimmen, und schließlich erklärte sich im Januar 1907 die Stadtverordneten-Versammlung bereit, zum Ausbau der Döberitzer Heerstraße auf Spandauer Gebiet $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Mark zu bewilligen, unter der Voraussetzung, daß der Militärfiskus seine Zusage erfülle und die Kosten nach und nach von den Anliegern wieder eingezogen werden könnten. Auch die Gemeinde Staaken wußte vom Militärfiskus die Zusage einer teilweisen Aufhebung der Rayonbeschränkung zu erlangen und erklärte sich schließlich zur Übernahme der Kosten in Höhe von 30 000 Mark bereit. Die Gemeinde Pichelsdorf beteiligte sich mit 10 000 Mark an den Kosten zum Ausbau der Heerstraße auf ihrem Gebiet.

Die Ausführung des gewaltigen Plans einer Heerstraße von Berlin über Charlottenburg und Pichelsdorf nach dem Döberitzer Truppen-Übungsplatz war nun gesichert, nur über die Führung der Heerstraße selbst war man sich bis zum Jahre 1907 noch nicht einig. Bis zum Pichelswerder lag die Führung der Straße fest: sie sollte vom „Knie“ in Charlottenburg durch die verbreiterte Bismarckstraße zum Schützenhaus und dann über die Ringbahn und am Lazarett vorbei über die Höhe von Westend zur Pichelsberger Chaussee geleitet werden und diese bis zur Försterei Pichelsberg benutzen, worauf die Anschlußstrecke bis zum Stößensee fortgeführt werden mußte. Über die weitere Führung wurden im Laufe der Jahre verschiedene Pläne gefaßt. Nach dem ursprünglichen Entwurf sollte die Heerstraße den Stößensee, die Südspitze des Pichelswerders, das Gemünde der Havel und die Scharfe Lanke südlich von Pichelsdorf überschreiten und dann an Karolinenhöhe und Seeburg vorüber nach dem südlichen Abschnitt des Döberitzer Übungsplatzes geleitet werden. Bei dieser Linienführung, die allerdings eine schnurgerade Richtung nach Westen bot, waren aber die breiten Wasserflächen des Stößensees (250 m) und der Scharfen Lanke (400 m) zu überbrücken und der Steilrand des hohen Havellandes bei Karolinenhöhe zu durchbrechen, was beträchtliche Schwierigkeiten darbot und erhebliche Kosten verursacht haben würde.

Man ließ deshalb diesen Plan bald fallen und wählte vom Pichelswerder aus eine nördliche Richtung. Von der Südspitze des Werders wollte man nach Norden abbiegen, die Havel bei Pichelsdorf überschreiten und die Heerstraße durch diese Ortschaft und die Wilhelmsvorstadt von Spandau nach Staaken führen, worauf man dann eine südwestliche Richtung nach dem Übungsplatz einzuschlagen gedachte. Diese Linienführung erschien aber bald der verschiedenen Knickungen wegen ungeneigt. Die Bauleiter ließen auch diesen Plan fallen und wählten nun die jetzt zur Ausführung gelangte Straße, die den Stößensee auf einem Erddamm überschreitet, mitten durch den Pichelswerder nach Pichelsdorf führt und von hier in nordwestlicher Richtung an der Trainkaserne in der Wilhelmsstadt vorbei über Amalienhof am Hahneberg entlang zum Chaussee*haus bei Staaken geht, wo sie beim Kilometerstein 20 in die Hamburger Chaussee mündet, die nun weiter über Dallgow nach dem Lager des Übungsplatzes benutzt wird.

Mit dem Bau der Heerstraße wurde auf Charlottenburger Gebiet bereits im Jahre 1903 begonnen. Um die Bismarckstraße auf 50 m zu verbreitern, kaufte der Charlottenburger Magistrat die Grundstücke auf der Südseite der Straße an und benutzte das Gelände zur Hälfte als Straßenland, während die andere Hälfte zur Bebauung bestimmt wurde. Die Nordseite der Bismarckstraße blieb unverändert. Bis zum Sophie Charlotte-Platz bot die Anlage der Heerstraße, die hier als Prachtstraße ausgestaltet wurde, keine Schwierigkeiten, diese begannen erst hinter dem Platz. Hier zog sich von Nordosten nach Südwesten die Mulde eines früheren Wasserlaufs hin, die ausgefüllt und bis zur Hochfläche des Spandauer Berges angehört werden mußte. Zu dieser Ausgleichung des Geländes war im Zuge der Heerstraße eine Aufschüttung von 4 m bis zu 6 m notwendig, wozu das Material von den Höhen am Lietzensee und vom Spandauer Bock auf Feldbahnen herangeschafft wurde. Der Bau dieser Strecke hat gewaltige Erdarbeiten erfordert und das Stadtbild ganz erheblich verändert. Die tiefgelegene Ringbahn wurde auf einer massiven Brücke überschritten und das Gelände der Höhe von Westend bis zum Reichskanzler-Platz dem Straßenzuge entsprechend abgetragen. Gleichzeitig mit dem Straßenbau wurde die Untergrundbahn angelegt, die vom „Knie“ durch die Bismarckstraße und den Kaiserdamm zum Reichskanzler-Platz und weiter zum Spandauer Bock führen sollte. Vom Reichskanzler-Platz wurde die Heerstraße durch das Gebiet von Neu-Westend bis zur Bahnstrecke Charlottenburg—Spandau geführt, wo sie in die Pichelsberger Chaussee überging. Trotz der umfangreichen Erdarbeiten wurde die Anlage verhältnismäßig schnell fertiggestellt, bereits im Jahre 1908 war sie bis zum Reichskanzler-Platz befahrbar.

Über die Spandauer Bahnstrecke mußte im Zuge der Heerstraße bei dem jetzigen Bahnhof „Heerstraße“ eine massive Brücke gebaut und

jenseits der Bahn die Chaussee nach Pichelsberg von 15 auf 50 m verbreitert werden. Diese Arbeiten führte der Forstfiskus aus, der auch für die Ausgleichung des Geländes im Grunewald, so bei den Sau-suhlschluchten, wo Aufschüttungen nötig waren, sorgte. Auch diese Erdarbeiten wurden verhältnismäßig schnell fertig gestellt, so daß die Heerstraße im Jahre 1909 bis zum sogenannten „Frühstücksplatz“ unweit der Försterei Pichelsberg benutzbar war.

Größere Schwierigkeiten bot die Fortführung der Straße von der Försterei bis zum Stößensee und die Überbrückung und Durchquerung dieses Sees bis zum Pichelswerder hinüber. Von der Försterei fiel das Gelände zum Teil ziemlich abschüssig zum Stößensee ab. Hier mußten umfangreiche Erdarbeiten und Aufschüttungen vorgenommen werden, zu denen das Material von den benachbarten Höhen des Grunewalds auf Feldbahnen herbeigeschafft wurde. Dann bereitete die Aufschüttung eines Erddammes durch den Stößensee zum Pichelswerder hinüber ungeahnte Schwierigkeiten, auch der Bau des Viadukts für die Brücke von der Heerstraße zu dem 20 m hohen Damm nahm geraume Zeit in Anspruch. Von einer völligen Überbrückung hatte man der technischen Schwierigkeiten und der hohen Kosten wegen von vornherein abgesehen und beschlossen, durch den See einen 20 m hohen Erddamm aufzuschütten. Nur eine Durchfahrt zwischen den beiden Hälften des Sees in einer Breite von 30 m sollte mit einer eisernen Brücke überspannt werden. Hätte man geahnt, welche außerordentlichen Schwierigkeiten sich der Aufschüttung entgegenstellen würden, so hätte man sicher die Anlage einer vollständigen Brücke über den See dieser Aufschüttung vorgezogen. Durch Bohrungen war festgestellt worden, daß meterhoher Moorboden den Seeboden bedeckte und daß erst in einer Tiefe von 35 m fester Boden war. Es galt nun den Moorboden zu festigen, und Tausende von Kubikmetern Erde und Sand wurden in den See geschüttet, aber es erforderte die Arbeit mehrerer Jahre, ehe es gelang, einen einigermaßen festen Untergrund für die weitere Aufschüttung des Dammes zu schaffen. Der Moorboden wurde durch den Druck der hineingeschütteten Erdmassen immer wieder nach beiden Seiten auseinander gepreßt, und zu wiederholten Malen versank der Damm, der schon den Wasserspiegel des Sees überragte, in die Tiefe, während der Moorboden zu beiden Seiten emporquoll. Oft sanken ganze Feldbahnzüge mit den darauf befindlichen Arbeitern und den Erdmassen in den See. Schließlich glückte es aber, den emporgequollenen Moorboden durch Rasen und durch Faschinen zu festigen und den Damm allmählich in die Höhe zu bringen. Nachdem dieser längere Zeit gelagert hatte und fest geworden war und wiederholte Belastungsproben seine Tragfähigkeit erwiesen hatten, konnte mit dem Bau der Eisenkonstruktion von dem auf der Pichelsberger Seite errichteten Viadukt nach dem Damm begonnen werden. Die Überführung war gegen Ende des Jahres 1909

vollendet, und um die Mitte des Jahres 1910 konnte die Brücke über den Stößensee dem Verkehr übergeben werden.

Die Weiterführung der Heerstraße über den Pichelswerder ging glatt von statten, ebenso bot der Bau der Havelbrücke nach Pichelsdorf hinüber geringe Schwierigkeiten dar, nur Erhöhungen und Befestigungen der westlichen Uferseite waren erforderlich, und auch auf Pichelsdorfer und Spandauer Gebiet wurde die Heerstraße schnell weitergeführt, nachdem die Sumpfgebiete am Grimnitzsee, in der Börnicker Lake und am Upstall durch Erdschüttungen, die gegen 300 000 Mark Kosten erforderten, gefestigt waren. Die letzte Strecke der Heerstraße zwischen Amalienhof, Staaken und Dallgow ist noch im Bau und wird voraussichtlich im Laufe des Jahres 1911 vollendet werden.

Durch den Bau der Heerstraße sind mannigfache Veränderungen im Stadtbilde von Charlottenburg und im Landschaftsbilde des Grunewalds und der Havelufer verursacht worden, die an einigen Stellen landschaftliche Schönheiten zerstört, an andern dagegen solche geschaffen haben.

Das Stadtbild von Charlottenburg ist durch die Anlage der Heerstraße entschieden vorteilhaft ausgestaltet worden. Nähert man sich vom Tiergarten her der Stadt, so erblickt man zunächst den 20 m hohen Monumentalbau der Charlottenburger Brücke, der von Prof. Bernhard Schäde 1905 als Eingangstor zur Heerstraße entworfen, im Herbst 1908 vollendet und vom Bildhauer Heinrich Baucke mit den 3½ m hohen Standbildern des Königs Friedrich I. und der Königin Sophie Charlotte geschmückt wurde. Dann gelangt man durch die von alten Bäumen beschattete Berliner Straße, an dem langgestreckten Bau der Technischen Hochschule vorüber, zum „Knie“ und zur Bismarckstraße, die in ihrer neuen Gestalt eine wesentliche Verschönerung gegen früher erfahren hat. Sie ist auf 50 m verbreitert, durch Blumenbeete und Rasenstreifen zu einer Prachtstraße umgestaltet und mit einer Anzahl monumentaler Gebäude besetzt worden. Unter diesen verdienen Beachtung: das Schillertheater und die Geßnerschen Häuser an der Grolmanstraße, die Kaiserhallen in der Nähe der Wilmersdorferstraße und die in Sandetein gehaltene Straßenfront zwischen Wilmersdorfer- und Fritschestraße. Auch der Sophie Charlotte-Platz ist mit schönen Bauten besetzt und desgleichen der nun beginnende Kaiserdamm, auf dem das Polizeipräsidium und verschiedene Privathäuser die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. An der Ecke des Königswegs eröffnet sich ein prächtiger Blick auf den Lietzensee und seine mit schönen Anlagen gezierten Ufer, auf das Reichs-Militärgericht und den Lietzensee-Park. Auf einer künstlerisch mit Kiefern- und Eichenlaub geschmückten Brücke überschreitet man die Ringbahn und gelangt an architektonisch schönen Bauten vorüber zu dem in herrlichem Blumenflor prangenden Reichskanzler-Platz, von dem sich ein prächtiger Blick auf die neuen Straßen-

anlagen von Neu-Westend, auf das Herder-Reformgymnasium und den ansprechenden Bau des Bahnhofs „Heerstraße“ eröffnet. Durchweg schmücken Blumenanlagen den Kaiserdamm und die nun beginnende Heerstraße bis zur Brücke über den Stößensee.

Bald hinter der massiven Brücke beim Bahnhof „Heerstraße“ bietet sich nach rechts ein Blick auf das schöne Restaurant und die anderen Baulichkeiten der Rennbahn Grunewald und von dem Viadukt der Brücke über den Stößensee hat man einen prächtigen Rundblick auf den See, den Pichelswerder, das Dorf Tiefwerder, die Stadt Spandau und die Kiefern Höhen des Grunewalds. Durch die Aufschüttung des Dammes ist allerdings der reizende Ausblick von den Gartenlokalen in Pichelsberg über den See nach dem Pichelswerder hin beseitigt worden, aber der Ausblick von der Höhe des Dammes entschädigt in hohem Grade für diesen Verlust. Auch der imposante Aufbau des Viadukts mit der eisernen Brücke bietet von unten gesehen einen schönen Anblick dar. Auf dem Pichelswerder ist die Idylle durch die breite Durchlagerung der Heerstraße sehr gestört worden, aber, solange der Waldbestand nicht zu sehr gelichtet wird und dort keine protzigen Villenbauten errichtet werden, läßt sich die Veränderung des ursprünglichen Landschaftsbildes mit Rücksicht auf die Vorteile des Verkehrs ertragen. An der Westseite hat der Pichelswerder durch den Bau der Havelbrücke viel gewonnen, und wenn die zu beiden Seiten befindlichen Terrassenbauten erst gärtnerisch ausgestaltet sind, wird der Anblick noch schöner sein. Im weiteren Verlaufe der Heerstraße auf havelländischem Gebiet hat sich im Landschaftsbilde zunächst wenig geändert, doch dürfte auch hier nach und nach eine Umgestaltung vor sich gehen, da bald eine rege Bebauung einsetzen wird.

Die Anlage der Döberitzer Heerstraße bietet unbestreitbar viele Vorteile dar. Ihre Bedeutung für den Truppenverkehr von Berlin und Charlottenburg nach dem Döberitzer Übungsplatz ist bereits oben erwähnt. Außerdem ist durch den Bau der Heerstraße für die Bewohner von Berlin, Charlottenburg, Spandau und den Dörfern des östlichen Havelandes ein neuer Zugangsweg zum Grunewald geschaffen worden, der durch Untergrund- und Eisenbahn mit den genannten Orten in Verbindung steht. Für Berlin und Charlottenburg bilden die Bahnhöfe Reichskanzler-Platz, Heerstraße, Rennbahn und Pichelsberg (der im Sommer 1911 eröffnet wird) neue Ausgangspunkte für Ausflüge in den Grunewald und nach dem Pichelswerder, während die Heerstraße selbst den direkten Verkehr zu den Havelufeln und nach den Ortschaften des Havellandes ermöglicht. Für diese wiederum, hauptsächlich für Pichelsdorf, Gatow, Spandau und Staaken, bilden die Havelbrücke bei Pichelsdorf und der Damm durch den Stößensee einen neuen verkürzten Zugangsweg nach dem Pichelswerder und dem Grunewald und die genannten Bahnhöfe neue Ausgangspunkte für Ausflüge in den Grunewald, während andererseits die

Untergrundbahn im Anschluß an die Heerstraße eine schnelle Verbindung mit Berlin darbietet. Es ließen sich noch weitere Vorteile, die durch den Bau der Heerstraße geschaffen worden sind, anführen, und ihre Zahl wird sich ständig vermehren, wenn erst die seitlichen Zufahrtsstraßen zur Heerstraße ausgebaut sein werden.

Alles in allem ist die Anlage der Döberitzer Heerstraße als ein gewaltiger Fortschritt im Verkehrswesen von Groß-Berlin zu bezeichnen, und unsere Nachkommen werden es den Behörden und den beteiligten Gemeinden später danken, daß sie so schnell und so opferwillig die Ausführung des gewaltigen Unternehmens in die Hand genommen und dieses erfolgreich vollendet haben.

Der Vortrag wurde von den anwesenden Teilnehmern sehr beifällig aufgenommen, worauf der 1. Vorsitzende dem Redner den Dank der Gesellschaft aussprach.

15. (12. außerordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Freitag, den 21. Oktober 1910.

Besichtigung des Geschäftshauses und der Einrichtungen der Firma Rudolph Hertzog

mit freundlicher Genehmigung des Inhabers und unter
sachverständiger Führung.

Die etwa 200 Teilnehmer versammelten sich pünktlich 2 Uhr in der Eingangshalle, Breitestraße 15 und wurden von dem Chef des Hauses Herrn Rudolf Hertzog, dem Enkel des Begründers der Firma, auf das Freundlichste begrüßt.

Der erste Vorsitzende Geheimrat E. Friedel gab einen kurzen Abriß der baulichen Entwicklung des Gebäudekomplexes an den in Betracht kommenden drei Fronten der Breiten-, Scharren- und Brüderstraße und bedauerte dabei, daß das in den achtziger Jahren vor. Jahrh. aufgetauchte Projekt, wonach die gesamte bisherige Scharrenstraße kassiert und die Hertzogsche Hauptfassade an die Gertraudenstraße verlegt werden sollte, mangels einer Einigung zwischen den städtischen Behörden und der Hertzogschen Vormundschaft nicht habe zur Ausführung kommen können, wobei die Differenz wenige Hunderttausend Mark betragen, die bei dem viele Millionen umfassenden Gesamtprojekt nicht hätte den Ausschlag geben sollen, was leider trotzdem geschehen.

Immerhin sei auf Grundlage des jetzt ausgeführten Projekts bei allen drei Straßenfronten schließlich eine Einigung erzielt und dadurch in jedem

Fall ein Monumentalbau geschaffen worden, welcher der Firma zur Ehre und der Stadt Berlin zur dauernden Verschönerung gereiche, auch ganz wesentlich zur Hebung der ganzen Nachbarschaft beitrage, denn um letztere würde es schlimm stehen, falls das Hertzogsche Geschäft in eine andere Stadtgegend verlegt werden sollte.

Die Hauptführung übernahm in umsichtigster Weise, unterstützt durch einige seiner Kollegen, unser bei der Firma angestelltes Mitglied Herr Ludwig Reuter. Die Teilnehmer begaben sich von dem prächtigen in



Abb. 1. Rudolf Hertzog, Breitestraße 15 um 1848.

dunklem Mahagoni gehaltenen Vorraum, in den historischen Teil der Gebäude, den Kern, von welchem aus sich der ganze Aufbau und die Entwicklung des Hertzogschen Hauses vollzogen hat. Von den mittelalterlichen Spitzbogengewölben der Halle, in der der Begründer seinen Laden vor 62 Jahren errichtete, ist nichts mehr zu sehen, sie haben der

Glasbedachung weichen müssen, die das Licht freundlich und hell in die gewaltige mit ihren Nebenräumen bis zur Brüderstraße sich erstreckende Halle strömen läßt. Links an diese Halle grenzt der Ausstellungssaal, in hellen Tönen gehalten, in dem unsere Damen die ausgestellten neuesten Pariser und Wiener Modeschöpfungen bewundern konnten. Auf einer schönheitsvollen Treppe, deren Wände völlig mit verschiedenfarbigem Marmor bekleidet sind, gelangten wir zum dritten Stock in die von der Firma kürzlich eingerichtete neue Möbelabteilung, durch die nunmehr der Rundgang angetreten wurde. Durch Einschließung eines geräumigen Hofes ist eine Anlage von etwa 80 vollständig eingerichteten Zimmern geschaffen worden, sodaß man sich mit der Wirkung der Möbelausstellung im Haus-



Abb. 2. Rudolph Hertzogs Verkaufshalle Breitestraße 15 um 1848.

halt vollständig vertraut macht. Da gibt es Nachbildungen alter Museumsstücke, eine herrschaftliche Diele mit eingemauertem Kamin, Speisezimmer, Salons, Wohn-, Herren- und Schlafzimmer in großer Zahl, den Glanzpunkt bildet aber ein Damenschlafzimmer im Stil Ludwig XV., dessen zartgetönte Möbel und Wände reiche Schnitzereien zeigen, während zu den Vorhängen kostbare Seidenstoffe benutzt wurden. Im zweiten Stock galt unser Besuch dem wundervollen neuen Teppichsaal, der im persischen Stile durchgeführt, durch 2 Geschosse reicht und an 2 Seiten von Galerien umgeben, während die reich geschnitzte Tafelung in naturfarbigem, stumpfem Mahagoni gehalten ist. Eine schöne Farbenwirkung wird hier durch Intarsien erzielt, die in die Pfeiler und Pilaster eingelegt sind, während die Decke aus reich

ornamentiertem Glasmosaik in blau und silber mit Goldumrandungen von wahrhaft prächtiger Wirkung ist. Ebenso interessant ist es aber auch, die Schöpfungen alter erlesener Kunst, die Teppiche des Orients in Augenschein zu nehmen, von denen einige ganz seltene Museumsstücke vorliegen.

Nachdem wir noch die Abteilung für Handarbeiten, die Räume der Gardinenabteilung und ihre elegante Ausstattung echter Hölzer mit eingelegter Arbeit besichtigt hatten, wandten wir uns der Kinderkonfektion zu, für deren Ausstattung ein heiterer, liebenswürdiger Geschmack gewaltet hat. Doch auch die angrenzenden Räume der Möbelstoffe, Fahnen, Portieren mit ihrem vielfarbigem Inhalt wurden nicht außer Acht gelassen. Im ersten Stockwerk führte uns der Weg in die neuen Räume der Leinen- und Wäscheabteilung, deren Ausstattung weit über das in Geschäften Übliche hinausgeht und geradezu bewunderungswürdig ist. Bis zur Decke reichen die Tafelungen aus poliertem Ahornholz, die ihren kostbaren



Abb. 3. Rudolph Hertzogscher Neubau Brüderstr., Ecke Scharrenstr. um 1910.

Schmuck in figürlichen und ornamentalen Malereien gefunden haben, deren reizende Motive von ungemein dekorativer und stimmungsvoller Wirkung sind. Auch das Kostümlager in der Brüderstraße, dem dunkles Mahagoni als Holzbekleidung dient, bildete mit seinen Modeschöpfungen namentlich für die Damenwelt einen Anziehungspunkt, doch auch die weiteren Räume des ersten Stockwerkes nehmen volles Interesse in Anspruch, vor allem die inmitten des Hauses gelegene Treppe im Stile des Barock, die an Gediegenheit und Pracht alle ähnlichen Leistungen in den Schatten stellt. Im Erdgeschoß befindet sich die Damenhut-Abteilung mit ihrer Wandbekleidung von kostbaren, geschnitzten Hölzern, ebenso der glänzend aus-

gestattete Spiegelsaal für Damenkonfektion und die in wundervoller Weise eingerichteten neuen Räume für Spitzen, Ball- und Seidenstoffe.

Hierauf ging es ins Kellergeschoß, in dem gewaltige Motoren rastlos tätig sind, um den lichtspendenden Quell in die fernsten Winkel des Hauses zu leiten. Vorher wurde noch ein Blick geworfen in die Kühl- und Konservierungsräume der Pelzwaren, dann auf schmalen Steg durch das Maschinenhaus, vorbei an den gewaltigen, in schneller Bewegung blitzenden Dieselmotoren und durch die Garderobenräume. In dem glanzvoll dekorierten Erfrischungsraum, worin sich die Teilnehmer, nach einer Wanderung, die sich auf etwa 6 Kilometer Länge erstreckt hatte, bei Getränk und Kuchen erholten, hielt unser Mitglied, Herr Ludwig Reuter, der den historischen Teil der Hertzogschen „Agenda“ alljährlich illustriert und redigiert, einen kurzen Vortrag über die Entwicklung der weltbekannten Firma und ihres stolzen Heims. Zu Grunde gelegt war dabei eine soeben erschienene zur Verteilung gelangende, von Herrn Reuter verfaßte Prachtschrift mit reichem Bilderschmuck: „Das Haus Rudolph Hertzog, Berlin C., Breitestraße—Brüderstraße—Scharrenstraße.“



Abb. 5. Kaufmanns Wanderjahre.

Das Geschäft wurde in einem kleinen Laden für Manufakturwaren am 14. Februar 1839 Breitestraße 13 eröffnet und siedelte in den verhängnisvollen Märztagen 1848 nach Nr. 15 über.

Dem vorgelegten Werk sind die beifolgenden Abbildungen entnommen.

Im Anschluß an unsere Wanderung wird es interessieren, einiges über die inneren Einrichtungen des Hauses Hertzog zu erfahren. Eine gewaltige Arbeitsleistung fällt den im unterirdischen Maschinenhause, wie wir sahen untergebrachten, gegen 3000 Pferdekkräfte verkörpernden Dieselmotoren zu. Sind doch zur Beleuchtung der gesamten Anlage 800 Bogenlampen und 4000 Glühlampen erforderlich, außerdem neben verschiedenen Lastzügen 15 Personenfahrstühle in Betrieb zu erhalten. Ferner besitzt die Firma einige Werkstätten und Arbeitsstuben für Damenkonfektion, Damenhüte, Kinder- und Herrenkonfektion, Ateliers für Fahnenstickerei und Teppichnäherei, eine Tapezierwerkstatt u. s. w., mit zusammen über

1000 Angestellten. Hierzu gesellen sich noch Wäschearbeitsstuben, Beleuchtungs- und Automobil-Werkstätten, Werkstätten für Tischler, Maler, Schlosser, Klempner u. s. w. Auch eine beträchtliche Anzahl von Heimarbeitern beschäftigt die Firma. Von großem Umfange sind die Versandräume der Firma. Müssen doch oft an einem Tage bis 4500 Pakete gepackt und mit der Post verschickt werden. Dieses Versandgeschäft erstreckt sich bis zu den entlegensten Punkten Deutschlands und der fernsten Erdteile. Für Deutschsüdwestafrika wird in Swakopmund ein in beständigem Aufblühen begriffenes Zweiggeschäft unterhalten. Daneben geht die Versendung nach Berlin und den Vororten, zu dessen Bewältigung 24 größere und kleine Automobile, und 20 mit Pferden bespannte Wagen dienen. In der Nachbarschaft Berlins kommen 132 Ortschaften auf einem Flächenraum von 70 qm in Betracht. Die auf diese Weise beförderten Sendungen zählen nach vielen hunderttausenden. Durch eine eigene Spedition mit ihrem Fuhrpark werden Güter von der Bahn abgeholt und dort hingebacht. In einem Jahre kamen 20000 Bahnsendungen für die Kundschaft im Gesamtgewicht von 1 Million Kg zur Verladung. Auch der sozialen Fürsorge für die Angestellten, gegen 3000 männliche und weibliche Personen, ist volle Aufmerksamkeit gewidmet. Die Rudolph



Abb. 6. Kaufmanns Wanderjahre.

Hertzogsche Pensionskasse mit 1400 Mitgliedern, kaufmännischen und Dienern, enthält gegenwärtig ein Vermögen von $1\frac{3}{4}$ Millionen Mark, außer der staatlichen Invaliden- und Unfallversicherung besteht eine 1400 Mitglieder zählende Betriebs-Krankenkasse mit 55000 M. Reservefonds.

Zum Schluß sprach der Vorsitzende dem Herrn Herzog und unserm freundlichen Mitgliede und Führer Herrn Ludwig Reuter den wärmsten Dank für die interessante heimatkundliche Belehrung aus.

Die 5 Clichés stellen dar:

1. Das Geschäftshaus Breitestraße 15 um 1848.
2. Die Verkaufshalle Breitestraße 15 um 1848.
3. Den Hertzogschen Neubau, Ecke Brüder- und Scharrenstraße.

4. Kaufmanns Wanderjahre: Auszug, Relief von Professor Bläser, Innendekoration.

5. Kaufmanns Wanderjahre: Heimkehr, wie Nr. 4.

Die Clichés zu Nr. 2, 4 und 5 hat die Firma in dankenswerter Weise für das heutige Protokoll neuanfertigen lassen.

16. (4. ordentliche) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. Oktober 1910, abends 7^{1/2} Uhr,
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirch-Straße 21/22.

Vorsitzender: Herr Geheimrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXIV her.

A. Allgemeines.

I. Robert Mielke: Einige Betrachtungen zur Denkmalpflege in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ vom 28. v. M. S. 100. In dieser Ihnen vorliegenden Nummer klagt u. M. über die Unzureichendheit mit der das Aufsichtsamt ausgeübt wird unter Beifügung einiger Beispiele. Wir könnten diese Beispiele vermehren: Die Unzureichendheit liegt hauptsächlich an der Überbürdung der meisten Konservatoren so zwar, daß das Konservatorenamt nur eine Nebenbeschäftigung bildet, während die Hauptbeschäftigung (meist ein Bauamt) eigentlich die Tätigkeit des Konservators allein schon voll und ganz in Anspruch nimmt.

II. Kinderspielzeug. Gegenwärtig findet unter der Bezeichnung „Spielzeug aus eigener Hand“ im Waarenhaus der Firma Hermann Tietz, Leipziger Straße, veranlaßt durch den Zentral-Vorstand des Volksheilstättenvereins vom Roten Kreuz, eine Ausstellung von Kinderspielzeug statt, uns interessierend, da Spiel und Spielzeug recht eigentlich auch an die Heimatkunde fällt. Ich lege Ihnen beikommend ein zugehöriges Schriftchen von Geheimrat Dr. Pallas und Dr. A. Jolles vor und lade Sie zu dem Besuch der Ausstellung ein, die sehr viel Lehrreiches bietet, wenn sie auch in einigen Beziehungen zu gerechtem Widerspruch auffordert. Wenn man diesen eleganten Spielzeug-Bazar in toto übersieht, so macht er den Eindruck, nicht als ob spielverständige erzieherische Damen und Herren, sondern Spielzeugfabrikanten, die an ihrem komplizierten teuren „Nürnberger Tand“ recht viel verdienen wollen, ausgestellt haben. Das eigentliche „Spielzeug aus eigener Hand“ kann man, wie Diogenes,

mit der Laterne suchen. Eine ganze Abteilung, nämlich „Spinnen und Weben“, das so viel nützliche Anregung gibt und so viel Freude macht, glänzt durch völlige Abwesenheit. Wie besonders Frauen dies übersehen konnten, ist nur für den faßlich, der da weiß, wie Ausschüsse aus eleganten Frauenkreisen gebildet werden, die zwar ihre angesehenen Namen hergeben, von der Sache selbst aber nicht selten so gut wie gar nichts verstehen, denen insbesondere heimatkundliche Anforderungen sozusagen, böhmische Dörfer sind. Eine der Aufsicht führenden Damen, die ich nach Spinn- und Webegerät für die Jugend höflichst fragte, sah mich etwas fassungslos an und meinte, sie glaube nicht, daß dergleichen unter dem „Spielzeug aus eigener Hand“ ausgestellt sei.

Rühmlichst hervorheben möchte ich aber das „Spiel- und Beschäftigungs-Zimmer für die heranwachsende Jugend“ des kinderfreundlichen Fräuleins Gertrud Claire Holstein, eine ebenso kenntnisreiche wie umsichtige Dame, die ja bereits in Stuttgart und im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus sowie im Künstlerhaus, Bellevuestr. 3 („das Kind in den letzten Jahrhunderten“) erfolgreich ausgestellt hat und uns allen schon aus dem Jugendbund zum Schutz der Tiere und Pflanzen (Graf und Gräfin von Schlieben) wohl bekannt ist.

III. Ein deutsches Volkstrachtenfest findet im Kgl. Neuen Opernhaus (Krolls Theater) am 27. November 1910 statt, die Leitung untersteht der Frau Hofrat Becker, auch wird unser verehrtes Mitglied Fräulein Elisabeth Howe gern Auskunft erteilen. Es wird zur Beteiligung eingeladen nicht bloß um den verdienstlichen Zweck: Stärkung des Hilfsfonds des Deutschen Schriftstellerinnenbundes zu fördern, sondern auch wegen der Darbietungen: reichhaltige, mannigfache echte deutsche Volkstrachten, Spiele, Aufzüge, Volksliedervorträge.

IV. Die Satzungen des Vereins Dennewitz-Museum, Vorsitzender unser korr. M. Herr Pastor Zimmermann in Jüterbog werden herumgegeben mit der Bitte, die unermüdlichen patriotischen Bestrebungen des allverehrten Begründers des Vereins und des Museums sei es durch Beitritt zum Verein, sei es durch eine einmalige Spende zu fördern.

V. Gefälschte Naturdenkmäler der Mark gibt es mehr, als man denkt. Die Fälschungen erfolgen lediglich deshalb, um das Interesse der Touristen für irgend einen Ort zu erwecken und diesem einen regen Wanderverkehr zu sichern. Meist sind es Granitblöcke, denen ein vielhundertjähriges Aussehen gegeben wird, aber auch Mauerwerk soll so kunstvoll aufgeführt worden sein, daß der Fremde der Ansicht ist, die Überreste einer ehemaligen Burg vor sich zu sehen. Erst kürzlich ist festgestellt worden, daß sich bei dem Dorf Trebatsch bei Friedland in der Niederlausitz ein großes gefälschtes Naturdenkmal befindet. Dort liegt ein mächtiger Granitfindling, arg verwittert, mit der eingemeißelten

Inschrift „sept. okt. 1326“. Genaue Forschungen haben ergeben, daß hier eine dreiste Fälschung vorliegt, daß vor 20, 30 Jahren der Stein dort noch nicht vorhanden war oder wenigstens keine Inschrift trug.

Zu dieser mir von u. A. M. Herrn Rektor Monke aus dem Osthaveländischen Kreisblatt vom 30. v. M. mitgeteilten Angabe bemerke ich, daß mich auf die Fälschung des Steins bei Trebatsch vor einigen Jahren bereits u. M. Herr Schenk an Ort und Stelle aufmerksam machte und daß ein Vermerk darüber von mir im damaligen Pflugschaftsprotokoll des Märkischen Museums hinterlegt worden ist.

VI. Die Jahrhundertfeier der Universität Berlin am 10. d. M. ist ein Ereignis von so großer Wichtigkeit für unsere Heimatgeschichte, daß wir es in heutiger Sitzung nicht übergehen können. Eine große Anzahl unserer Mitglieder haben den Feierlichkeiten teils als Ehrengäste, teils als ehemalige Studenten beigewohnt, auch ist eine solche Fülle orientierender Schriften über die Gründung und Entwicklung unserer Alma Mater Friderico-Guilelma erschienen, daß ein Hinweis darauf genügt. Der von mir in der September-Sitzung vorgelegte Berliner Kalender für 1911 beschäftigt sich in seinem vortrefflichen Bilderschmuck hauptsächlich mit demselben Gegenstand, zumal mit dem studentischen Leben und Treiben.

VII. Jahrhundertfeier der Kriegsakademie. Am 15. feierte dieselbe ebenfalls ihr hundertjähriges Jubiläum. Was die Universität für die höhere wissenschaftliche Ausbildung des Bürgertums geschaffen hat, das hat die ursprünglich „Allgemeine Kriegsschule“ genannte militärische Hochschule für einen räumlich viel größeren Umfang geleistet, denn mit Ausnahme von Bayern, das in München eine eigene Kriegsakademie, und zwar ausschließlich für das bayerische Heer besitzt, wird die Berliner Kriegsakademie von Offizieren aller deutschen Kontingente besucht. Der Kursus an der Akademie dauert drei Jahre, von Oktober 1909 ab werden jährlich 180 Offiziere einberufen, so daß künftig in den drei Jahrgängen insgesamt 480 Offiziere kommandiert sein werden. Nach Beendigung des dreijährigen Kursus kommen die Offiziere entweder unmittelbar zur Dienstleistung zum Generalstab, oder sie treten vorläufig zu ihrem Truppenteil zurück, um später, je nach Bedarf, entsprechende Verwendung in hervorragenden Stellungen zu finden. Der Andrang zur Kriegsakademie ist bekanntlich ein so starker, daß selbst von den bestqualifizierten Offizieren leider nur ein kleiner Teil aufgenommen werden kann.

Intellektueller Urheber der Militärhochschule war Scharnhorst. Die ersten Anfänge einer höheren Ausbildung für Offiziere des preußischen Heeres greifen nach General v. Manteuffel auf Friedrich den Großen zurück. Dieser weitschauende Fürst hatte bereits im Jahre 1779 für ausgesuchte, hervorragend talentierte Offiziere eine Reihe sogenannter

Inspektionsschulen, mit Mathematik, Geographie, Artillerie, Befestigungskunst und Taktik als Lehrgegenständen, errichtet, mit ihnen aber keine besonderen Erfolge erzielen können. Da diese Erfolge auch künftig ausblieben, so trat man auf Initiative Scharnhorsts 1801 zunächst an die Reorganisation der Berliner Inspektionsschule heran; es gingen aus letzterer drei Jahre später die „Akademie für junge Offiziere“ und das „Lehrinstitut für Berlinische Inspektion“ hervor. Letzteres war ein Vorbereitungsstadium für die Akademie. Da kam der politische Niederbruch im Jahre 1806 und tat auch den reorganisatorischen Arbeiten Scharnhorsts Einhalt; sie wurden jedoch bald wieder aufgenommen. Wie beim Staat, so war man an maßgebender Stelle der Meinung, daß auch die militärischen Bildungsanstalten in Preußen von Grund aus eine Neuordnung erfahren müßten, wenn anders in dieser Beziehung ersprießliche Resultate erhofft werden sollten. Schon am 3. Mai 1810 erhielten die Vorschläge der 1807 eingesetzten und unter dem Präsidium Scharnhorsts stehenden Militär-Reorganisations-Kommissionen die königliche Genehmigung, auf Grund deren in Berlin, Breslau und Königsberg je eine Kriegsschule für Fähnriche und außerdem für Offiziere die Kriegsschule in Berlin errichtet wurde, diese für den Unterricht in der köheren Kriegskunst sowie für den der Artillerie und Ingenieuroffiziere.

Die beiden Berliner Schulen waren in den ersten sechs Jahren als besondere Klassen unter Leitung des Generals v. Boguslawski zu einer Anstalt vereinigt. Am 15. Oktober 1810, der als Stiftungstag der heutigen Berliner Kriegsakademie angesehen wird, begann der Unterricht, und zwar in dem Gebäude der Burgstraße, worin sich vorher die „Académie des Nobles“, eine Art Junker- oder Pagenschule, befunden hatte. Lehrgegenstände der vereinigten Schulen waren: Mathematik, auf welche man schon damals ein erhebliches Gewicht legte, sodann Physik und Chemie, Taktik, Artillerie, Befestigungskunst und Kriegsgeschichte, von Sprachen Deutsch und Französisch. Die Schule zählte zu jener Zeit achtzig bis neunzig Hörer.

Die kriegerischen Jahre 1812 bis 1815 brachten ganz oder teilweise eine Unterbrechung in den regelmäßigen Unterricht; auch Scharnhorst, der in der Schlacht bei Großgörschen die Todeswunde empfangen hatte, war dahingerafft worden. Erst das Jahr 1816, nachdem der Völkerfriede endgültig wieder hergestellt war, führte mannigfache Verbesserungen und damit eine weitere Entfaltung des militärischen Unterrichtswesens in der preußischen Armee herbei; erst von da ab war die Kriegsschule in der Lage, sich fortan ungestört ihrem eigentlichen Zwecke widmen zu können.

Von den wichtigeren Verbesserungen des Jahres 1816 sind vor allem die Abtrennung der Fähnrichsklasse von der Berliner Kriegsschule sowie die Errichtung einer besonderen Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin hervorzuheben.

Von da ab hat dies vaterländische Institut sich fortgesetzt in unablässiger Arbeit zu seiner jetzt in der ganzen militärischen Welt bewunderten Höhe aufgeschwungen. Möge über dieser höchsten militärischen Bildungsanstalt allzeit ein glücklicher Stern leuchten: *per aspera ad astra!*

B. Persönliches.

VIII. Unser Ehrenmitglied Herr Oberbürgermeister Martin Kirschner hat gelegentlich der Jahrhundertfeier der hiesigen Universität das Prädikat als Dr. jur. hon. causa erhalten. Die Brandenburgia gratuliert verbindlichst.

IX. Aus Bangkok, der Hauptstadt Siams, sendet unser fernstes Mitglied Herr Offermann, mir und den Mitgliedern eine freundliche Ansichtspostkarte, die Feierlichkeiten beim Tode des am 23. verstorbenen Königs Chulalongkorn darstellend. Herzlichen Dank!

X. Unser hochgeschätztes, treues Mitglied Fräulein Anna Berger, die 40 Jahre im Schuldienst, speziell bei der Margarethenschule 25 Jahre als Lehrerin tätig, wurde dieserhalb gebührend von der Schulbehörde und den Berufsgenossen gehuldigt. Auch wir bringen unsere besten Glückwünsche dar.

XI. Unser Ehrenmitglied Herr Professor Dr. Hugo Jentsch in Guben feierte am 30. September d. J. seinen 70. Geburtstag. Dem hochverdienten Heimatforscher und liebenswürdigen Freunde hat der Vorstand gratuliert.

XII. Vorstand und Ausschuß haben den hiesigen Königlichen Polizei-Präsidenten Herrn Dr. jur. von Jagow auf Grund § 9 und 18 der Satzungen zum Ehrenmitglied wegen seiner langjährigen und vielseitigen Förderung der brandenburgischen Heimatkunde vorgeschlagen. Herr von Jagow hat sich auf diesem Gebiet u. A. als Landrat des Kreises West-Prignitz erfolgreich beteiligt. Dem Märkischen Museum hat er bei der von mir unternommenen Öffnung des vielleicht größten deutschen Hünengraves, des Königsgrabes von Seddin bei Perleberg und Bergung der merkwürdigen Schätze desselben für das Märkische Museum von Amtswegen sehr wesentliche Dienste geleistet. Er hat sich um die volkstümlichen Trachten der Prignitz bemüht und seinem Eifer ist die Anlegung des schönen Prignitzer Museums für Heimatkunde in Havelberg zu verdanken, welches die Brandenburgia am 5. Juni d. J. eingehend betrachtete. Als Oberregierungsrat bei der K. Regierung zu Potsdam hat er sich bei Förderung des Denkmalschutzes sowie der Heimatkunde fortgesetzt betätigt, so u. a. bei der Untersuchung der germanisch-slawischen Hochburg der sogen. Römer- oder Rößerschanze nahe Nedlitz unweit Potsdam. Unserer speziellen Brandenburgia-Tätigkeit hat er stets Teilnahme bekundet. Die

Mitgliederversammlung in heutiger ordentlicher Sitzung trat dem Vorschlag des Vorstandes und Ausschusses ebenfalls einstimmig bei.

XIII. Unser Ehrenmitglied Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Conwentz ist von Danzig nach Berlin versetzt als Leiter der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen.

XIV. Der uns befreundete Touristenklub für die Mark Brandenburg hat den herumgereichten Aufruf an alle Freunde märkischer Heimat und märkischer Dichtung erlassen, das Grab von Willibald Alexis auf dem Armstädter Kirchhof in Thüringen wiederherstellen zu lassen: das Marmorkreuz ist geborsten und geflickt, die Spitzen des Grabkreuzes sind teilweise abgebrochen.

U. M. Herr Dr. Plenske bestätigt dies.

Beschlossen: 25 Mark als Beitrag an den Kassenvorstand des Klubs, Herrn Domkapitelverwalter Rittershausen, Kaiserstr. 19, der auch sonstige Beiträge gern in Empfang nehmen wird, zu zahlen.

XV. Herr Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz legt den Plan zur Begründung eines Fritz Reuter-National-Museums vor und bittet um Beiträge. Bekanntlich hatte derselbe Reuterforscher eine umfassende Fritz Reuter-Hundertjahr-Ausstellung am 12. Juli 1910, dem Todestage des Dichters, im Künstlerhause eröffnet, die seit Anfang d. M. nach dem Abgeordnetenhaus übersiedelt, und Ihrem Besuch noch einmal an dieser Stelle bestens empfohlen wird. Beiträge für das Museum sind an das Präsidium der Reichsbank zu zahlen. Am 7. November wäre der 100. Geburtstag Reuters. Leider vermag Herr Gaedertz nicht zu sagen, wo das Museum errichtet werden soll; wir fürchten, daß das der Sache, insbesondere der Geldmittelsammlung nicht förderlich ist. In Eisenach in der Villa Reuters befindet sich ein Reuter-Museum das ich wiederholt besichtigt. Dessen Vergrößerung läge doch wohl am nächsten. Leider, wie ich mich überzeugt, wird es durch das ebendasselbst untergebrachte Richard Wagner-Museum und die massenhaften Andenken an König Ludwig II. sehr beeinträchtigt. Was liegt näher, als diese wesentlich durch Josef Kürschners Übereifer dort angehäuften Wagner-Erinnerungen in einem Richard Wagner-Museum zu Bayreuth unterzubringen und den also gewonnenen Raum zur Vergrößerung des Reuter-Museums in Eisenach auszunutzen. Die zahlreichen Wagner-Verehrer müßten sich endlich zu einem solchen Vorgehen aufrufen. Und in diesem Sinne sollte Herr Gaedertz seine volle Kraft für das Reuter-Museum betätigen, er würde vielseitige Unterstützung finden.

C. Naturgeschichtliches.

XVI. Bund für Vogelschutz. Auf Anregung unseres Mitgliedes Herrn Bankier Eugen Preuß ist Ihnen alle ein Werbeblatt zugegangen.

Der Jahresbeitrag beträgt 50 Pf., lebenslängliche Mitgliedschaft für 10 M. Jede nähere Auskunft bei der Geschäftsstelle Stuttgart, Jägerstraße 34. Die Mitgliedschaft wird den Brandenburgia-Mitgliedern, überhaupt allen Natur-, besonders Tierfreunden recht sehr ans Herz gelegt.

XVII. Auflösung des Berliner Aquariums. „In drei bis vier Tagen werden von dem alten Aquarium nur noch die lauschigen Grotten zeugen. Direktor Dr. Gebbing, der seit dem 1. Januar d. J. den Zoologischen Garten in Leipzig leitet und dort am 15. Mai d. J. ein großes Aquarium eröffnet hat, beaufsichtigt zur Zeit persönlich den schwierigen Transport desjenigen Teiles der Aquariumsinsassen, der nach der sächsischen Hauptstadt übersiedelt. Die Tiere werden als Expresgut in Schnellzügen ihrer neuen Heimstätte zugeführt. Die Reptilien werden größtenteils nach Frankfurt a. M. gebracht, dessen Zoo sie von Direktor Gebbing erwarb. Jedes größere Tier wird in einem eigenen Transportbehälter untergebracht. Die wertvollsten Exemplare der berühmten Sammlung, die in keinem anderen Institut zu finden sind, werden zuletzt nach Leipzig befördert werden: so die Riesenschildkröte, der Riesensalamander, die Muräne, die schön gezeichnete giftige Pythonschlange, die Meeraale und die kleinen Haie.

Dieser Notiz des B. T. Bl. vom 5. d. M. füge ich hinzu, wie die Erfahrung gezeigt hat, daß große, teure Aquarien, isoliert dastehend, sich auf die Dauer pekunär nicht zu halten vermögen. Als Kenner fast aller öffentlichen Aquarien seit etwa 40 Jahren und vieljähriger Mitarbeiter an der in Frankfurt a. M. erscheinenden Zeitschrift „Der Zoologische Garten“, jetzt „Zoologischer Beobachter“ bin ich zu der soeben ausgesprochenen Überzeugung gelangt, der ich schon vor vielen Jahren in einem Aufsatz „Die Krisis der öffentlichen Aquarien“ in jenem Organ Ausdruck gegeben habe. Nur der Unermüdlichkeit des jüngst verstorbenen Leiters des Aquariums Dr. Otto Hermes und dem Werben für sein Institut im Magistrat und der Stadtverordneten-Versammlung ist es gelungen, das Wrack des Berliner Aquariums, dieses von Dr. Alfred Brehm mit so großen Hoffnungen begründeten populärwissenschaftlichen Unternehmens, in den letzten Jahren noch notdürftig über Wasser zu halten. Um so erfreulicher ist es, daß mit Unterstützung der Stadt Berlin unser sich der trefflichen Leitung Professor Dr. Heck's erfreuender Zoologischer Garten in diesem ein großes Aquarium errichten wird. Bei dergleichen Anlehnung vermag, wie Frankfurt a. M., Cöln, Hamburg, Leipzig usw. beweisen, das Aquariumwesen sich sehr wohl zu erhalten.

XVIII. Aus dem Tätigkeitsbericht für 1909 und dem Arbeitsplan für 1910 der Geologischen Landesanstalt ersehen Sie, daß leider wiederum unsere Provinz ganz stiefmütterlich behandelt wird.

XIX. In den Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, Vorsitzender unser 2. Vorsitzender Herr Geheim-

rat Uhles, vom 4. d. M. lesen Sie eine beachtenswerte Mitteilung des Potsdamer Lehrers Herrn Bugow: „Unser Fischerhof“ am Lienewitz-See bei Caputh unweit des Schwielow-Sees: Auf einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums unlängst haben viele unserer Mitglieder die sehenswerte Schöpfung des um die heimatliche Fischerei hochverdienten Herrn Buchow eingehend besichtigt.

XX. Herr Rudolf Fischer-Charlottenburg, welcher die Wanderfahrt der Brandenburgia nach Schwedt a. O. am 13. September 1908 mitmachte, hat die Güte, uns den bei Ihnen umlaufenden prächtig illustrierten, kunstverständigen Aufsatz zu übersenden: „Die Königlichen Gärten zu Schwedt und Monplaisir“ (aus „Die Gartenkunst-Zeitschrift für Gartenkunst und verwandte Gebiete“, Frankfurt a. M., 1. Oktober 1910, S. 163—166). Verbindlichsten Dank.

XXI. Über die heimische Sumpfschildkröte (*Emys orbicularis* L.) lege ich Ihnen zwei inhaltreiche Schriften vor. 1. Conwentz (u. M.): „Vorkommen und Verbreitung der Sumpfschildkröte in Westpreußen und im Nachbargebiet“. Anlage zum XXX. Verwaltungsbericht des Westpreuß. Prov.-Museums für das Jahr 1909; enthält mehrere neue Angaben. 2. Dr. R. Friederichs: „Über die Verbreitung der Sumpfschildkröte (*Emys orbicularis* L.) in der Provinz Brandenburg und in Mecklenburg-Strelitz ist bez. unseres Heimatgebiets ausführlicher. (Mitt. des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg vom 9. Sept. 1910).

Um neue Fundangaben bitte ich für die Brandenburgia recht dringend.

D. Kulturgeschichtliches.

XXII. Landeskunde der Provinz Brandenburg. Herausgegeben von Ernst Friedel und Robert Mielke. II. Bd. 1910. Enthält Geschichtliches: Dr. G. Albrecht: Die Landesentwicklung. — Dr. Theodor Meinerich: Die Bevölkerung. — 3. Dr. J. H. Gebauer: Religionsgeschichte. — 4. Dr. Friedrich Holtze: Rechtsgeschichte. — 5. Dr. Spatz: Zur Verwaltungsgeschichte der Städte und Dörfer, Marken und Kreise. — 6. Dr. Carl Brinckmann: Landwirtschaft. — 7. Ders.: Handel und Verkehr. — 8. Ders.: Gewerbe. — 9. Dr. Max Fiebelkorn: Baumaterialien und Feinkeramik. — 10. Ders.: Bergbau. — 11. Konrad Matschoss: Eisenindustrie und Maschinenbau. — 12. August Foerster: Das Textilgewerbe. Die Widmung hat S. M. der Kaiser angenommen. — Der Verlag von Dietrich Reimer (u. M. Herr Konsul Ernst Vohsen) hat das Werk bestens ausgestattet und mit 71 Abbildungen im Text, 2 Tabellen und 5 Karten, und den Preis, wie für Band I, sehr billig (496 S. Folio) auf 5 Mark bemessen. Es ist dem Werk die größte Verbreitung zu wünschen, jeder Band einzeln käuflich.

XXIII. Der ausliegende Kreis-Kalender 1911 für den Ober-Barnim ist sehr reichhaltig und gut ausgestattet. Den Kreisinsassen bestens zu empfehlen.

XXIV. Das Lessing-Museum, unterstellt der unermüdlichen Sorgsamkeit des Herrn Richard Kruse, Schriftführers der Lessinghaus-Gesellschaft, deren Satzungen ich bereits im Monatsblatt habe abdrucken lassen, ist nach Abbruch des Lessing-Hauses am Königsgraben, wo Minna von Barnhelm entstand, nach dem Nicolai-Haus Brüderstraße Nr. 13 verlegt worden. Eine bessere Wahl konnte nicht getroffen werden, in diesem von Zelter ausgebauten gutbürgerlichem Privathause verkehrte Lessing mit Friedrich Nicolai und anderen führenden Geistern friderizianischer Zeit. Dasselbst befinden sich unter gleicher Leitung auch die Anfänge eines Deutschen Theatermuseums, wobei ich erinnere, daß ich Ihnen auch die gedruckte Einladung zum Beitritt der Gesellschaft für Theatergeschichte E. V. 1902, Sekretariat W 50 vorgelegt habe. Diese Gesellschaft veranstaltet in den Ausstellungshallen des Zoologischen Gartens eine Deutsche Theater-Ausstellung, die wir im Dezember besichtigen werden. Ein Besuch des Lessing-Museums, dem die Brandenburgia gutes Gedeihen wünscht, ebenso des Hauses selbst ist für Januar 1911 vorgesehen. Eine besondere Nicolai-Feier in den Räumen des neuen Lessing-Museums wird Sonntag den 8. Januar 1911 zur Erinnerung an den 100 jährigen Todestag Friedrich Nicolai's veranstaltet werden.

XXV. Aus den Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins lege ich eine gelehrte Abhandlung der Herren Geh. Justizrat Dr. Friedrich Holtze und Hans von Müller: „Der Sanctus und die Brautwahl“ vor, die eine Widmung zur Jubelfeier der Berliner Universität bildet.

XXVI. Herr Kantor Kuhlmei, unsern Mitgliedern von Belzig her bekannt, hat die heut vorgelegte fleißige Gelegenheitsschrift „Die Schützengilde zu Niemegek“ zur Feier des 200 jährigen Bestehens verfaßt.

XXVII. U. A.-M. Herr Dr. Gustav Albrecht hat in den Mitt. des Uckermärkischen Museums- und Geschichte-Vereins zu Prenzlau IV. Band 3. Heft 1910 einen sehr beachtenswerten Aufsatz veröffentlicht, der an denkwürdigen Einzelheiten reich ist: „Denkmale und Erinnerungen an die Schwedenzeit in der Mark“. — Keine fremde Nation hat so viele, zumeist leider schreckliche Erinnerungen bei uns hinterlassen, als die schwedische. Freilich kommt, wenigstens was den 30 jährigen Krieg anbelangt, vieles, was unsern nordgermanischen Vettern zugeschoben wird, auf Rechnung der Kaiserlichen, die womöglich noch grausamer in den Marken gehaust haben. In Oesterreich, Ungarn, Kroatien und Slawonien müssen überall, gerade wie bei uns die Schweden, so dort die Türken allen Unfug, aber auch prähistorische Bauwerke vertreten, die sie niemals errichtet.

Albrecht teilt seine Arbeit in die zwei ins Auge springenden geschichtlichen Gruppen: Dreißigjähriger Krieg und Zeit des Großen Kurfürsten.

Nun existieren in unserer Provinz noch viele Schwedensteine und Schwedenschanzen, die zum Teil in die wendische, zum Teil in die vorwendische Zeit hineinreichen; es wäre sehr erwünscht — und rege ich dazu hiermit an — daß Herr Dr. Albrecht oder Herr Rektor Otto Monke oder sonst ein Kundiger auch einmal diese Altertümer, topographisch nach Kreisen geordnet, veröffentlichte.

In anderen Norddeutschen Landesteilen muß der Schwede ebenfalls wollend oder nichtwollend in ähnlicher Weise Gevatter stehen, so teilte z. B. der im Mai d. J. leider verstorbene große Hygieniker Robert Koch schon im Jahre 1876 einen Urnenfund der Berliner Anthrop. Gesellschaft mit, den er in der sogen. Schwedenschanze bei Wollstein gemacht.

XXVIII. Moorleichenfund bei Bartschendorf, Kreis Ruppin. U. M. Herr Rektor Monke teilt folgenden Ausschnitt aus dem zu Nauen am 4. d. M. erschienenen Osthavelländischen Kreisblatt mit: „Friesack. Ein höchst interessanter Fund ist am Montag bei den Ausschachtungsarbeiten der Luch-Meliorationsgenossenschaft bei Bartschendorf gemacht worden. Bei einem Durchstich wurde in einer Tiefe von 2 Metern ein menschliches Skelett gefunden. Es handelt sich um einen Mann von zirka 30 bis 40 Jahren, was aus der ganzen Knochenbildung und aus der Beschaffenheit des Schädels, an dem besonders das Gebiß durch seine Vollständigkeit auffällt, zu schließen ist. Interessant ist es, daß bei diesem Skelett eine schmiedeeiserne Fußfessel gefunden wurde. Nach der Erhaltung und Bearbeitung des Eisens zu schließen, ist das Skelett wohl schon mehrere Jahrhunderte alt. Es dürfte sich wohl hier um einen Verbrecher oder Kriegsgefangenen handeln, der nach der damaligen Unsitte ins Moor gestürzt wurde. Der Fund wurde geborgen und befindet sich im Gasthaus zum „Deutschen Haus“, wo das Skelett von sich dafür Interessierenden besichtigt werden kann“. Unwillkürlich fällt uns dabei Tacitus, Germania Kap. 12 ein: „Schwächlinge und Feiglinge und die, welche ihren Körper schändlicher Wollust preisgegeben haben, versenken sie in Moor und Sumpf und werfen Reisigbündel darüber“. An die Strafe des Versenkens erinnern die Gruben, welche Arminius den Römern bereitet hatte, Tacitus, Annalen 1, 61.

Zunächst liegt dem Geschichts- und Altertumsverein zu Neu-Ruppin die sehr wünschenswerte Poststellung und Aufklärung des Tatbestandes ob.

XXIX. Ueber das Gesundbeten geht uns folgende bittere Persiflage unter dem Zeichen eines gehörnten Schafbockes (als Schutzmarke) als Beitrag zur Würdigung des Volksglaubens zu.

„Besuchsanzeige. Hierdurch gestatten wir uns die ergebene Mitteilung, dass unser ehrw. Bruder Sabaldius sich erlauben wird,

Ihnen in Kürze seine Aufwartung zu machen. Wir bitten Sie, demselben gefl. Ihre werten Krankheiten bis dahin zu reservieren, und wird er gern Ihre gefl. Aufträge auf Gesundbeten entgegennehmen.

Durch bedeutende Vergrößerung unserer Beträume sowie durch Einführung des Multiplexsystems sind wir in der Lage, jeden Auftrag sofort zu erledigen; ferner können wir infolge vorteilhafter Gebetsabschlüsse mit Petrus bedeutende Rabattsätze bewilligen. Diese betragen bei 2 Krankheiten 10 pCt., bei 3 bis 4 Krankheiten 30 pCt., bei 5 Krankheiten sowie für vollständig Unheilbare je 75 pCt. Wer nicht zahlt, wird wieder krank gebetet.

Um unsere Kundschaft vor wertlosen Nachahmungen zu schützen, machen wir noch ganz besonders auf das obenstehende Schutzzeichen (unsern Schutzpatron darstellend) aufmerksam, welches wir speziell für unsere osthavelländische Kundschaft haben eintragen lassen.

Hochachtend

I. Nauener Gesundbetkompagnie,

G. m. b. Achtung vor dem Verstand unserer werten Kundschaft“.

Gesundbeter sollen u. A. in Seegefild zu finden sein.

XXV. Der Aberglaube betreffend die Zahl 13. Im B. L. A. findet sich folgende volkskundlich nicht uninteressante Mitteilung: „Im Rudolf-Virchow-Krankenhaus hat man im seelischen Interesse der Patienten den Pavillon, der die ominöse Zahl dreizehn führen müßte, gar nicht erst eingeführt. Der Magistrat hiesiger Haupt- und Residenzstadt hat dadurch gezeigt, daß er tief in die berlinische Volksseele eingedrungen ist. Es ist eine Konzession an den allgemeinen Aberglauben, der mit der Zahl dreizehn ganz bestimmte Unglücksvorstellungen verbindet. In diesem speziellen Falle kann man dem Magistrat nicht unrecht geben, denn von einem Kranken soll man alle Suggestionen fernhalten, welche das seelische Empfinden bedrücken und nachteilig auf die Stimmung der Patienten einwirken. Denn nichts erschwert die Heilung mehr als dunkle Wahnvorstellungen, die das Gemüt des Kranken umflore. Man weiß, daß nicht nur die aufgeklärten und freigeistigen Berliner sondern viele Menschen überhaupt, der Zahl „dreizehn“ aus dem Wege gehen. Hotelbesitzer, die wenigstens die „reisende Volkspsyche“ ziemlich genau kennen, vermeiden es erfahrungsgemäß vielfach, ein Zimmer mit der Zahl „dreizehn“ zu numerieren, viele junge Ehepaare würden es wenigstens auf der Hochzeitsreise sicher ablehnen, auf „Nummer 13“ zu übernachten. Auch Geschäftsreisende sind häufig von dem Wahn befangen, daß sie in der Stadt keine Geschäfte machen, wenn sie im Zimmer 13 nächtigen müssen. Die Zahl übt auf nervöse Menschen überhaupt einen großen Einfluß aus; es ist bekannt,

daß selbst Zola, der große Naturalist, einen gewissen „Zahlenpuschel“ hatte. Ganz besonders aber ist der Spieler, wie auch der Prozeß beweist, der sich augenblicklich in Moabit abspielt, der Zahlenwahnvorstellung unterworfen. Daneben existieren natürlich noch allerlei andere abergläubische Einbildungen, die sich auf alle möglichen Dinge, und besonders auch Berufsarten erstrecken. Seeleute stechen nicht gern am Freitag in See, Jäger betrachten es als ein ungünstiges Omen, wenn ihnen morgens zuerst ein altes Weib begegnet, viele Menschen vermeiden es, mit einem Schimmel zu fahren, und manche betrachten es als ein glückbringendes Zeichen, wenn sie einen Verwachsenen und gleich darauf einen Schimmel erblicken. Andere drehen ihr Geld in der Tasche um, wenn sie einem Leichenzug begegnen; und wer die Anwartschaft auf immerwährendes Glück haben will, muß, wenn er ein Schwein erblickt, sofort Eisen berühren. Über den Aberglauben, der in manchen Künstlerkreisen besteht, ließen sich übrigens ganze Bände schreiben. Mit vernünftigen Vorstellungen dringt man leider nirgends durch“. Im Anschluß hieran teilt u. M. Herr Graf von Schlieben mit, daß als der Charlottenburger Magistrat kürzlich die Nummern in einer neuen Straße der Art abänderte, daß er statt der bisherigen Nummer 12 dem Haus die Nr. 13 gab, hiergegen der Hauswirt mit dem Bemerkten protestierte, daß Mieter ihm mit Ausziehen gedroht hätten, falls er die Nr. 12 nicht wieder anbrächte. Wie zu ersehen, hat man sich vorläufig damit geholfen, daß neben der Nr. 13 steht: früher Nr. 12.

In den zahlreichen neugebauten Hotels in Berlin existiert nach Angabe unsers Mitgliedes Ingenieur Knauer die Zimmernummer 13 überhaupt nicht. Dasselbe habe ich in zahllosen Gasthöfen des In- und Auslandes seit vielen Jahren wahrgenommen.

XXVI. Unser verehrtes Mitglied Herr Redakteur Rudolf Schmidt-Eberswalde hat die Güte gehabt, die herungereichten drei Originaldrucke von Verordnungen zu übersenden. 1. „Erneuertes und geschärftes Hausir-Edict im Churfürstenthum Brandenburg, im Hertzogthum Magdeburg und in der Grafschaft Mansfeld. De Dato Berlin, den 7. Augusti 1743. Berlin, gedruckt bey dem Königlichen Preußischen Hof-Buchdrucker, Christian Albrecht Gäbert.“ Interessante Verbote gegen den Vorkaufs- und Zwischenhandel insbesondere der Juden. — 2. „Edikt wegen Begünstigung des Anbaues der Futterkräuter in der Kurmark Brandenburg und dem Herzogthum Magdeburg exclusive der Grafschaft Mansfeld.“ De Dato Berlin, den 21. Februar 1791. Die zum Futterkräuterbau einmal bestimmten Grundstücke sollen zu dem Anbau anderer Erzeugnisse, als Tabak, Flachs, Hopfen, Krapp etc. bei Vermeidung der Konfiskation dieser Früchte zu Gunsten der Ortsarmenkasse, nicht benutzt werden. — 3. „Status Morbi bei der Sektion kranker Kühe“ Berlin 1745. Diese drei Druckschriften

überreiche ich der Reskriptensammlung des Märkischen Museums mit verbindlichstem Danke.

E. Bilder, Karten, Pläne und Verwandtes.

XXVII. U. A.-M. Dr. Gustav Albrecht überreicht in neuer Auflage sein vortreffliches „Märkisches Wanderbuch“ Teil III, den Osten und Teil IV, den Nordwesten umfassend. Alles, was zum Lobe von Teil I und II unlängst gesagt ist, kann hier nur wiederholt werden; überall ist die unermüdlich bessernde und ergänzende Sorgfalt des recht eigentlich so zu nennenden „bewanderten“ Verfassers zu erkennen. Bei unseren Wanderfahrten haben wir mit diesen Führern erst kürzlich wiederholte, vollbefriedigende Stichproben angestellt.

XXVIII. Hausgeschichte des Rudolph Hertzogschen Etablissements, Breite Str. 15. Sie wollen ersehen, welchen Fleiß unser Mitglied Herr Louis Reuter auf diese prächtig illustrierte Geschichte des Geschäftshauses verwendet hat, zu dessen eingehender Besichtigung wir am 21. d. M. so vortreffliche Gelegenheit hatten. Vielen Dank auch hierfür.

XXIX. Neuere Bauten der Stadt Berlin, ausgeführt von u. M. Herrn Geh. Baurat Dr. ing. Ludwig Hoffmann. Das Ihnen vorliegende Heftchen photographischer Aufnahmen wurde am 5. d. M. beim Internationalen Psychiater-Kongreß im Rathaus als Angebinde verteilt.

XXX. Auktion der Lackner'schen Sammlung am 10. und 11. November d. J. bei Lepke. Ich lege den reich illustrierten Katalog vor und mache auf die große Menge älterer kunstgewerblicher Arbeiten, namentlich Holzschnitzereien, aufmerksam, welche unter den Hammer kommen.

XXXI. Aus dem Spiro-Kunstverlag lege ich ein Heft Photographieen vor: „Berlin in Bildern 1810—1910“ mit Text von Osborn. Die schöne, geschichtlich interessante Sammlung ist anlässlich des Universitätsjubiläums erschienen und wird Ihnen für den Weihnachtstisch empfohlen. Der sehr billige Preis beträgt für unsere Mitglieder nur 3 Mark.

XXXII. Wifarich-Plan von Berlin. („Wifarich“ gebildet aus: wie fahre ich?) Die sehr verdienstvolle Veröffentlichung ist der einzige Plan von Berlin, der in den Straßen die Bezeichnungen der Straßenbahnen, Omnibusse, Stadtbahn und Hochbahn, sowie an über 150 Verkehrs- und Kreuzungspunkten von Groß-Berlin die letzten und ersten Nachtverbindungen angibt. Unseren Mitgliedern sehr zu empfehlen. Preis 1 M. Es wird gebeten, von dem verdienstlichen Unternehmen sich aus der Vorlage zu unterrichten.

XXXIII. Dr. Mertens: Rotationstiefdruckverfahren für Zeitungen und Zeitschriften. U. M. hat eine technische Entdeckung gemacht, welche auf der Deutschen Buchdruckerversammlung zu Stuttgart

im August d. J. berechtigtes Aufsehen erregte. Wie Sie ja erfahren haben, liegt z. B. bei Zeitschriften die Sache so, daß, wenn man auf gewöhnlichem Papier Klischees verwendet, die letzteren nicht selten undeutlich, ja unsauber ausfallen. Daher der Notschrei nach glattem, recht weißem Papier. Hier fallen die Abbildungen allerdings schärfer aus, aber, wie in der Staatlichen Versuchsanstalt zu Steglitz nachgewiesen, ist dieses Papier wegen zu großer Zerkleinerung der Fasermasse und wegen Beimengung von Kreide oder anderen Substanzen leider sehr wenig haltbar. Herr Professor Dr. Olshausen hat in einer Vorstands- und Ausschußsitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft sogar mit guten Gründen ausgeführt, daß ein solches Kreidepapier sich binnen einem Menschenalter in beklagenswerter Weise innerlich chemisch zersetzen werde. Hier greift nun das Mertenssche Verfahren als hilfsbereiter Genius ein. Sie sehen, es handelt sich in vorliegendem Falle um vier ganz gewöhnliche Nummern der im Breisgau im Mertens'schen Verlage erscheinenden Freiburger Zeitung. Für Porträts, Landschaft und Architektur, ja für ganz gewöhnliche Verkaufsanzeigen, sind die bildlichen Abdrücke tiefdunkel, wie in Schwarzkunstmanner, geradezu verblüffend schön ausgefallen. Die Erfindung ist natürlich patentiert und wir wollen hoffen, daß Papierhändler, Buchdrucker, Verleger, Redaktionen und Privatleute dieser schönen Erfindung, die auch für die Drucksachen der Brandenburgia sehr bedeutsam sein würde, recht bald sich zunutze machen, dann wäre die Papier-, die Druck- und die Bilderfrage zweckdienlichst gelöst.

XXXIV. Der Silva-Verlag (Verlag für heimatliche Kultur, Willy Holz, Berlin, Kochstr. 6) dessen kartographische Erzeugnisse wir ja wiederholt schon mit wirklicher Befriedigung mustern konnten, hat die heute umlaufende Wanderkarte der Umgegend von Berlin, Maßstab 1:100 000, Preis 1 M., 6farbig, mit Ortsregister herausgegeben, die ich nach angestellten Stichproben in jeder Hinsicht zu empfehlen berechtigt bin.

XXXV. Aus demselben Verlage liegt Ihnen die soeben erschienene Karte des Kreises Teltow, 1:100 000, 75 Pf., mit einem geschichtlichen Geleitwort von E. Friedel vor, worüber u. A.-M. Herr Rektor Otto Monke, wie folgt, berichtet.

Der Kreis Teltow, der in jüngster Zeit der Stadt Berlin so schwere Kümmeris bereitet hat, ist ein geographisch und geschichtlich gleich interessantes Gebiet, dessen verführerische Reize schon durch den Klang des Namens angedeutet werden, den sein Grenzfluß im Osten, die Dahme, trägt. Noch einmal umgaulen deren Wässerlein das Ländchen im Westen, nachdem sie es nordwärts unter fremder Flagge im Spreebett umkreist haben, gemeinsam mit dem Spree- und Havelwasser, und in der blauen Flut spiegeln sich wiederum reizvolle Ufer. Weiter südwärts bildet die bescheidene Nuthe die Grenze. Nur gegen Mittag, wo in der Ferne

die Gipfel der märkischen Bergriesen wie alte Burgfesten aus den angrenzenden Kreisen herübergrüßen, liegt das Land offen, und wahrscheinlich von hier aus nahm bereits in vorgeschichtlicher Zeit die Kultur ihren Weg nach Norden.

Neuerdings ist der Teltow in mustergültiger Weise kartographisch dargestellt worden durch die im Verlage von Willy Holz, Berlin Kochstr. 6 1910 erschienene sechsfarbige „Sylva-Karte des Kreises Teltow“ im Maßstabe 1:100 000 (Preis 75 Pfennig). Sie ist genau, klar und außerordentlich übersichtlich, weil die rot gezeichneten Chausseen das Bild scharf gliedern. Die neuesten Veränderungen sind sorgfältig berücksichtigt, selbst in den Nachbargebieten, und während die übrigen Karten dem „Hungrigen Wolf“ und der „Totenschenke“ an der Lübbener Heerstraße das „ewige Leben“ zuschreiben, obwohl diese ehrwürdigen Gebäude sich längst mit mathematischer Genauigkeit in nichts aufgelöst haben, setzt die Sylvakarte ein „ehemal.“ vor die Bezeichnung. Den Nutzen solcher Karten ermißt nur der Wanderer von Passion, wenn er hilflos in märkischer Heide zwischen 1000 Weihnachtsbäumen am Kreuzweg unterm Wegweiser mit den abgebrochenen Armen steht. Was der Sylvakarte aber ganz besonderen Wert verleiht, ist das von Geheimrat Friedel verfaßte Geleitwort, welches namentlich die historische Entwicklung des Kreises, der eine eigentliche Geschichte nicht besitzt, weil er nie eine einheitliche Herrschaft bildete, kurz und knapp schildert, ohne etwas Wissenswertes unberührt zu lassen. Die Kunst der Darstellung, die Wesentliches und Unwesentliches scharf unterscheidet und stets die Hauptsache trifft, tritt überall glänzend hervor.

Nach einer kurzen geographischen Einleitung werden die Urzeit und die vorgeschichtlichen Epochen deutlich skizziert, die wichtigsten Funde aufgeführt und die Erinnerungen an die Wendenzeit namhaft gemacht. Über die Schwelle der märkischen Geschichte schreitet Jakzo der Wende, und auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit steht wie zwischen Sage und Geschichte der trutzige Roßkamm aus Berlin, Hans Kohlhasse, halb Bürger, halb Ritter. Etwa 100 Jahre später beginnt Paul Gerhardt in Mittenwalde durch geistlichen Zuspruch die Leute zu lindern, die der schreckliche Krieg geschlagen, und wieder 100 Jahre darauf bevölkern Friedrich Wilhelm I. und sein großer Sohn die noch immer schwach besetzten Leute mit böhmischen und pfälzischen Kolonisten. 1813 werden die Franzosen bei Großbeeren zurückgeworfen und die Hauptstadt durch den Heldenmut preußischer Truppen gerettet. Die neueste Zeit der teltowschen Kreises steht im Zeichen des Verkehrs, wie der Bau der Potsdamer Bahn (1838), der Anhalter (1840) und des Teltower Kanals (1906) bezeugt. Aber auch der wirtschaftliche Betrieb (Rieselfelder) und die Industrie (Spindlersfeld, Wildau) erfahren einen gewaltigen Aufschwung. Dem entspricht eine Zunahme der Bevölkerung, wie sie in keinem andern

Kreise zu verzeichnen ist. In den letzten 30 Jahren entwickelte sich nicht nur Charlottenburg (jetzt 280000 Einwohner) zur Großstadt, auch Dorfge-
meinden wie Rixdorf (230000), Schöneberg und Wilmersdorf wachsen sich zu
Stadtkreisen aus. Gewiß eine interessante Entwicklung! Möge das Bild
derselben, das Geheimrat Friedel mit kräftigen Strichen gezeichnet hat,
im Verein mit der guten Karte dazu anregen, das teltowsche Land mit
offenen Augen zu durchwandern! Denn „wo ihr's packt, da ist es
interessant.“

XXXVI. U. M. Herr Direktorial-Assistent Dr. Kurt Regling hielt
hierauf einen mit wohlverdientem, großem Beifall aufgenommenen Licht-
bildervortrag über „Deutsche Münzen der romanischen Periode (Brak-
teaten)“. Von dem Jubeldreimarkstück zur Universitätsfeier ausgehend
als dem sichtbaren Zeichen völligen Geschmacksverfalles wies der Redner
darauf hin, daß die deutsche Münzkunst nicht immer so tief gestanden
habe. Vielmehr habe sie in dem wellenförmigen Laufe ihrer Entwicklung
Perioden der Blüte gezeitigt, in denen auch die dem täglichen Bedarfe
dienenden Münzen jede für sich ein kleines Kunstwerk dargestellt habe.
Hierher rechnet Redner vor allem die hohenstaufische Zeit, die ja auch
sonst in Politik, Schrifttum und Kunst die Blüte des deutschen Lebens
im Mittelalter bedeutet. Die Träger dieses Aufschwungs in der Münzkunst
sind vor allem die sogenannten Brakteaten, d. h. aus dünnem Silber mit
nur einem Stempel in einer Art Punzverfahren geprägte Stücke. Ihre oft
recht beträchtliche Größe (bis zu 5 cm) und die durch Beschränkung
auf einen Stempel ermöglichte Stärke des Reliefs gaben dem Graveur
Gelegenheit zu reicher Betätigung seines Talent; die Kreuzzüge ver-
mittelten zudem nähere Bekanntschaft mit dem reicheren Formenschatz der
byzantinischen, antiken und islamischen Kunst. Die romanische Baukunst
tritt in ihren Zenith und gerade die Einwirkung dieser Architektur
tritt in der Ornamentik der Brakteaten allüberall in die Erscheinung.
Die eigentliche Heimat der Brakteaten ist der Harz und seine Vorlande
sowie Thüringen. Hier sind in der Zeit Konrads III. Brakteaten in einer
Art Übergangsform entstanden, die teils erhaben, teils vertieft geprägt
sind, hierher gehören auch die ersten im Stil noch unbeholfenen wirklichen
Brakteaten, von denen ein Naumburger von Strehla und einer von Konrad
dem Großen von Wettin-Meißen im Bilde vorgeführt wurden. Aus der
eigentlichen Blütezeit unter Friedrich I. Barbarossa wurden gezeigt ein
Magdeburger Moritzpfennig und zwei Magdeburger Pfennige mit dem Namen
des Erzbischofs Wigmann, einer seine Sterbedenk Münze, der andere deutlich
von byzantinischen Vorbildern abhängig; das Gleiche gilt von einem Stück
mit der Darstellung Albrechts des Bären und seiner Gattin Sofie, der sich
als vom selben Stempelschneider geschnitten erweisen läßt wie Wigmanns
Brakteat, und der als Denkmünze auf die Wiedergewinnung Branden-
burgs 1157 aufgefasst wird. Albrechts damaliger Gegner, Jakza von

Köpenick, ist gleichfalls aus Brakteaten bekannt, die zum Teil wendische Aufschrift haben, wie es auch von Albrecht Brakteaten brandenburgischer Fabrik mit der deutschen Aufschrift Albreh gibt. Ein anderes Stück von Albrecht mit Heiligenbild ist in seiner anhaltischen Stammheimat geprägt, ebenso eins mit dem Bilde des stehenden Markgrafen und die schönen Stücke seiner Söhne: Bernhard von Sachsen, einer aus der Münzstätte Köthen, der andere mit redender Aufschrift: „ich (bin) Bernhard“, und Otto von Brandenburg, von dessen beiden Stücken wieder eines deutsche Aufschrift trägt, das andere durch den Zusatz Brandeburgensis wichtig ist. Gegenüber den einfachen Bildern dieser Münzen zeichnen sich einige Halberstädter Stücke durch reiche Darstellungen aus: die Steinigung des Stephanus wird in zwei verschiedenen Szenen vorgeführt, seine Himmelfahrt zeigt ein drittes Münzbild. Mit dem Bischofsnamen (Dietrich von Krosigk 1180—1193) versehen ist ein weiteres Stück von Halberstadt. Die Brakteaten der Äbtissinnen Beatrix und Adelheid von Quedlinburg zeigen uns das Bild der sitzenden Äbtissin, beim zweiten Stück in reicher romanischer Architektur. Den Beginn des um diese Zeit entstehenden Wappenwesens zeigen die schönen heraldischen Vogelbilder der Herren von Falkenstein (ein Falke) und Arnstedt (ein Aar), die Arnstedter sind auch der eine durch die Münzmeisteraufschrift (me fecit), der andere durch die Anbringung der Bilder des gräflichen Paares in den Fenstern eines Saalbaues unter dem Aar bedeutsam. Von Heinrich dem Löwen, dem bedeutendsten Vertreter der Expansionspolitik im Osten, werden mehrere Brakteaten gezeigt, einer mit dem altorientalischen Schema der Doppelstellung von zwei Löwen, zwei andere mit dem Braunschweiger Löwenmonument, vielleicht Denkmünzen auf seine Errichtung, das letzte wieder mit redender Aufschrift: „ich bin Heinrich der Löwe von Braunschweig“. Ein Regensteiner Pfennig mit dem Hirschhorn als Wappen und ein Hildesheimer von Bischof Adelhog (1171—1190) dienen als weitere Proben der Harzbrakteaten. Anders in Stil und Fabrik sind die Wetterauer Stücke, von denen ein kaiserliches mit dem Bilde des sitzenden Barbarossa und ein geistliches Stück von Konrad von Mainz, vielleicht in Aschaffenburg geprägt, als Beispiele gezeigt wurden; und es ward die bedeutsame Rolle, die dieser Konrad in dem welthistorischen Kampfe zwischen Kaiser und Papst spielte, erwähnt. Den Wetterauern verwandt ist ein grosser Brakteat aus der nahen Abtei Hersfeld vom Abt Johannes. Eine weitere Stilart der Brakteaten ist die thüringische: diese Stücke sind ganz besonders flach und dünn und haben breiten freien Rand um das Bild. Als Beispiel dienen ein Erfurter Brakteat Erzbischof Heinrichs von Mainz, der unten die noch nicht sicher erklärte Aufschrift Ludwig hat (landgräfliche Nachprägung?) und einer der Äbtissin Bertha vom Heiligkreuzkloster in Nordhausen, sowie namentlich die Reiterbrakteaten der Landgrafen Ludwig II., Ludwig III. und des durch den Sängerkrieg auf

der Wartburg berühmten Hermann. Kaiserliche Reiterbrakteaten gibt es in Mühlhausen i. Th. von Friedrich Barbarossa. Des Kaisers hochbedeutenden Kanzler Reinhold, Erzbischof von Köln, den Bismarck des 12. Jahrhunderts, sehen wir als Oberherrn der Abtei Saalfeld auf einem dort vom Abte Engilram geprägten Stück; nach byzantinischem Muster halten beide zusammen den Krummstab. Als in Halle geschlagen erweist sich ein weiterhin vorgeführter Brakteat des bereits oben erwähnten Erzbischofs Wigmann, sowohl durch die spezifisch thüringische Fabrik wie auch die Aufschrift des Stadtnamens. Den thüringischen Brakteaten stehen die markgräfllich meißnischen nahe: gezeigt wurden Stücke von Otto dem Reichen, deren eines der Aufschrift zufolge in Leipzig geprägt ist, und Dietrich von Landsberg. Der etwa halbhartjährligen Blütezeit der Brakteaten folgt im Laufe des 13. Jahrhunderts ein jäher Verfall, der an einem Reiterbrakteaten Konrads von Thüringen (mit redender Aufschrift *me fecit*) und zwei Pfennigen des Bischofs Berthold von Naumburg (1186—1206) mit dem sitzenden Bischof, der eine aus der Münzstätte Cice-Zeitz, namentlich aber an einem ganz rohen Stück Meißner Musters vom Bischof Dietrich von Naumburg 1242—1272 erläutert wird. Ein Mansfelder Reiterbrakteat wird namentlich um der bedeutsamen historischen Rolle willen vorgeführt, die dies Geschlecht später gespielt hat, und ein Hersfelder vom Abt Heinrich zeigt deutlich den Verfall gegen das vorher gezeigte wunderschöne Stück des Abtes Johannes. — Es blieb noch übrig, einige Proben aus den übrigen deutschen Brakteatengebieten zu zeigen, die aber an Schönheit, historischer und künstlerischer Bedeutung weit hinter denen des Harzes, Hessens und Thüringens zurückbleiben: der bekannte König Ottokar II. von Böhmen ist mit einem Schriftbrakteaten, ein niederschlesischer Herzog mit einem unbeschrifteten („stummen“) Adlerbrakteaten vertreten. Schwaben hat kleine Brakteaten, die durch dicke Kugeln oder Halbmonde auf dem Rande leicht kenntlich sind; die berühmte Abtei Reichenau im Bodensee mit ihren Fischen, Lindau mit dem redenden Wappen der Linde, ein bischöflich Augsburger und ein Sigmaringer mit dem Hirsch dienten als Beispiele. Ähnlich sind die Schweizerischen Stücke. — So wurden unter stetem Hinweis auf die künstlerischen Eigenheiten und Zusammenhänge und die große Politik in diesen Brakteaten die beredten Zeugen einer Zeit vorgeführt, die unseren Romantikern mit Recht als die glänzendste Epoche unserer Vergangenheit galt, mit ihrer Fülle an nationalen Problemen und an hochstrebenden, gewaltigen Männern.

XXXVIII. Nach der Sitzung zwangloses Zusammensein im Hofbräu-Restaurant Potsdamer Str. 127.

17. (13. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 19. November 1910, nachmittags 5 Uhr.

Besichtigung der Sammlung alter Musikinstrumente

in der Königlichen Akademischen Hochschule
für Musik, Fasanenstr. 1.

Eine besonders stattliche Zahl von Teilnehmern hatten sich zur festgesetzten Zeit in den Räumen, wo die Instrumente aufgestellt sind, eingefunden und betrachteten die reichhaltige Sammlung, bis der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel die Erschienenen begrüßte und Herrn Professor Dr. Fleischer und unserem Mitgliede Herrn Kirst den Dank der Gesellschaft abstattete für die liebenswürdige Übernahme der Führung.

Hierauf ergriff Herr Professor Fleischer das Wort, indem er zunächst betonte, daß die Sammlung viel zu wenig bekannt sei und sich insofern nicht sehr glücklich präsentiere, weil der Raum zu eng geworden sei. Die Sammlung ist geschichtlich betrachtet die bedeutendste der Welt. Als der Redner im Jahre 1888 die Sammlung übernahm, waren 241 Instrumente vorhanden und heute erreicht ihre Zahl das Zwölfwache. Auch Seine Majestät der Kaiser hat sich im Jahre 1902 als gütiger Geber gezeigt. Eine solche Sammlung dient mehr zur Förderung der Musik als der Unterrichts, denn man kann die Werke der alten Musiker nur verstehen, wenn man ihre Instrumente kennt. Herr Professor Fleischer setzte darauf den Unterschied auseinander zwischen dem heutigen Klavier und einem alten Spinett. Bei dem ersteren schlägt ein Hammer gegen die Saite und beim letzteren reißt ein Stift die Saite an. Bei den heutigen Instrumenten kommt es auf den Anschlag an, woher die Bezeichnung Fortepiano stammt, während bei den alten der Ton immer derselbe blieb. Deshalb ist es z. B. ganz unmöglich, die Bachschen Fugen auf unseren modernen Instrumenten zum Ausdruck zu bringen. Das Bachsche Klavicymbel befindet sich in der Sammlung, es hat zwei Manuale, das obere mit 4 und 8 und das untere mit 8 und 16 Fußton, und weil man beide koppeln konnte, so war es möglich, geradezu orchesterartige Wirkungen hierdurch zu erzielen. Herr Professor Fleischer trug nun auf einem ähnlichen Instrument einige Proben aus Bachs Schöpfungen vor. Es ergab sich dabei, daß die Klangfarbe unserer Instrumente eine ganz andere ist. Unsern Klavieren fehlt das Metallischrauschende, was jene alten hatten. Bach hat das Hammerklavier noch eben kennen gelernt, denn es ist erst in den 70. Jahren des 18. Jahrhunderts erfunden worden, und Mozart war es, der es einführte und Beethoven verschaffte ihm den Sieg. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die heutige Mechanik ausgebildet, und seitdem hat

sie keinen Fortschritt mehr aufzuweisen. Zuerst hatte man Hammerklaviere, die mit Absicht surrend gemacht worden waren. Jetzt aber verlangt man einen pastosen Klang. Herr Professor Fleischer spielte nun auf mehreren Instrumenten, um den allmählichen Übergang zu zeigen. Ein solches Instrument ist z. B. der Flügel Carl Maria von Webers (1809—21), das noch einen sehr dünnen Klang hat, ein anderes ist der Flügel Mendelssohns, ein englischer Erhard aus dem Jahre 1832, dessen Klang den modernen schon sehr nahe ist. Zu der Sammlung gehört auch der Flügel der Königin Marie Antoinette und der der Königin Luise. Ein französischer Erard der Sammlung gehörte einst Meyerbeer und ein anderer Flügel der Clara Schumann. Zu den interessantesten Stücken der Sammlung gehören aber sicher die Mozart-Instrumente, nämlich sein Reiseklavier und seine Geige, die er beide im Alter von 6—8 Jahren spielte. Bei dieser Gelegenheit gab Herr Professor Fleischer einige Schilderungen von der ungeheuren Begabung des Kindes.

Darauf ging der Vortragende zu den Streichinstrumenten über und hob hervor, daß es zu Bachs Zeiten bedeutend mehr gegeben hätte als jetzt. Die Auswahl, die heutigen Tages bei einem Symphonie-Orchester in Betracht kommt, geht auf Haydn und Mozart zurück. Es sind sehr viele Instrumente vollständig vergessen; z. B. die Liebesgeige, die Viola d'amour, und die Viola di Bordone. Beide Instrumente hatten Metallsaiten, die von den gespielten zum Anklingen gebracht wurden. Haydn hat z. B. für das letztgenannte Instrument mehr als hundert Kompositionen gemacht. Zu den alten Instrumenten gehörte auch die Laute, das Musikinstrument des Volkes im Mittelalter. Luther wird z. B. häufig mit der Laute abgebildet, diese Laute hieß Fiorde und hatte zwei Lagen von Saiten.

Nach dem Vortrage des Herrn Professor Fleischer fand nun ein kleines Konzert statt, veranstaltet von den Herren Gutsche, Berkowski, Henze und Loebel von der Berliner Vereinigung für alte Kammermusik. Die Herren brachten Haydns Divertimento, eine Triosonate von Corelli, ein Trio von Gassmann und den Reigen der heiligen Geister von Gluck zum Vortrag. Es war ein liebenswürdiges Konzert, das alle Zuhörer entzückte und das die Künstler mit dem lebhaftesten Beifall belohnte.

Diesen Dank der Gesellschaft faßte Herr Geheimrat Friedel zum Schluß nochmal mit einigen Worten für alle die zusammen, die sich um den genußreichen Abend verdient gemacht hatten.

Kleine Mitteilungen.

Die schwarze Dame. (Ein Beitrag zum Märkischen Volksglauben). Am 15. Dezember 1908 entnahm ich der Oderberger Zeitung nachstehende unter Bralitz-Oderberg registrierte Notiz, die für die Weihnachtszeit recht bezeichnend ist.

„Bralitz. Seit einigen Tagen spielte die schwarze Dame wieder eine Rolle hieselbst. In der Zeit von 7 bis 10 Uhr abends tritt sie an verschiedenen Stellen unseres Ortes auf und verfolgt alleingehende Personen. Kinder und Frauen werden am meisten von ihr belästigt. Merkt sie, daß Gefahr im Anzuge ist, so nimmt sie schleunigst Reißaus. Gestern Abend wurde sie von einem Manne gesehen und auch verfolgt; leider gelang es ihr wieder, sich in Sicherheit zu bringen. Eine tüchtige Tracht Prügel dürfte ihr sicher sein, falls sie gefaßt werden sollte. Dies würde auch wohl die richtige Medizin sein, um diese Heldin von ihrer unsinnigen Handlungsweise zu heilen.“

Es wäre im Interesse unseres märkischen Volkstums tief bedauerlich, sollte dieser alte, erhaltungswürdige Brauch aus Unkenntnis oder wegen Ausartung auch hier verschwinden. Wir haben nicht mehr viel davon und deshalb sollten sich die Fischer, denen es der „Wasserweihe“ und der „Segnung“ des Fischreichtums besonders angeht, noch dafür einlegen; man wird darüber hören. Das Urbild dieser Bralitzer „schwarzen Dame“ ist die uns durch Grimms Märchen bekannter gewordene Frau Holle, in unserer Heimat bekannter unter dem Namen „holde Frujja Berta“ als das Sinnbild für die verwitwete, also winterliche Erde. Diese in Witwenrauer gehüllte Gottheit geht vom St. Nikolaustage (6. 12.) bis zum Dreikönigstage (6. 1.) in unserer Heimat um, begleitet von den „Heimchen“, dem Räderpfluge oder der Barke, dem eberköpfigen Fischerkahn der Odergegend. Viele kleine Traditionen, Gebräuche, Ortsbenennungen erinnern hier an die holde Frau.

Die christliche Anschauung wandelte die „schwarze Dame“ in eine Epiphaniastage, kurzweg „Befana“ um, welche zum Schornstein herabfahrend die unartigen Kinder im Hause schreckt und straft, die artigen hingegen belohnt und beschenkt. Sie war allen Frauen wohlgesinnt, die sehr darauf acht gaben, daß der Schornstein als Eingangstor aller guten Geister, auch des Kindersegens nicht verstellt ward. Am Ende der „hilligen Meenweeke“ der heiligen Gemeinwochen am Epiphaniastage erscheint sie ihren Lieblingen für längere Zeit zum letzten Male, die Frauen dankten und dieneten ihr dann. Sie war Seelenbegleiterin, Schutzgöttin der Fischerei wie des Ackerbaus und später Schutzpatronin.

Wie unsere liebe „Weihnachtsrute“ von einsichtigen Eltern als Erziehungsmittel wohl geschätzt wird, so sollte auch der „Graul“ der Kinder bei seiner erziehlichen Seite gefaßt werden und nicht ganz verschwinden. Was ein richtiger Kindergraul ist, der erschüttert und bewegt die Seele des Kindes und spannt an zu allem Guten. Unsere Voreltern haben sich als

Kinder wacker gegrault und sind mit der Rute wohl gestrichen worden und dennoch wurden es tapfere und stolze Herzen. —

Nach diesem alten Brauch rate ich nun allen kleinen Angsthasen in meiner Heimat recht artig zu sein und dann am Nikolaustage, wie auch am Epiphaniastage die Strümpfe geordnet am Bettpfosten aufzuhängen, das Schuhwerk wohl zu putzen und sorgsam vor dem Bett hinzustellen, darin dann am Morgen schöne Geschenke zu finden sind. Auch die Weihnachtspuppen sollen am Epiphaniastage an das Fenster gestellt werden, auf die Straße sehen können, die herumziehende schwarze Frau und ihre Heimchen sehen es, freuen sich darüber und belohnen diese Aufmerksamkeit.

Der christlichen Tradition zufolge ist „Befana“ die Tochter des Königs Herodes, die sehr gut geartet war und am Fenster stehend die drei Weisen aus dem Morgenlande erwartete und ihnen artig den Weg zum neugeborenen Christkind wies.

Ein Stück Volksgeschichte liegt in diesem Umgang der schwarzen Frau verborgen, möge der Brauch erhalten bleiben und Freunde alter Sitte anregen darauf hinzuwirken, daß er veredelt und nicht lästig wird.

Soll es immer wieder heißen, die Germanen konnten mit ihrem Glauben und ihrer Volkskraft der ganzen Welt helfen; nun kennt das Ursprungsland selbst nichts mehr von der alten Sitte, geändert kehrt sie zurück, wird uns lieb und wir müssen es uns gefallen lassen, von allen andern Völkern als Empfangende gescholten zu werden.

Karl Wilke.

Fragekasten.

M. N. Unterschied von Gneiss und Granit. Sie wundern sich, daß die von einem Stück des großen Markgrafensteins in den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde a. Spree stammende Vase vor dem Alten Museum, ebenso der intakte kleinere Markgrafenstein von Gneiß, nicht von Granit sind. Wegen der Unterscheidung kann ich nur auf eine treffliche Auskunft verweisen, welche der Bezirksgeologe Herr Dr. Max Koch in der naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom Jahr 1888 No. 2 S. 14 wie folgt erteilt hat.

Granit und Gneiß sind ihrer mineralogischen Zusammensetzung nach idente Gesteine; beide führen die gleichen Gemengteile: Feldspat, Quarz, Glimmer, in einigen Abarten auch Hornblende und Augit als wesentliche, Apatit, Zirkon, Magnet Eisen, Cordierit, Granat usw. als unwesentliche oder zufällige Gemengteile. Nach der Art des Glimmers und nach dem Vorhandensein von Hornblende und Augit gliedert man dieselben, den Granit in Biotitgranit, auch Granitit genannt, Muscovitgranit, Granit im engeren Sinne mit Biotit und Muscovit, Hornblende- und Augitgranit; dem ganz entsprechend den Gneiß in Biotit-, Muscovitgneiß, zweiglimmrigem Gneiß, Hornblende und Augitgneiß. Die Unterschiede beider Gesteinsgruppen sind teils petrographische, durch die Anordnung der genannten Mineralien, also durch

das sogenannte Gefüge oder die Struktur bedingte, teils geologische, auf dem räumlichen Auftreten, den Lagerungsverhältnissen und auf ihrer Entstehung beruhende. Während der Granit ein richtungslos-körniges Gefüge besitzt, ruft die Anordnung des Glimmers im Gneiß zu parallelen Lagen oder Flasern lagenförmige, schiefrige oder flasrige Struktur hervor. Die Unterschiede im Gefüge sind jedoch nicht immer so scharfe, daß die Untersuchung im Handstück allein ohne Berücksichtigung des geologischen Zusammenhangs eine Zuteilung zu der einen oder anderen Gruppe ermöglichte. Körnige Struktur ist zwar für den Granit, lagenförmige für den Gneiß die Regel, einerseits nehmen jedoch Granite, namentlich Ganggranite, bisweilen nach den Berührungsflächen (Salbändern) mit den durchbrochenen Gesteinen hin durch Parallellagerung der Glimmerblättchen gneißartigen Habitus an, andererseits gehen Gneiße durch Abänderung im Gefüge, durch regellose Verteilung der Glimmerlamellen allmählich in granitisch-körnige Gesteine über (Granitgneiße oder Lagergranite). In jedem einzelnen Fall sind daher außer der Struktur die Lagerungsverhältnisse zu berücksichtigen. Nach dem heutigen Stande unserer Kenntnis von der Bildung der Gesteine sieht man die echten Granite, wie man aus der vollkrystallinen Ausbildung, der ausgedehnten Umbildung der Nebengesteine und dem Fehlen der Tuffe (cementierte Asche) schließt, als in Spalten und Hohlräume des Erdinnern injizierte Eruptivmassen (Tiefengesteine) an, welche erst infolge späterer Abtragung der auflagernden Schichten der Beobachtung zugänglich geworden sind. Dementsprechend treten sie in Gängen, Stöcken und Massiven auf und sind in durchgreifender Lagerung mit dem Nebengestein, welches sie durchbrochen haben, verbunden. Gneiß bildet die Hauptmasse der untersten uns bekannten Schichtengruppe, der Ur-Gneißformation, welche gemeinsam mit der darüber lagernden Formation, der krystallinen Schiefer die Unterlage für die ersten, organische Reste führenden Schichtgesteine abgibt. Der Gesteinsverband und die Lagerungsverhältnisse der einzelnen Glieder dieser mächtigen Schichtengruppe sind diejenigen der Schichtgesteine, über die Bildung derselben gehen die Ansichten der Geologen jedoch weit auseinander; die einen fassen sie als Erstarrungskruste unserer Erde auf, andere sehen in ihnen ursprüngliche Schichtgesteine, welche durch metamorphe Prozesse, mechanische Umformung, Einwirkung des glutflüssigen Erdinnern und mineralischer Lösungen ihr jetziges krystallines Gepräge erhielten.

Fr. O. Gefährlichkeit der Platane für Menschen. Es handelt sich bei uns um 3 Arten: Die aus Nordamerika stammende *Platanus occidentalis* ist bei uns mindestens seit dem 17. Jahrhundert in den Ritterguts-gärten heimisch. Bei unseren Herrnsitzen aus der Zeit des Großen Kurfürsten befinden sich gewöhnlich 4 große Platanenbäume. Die im Orient so berühmte riesenhafte *Platanus orientalis* ist bei uns früher kaum bekannt gewesen und auch jetzt, soweit zu übersehen ist, selten. Dagegen gibt es noch eine dritte, von dem Berliner Botaniker Willdenow so benamsete *Platanus acerifolia*, die häufig als Alleebaum bei uns vorkommt, Vaterland unbekannt, obwohl Heer sie als eine Abart des orientalischen Baumes ansieht.

In den Kollektaneen unsres botanischen Mitgliedes Dr. Carl Bolle finde

ich folgende der Voss. Z. vom März 1888 entnommene Notiz, welche sich mit der von Ihnen aufgeworfenen Frage der Schädlichkeit beschäftigt.

„Den von Fachleuten geäußerten Bedenken gegen die Platane als Zierbaum in öffentlichen Anlagen, denen u. a. in Nr. 123 dieser Zeitung Ausdruck gegeben wurde, tritt ein praktischer Botaniker, der Inspektor des Breslauer botanischen Gartens, Herr B. Stein, entgegen. Die Gefährlichkeit der Platane sei mindestens eine ebenso große Fabel wie der todbringende Duft des Upas- oder Manzanillobaumes. Wenn man behauptete, so sagt Herr Stein, daß im Hustenauswurf Spuren vorgefundener Platanenhaare (Sternhaare der jungen Blätter) als Krankheitserreger entdeckt worden seien, so befinde man sich ganz gewiß auf dem Holzwege. Er sucht dies wie folgt zu beweisen: „Zunächst wirft die Platane nicht nur im Frühjahr, das heißt also bald nach dem Austreiben, welches bei uns zuletzt von allen Laubbäumen erfolgt, Sternbaare ab, sondern während des ganzen Sommers, ja im Sommer jedenfalls viel mehr, wenn der Wind die Blätter durcheinander oder an den Ästen reibt, oder andere Zufälligkeiten die dann viel leichter als im Frühjahr brüchige Haare los stoßen. Außerdem liefern die Platanen jedenfalls den allergeringsten Prozentsatz der in der Luft sich herumtreibenden Pflanzenhaare, ganz abgesehen von Mikroorganismen und Staubteilen. Sehr viele unserer Bäume sind an ihren jungen Trieben stark behaart, während späterhin Ast und Blätter kahl sind, man achte nur auf die Triebe der Apfelbäume der Roßkastanien, der Pappeln u. s. w. Welche Massen oft viel spitzerer Haare werden von diesen Bäumen abgestoßen, und welche noch viel größere Quantität Haare wird von Sträuchern und Stauden abgestoßen, welche anfänglich den Haarschutz an den Trieben besitzen und später kahles Blattwerk tragen. Aber die meisten dieser Haare, und in sehr hohem Grade diejenigen der Platane, sind relativ so schwer, daß sie direkt zu Boden sinken und nur bei sehr bewegter Luft sich so lange schwebend erhalten, daß wenigstens die Möglichkeit des Einatmens vorliegt. Aber selbst dann noch ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß eine Mehrzahl dieser Haare über die Mundhöhle hinaus in die inneren Luftwege gerät und dort Reizzustände hervorruft. Es klingt ja sehr angenehm gruslich, von diesen scharfen Spitzen harter Haare zu lesen, welche die Schleimhäute anbohren, in Wahrheit sind diese Spitzen aber der brüchigste Teil des ohnehin äußerst spröden, winzigen Härchen und meist längst abgebrochen, ehe das Haar in die Kehle gelangt. Nun könnte man dem Platanenhaare vielleicht der Sicherheit wegen einen speziellen böartigen oder sagen wir giftigen Charakter zuschreiben, aber auch das trifft nicht zu, denn die Platane ist von der Wurzel bis zur letzten Haarspitze ein harmloser Gesell.“

In einem Aufsatz „Weiterer Beitrag zum Kapitel der Phytonosen“ von Dr. Friedrich Kanngiesser in der Naturwiss. Wochenschrift vom 26. Juni 1910 werden aber so viele Beispiele von Platanen-Schnupfen, Platanen-Katarrh und Platanen-Bindehautentzündung im April (also vor der Gräserblüte im Mai) angeführt, daß man an der Gefährlichkeit nicht zweifeln kann, zum Glück ist sie subjektiv wie der Heufieberschnupfen (den Einen befällt die Krankheit, den Andern unter genau gleichen Bedingungen nicht). Darum aber, wie Sie meinen, die Pflanzung von Platanen zu verbieten, geht ent-

schieden zu weit, dann müßte man auch z. B. die Maiblumen verbieten, denn beim Sortieren der Wurzelkeime leiden manche Gartenarbeiter, meist weiblichen Geschlechts, hier und da an Conjunctivitis catarrhalis. E. Friedel.

Frl. B. Lob des Kaffees. In Ergänzung einer Mitteilung Monatsblatt XIX 1910, S. 272, teile ich folgendes mit. In den 1907 von mir im hiesigen Verlag von Ernst Frensdorff herausgegebenen Jugenderinnerungen von Gustav Parthey finden Sie nachstehende Angaben S. 428: „Von der Leckerhaftigkeit des Fürsten [Talleyrand] konnte ich mich bei der Herzogin [von Dino] und an seiner eigenen Tafel überzeugen. Seine Definition der vier Eigenschaften eines guten Kaffees fand bei den vornehmen Feinschmeckern viel Beifall:

Noir comme le diable,
Chaud comme l'enfer,
Pur comme un ange,
Doux comme l'amour“.

Dazu bemerkte ich S. 540:

„Die Reihenfolge lautet richtiger:
Rein wie ein Engel.
Süß wie die Liebe,
Schwarz wie die Nacht,
Heiß wie die Hölle.

Auch ist Talleyrand keineswegs der Erfinder dieses aus Arabien stammenden Sprichworts. Schon die gerühmte Süßigkeit des Kaffees verrät hier den Orientalen, der sich gern sein halbes Mokkatäßchen mit Streuzucker anfüllt, während die raffinierten abendländischen Kaffeetrinker, außer Milch auch den Zucker verschmähen.

In der Sitzung vom 23. November 1910 legte u. M. Fräulein Berger unter Bezugnahme auf die Mitteilung S. 272 einen von ihr aus dem Orient mitgaberechten Kaffeeapparat vor. Das aus Messing geschlagene Kännchen, den kleinen eiförmigen Becher aus gleichem Metall und dazu ein hier hineinpassendes buntes Porzellanschälchen. Dies wird zur Hälfte mit Streuzucker gefüllt und dann schwarzer Kaffeeextrakt hinzugefügt. In dieser Weise habe ich den Kaffee mit meiner Frau zusammen in der maurisch-arabischen Stadt Sidi-bu-Saïd unweit Tunis kredenzt erhalten, für europäischen Geschmack viel zu süß.

E. Friedel.

Unverbrennliche Strohdächer. Antwort auf Nr. VI, S. 22, 1910. Herr Emil Kunow, Vizekonsul für Uruguay, Hamburg, Ferdinandstr. 16, hat die Güte darauf aufmerksam zu machen, daß in der Dürerbund-Korrespondenz von 1907 (vergl. Reichs-Anzeiger vom 12. März 1907) ein Imprägnierungsverfahren von Stroh für Dachbau angegeben ist. Der Erfinder hat kein Patent genommen, vielmehr das Rezept zum allgemeinen Besten mitgeteilt. Dergl. Strohdächer widerstehen der Glut besser als Ziegeldächer.

E. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

18. (5. ordentliche) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 23. November 1910, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirch-Straße 21/22.

Vorsitzender: Herr Geheimrat E. Friedel. Von demselben rühren
die Mitteilungen zu I bis XI, XIII bis XVI her.

A. Allgemeines.

I. Zum 50jährigen Stiftungstag des uns eng befreundeten
Historischen Vereins für Heimatkunde zu Frankfurt a. Oder wird
ein herzliches Glückwunschsreiben beschlossen. Die Brandenburgia ent-
sinnt sich dabei gern, eine wie freundliche Aufnahme ihr der Verein am
11. Mai 1902 bereitete.

II. U. M. Herr Georg Eugen Kitzler, Herausgeber und Redakteur
der Zeitschrift „Die Mark“, illustrierte Unterhaltungsschrift für Touristik
und Heimatkunde der Mark Brandenburg, legt die Nummern 5 und 11
der Zeitschrift „Die Mark“ vor, woraus erhellt, daß er bereits Ende Juli
für eine Gedenktafel oder einen Findlingsblock zu Ehren von
Willibald Alexis aufgefordert hat (Seite 35), so zwar, daß dieses
Erinnerungszeichen an oder bei der auch von der Brandenburgia am
23. Mai 1909 besesehen Oberförsterei unweit Lehnin angebracht werde.
S. 85 präzisiert er die Sammlung für einen Gedenkstein und erwähnt, daß
W. A. seinen schönsten märkischen Roman „Die Hosen des Herrn von
Bredow“ in der Oberförsterei geschaffen, bei seinem waidmännischem
Schwager.

Auch an ein Willibald Alexis-Erinnerungszeichen beim Granseer
Wartturm, der im Roman „Der falsche Waldemar“ eine wichtige Rolle
spielt, ist schon vor einigen Jahren gedacht worden.

Alle diese Bestrebungen sind uns höchst sympathisch; wir bitten
unsere Mitglieder zunächst für das Lehniner Erinnerungszeichen ein Scherflein
beizusteuern.

Übrigens soll die dramatische Bearbeitung des erwähnten Romans
von Frau Tory-Kowska, nachdem dies Stück, wie ich Ihnen früher mit-

teilte, bereits im Hamburger Deutschen Schauspielhaus eine vorzügliche Aufführung erlebt, demnächst im hiesigen, von unserm leider früh verstorbenen Gönnermitglied Knauer erbauten Neuen Schauspielhaus unter Direktor Halm gegeben werden.

III. Brandenburgische Denkmalpflege. Am 4. November hat die Provinzial-Kommission für Denkmalpflege unter Vorsitz des neuernannten Oberpräsidenten von Conrad eine Reihe bemerkenswerter Beschlüsse gefaßt. Es wurde vorgeschlagen, Mittel zu bewilligen zur Weiterführung der Ausgrabungsarbeiten in der Römerschanze bei Potsdam, sowie in einem rein-slawischen Burgwall am Riewendsee, Osthavelland. In Müggelheim ist die von Friedrich dem Großen gestiftete schlichte Dorfkirche in Verfall; sie soll aus- und aufgebessert werden. Zur Wiederherstellung des sandsteinernen Kanzelaufbaus der Kirche zu Finsterwalde, vielleicht des schönsten derartigen Kunstwerks in unserer Provinz, wird hilfreiche Hand geboten. Die reiche Barockkirche in Tammendorf bei Crossena. O. ist mit Provinzial-Zuschuß glücklich wieder hergestellt worden, desgleichen gelungen die Renovierung von zwei mittelalterlichen Freskobildern im Innern der Kirche zu Bukow bei Britz. Sehr not tut eine Ausbesserung des baugeschichtlich so berühmten Giebels der Katharinenkirche in Brandenburg sowie des Nordgiebels des Rathauses zu Frankfurt. Endlich wurde die Aufmerksamkeit auf die zierlichen Meilensteine aus pirnaschem Material gelenkt, welche sich in und bei ehemals kurfürstlich sächsischen Städten befinden und zum Teil dem Verderben entgegen sehen, wenn sie nicht in Bälde renoviert werden. Sie haben zum Teil merkwürdige Inschriften und Angaben; so macht es beispielsweise einen drolligen Eindruck, wenn man auf einem solchen gravitatisch anmutendem Meilenstein bei einem bescheidenen Ackerstädtchen liest, wie viel Meilen von dort nach Amsterdam, London, Paris, Wien sind. Die Kommission ersucht unsere Leser bei diesem interessanten Werk mitzuwirken und zunächst einmal anzugeben, wo ihnen dergleichen spitze, sandsteinerne Meilensteine aus sächsischer Zeit bekannt sind. Dergleichen befinden sich z. B. bei Belzig, Brück, Niemeck, Kirchhain und Lieberose. Auch im Brandenburgischen gab es und gibt es noch zahlreiche solche Meilensteine. Die beiden größten, da wo in Berlin das Stein-Denkmal steht, und vor dem Schloß in Charlottenburg, sind noch der letzten Generation erinnerlich; ein sehr merkwürdiger sandsteinerner Wegweiser befindet sich in Tegel vor dem Eingang zum Schloßgarten, ebenfalls einer Aufmunterung harrend.

IV. Herr Polizeipräsident von Jagow schreibt unterm 17. d. M. Folgendes:

Ich nehme die Ehrenmitgliedschaft der Brandenburgia mit Dank an.

Seit Jahren bin ich den Bestrebungen dieser Gesellschaft mit Interesse gefolgt. Daß ich in Bezug auf die Funde im Seddiner

Hünengrabe und später durch die Gründung des Prignitzmuseums in Havelberg im Sinne dieser Bestrebungen mittätig sein durfte, war mir eine besondere Freude.

Heimatkunde mehrt die Liebe zur Heimat. Möge die Arbeit der Brandenburgia unter ihrem bewährten Herrn Vorsitzenden auch ferner von Erfolg begleitet sein.

Sollte gelegentlich meine Mitarbeit in Frage kommen, so werde ich solche gern leisten.

Hochachtungsvoll ergebenst

Jagow.

V. Wilhelm Raabe's wollen wir heut ebenfalls und zwar wehmütig trauernd gedenken, der seine müden Augen am 15. d. M. in Braunschweig schloß. Durch seine Chronik der Sperlingsgasse, womit die Spreestraße von der Friedrichsgracht bis zur Brüderstraße gemeint ist, hat er sich für alle Zeit in der kleinen Ortsgeschichte des alten Kölln an der Spree eingetragen. „Wilhelm Raabe's Chronik ist bekanntlich, so schreibt dem B. L. A. unter dem 18. d. M. Herr Rudolf Bier in Steglitz, in mit Daten überschriebene Abschnitte eingeteilt. Der erste Abschnitt zeigt das Datum „15. November“ — den Todestag des Dichters. . . . „Seine Jugendsünde“, wie Raabe sein berühmtes Erstlingswerk nannte, ist, wie schon hervorgehoben wurde, uns Berlinern ein wertvolles Vermächtnis; spricht doch daraus die ganze Liebe und Anhänglichkeit des Dahingegangenen für die Reichshauptstadt. Spreestraße Nr. 11 ist das Geburtshaus der köstlichen Erzählung mit ihren Schilderungen damaligen Berliner Kleinbürgertums. Zu den Urberlinern fühlte sich Wilhelm Raabe gehörig, und oft gab er Bekannten und Besuchern gegenüber seinem Unmut darüber Ausdruck, daß Berlin durch so viele Zugewanderte bevölkert würde. Diese Gesinnung spricht sich auch in den Zeilen aus, die Herr Bier im Jahre 1906 von ihm erhielt. Er hatte dem alten Herrn eine gelungene Photographie der Jungfernbrücke nach Braunschweig gesandt und im Begleitschreiben der Hoffnung Ausdruck gegeben, ihm mit dem Konterfei einer alten Bekannten eine kleine Freude zu bereiten. Umgehend erhielt er folgende Antwort: „Meinen besten Dank für die freundliche Zusendung, die mir viel Vergnügen gemacht hat. Jawohl, so sah auch vor einem halben Jahrhundert der Eingang in die Sperlings-Spreegasse aus. — Die Welt dort scheint sich wenig verändert zu haben seit dem Jahre 1854, wo ich von da aus in sie hineinsah und wo Berlin noch ganz den Berlinern gehörte“.

C. Naturgeschichte und Technik.

VI. Eine plötzlich entstandene Insel. Dies Phänomen einer plötzlich auftauchenden Insel ist selten, in der Mark aber einigemal

beobachtet, wie Sie sich aus den Mitteilungen unseres verstorbenen Mitgliedes Wilhelm Pütz, sowie meinen und Dr. Bolles Angaben (Mitt. IV, S. 393—409) erinnern wollen. Am Havelgemünde, gegenüber Pichelswerder auf dem rechten Ufer besichtigte die Brandenburgia am 20. Juni 1908 die Stelle, wo ein Eiland plötzlich aus dem Untergrund entstand. Ferner sahen wir bei gleicher Gelegenheit im Stößensee am Pichelswerder die Morast-Inseln, die infolge der gewaltigen Anschüttungen für den Damm der Döberitzer Heerstraße aus dem schlammigen Untergrund, hier also gewissermaßen durch Menschengewalt emporgedrückt waren.

Über ein ähnliches Phänomen wird aus Beeskow im Osthavell. Kreisblatt soeben folgendes berichtet: „Über ein wunderbares Naturereignis berichtet der Rittergutsbesitzer Hirsch in Oegeln dem Kreisblatt in Beeskow. In der Nacht zum Sonntag ist in dem von der Spree durchflossenen Oegelschen See eine Insel von circa einem halben Morgen Größe aufgetaucht. Dieselbe besteht aus dem schlammigen Seeboden und ist durch kleine Erhebungen zerklüftet und gespalten, deren höchste Spitze die Höhe von 2 Metern erreicht. Da in der Umgebung der Insel der See etwa 4—5 Meter tief ist, beträgt die Erhebung circa 6—7 Meter. Sonstige Begleiterscheinungen sind nicht beobachtet worden. Selbst Angestellte des fiskalischen Baggers, die in der Nähe auf demselben übernachteten, haben nichts bemerkt“. Ich hoffe Ihnen in einiger Zeit gute photographische Aufnahmen vorlegen zu können, vermute aber auch hier, daß die Baggerarbeiten die mittelbare Ursache gewesen sein mögen.

Daß dergleichen Erscheinungen an ein und derselben Stelle sich rhythmisch wiederholen, ersehen Sie aus nachfolgendem Bericht im B. L. A. vom 10. d. M.: „Eine seltsame Insel. In jedem Herbst vollzieht sich in einem See in Livland, und zwar im Ilfingsee, eine ganz merkwürdige Naturerscheinung, die wohl einzig in ihrer Art sein dürfte. In dem genannten See liegt nämlich eine ziemlich große, flache Insel, die mit Gras bewachsen ist und auf der im Sommer Heu geerntet wird. Die Insel wird also von Menschen betreten, die dort ihrer Beschäftigung des Grasschneidens und Erntens ohne Gefahr nachgehen. Wollen wir aber im Herbst, etwa zu Ende Oktober oder Anfang November der Insel einen Besuch abstatten, dann bemühen wir uns vergebens, wir finden die Insel nicht mehr, sie ist spurlos verschwunden. In jedem Frühjahr erscheint die seltsame Insel stets an derselben Stelle des Sees an der Oberfläche, um in jedem Herbst wieder ins Wasser zu sinken und zu verschwinden. Aber noch niemals ist dieses Verschwinden beobachtet worden, es geschieht nach Meinung der Umwohner zur Nachtzeit, aber es ist wohl noch keine langdauernde Beobachtung durchgeführt worden, sonst hätte man den Zeitpunkt des Versinkens sicher schon feststellen können. Während man früher das Heben und Fallen der Insel geheimnisvollen Kräften, Dämonen und Wassergeistern zuschrieb, kennt man heute

längst den Grund dieser seltsamen Erscheinung. Auf dem Grunde des Sees geht in der schwammigen, torfigen Substanz der Insel beim Eintritt der Wärme im Frühjahr eine mächtige Gasentwicklung vor sich. Durch unzählige Gasblasen, die sich in der Masse der Insel ansammeln und nicht nach oben entweichen können, wird die Insel schließlich leichter als das Wasser und nun wie ein Ballon aus dem Wasser emporgehoben. Mit Eintritt der Kälte im Spätherbst hört die Entwicklung des Sumpfgases auf, die mit Gas gefüllten Blasen und Bläschen unter und in der Insel verschwinden nach und nach, bis eines Tages das Eiland, dem Gesetze der Schwere folgend, laut- und spurlos wieder versinkt. Die Entstehung dieser merkwürdigen Insel ist höchst wahrscheinlich in der Weise vor sich gegangen, daß sich in den früheren Zeiten mal ein großes Stück des schwammigen Seebodens losgelöst hat und von dem entwickelten Gas an die Oberfläche getragen worden ist. Während des Sommers haben sich auf diesem schwimmenden Stück Land Gräser und andere Pflanzen angesiedelt, die im Laufe der Zeit die Decke immer fester, dichter und stärker machten, bis sie ihren jetzigen Zustand erreichte, der uns auf jeden Fall eine höchst eigenartige, interessante Bildung der Natur vor Augen führt“.

VII. Weiteres über die Sumpfschildkröte (vgl. meine Mitteilung in der Oktober-Sitzung) berichtet der Generalsekretär des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, Herr Dr. K. Friederichs, in den „Mitteilungen“ des Vereins vom 15. d. M. S. 243. Es heißt darin u. a. „Pichelswerder. Herr Methner, Assistent beim Fischerei-Verein f. d. Pr. Br., hat folgendes in Erfahrung gebracht: An einer uns genau bezeichneten Stelle daselbst scheint nach Aussage des Schulknaben P. Kleiss in Schöneberg eine bevorzugte Brutstelle der Schildkröte zu sein. In den Pfingstferien dieses Jahres hat der Genannte, von einem Mitschüler auf den Fundort aufmerksam gemacht, ein Exemplar gefunden; ein Mann vom Aussehen eines Aquarienhändlers, den er daselbst vorfand, hatte wohl an 50 Schildkröten in eine Kiste gesammelt. Die Schildkröten waren knapp so groß wie ein Fünfmärkstück. Die Fundstelle war sumpfiges Gelände nahe am Wasser“. —

Wenn diese Nachricht richtig ist, so ist sie in doppelter Beziehung auffallend. Wie ich nämlich wiederholt in der *Brandenburgia* bemerkt, sind kleine junge *Emys orbicularis* bei uns überaus selten. Und nun sollen gar auf einmal an 50 gefangen sein. Immerhin empfehle ich unseren Mitgliedern, weitere Nachforschungen in der Gegend des Pichelswerder. Beiläufig erinnere ich daran, daß wir das Gelände und Ufer erst am 19. d. M. gemeinsam besichtigt haben.

VIII. Mörtel und Ziegel aus Alt-Berlin. U. M. Herr Dr. Fiebelkorn hat schon früher aus der von ihm redigierten Tonindustrie-Zeitung Analysen des Chemischen Laboratoriums von Prof. Dr. H. Seger

und E. Cramer über ältere Mörtel- und Ziegelproben uns mitgeteilt. In der Nr. 135 vom 15. d. M. handelt es sich um das 1700 erbaute, jetzt abgebrochene Haus Neue Wilhelmstr. 9. Die Ziegel waren blaßrot, 25,7 . 12,3 . 6,2 cm im Format. Die Ziegel haben geringe Druckfestigkeit, der Mörtel ist sehr kalkarm. Beide Baustoffe sind als minderwertig befunden.

D. Kulturgeschichtliches.

Wald!
 IX. U. A.-M. Robert Mielke über das Strohdach. Das Strohdach wird nach sachkundiger Schätzung in etwa 15 Jahren aus der näheren Umgebung Berlins vollständig verschwunden sein. Zurzeit sind, wie R. Mielke im neuesten Heft der Zeitschrift Heimatschutz in Brandenburg angibt, in 134 Landgemeinden und 6 Städten etwa 20 Ortschaften ohne Gebäude mit weicher Bedachung. Der Teltower Kreisverein gewährt seinen Mitgliedern, die durch ihn versichert sind, für die Umwandlung der weichen Bedachung in Steindachung eine Prämie von 12 M. für die Quadratrute der Gebäudegrundfläche. Die Feuersicherheit der Gebäude wird ohne Zweifel nunmehr erheblich zunehmen. Doch ist das Verschwinden des Strohdaches in mancher Hinsicht auch zu beklagen. Der Straßenjunge unter den Vögeln, unser Spatz, der wenigstens in Berlin das Pferd zu den Apfelbäumen rechnete, hatte sich bei der Abnahme der Zahl der Rosse, der allgemeinen Stadtfucht folgend, aufs Land gerettet und dort im Winter in und unter dem Strohdache Schutz gefunden. Nun nimmt auch hier der ohnehin harte Kampf ums Dasein für ihn wieder schärfere Formen an. Zuerst entzog man ihm den Apfel, und nun erschwert man ihm noch, wie einem städtischen Beamten, das Wohnen in den Vororten! „Es ist zum Piepen!“ seufzt der Spatz. Aber auch den menschlichen Bewohnern ist der Verlust des Strohdaches nicht immer recht; denn das alte Haus war im Winter warm und im Sommer kalt! Namentlich Obst, Gemüse und andere Vorräte hielten sich unter dem Strohdach besser und länger als unter dem Steindach. Vielfach suchte man die Feuersgefahr herabzumindern durch Anpflanzung von *Sempervivum tectorum*, dem Hauslaub, das auf den Dächern große Polster bildete. Fielen sprühende Funken aus brennenden Nachbarhäusern darauf, so erlosch auf dem saftreichen Hauslaub der glimmende Brand. Karl der Große bereits ordnete daher die Anpflanzung von Hauslaub an. Wahrscheinlich ist das Hauslaub aus Südwestdeutschland auch in die Mark gekommen. An einzelnen Fällen läßt sich das sogar nachweisen. In Schönwalde im Kreise Niederbarnim gibt es heute nur noch einziges Haus, auf dessen (Ziegel)-Dach Hauslaub wächst, das nachweislich dorthin von einem alten, jetzt abgerissenen Bauernhause aus übertragen worden ist. Der ursprüngliche Besitzer dieses Hauses stammte aber, wie die Einwohnertabelle des 1753 durch Friedrich II. gegründeten Dorfes beweist, aus der Nähe von

Stuttgart. Die feuerlöschende Kraft des Hauslaubs wandelte dann der Volksaberglaube in einen allgemeinen Feuerzauber um, der sogar gegen Blitz schützte und dem Hauslaub den Ehrentitel „Donnerbart“ eintrug, wobei man natürlich an Donar dachte. Ebenso glaubte man und glaubt es in Stülpe bei Luckenwalde noch heute, daß Schweine unter einem Strohdach mit Hauslaub nie vom Rotlauf befallen werden. Schließlich legte man die zerquetschten Blätter von Sempervivum auf Brandwunden und heilte den Brand damit.

X. Die Monats-Blätter des Touristenklubs für die Mark-Brandenburg enthalten in der herungereichten Nr. 11 vom 1. d. M. verschiedene beachtenswerte Dinge: die Kirche zu Steinhöfel, Kr. Angermünde, die mittelalterlichen Bauten von Schönfließ und Dorf Gusow. Bei Trebatsch wurde der Granitblock mit der roheingehauenen Inschrift „Jul. Sep. Memento mori MCCCVI“ besichtigt, eine grobe Fälschung auf die ich schon vor längerer Zeit aufmerksam machte. Der Bericht des Klubs vom 18. September 1910 sagt etwas euphemistisch: „Die Inschrift soll viel Kopfzerbrechen verursacht haben. Angeblich soll aber ein dortiger Forstmann ihr nicht fernstehen. Sie ist demnach als der verunglückte Ausfluß des Jägerlateins anzusehen.“ — Die Brandenburgia ist der Meinung, daß diese plumpe, aber trotzdem viele Wanderer täuschende Mystifikation sobald als möglich zerstört werden müßte. Und zwar sollte der Urheber das selbst tun. Die Sache ist von mir in der Brandenburgia erst kürzlich erörtert worden.

XI. Ein Volksschauspiel auf dem Pichelswerder unter der Aegide der Brandenburgia bereitet sich in der Stille vor. Es handelt sich um den Schlußakt des Ringens zwischen Deutschen und Slawen, der sich am rechten Havelufer, auf dem Pichelswerder und auf dem Schildhorn abspielte. An der Stelle der künftigen Naturbühne „Albrecht der Bär“ sind wir am 18. v. M. gewesen. Dichterisch behandelt ist seit Anfang des 19. Jahrhunderts bis in die Neuzeit der ansprechende vaterländische Stoff recht oft. Ich hoffe baldigst dem Vorstand und Ausschuß Vorschläge und Anerbietungen seitens des Herrn Regisseurs Heinrich Frey unterbreiten zu können. Heute begnüge ich mich ein selten gewordenes Buch gleichen Inhalts zirkulieren zu lassen. Der Titel lautet „Das Kreuz in der Mark“. Der Autor, ein Freund und Studiengenosse meines Vaters, Dr. Carl Seidel, Verfasser mehrerer auf Berlin und Umgegend bezüglichen beschreibenden und geschichtlichen Bücher, hat diese Balladen- und Liedersammlung 1838 in der Plahnschen Buchhandlung herausgegeben. Auf dem zierlichen von I. M. Mauch gezeichneten und radierten Titelblatt sehen Sie die von Friedrich Wilhelm I. leider abgebrochene Marienkirche auf Brandenburgs Harlunger Berge. Die „allen Freunden des Vaterlandes“ gewidmeten Lieder besingen Wenden und Deutsche bei friedlicher nationaler Arbeit, aber auch im Vernichtungskampf gegen einander.

Hinzugefügt sind „Historische Beigaben“, die sich zum Teil auf Pribislaw, Albrecht den Bären, Jazko, die sogen. Römerschanze bei Potsdam, Schildhorn und die Pichelsberge, also die bei unserm Volksschauspiel hauptsächlich in Betracht kommenden Gegenden beziehen.

Ich schließe diese vorläufige Mitteilung mit der nachfolgenden Ausführung aus einer Schrift des Literarhistorikers, Dichters und Professors an der Berliner Universität Otto Fridrich Gruppe S. 348 wie folgt:

„Es ist gewiß eine dankenswerte Arbeit, wenn Literaten die an Lokalitäten geknüpften Ueberlieferungen im Bewußtsein des Volkes zu erneuern und aufzufrischen streben. Die Heimat wird erst heimisch, wenn der Boden sich belebt, und redet, und die Vaterlandsliebe, die Mutter so vieler Tugenden, kann nicht besser angeregt werden, als wenn die Jugend lernt, daß Geburts- und Wohnort nicht Zufälliges und Indifferentes sei, und daß ihr mit diesem zugleich ein schönes Erbtheil von Sagen und Geschichten zu Theil geworden“.

Eine solche Wiederbelebung hat in diesem Sommer der nicht hoch genug einzuschätzende Versuch des uns befreundeten Vereins für Heimatkunde zu Eberswalde mit dem Volks- und Festspiel „Chorin“ zustande gebracht in Kloster Chorin, wo die alten Gemäuer uns das heimatliche Mittelalter und die Zeiten bis zum Anbruch der neuen Glaubenslehre in ergreifender Weise zur Erbauung und Befriedigung vieler Tausende aus allen Volksschichten wieder auferstehen ließen.

Eine ähnliche Aufgabe will sich nunmehr die Brandenburgia stellen und welche Gegend wäre dazu geeigneter als die majestätische Havelbreite zwischen Pichelsdorf, Pichelswerder und Schildhorn, die Ufer der Scharfen Lanke und des Sack, des Pichels- und Stössensees bis zu der Jazko-Denksäule.

Anreger der Idee eines Volksschauspiels auf dem Pichelswerder ist der durch seine Leitung der Luther-Festspiele wohlbekannnte Herr Ober-Regisseur Heinrich Frey, mit dem wir uns über den Grundplan in kürzester Frist, so zwar daß den Mitgliedern die gemeinsamen Beschlüsse des Vorstandes und Ausschusses bereits in der Dezember-Sitzung vorgetragen werden können, sicherlich verständigen werden.

XII. Über das Ihnen vorgelegte Buch „Der Märker“ erstattet Herr Rektor Monke als Sachverständiger den nachfolgenden Bericht:

Der Märker, Lesebuch für ländliche Berufskreise und Bildungsanstalten in der Provinz Brandenburg von H. Otto, Königl. Kreisschulinspektor, 2. Auflage, Leipzig 1910.

Das Buch ist dem Polizei-Präsidenten Dr. jur. von Jagow, „dem tatkräftigen Förder des ländlichen Fortbildungsschulwesens und dem warmen Freunde gedeihlicher Volkswohlfahrtsarbeit“ zugeeignet und trägt damit

seine beste Empfehlung gewissermaßen schon an der Stirn; denn wie der Verfasser „der gemeinsamen Tätigkeit“ mit Herrn von Jagow „in dankbarer Erinnerung“ sich rühmen darf, wird er unter allen Umständen lebendige Anregung in fruchtbare Arbeit umzusetzen wissen. Die Frage, ob in Fortbildungsschulen, für die das Buch in erster Linie bestimmt ist, ein Lesebuch nötig ist, wird heut verschieden beantwortet; wer sie bejaht, dem wird das Buch ein willkommenes Hilfsmittel sein, auch wenn es nicht in allen Einzelheiten seinen Beifall findet. Es würde z. B. noch gewinnen, wenn einzelne Gedichte fehlten wie „Spatenarbeit“ (S. 300) von Adelheid Stier, dem so ziemlich alles mangelt, was man von einem Gedicht mit Recht verlangen darf. Der Verfasser gibt ferner Bruchstücke aus größeren Dichtwerken, z. B. aus „Minna von Barnhelm“, „Hermann und Dorothea“ u. s. w., obwohl die Werke selbst für wenige Pfennige käuflich sind und besser vollständig gelesen werden; aber unsere Schullesebücher machen es ebenso; der Brauch wird also von vielen Fachleuten für zulässig oder gar für zweckmäßig gehalten.

Doch darf die Auswahl der prosaischen Lesestücke Anspruch auf allgemeine Anerkennung machen. Der Verfasser hat davon Abstand genommen, seinen Lesern die „altbewährten“ Ladenhüter unserer Schullesebücher vorzusetzen und vorzugsweise moderne Schriftsteller zu Worte kommen lassen, die in der Lage sind, das Verständnis der heutigen Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse zu erschließen. Dabei geht er über den Gedanken der unmittelbaren praktischen Nützlichkeit hinaus, der namentlich im 5. Abschnitt („Arbeit ist des Bürgers Zierde“) im Vordergrund steht; er wendet sich auch an das Gemüt und sucht die Liebe zu den Kreisen zu pflegen, in die Gott uns gestellt hat, zur Familie (Abschnitt 4), zur Kirche (Abschnitt 7), zur engeren Heimat (Abschnitt 1) und zum Vaterlande (Abschnitt 6). Abschnitt 2 und 3 behandeln im besonderen den Bauernstand, und das ist um so mehr zu loben, als unsern Landleuten der echte, rechte Bauernstolz vielfach abhanden gekommen ist. Sie schauen zu viel auf die Stadt und suchen städtisches Leben auf ländliche Verhältnisse zu übertragen. Demgegenüber ist es nützlich und heilsam, zu zeigen, daß das ländliche Leben seine berechnete Eigenart besitzt. Die Auswahl der Stoffe läßt stark hervortreten die Liebe zur heimatlichen Scholle und zeigt deutlich das Bestreben, das teuerste der Bande, den Trieb zum Vaterlande, fester zu knüpfen. Das Buch ist eine echt patriotische Arbeit, die hoffentlich manch fruchtbares Samenkorn in die Herzen der Leser senken wird.

XIII. Der 41.—42. Jahresbericht des historischen Vereins zu Brandenburg a. H., 1910 erschienen, enthält verschiedene sehr wertvolle heimatkundliche Beiträge.

Der um die märkische Chronologie hochverdiente hiesige Privatdozent Dr. Hermann Krabbo veröffentlicht „die älteste städtische Urkunde

Brandenburgs für die Bürger, von 1170“ und schildert „Deutsche und Slaven im Kampf um Brandenburg“, wobei die Gegend und die Zeit des unter XI erwähnten Volksschauspiels an den Ufern der Havel mit berührt werden.

Otto Tschirch: „Kleine Beiträge zum Aufenthalt Nauendorffs in Brandenburg.“ Der Schwindler, Uhrmacher Nauendorff, der sich für den Sohn Ludwigs XVI. ausgab, ist in letzter Zeit bei uns mehrfach Gegenstand von Vorträgen, gehalten von den Herren Oberpfarrer Recke und Professor Dr. Bardey, gewesen. In die Enthüllung Nauendorffs als Münzfälscher fällt die von Herrn Tschirch gewürdigte Auffindung des nachgemachten Taler-Münzstempels im brandenburgischen Hause Nauendorffs. — Unter den literarischen Erscheinungen, welche die Nauendorfflegende noch heute fortspinnen, gehört die S. 62 bis 66 besprochene Arbeit von E.-A. Naville: „Ludwig XVII. in der Schweiz und sein Freund Frédéric Leschot aus Genf“. (Bibliothèque universelle et revue Suisse. Année 110. Lausanne 1905.) Alles Legende und gänzlich unerwiesen. Tschirch schließt seine Kritik: „So viel aber ist gewiß, daß die ernste Geschichte mit solchen Ammenmärchen nichts zu tun hat.“

XIV. Kinder-Schnurwebeapparat. In Anschluß an meine Besprechung der Ausstellung „Spielzeug aus eigener Hand“ lege ich Ihnen auf Wunsch des Frl. Claire Holstein einen in Stuttgart fabrikmäßig angefertigten Apparat zum Weben von hohlen Schnüren (z. B. zum Pferdespielen als Leine, zu Uhrgehängen u. dgl.) brauchbar vor. In Berlin fertigen sich noch heute die Knaben und Mädchen dergleichen selbst aus durchbohrten Korken, in die oben 4 Stecknadeln zum Festhalten des Fadens eingesteckt sind. Außerdem beschäftigten wir uns als Schulkinder auf dem hiesigen Friedrich Werderschen Gymnasiums auch mit Bandweben, wozu wir Tafeln aus Zigarrenkistenholz verwendeten, in die wir die nötige Zahl von Schlitzern sorgfältig hineinschnitten. Ich bin selbst einmal als Tertianer bei solchem Weben während der Unterrichtsstunde abgefaßt worden. Der Ordinarius, Professor Dr. Köpke, später Direktor der Ritterakademie und Domherr von Brandenburg, schrieb mir deshalb in die Zensur: „unaufmerksam und zu kindischen Spielen geneigt“. Der brave Pädagoge hatte von Volkskunst und daß ich schon damals als Kind mich derselben widmete, keine Ahnung.

XV. Neues über das Verschwinden des Engländers Bathurst in Perleberg 1809. Auch dieses rätselvolle Thema ist bereits in der Brandenburgia besprochen worden. Angeregt wurde ich von neuem durch folgende Notiz im B. T.-Bl. vom 19. d. M.: „Nach hundert Jahren aufgefunden. Im November 1809 erregte das mysteriöse Verschwinden des englischen Gesandten in Wien, des Lord Bathurst, in Europa großes Aufsehen. Der Diplomat war im Frühjahr des genannten Jahres in

einer geheimen Mission an den österreichischen Kaiserhof gesandt worden und hatte nun die Heimfahrt angetreten. Er reiste von Berlin aus unter dem Namen eines Kaufmanns Koch. Am 25. November traf der Gesandte in Perleberg ein, stieg dort in einem Gasthofe ab und war seitdem spurlos verschwunden. Sein Pelz wurde später in dem Keller des Posthauses und die Beinkleider in einem Wäldchen bei dem Dorfe Quitzow unweit Perlebergs entdeckt. Bedeutende Kriminalisten und bekannte Historiker haben sich lange Jahre hindurch mit dem Verschwinden des englischen Diplomaten beschäftigt, ohne jedoch zu einem Resultat zu kommen. Vor einigen Tagen stießen nun in demselben Wäldchen, in dem vor 101 Jahren die Beinkleider des verschwundenen Lords gefunden wurden, Arbeiter beim Ausroden von Bäumen in einer Tiefe von etwa anderthalb Meter auf ein menschliches Skelett, dessen Alter mit Sicherheit darauf schließen läßt, daß es etwa hundert Jahre dort gelegen hat. Der Befund läßt auf ein Verbrechen schließen, und so ist die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß es sich hier um die Ueberreste des verschwundenen englischen Gesandten handelt. Die näheren Umstände seines Todes werden allerdings wohl immer ein Geheimnis bleiben“. Ergänzt wurde diese Nachricht in derselben Zeitung durch nachstehende Angaben des bekannten Heraldikers und Geschichtsforschers Herrn Dr. Stephan Kekulé von Stradonitz. „Wie in diesem Blatte (Nr. 588 vom 19. November 1910) gemeldet wurde, ist in einem Wäldchen bei Perleberg beim Ausroden von Bäumen in einer Tiefe von etwa aederthalb Meter ein menschliches Skelett gefunden worden, dessen Alter mit Sicherheit darauf schließen läßt, daß es etwa hundert Jahre dort gelegen hat. Mit gutem Grunde wurde an diese Nachricht die Vermutung geknüpft, es handele sich um die Ueberreste des in der Nacht vom 25. auf den 26. November 1809 zu Perleberg verschwundenen und wahrscheinlich ermordeten, sogenannten „Lord“ Benjamin Bathurst, von dem seitdem niemals jemand je wieder eine Spur gesehen hat und dessen Beinkleider etwa drei Wochen nach dem Verschwinden, mit zwei wahrscheinlich durch Gewehrkugeln herrührenden Löchern darin, durch zwei arme Frauen in dem gleichen Wäldchen gefunden worden waren, wie jetzt das Skelett. Auf die näheren Begleitumstände der ganzen Angelegenheit und ihre rätselhaften Einzelheiten kann hier nicht näher eingegangen werden, denn es wurde darüber unter dem Titel „Der verschwundene Lord“ in der Unterhaltungs-Beilage dieses Blattes vom 9. November 1909 bereits eingehend gehandelt, und die Monats-Blätter des Touristenklub für die Mark Brandenburg haben in ihrer Nr. 12 des XVIII. Jahrganges vom 1. Dezember 1909 einen ausführlichen Aufsatz: „Das geheimnisvolle Verschwinden des Lord Bathurst in Perleberg 1909“ gebracht. Muß sich deshalb der Unterzeichnete damit begnügen, auf diese beiden Aufsätze zu verweisen, so ist es um so notwendiger, den gegenwärtigen Anlaß zu benutzen, um über die Persönlichkeit des auf so

geheimnisvolle Weise Verschwundenen und sein Geschlecht einige Worte zu sagen. Ein „Lord“ ist vor allem der Unglückliche niemals gewesen. Allerdings war er aus dem uralten und vornehmen Hause der Earls (Grafen) Bathurst. Der Ahnherr des Geschlechtes soll schon zur Zeit der Sachsen nach England gekommen sein, und jedenfalls ist Lawrence Bathurst schon unter der Regierung Eduards VI. (1461 bis 1483) nachweisbar. Auf dem europäischen Festlande nannte man damals jeden vornehmen Engländer: „Lord“. Benjamin Bathurst war Diplomat und nach 1779 als Sohn des Henry Bathurst geboren, der seinerseits Bischof von Norwich war. Am 25. Mai 1805 hatte er sich mit Phillida Call aus dem Hause der gleichnamigen Baronets vermählt. Diese ist erst am 17. September 1855 gestorben und die gleiche Dame, die im Frühjahr 1810 eine Audienz bei Napoleon I. hatte und von ihm die feierliche Versicherung empfing, daß der Kaiser an der Ermordung ihres Gatten keinen Anteil habe. Ein Großoheim des Ermordeten war Allen Bathurst, der 1712 englischer Baron und 1772 Earl wurde und am 16. September 1775 im Alter von 91 Jahren gestorben ist. Merkwürdig ist es, daß in Perleberg schon einmal ein geheimnisvolles Skelett gefunden worden ist, das man damals ebenfalls für die Ueberreste Benjamin Bathursts hielt. Das war im Jahre 1852. Man fand es beim Abbruch des Hauses an der Hamburger Chaussee, dicht vor dem Parchimer Tore (jetzt Hamburger Straße 4) unter der Schwelle eines Stalles. Es lag ausgestreckt, das Gesicht nach oben, mit einer eingedrückten Stelle an der Hinterseite des Schädels, die vermutlich von einem Schläge herrührte. Zur Zeit der Tat hatte das Haus einem gewissen Mertens gehört, der damals Hausknecht im Gasthof zum weißen Schwan war. In diesem Gasthof hatte Benjamin Bathurst am 25. November 1809 zu Mittag gegessen. Allein trotz der sich hieraus ziemlich ungezwungen ergebenden Schlußfolgerung stand der Annahme, Mertens sei der Täter gewesen, die feststehende Tatsache gegenüber, daß man ihn, der 1828 gestorben war, sein ganzes Leben hindurch nur als einen durchaus redlichen und „gottesfürchtigen“ Mann gekannt hatte. Auch erschien bald nach seiner Auffindung eine der damals noch lebenden Schwestern von Benjamin Bathurst in Perleberg und erklärte nach näherer Besichtigung, das aufgefundene Skelett könne unmöglich das ihres verschwundenen Bruders sein. Ob der gegenwärtige Fund zu einer näheren Aufklärung der Angelegenheit führen wird, muß daher nach allen vorstehend geschilderten Umständen mehr als zweifelhaft erscheinen. Immerhin sollte das gegenwärtige Oberhaupt des Hauses, der Earl Bathurst zu Cirencester-House in Cirencester in der Grafschaft Gloucestershire in England durch die Perleberger Behörden darüber benachrichtigt werden“.

Da wir zu Perleberg in Herrn Rendant W. Ratig ein für Untersuchungen wohl vorgeschultes, gleichzeitig sehr gefälliges Mitglied besitzen, so wendete ich mich an diesen und erhielt am 22. folgenden Bericht.

Zum Skelettfund bei Quitzow habe ich folgendes ermitteln können. Ein Arbeiter aus Perleberg war von dem Besitzer der Tannenkavel beauftragt worden, eine Mergelgrube, welche ca. 15 Meter von der Skelett-Fundstelle entfernt liegt, zuzukarren. Hierzu sollte eine Boden-erhebung von ca. 1 Mtr. Höhe und 20 Mtr. Länge, welche von der Berlin-Hamburger Chaussee ca. 400 Meter entfernt liegt, verwendet werden. Nach einiger Zeit kam der Arbeiter an einen größeren, aus dem Erdwall herausragenden Stein. Nachdem letzterer entfernt war, grub der Arbeiter weiter und entdeckte in ca. 70 ctm. Tiefe zunächst einen großen, stark verrosteten Schlüssel, dann einen mit dem Gesicht nach unten liegenden Schädel. Weiter nachgrabend fand er, schräg nach oben liegend, ein Gerippe, die Fußknochen nur ca. 10 ctm. unter der Oberfläche. Den ganzen Knochenfund legte er nebst dem Schlüssel, neben den zuerst gefundenen großen Stein, den Schädel oben darauf und verließ nun am Sonnabend Abend, den 5ten November, seinen Arbeitsplatz. — Am Sonntag fiel ihm ein, daß es doch wohl ratsam sei, dem Herrn Amtsvorsteher in Quitzow von diesem Funde am nächsten Tage Nachricht zu geben. Als er jedoch am Montag früh wieder an den Ort seiner Tätigkeit kam, waren sämtliche Knochen, ebenso der Schädel, von Kindern kurz und klein geschlagen und zertreten, weshalb er nun eine Anzeige nicht mehr für nötig hielt. Noch mehrere Tage lagen die Ueberreste umher, bis der Grundbesitzer den Arbeiter aufforderte, die wenigen Knochensplitter zu sammeln und in die Grube zu werfen. So sind nun die kärglichen Ueberbleibsel in ca. 4—4½ Meter Tiefe wieder vergraben worden. —

Bei dem Skelett, welches die Größe eines erwachsenen Menschen hatte, sind außer dem Schlüssel weder Metallteile noch Zeugreste gefunden worden.

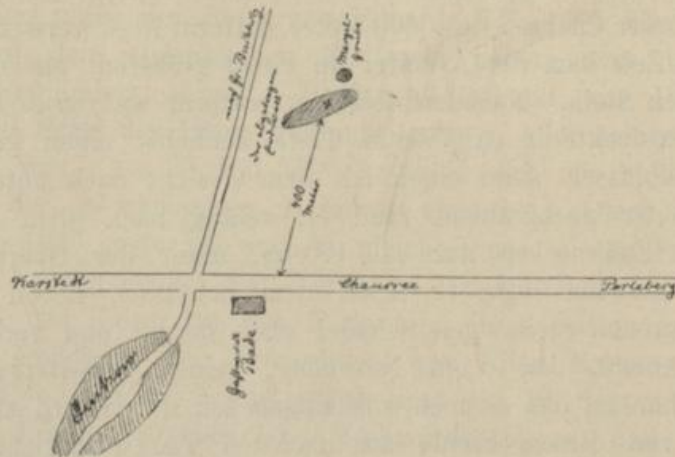
In der Stirn des zahnlosen Schädels klaffte eine größere querlaufende Oeffnung von ca. 6 ctm. Länge und 2 ctm. Breite. Das Loch hätte ausgesehen, wie von einem Schlag mit einem stumpfen Gegenstand herrührend. Der Schlüssel, der leider auch verschwunden ist, soll ca. 18 ctm. lang sein und könnte hiermit vielleicht der todbringende Schlag geführt sein.

Zur Veranschaulichung des Skelett-Fundortes gebe ich beiliegende flüchtige Skizze, die ich im Beisein des Arbeiters nach dessen Beschreibung entworfen habe. — Der ganze Plan, von der Chaussee bis weiter feldwärts, ist mit ca. 30 jährigen Kiefern bewachsen, auch müssen hier vordem, wie die vielen Wurzeln beweisen, gleichfalls Bäume gestanden haben. —

Man dürfte mit der Annahme, daß es sich hier doch um die Ueberreste des vor 100 Jahren verschwundenen englischen Gesandten Lord Bathurst handeln könnte, vielleicht nicht fehl gehen, umso mehr ist es aber zu beklagen, daß nun die Aufklärung dieses merkwürdigen Fundes sehr erschwert, wenn nicht völlig unmöglich geworden ist.

Vielen Dank für die freundliche Mitteilung. Herr Ratig ist um gelegentliche Fortsetzung der Nachforschungen gebeten worden.

Namentlich wird es erforderlich sein, auf etwaige Knöpfe zu achten. Aus Knöpfen läßt sich oftmals eine sichere Altersbestimmung feststellen.

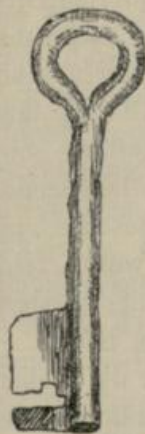


Am zweckmäßigsten scheint es im vorliegenden Falle, wenn die Erde, worin das Gerippe lag, durch ein engmaschiges Sieb geworfen wird, wie es die Chausseearbeiter benutzen.

Nachtrag aus der Sitzung vom 14. Dezember d. J., der Übersichtlichkeit halber hier angeschlossen.

Perleberg, den 10. Dezember 1910.

„Zu meinem Bericht vom 22. v. M. betreffs des Quitzower Skelettfundes kann ich heute noch folgendes mitteilen: Drei Zeugen können bekunden, daß in dem Schädel die Zähne vorhanden gewesen sind. Der



Lehrer des Ortes hat eine Reihe weißer und gut erhaltener Zähne gesehen, auch müßte der Schädel, wie derselbe sagt, von einem gesunden Menschen herrühren, weil er gut erhalten und ziemlich weiß ausgesehen hätte. Die Schädel-Form wird als länglich und das Loch in demselben von der Größe einer Wallnuß beschrieben. Der Schlüssel, von dem ich beiliegenden Umriß gebe, hat sich vor einigen Tagen angefundnen. Es ist ein ziemlich verrosteter Hohl-schlüssel von 19 cm Länge, dessen Griff und Bart flach geschmiedet ist. Der Bart, an welchem unten ein kleines Stück abgerostet ist, hat einen Einschnitt mit einer Ausbuchtung.

W. Ratig“.

Ferner verweise ich noch mit bestem Dank für Herrn Ratig auf einen längeren orientierenden Aufsatz „Das geheimnisvolle Verschwinden

des Lord Bathurst in Perleberg im Jahre 1809“. Eine Geschichte aus der Franzosenzeit nach den Aufzeichnungen und Erinnerungen eines alten Perlebergers“, nicht viel Neues enthaltend. (Deutsche Zeitung vom 23. Dezember 1910.)

Endlich bemerke ich, daß der abgebildete Schlüssel wie ein mittelalterlicher Schlüssel einer Kirchen- oder Rathaustür aussieht. Als eine Totschlagswaffe kann er in diesem Falle wohl nicht in Frage kommen.

Hoffen wir auf neue Aufschlüsse im Frühjahr 1911.

E. Bildliches.

XVI. Herr E. Schenk, unser Fürstenwalder Mitglied dediziert für unsere, der Pflege u. M. Herrn Oberpostsekretär Kerkow unterstellte Bildersammlung 18 Photographien. Zunächst erblicken Sie auf 6 Ansichtskarten die berühmte Pfalz Gelnhausen, in der Wetterau, Kreis Hanau, gegründet von Kaiser Friedrich I. 1152—1190, Residenz der deutschen Herrscher bis zu Karl IV.

Dann Selbstaufnahmen: Seltene Bäume aus dem Pintschschen Park zu Fürstenwalde a. Spree. — Dorf Trebus. — Ringwall von Hasenfelde, Kreis Lebus, Ringwall bei Arendsdorf, Kreis Lebus. — 8. geologische Aufnahmen: I und II Dinklagesche Tongruben in Petersdorf bei Fürstenwalde, III—VIII alte Saarower Tongruben, aufgenommen gelegentlich der von mir geleiteten Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums am 26. September 1909. Herzlichen Dank.

XVII. Hierauf hielt u. M. Fräulein Elisabeth Lemke einen naturgeschichtlich-volkskundlichen Vortrag über die Kiefer, welcher mit verdientem reichem Beifall aufgenommen wurde. Der Vortrag folgt als besonderer Aufsatz.

XVIII. Nach der Sitzung zwangloses Zusammensein im Hofbräu Restaurant Potsdamer Straße 127—128.

Kleine Mitteilungen.

Urs.
Der Harn im Volksglauben. Zur Zeit, da sich die brandenburgische Fürstenschule, das Joachimsthalsche Gymnasium, noch in der Uckermark befand, beklagten Lehrer der Anstalt, daß ihre Scholaren dort sehr unter einer juckenden Krätze an den Händen, dem Pickert, zu leiden hätten. Pickert nannte man die Krätze wohl deshalb, weil sie gern an den Fingerhügeln den Knebeln auftrat, vielleicht daher die Namenverwandschaft mit dem englischen Worte pie = Hügel, Spitze oder Horn. Jedenfalls verursachte der Pickert ein Puckern, einen stechenden Schmerz in den erkrankten Teilen, der mit dem gleichfalls naheliegenden to pick = stechen gekennzeichnet wird. Noch heute ist der Pickert bei schlechter Hautpflege in der Uckermark bekannt, verursacht durch hartes, eisenhaltiges Waschwasser, mangelhaftes Abtrocknen der Haut bei rauhem Wetter, wodurch Hautschründe entstehen, die leicht Unreinlichkeiten und Milben, von Tieren stammend, aufnehmen.

Wie vor dreihundert Jahren und wahrscheinlich auch früher, wurde gegen den Pickert neben Schmierseife der Urin des Patienten verordnet, indem dieser sich die Hände damit zu benetzen hatte. Dieser Gebrauch hat eine uralte Unterlage, da Seife und Harn als Kulturträger Verwandtschaft hielten, bei primitiver Kultur ersetzte der Harn sogar die Seife. Schon die Namengleichheit erinnert daran, denn Harn heißt vulgär Seich, Seiche, plattdeutsch Seeche. Das althochdeutsche Sife und sifen, das ist tröpfeln oder auch seihen, kennzeichnet noch nicht sprachlich die Unterschiede zwischen Harn und Waschmittel, obschon sich aus sifen unser neudeutsches schiffen für Harnlassen bildete. Durch den bekannten germanischen Sprachumschlag von f in ch, wie derselbe bei taufen und tauchen, bei Neffe und Nichte u. v. a. sich ergibt, wurde für den Allgemeinbegriff Seife, Seeche auch Seiche und Seeche unterscheidend Sprachgebrauch.

Eine gleiche Beziehung besteht zwischen den Begriffen Harn und Seife bezüglich der Herstellungsart der Letzteren. Das Wort Harn oder Horn oder Hürn hatte vordem die Allgemeinbedeutung von Abfall, Unrat, Moder, Mist, Kot. Zum Beispiel liegen in der Oder beim Oderberger See einige Moderhügel aus Sinkstoffen aufgebaut, die den bezeichnenden alten Namen „Hürnte“ führen. Desgleichen kommen in der Havel und in andern märkischen Gewässern Halbinseln vor, die die Bezeichnung „Horn“ tragen, zunächst wegen der ursprünglichen Bodenbeschaffenheit, dann wohl wegen der Form als Spitze oder Horn, was dem englischen pie entspräche. Aus Hürn, Horn, Harn, das wären in dem Falle Abgänge, Unrat, Schmutz von Fetten, wurde in älteren Zeiten auch die Hausseife durch Zusatz von Laugen hergestellt, wodurch der alte Gemeinschafts-Begriff für Urin und Waschmittel erklärlich wird.

Der uralte Glauben an die reinigende Wirkung des Urins ist auch jetzt in mancherlei Gestaltung geläufig. Es ist noch heute in der Uckermark Gebrauch, wenn Arbeiter mit ihren Händen ekelhafte, ansteckende oder unangenehme Dinge angreifen, sich zunächst bei Beginn in die Hände zu spucken,

nach Beendigung aber, sich schnell die Hände mit ihrem eigenen Urin zu benetzen und zu waschen, selbst wenn Seife dafür vorhanden wäre, die später in Benutzung tritt. Das ist alter Aberglauben, wahrscheinlich um sich von dem Schrecken und Abscheu zu reinigen, damit ihnen dieser nicht an die Nieren geht. So pflegen auch Wilddiebe nach Schluß des Raubzuges ihre Fußspur zu verpissen, „sich verpissen“ heißt sich unsichtbar machen, um ihre Entdeckung zu vereiteln. Aus ganz ähnlichen Gründen in abergläubischer Furcht verursachen abgefemte Diebe Schmutzereien, um sich sinnbildlich durch Hinterlassung von Kot und Harn von ihrer Missetat zu reinigen.

Auch tritt in der alten Arzneikunst die abwehrende Kraft des Harns sehr häufig zu Tage, von den vielen Rezepten, die sich noch vor 200 Jahren großer Beliebtheit erfreuten und denen große Heilkraft zugeschrieben wurden, sollen zwei den Schluß machen.

1. Gegen starkes Nasenbluten und Blutstürze:

Nimm Lehm, am besten vom Backofen, mache davon mit Essig und frischer Pisse einen Brey, schlage diesen mit einem Tüchlein kalt über Stirn oder Nacken, das Blut wird sofort gestillet.

In diesem Mittel sind sogar die Bestandteile der neuzeitlichen essigsäuren Tonerdelösung vorgeahnt zu finden.

2. Gegen Schwindsucht.

Siede in des Patienten frischgelassenem Urin ein Ey und lege es geschält in einen Pißmierenhaufen (Ameisen), die Schale dazu. Wenn die Mieren das Ey gefressen, so wird der Patient gesund.

„Neues Schuhwerk, besonders die berühmten „zweinähtigen“ Stiefel, tränkten die Landleute vorbeugend inwendig mit Harn, das Brennen des Fußes zu verhindern und bequeme Gangbarkeit zu erreichen. Auch soll dann das Schuhwerk nie knarren, oder damit verraten, daß es noch nicht bezahlt sei. Jedenfalls sollte das so präparierte Schuhwerk seinem Träger Glück bringen, wie das durch den Volksmund auch andern Unrat am Stiefel nachgerühmt wird. Will man z. B. das Zusammentreffen glücklicher Umstände hervorheben, so heißt es: Du hast wohl heut wo hineingetreten!—“

In früheren Zeiten wurde in Apotheken das sal urinae volatile (Ammoncarbonat) hergestellt, indem man frischen Harn von gesunden jungen Männern faulen ließ und dann abdestillierte. Der Harn ward allenthalben äußerlich bei Wunden, innerlich gegen kaltes Fieber angewendet. Er war in diesen Fällen wirksamer, wenn er von dem entgegengesetzten Geschlecht des Patienten stammte, dem man das Mittel nie verriet. Großes Ansehen genoß der Harn innerlich beigebracht, als zauberischer Liebestrank in gewissen Kreisen. Man glaubte daran so fest, wie an den St. Niklas, der den Kindern am Julfest das Schuhwerk mit Nüssen, Äpfeln und Lebkuchen füllte, mit dem dieser Glaube, aus weit zurückliegenden Zeiten, gleichen Ursprung nahm.

Karl Wilke.

Allerhand Aberglaube aus der Provinz Brandenburg, besonders aus Prenzlau. Ueber mein kleines Buch über Verbrechen und Aberglaube waren im Sommer 1908 in verschiedenen Zeitungen ausführliche orientierende Aufsätze erschienen, vielfach mit der Aufforderung an die Leser, mir die ihnen bekannten Materialien mitzuteilen. Auf diese Weise habe ich manchen interessanten Stoff erhalten, der sonst verloren gegangen wäre. Unter anderm schrieb mir auch ein Zigarrensortierer Viehstädt aus Berlin, er wisse mancherlei aus eigener Erfahrung über den Aberglauben und wolle mir dies gern mitteilen. Ich bat ihn um seinen Besuch. Es erschien ein etwa 60-jähriger einfacher Mann, der im allgemeinen einen ganz vernünftigen Eindruck machte, der in manchen Beziehungen dem Aberglauben kritisch gegenüberstand, vielfach aber ihn auf seine Art zu deuten suchte. Verschiedene Bemerkungen von ihm legen sogar den Verdacht nahe, daß er geistig nicht ganz normal ist, Spuren von Größenwahn und von Verfolgungswahn ließen sich konstatieren, ob sie freilich auf eine pathologische Anlage hinweisen, vermag ich natürlich nicht zu entscheiden. Wie dem aber auch sein mag: jedenfalls sind diejenigen Tatsachen, die er mir erzählte, durchaus glaubwürdig, da ich sie nicht aus ihm herausfragte, ihm vielmehr nur ein Stichwort gab, worauf er erklärte, ob ihm darüber etwas bekannt sei oder nicht und dann evt. das ihm darüber Bekannte in freier Rede entwickelte. Was er mir erzählte, ist auch sonst in gleicher oder ähnlicher Form dem Volksglauben bekannt, nur die eigenartige Erklärung, die er für manchen Aberglauben hatte, ist sein eigenes, vielleicht krankhaftes, Geistesprodukt. Er gab auch jedesmal klar zu erkennen, ob er über den Volksglauben beziehungsweise über das, was er selbst an derartigen Vorkommnissen erlebt hatte, berichtete oder ob er sich eine Erklärung für die ihm sonst nicht verständlichen Phänomene oder Anschauungen zu geben suchte.

In Wittstock in der Ostpriegnitz geboren, kam Viehstädt später nach Prenzlau. Er erzählte unter anderm, man habe ihn dort öfter auf der Straße hypnotisieren wollen, seine Feinde hätten Klopfgeister geschickt, er könne auch durch den Kopf mit Toten sprechen, er habe eines Tages eine Stimme gehört, die rief: „Kreuzige ihn!“ Er sei auch sonst von seinen Feinden verfolgt worden, er wäre aber klüger als sie alle zusammen. Im Jahre 1901 sei er aus Prenzlau fortgezogen, es sei ihm immer so gewesen, als ob er fortgezogen werde, er habe oft furchtbar geschwitzt und nicht gewußt, wo ihm der Kopf stände. Seitdem hält sich Viehstädt in Berlin auf. Was ich von ihm über mich interessierende abergläubische Vorstellungen erfahren konnte, ist folgendes:

1. Freimaurer im Volksglauben.

In Prenzlau ist eine Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln. Die Fenster des Hauses sind weiß verhangen. Auf drei Ecken des Hauses befindet sich auf dem Dach eine Kugel. Unten im Hause wohnt eine pensionierte Pfarrerswitwe. Im Hause ist ein schwarzer Sarg mit goldenen Füßen, eine Art Schlange liegt um den Sarg herum. Auch befindet sich auf ihm ein Bohrer abgezeichnet, eine Art Kreisbohrer. Ferner ein Stamm mit einer Säge, an der eine große Kugel ist. Die Freimaurer stehen mit dem Teufel

im Bunde. In der Loge muß jedes Jahr einer sterben, doch kann man sich das abkaufen. Einst hatte ein Freimaurer einen anderen gefunden, der für ihn sterben wollte, als man dies der Frau des Betreffenden erzählte, war sie natürlich darüber empört, daß ihr Mann für einen andern sterben solle. Sie ließ sich von ihm das erhaltene Geld geben und trug es wieder zur Loge hin. Als sie dort ihr Vorhaben anbrachte, fragte man sie, wo denn das Bild ihres Mannes sei. Jeder Freimaurer hat nämlich in dem Versammlungssaale seine Photographie hängen. Sie sah sich die Bilder an und zeigte dem Freimaurer das Bild ihres Mannes. Der Freimaurer sagte ihr, wenn sie in die Photographie ihres Mannes stechen werde, so werde ihr Mann wieder frei werden. Sie tat dies. Wie sie aber nach Hause kam, war ihr Mann tot. Die Freimaurer verschreiben sich mit ihrem eigenen Blut dem Teufel. Sie feiern das Johannifest und stecken an diesem Tage die Fahne heraus. Die Freimaurer können sich auch in die Ferne verständigen, über das Wasser, die Wellen „Das dürfte wohl auf Gedankenübertragung beruhen.“ Die Freimaurer können sich auch in alle möglichen Tiere verwandeln, in Stiere, Hunde usw., alle können es vielleicht nicht.

2. Zigeuner im Volksglauben.

Zigeuner können hypnotisieren, man muß ihnen daher etwas geben sonst verhexen sie einen durch Hypnotisieren. Daß Zigeuner Kinder rauben, wird allgemein geglaubt. In Ostpreußen soll in den sechziger oder siebenziger Jahren vielleicht etwa 1875, ein großer Prozeß stattgefunden haben. Eine Gutsbesiztertochter war verschwunden, angeblich von Zigeunern geraubt; schließlich fand sich, daß ein Stallknecht sie genotzüchtigt und ermordet hatte.

3. Blutsbrüderschaft bei Juden.

In Prenzlau erzählte man sich, daß bei den Juden Mann und Frau sich in den Ringfinger schneiden, einen Tropfen Blut in ein gefülltes Weinglas fallen lassen und dieses dann austrinken. Dies ist ein Zeichen der Treue.

4. Der Meineid im Volksglauben.

Der Meineidige wird vom Schlaganfall getroffen, es sind schon solche Fälle vorgekommen. „Einst hatte mir ein Pastor Sachen anvertraut. Er fragte, ob auch nichts weggekommen wäre. Wir tranken dann Bier zusammen. Ich glaube, mir wäre das Bier nicht bekommen, ich hätte Schaden genommen, wenn ich nicht die Wahrheit gesagt hätte.“ Einen Meineid kann man unschädlich machen, wenn man sich im Innern etwas anderes denkt, als man spricht. Der Richter merkt es nicht, weil er nicht aufpaßt; er kann den Schwörenden aber hypnotisieren, dann merkt er es. Eine Frau in Stettin hatte vor einer Reihe von Jahren einen Meineid geleistet und starb auch tatsächlich bald darauf; dies war die Folge ihres Meineides.

5. Bauopfer.

Einem Fabrikbesitzer in Prenzlau gehörte ein ganz gesunder Hund. Er hat ihm aber Gift gegeben und langsam unter großem Winseln ist er im Keller verstorben. Dies tat er zu „symbolischen Sachen.“ Der Hund war sehr anhänglich und ganz gesund gewesen. Als er tot war, wurde er in die

Feuerung unter den Dampfkessel geschoben, damit er die Fabrik bewachen sollte. Der Rauch ging um die Fabrik umher und teilte ihr das Wesen des Hundes mit, der sie bewacht.

6. Envoûtement.

Man nimmt Haare eines Menschen, dem man schaden will, und bindet sie an den Glockenstrang am Kirchturm an; das soll schädlich sein. Auch nimmt man seine Fußspur, hängt sie in den Kamin und räuchert sie dort; dann schadet man ihm auch.

7. Mystische Mittel gegen Diebe.

Mit dem Erbschlüssel kann man Diebe entdecken. Man legt den Erbschlüssel entweder auf einen Finger der rechten oder linken Hand oder legt ihn zwischen ein Gesangbuch, und befestigt ihn dort. Wenn der Name des Schuldigen genannt wird, so dreht sich der Schlüssel. Um den Dieb zu bannen, geht man an den Birnbaum, macht eine Zeremonie, hebt die Hände hoch und denkt dabei, daß der Dieb vom Blitz erschlagen werden oder sonst wie krank werden soll. Das hilft dann. Man hat aber ein Gegenmittel dagegen.

7. Sittlichkeitsverbrechen aus Aberglauben.

Ein Freund in Prenzlau anfangs der 80iger Jahre hatte sich die Syphilis geholt, seine Kinder auch damit angesteckt. Er hatte versucht, sich durch den Beischlaf mit einer Jungfrau zu kurieren. Andere sagen, wenn man schon auskuriert sei, müsse man ordentlich „losgehen“, damit der Schmutz ordentlich rauskommt.

8. Hexenglaube.

Hexen muß man blutig schlagen und sich mit ihrem Blute bestreichen, dann wird man wieder gesund. Die Hexen schaden den Kühen, sie erschrecken die Kühe, die Milch fängt an zu eitern, das Tier muß dann geschlachtet werden.

9. Himmelsbrief.

In Westfalen hatte ein katholischer Leineweber einen Himmelsbrief in seinen Koffer geklebt.

10. Kartenschlagen.

Am Kartenschlagen ist etwas richtiges dran; es beruht dies auf Gedankenübertragung.

11. Sechste und siebente Buch Moses.

Dies rührt von Moses her, wer es hat, kann zaubern.

12. Talismane.

Knochen von Menschen oder Sachen vom Scharfrichter oder von einem Hingerichteten bringen Glück, wenn man es verschwiegen hält.

13. Schatzaberglaube.

Es soll Schätze geben, die von Geistern bewacht werden und die man mit der Wünschelrute finden kann.

14. Volksmedizin.

Bei Zahnschmerzen legt man den Finger auf den kranken Zahn: „Zahn ich zeige dich an, du sollst sterben, aber nicht verderben, im Namen usw.“

Wenn man Warzen hat, so befeuchtet man sie mit dem Saft der Wolfsmilch oder des Löwenzahns. Um Fieber zu vertreiben, schreibt man sein Geburtsdatum auf einen Zettel und hängt diesen in den Rauch.

Gerichtsassessor Dr. A. Hellwig.

Alraunwurzeln, die unter dem Namen „ein Mann“, „eine Frau“, getrennt in 2 Düten, in Berliner Apotheken als Mittel gegen das Viehbehexen verkauft und unter den Schwellen der Ställe vergraben werden, erhielten früher ihre absonderliche, menschlichen Figuren ähnliche Gestalt, indem die Wurzeln mehrere Stunden lang in Essig gekocht und dann geformt wurden; denn das Material wird dadurch biegsam und sogar knetbar. Derartige Alraunen verkauften umherziehende Händler in den Dörfern an Frauen, denen Kindersegen versagt war, aber als erstrebenswertes Ziel erschien. Wollte die eine Frau einem Jungen das Leben schenken, so kaufte sie ein Alraunmännchen, sonst ein Weiblein, war's gleich, so nahm sie wohl beide. Natürlich wurden Alraunfiguren auch oft gefälscht; man stellte sie aus beliebigen anderen Wurzeln her und ersetzte mangelnde Behaarung durch angeklebte Wurzelfasern von Gerste. Ob auch diese Alraunen die Wiege füllten, weiß man nicht; doch galten nur die Fabrikanten solcher Alraunen als Betrüger, falls man die Täuschung entdeckte, die anderen nicht, die die Alraunen unter dem Galgen ausgruben, wo die Wurzeln aus den Tränen unschuldig Gehängter erwachsen. Solcher Hilfsmittel also bedienten sich unsere Väter und Großväter, die Helden der Freiheitskriege, um den Fortbestand der Art sicher zu stellen! Aber nicht nur der Gattung, auch dem Individuum kam man mit Alraunen zu Hilfe, wenn's irgendwo haperte. Der mit Honig und Wein vermischte Saft der Rinde diente als Brechmittel, wenn es galt, „die schwarze Galle und allen phlegmatischen Unrat“ aus dem Körper zu entfernen. Ebenso benutzte man Wein, vermischt mit dem Rindensaft als Betäubungsmittel bei Operationen oder als Schlafmittel. Mit Öl begossen und auf eine Wunde gelegt, wirkte die Alraunwurzel heilend; Essig mit Alraun linderte das wilde Feuer bei Entzündungen; Alraun-Salbe heilte Geschwülste und einige Außendekorationen wie Krätze, die bekanntlich früher sehr verbreitet war; mit Gerstenmehl vermischt benahm Alraunpulver die Schmerzen „in Geweben und Gelenken, und der reine Saft heilte allerlei Augenkrankheiten. Unsern heutigen Medikamenten gegenüber besaßen die alten also den Vorzug fast unbegrenzter Vielseitigkeit; aber vielleicht stimmen beide Arten darin überein, daß sie in den meisten Fällen der gütigen Mutter Natur die Heilung überlassen.

(Nach dem Rezeptenbuch meines Großvaters.)

O. Monke.

Schicksal eines Prignitzer Edelmannes in der Fremde. Gegenwärtig sind die deutschen Fremdenlegionäre Tagesgespräch. Da erinnere ich mich des tragischen Schicksals eines Prignitzer Edelmannes, der in Dänemark hohe Ehren erwarb, aber arm und elend starb.

Er liegt am östlichen Giebel der Kirche in Rosenhagen in der Prignitz begraben. Der Deckel des Sandsteinsarges trägt die Aufschrift:

„Hans Caspar Von Platen.

Anno 1727.

Hier ruhet in Gott der Hochwohlgebohrne Herr Hans Caspar Von Platen gebohren in Rosenhagen 1768 den 9. November ist bey dem Könige von Dennemarck Christiano V. 1690 Page worden, darauf Kammerpage, Stückjunker, Lieutenant, Kapitän, Major bei der Artillerie biß 1707, wird nach Copenhagen beruffen alß ältester Kammerjunker bey seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen Christian, in welcher Charge Er 2 Jahre zugebracht, da denn Ihro Königliche Majestät ihn als Kammerjunker zu sich genommen, deroselben Er in den Nordischen Kriege in der Campagne gefolget, 1710 und 1711 haben Ihro Majestät ihm die General-Krieges-Commissarien-Charge antragen, die Er 3 mahl allerunterthänigst deprecieret biß Er auf wiederholtes Verlangen sich derselben 1712 den 3. Martii unterzogen, auch so vorgestanden, wie es einem treuen General-Kriegs-Commissario gebühret, Worauf er plötzlich in der Nacht vom 27. bis 28. August 1713 zur unverschuldeten Verhaftung gebracht worden, in welcher Er auch ohne Abhelfung seiner Sache biß den 4. August 1726 verblieben. Endlich hat er seine volle Freiheit über Kommen, und nachdem er in seinem Vaterlande den 12. September 1726 angelanget, hat Ihm die Hand des Höchsten mit einer schweren Krankheit angegriffen und am 19. Februar 1727 denselben durch einen seeligen Todt aus dieser Sterblichkeit in die himmlische Freyheit berufen, seines Alters 48 Jahre, 3 Monate, 10 Tage.“

Es ist die Tragödie eines braven Deutschen in der Fremde. Christian V. war es, der sich in den Besitz von Oldenburg und Delmenhorst setzte, ganz Holstein beanspruchte und i. J. 1686 von Hamburg die Huldigung verlangte, die der Große Kurfürst verhinderte. Er starb 1699. Bei ihm also war Hans Caspar von Platen Page; später Kammerjunker beim König Friedrich IV., der nach Karls XII. Niederlage bei Pultawa gegen die Schweden von neuem zu den Waffen griff. Zu der Zeit, als v. Platen Generalissimus war, siegte der schwedische General Stenbock i. J. 1712 bei Gadebusch und verbrannte 1713 Altona. Vielleicht hat man den Prignitzer Edelmann für diese Mißerfolge verantwortlich gemacht. — Durch die Gunst des Königs im Alter von 33 Jahren dänischer Generalissimus, stürzte er ins Nichts, als ihm diese Huld entzogen wird, und muß froh sein, daß er, krank und aller Ehren bar, die Freiheit erlangt und in der Heimat ein ruhiges Grab findet.

Heuer,

Köngl Seminarlehrer in Havelberg.

Festspiel-Propagandakarten. Wir bitten unsere Mitglieder und Freunde von der Abnahme unserer Pichelswerder-Festspielkarten einen ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen, um somit unser ganzes Unternehmen zu fördern.

Den Zielen und Bestrebungen unserer Gesellschaft gemäß, sollen wir bemüht sein, die vaterländische Geschichte und die Liebe zur engeren Heimat in weitere Kreise hinein zu tragen. Alle unsere Mitglieder sind dazu berufen, dieses zu tun, daher bitten wir, für eine recht große Verbreitung dieser Propagandakarten Sorge tragen zu wollen.

Um nun dieses zu erreichen und gleichzeitig besonders auf unser Unternehmen aufmerksam zu machen, hat sich unser Mitglied Herr F. Albert Schwartz, Hofphotograph, Berlin NW 87, bereit erklärt, die Karten, wenn sie in größerer Anzahl von ihm bezogen werden, zu einem wohlfeileren Preise abzugeben:

Die Karten der Reihe I

No. 1 Albrecht der Bär und

„ 2 Schildhorn,

einzelnen mit	—	Mk. 10 Pf.
10 Stück	—	„ 90 „
25 „	1	„ 75 „
50 „	3	„ — „

auch gemischt zusammen 1 und 2.

Fragekasten.

O. P. Ausfuhr und Verwendung von deutschen Hollunderbeeren.

Hollunderbeeren, d. h. die Früchte von *Sambucus nigra*, auch Fliederbeeren genannt, werden nach den Zollisten in großen Quantitäten nach Portugal von Deutschland ausgeführt zum Färben des Portweins. Nach einem im Januar 1910 erschienenen Aufsatz des Dr. Specht kommen 10 Kilo Hollunderbeerensaft auf eine Pipe (ca. 700 l) Wein. U. M. Herr P. Kressmann teilt mir mit, daß die Auffärbung des Portweins mit Hollunderbeerensaft nur in minderguten Jahrgängen stattfindet. In ganz reifen Jahrgängen werde der Wein häufig so tief dunkel, daß er durch Verschnitt mit weißen Portweinen aufgehellt werden muß. Die von Dr. Specht erwähnten Weine seien rohe Land- oder Bauernweine, viel zu gering in ihrer Art um als bessere Portweine im kaufmännischen Sinne zu gelten. Der Zusatz von, übrigens sehr teurem, Wein-Alkohol geschähe, um dem Wein den süßen Traubengeschmack zu erhalten, also die Gärung zu unterdrücken. — In einem mir vorliegenden, nicht für die Presse bestimmten Druckzirkular zur Verwertung in deutschen Interessentenkreisen heißt es von Oporto: „Die Weinmaische wird ausschließlich aus reifen Trauben hergestellt. Die Trauben werden an einigen Orten mit Mühlen, an anderen mit den Füßen zerquetscht, aber auch im ersteren Falle findet zum Schluß, um die Beere und Hülse vollständig zu Mus zu verarbeiten, ein Zerquetschen mit den Füßen statt. Die Maische gärt mit den Stielen und Hülsen. Will man einen recht roten Most bekommen, so wird die Maische mit Hollunderbeeren vergoren. Andere Pflanzenstoffe werden der Maische nicht zugesetzt.“ — Weiterhin wird nochmals versichert: „außer den Hollunderbeeren wird der Maische nichts zugesetzt.“

Woher werden die Fliederbeeren zum Färben des „Vinho do Porto“ bezogen? Angeblich aus Thüringen und der Lausitz, so daß die Provinz Brandenburg beteiligt wäre. Es wird jedoch diesbezüglich noch um weitere Auskünfte aus den Kreisen der Brandenburgia gebeten. Daß übrigens der Hollundersaft vollkommen unschädlich, sogar vielfach heilsam wirkt, ist bekannt.

E. Friedel.

Woher mag die Redensart stammen:

„Ja, et is 'ne schlechte Welt,
Elias will die Zicke nich!“ —

Ich bin derselben wiederholt in der Uckermark begegnet und kürzlich hörte ich sie auch von einem Herrn aus der Gegend des Nieder-Rheins (Wesel), sie soll gleichfalls dort volkstümlich sein.

Was hat nun der biblische Aviatiker mit dem germanischen, böckelnden Donnerer zu schaffen?

Fr. L. Ueber Dasseln und die Dasselplage. Sie haben recht, wenn Sie unter „Dasseln“ mehrere Arten der so lästigen Zweiflügler-Familie Oestris vermuten. Für den Viehbestand kommen hauptsächlich zwei Species in Frage. Die Schaf-Dassel oder Nasen-Bremse (Oestris ovis L.) legt ihre Eier den Schafen in die Nase, die auskriechenden Larven kriechen in die Nase und Stirnhöhle und erzeugen das seltsame Kopfschütteln der Wollträger. [Beiläufig nicht zu verwechseln mit der Gehirnquese oder dem Drehwurm (Cosnurus cerebialis R.), der die Drehkrankheit der Schafe veranlaßt.] Viel gefährlicher ist die Rinds-Dassel oder Rinderbremse, Oestris bovis L., welche die großen eiterigen Dasselbeulen hervorruft. Diese Rindsassel beschädigt bei dem Rindvieh weiter Teile Deutschlands Fleisch und Haut und beeinträchtigt die Milchergiebigkeit der Kühe. Vorschläge zur Beseitigung der Dasselplage sind schon seit Jahren auch vom preußischen Landwirtschaftsministerium in Erwägung genommen, namentlich auf Anregungen aus der deutschen Lederindustrie, die in erster Reihe wegen der Besserung der Qualität ihres Hauptrohmaterials an der Frage interessiert ist. Wie wir nun hören, wird demnächst in den Mitteilungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes eine Arbeit über die Biologie der Dasselfliege und die Bekämpfung der Dasselplage erscheinen, die die ganze Materie von Grund aus behandelt. Die Ergebnisse dieser Arbeit sollen den Beratungen einer vom Zentralverein der Deutschen Lederindustrie in Aussicht genommenen Konferenz von Vertretern der in der Angelegenheit interessierten Gewerbsgruppen zugrunde gelegt werden. An dieser Konferenz werden sich auch Vertreter der Reichsregierung, des Reichsgesundheitsamts, des preußischen Landwirtschaftsministeriums, des preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe, der bayerischen Staatsregierung, Vertreter tierärztlicher Hochschulen, der Stadt Berlin und andere beteiligen. Inzwischen ist in praktischer Weise die Oldenburgische Regierung zur Bekämpfung der Dasselplage übergegangen. Das geeignetste Mittel dazu ist die Einführung der Dasselschau, d. h. der Kontrolle über die Ausführung der den Viehbesitzern auferlegten Verpflichtung zur Beseitigung der von der Fliege in das Tier übergegangenen Larven. Die Oldenburgische Regierung hat eine derartige Verfügung zunächst für den Distrikt der Wesermarsch erlassen und will, wenn der Versuch zu günstigen Ergebnissen führt, die Anordnung künftighin auf das ganze Staatsgebiet erstrecken. Da die Dasselplage das Nationalvermögen jährlich um

viele Millionen Mark schädigt, so ist zu wünschen, daß alle diese Bestrebungen zu einem Erfolge führen. Der eigentümliche Ton, den diese Dasseln hervorufen, heißt im Volksmund „Biesen“, in der Mark „Bischen“ (das „sch“ wie das Französische „j“ ausgesprochen). Dieser Bischen erregt unter dem Weidevieh solche Aufregung, daß es mitunter wie rasend herumspringt; auch Pferde werden von der „Bremsenangst“ in die Flucht gejagt. Das Leder von Rindern, welche Dasselbeulen haben, ist durchlöchert und deshalb im Preis sehr entwertet. E. Fr.

Bekanntmachung.

Das Bühnenfestspiel der Brandenburgia

„Albrecht der Bär“ von unserm Mitglied, Herrn Eberhard König, auf dem Pichelswerder an der Döberitzer Heerstrasse, beginnt unter Leitung u. M. des Herrn Oberregisseur Heinrich Frey am 2. Juni.

Die Bühnenproben auf Pichelswerder fangen am 15. Mai an möglichst nachmittags ab 4 Uhr.

Die Aufführungen vom 2. Juni ab finden bis zum 9. Juni zunächst täglich statt. Die dann folgenden Spieltage sind für Sonnabend, Sonntag, Montag, Mittwoch und Donnerstag jeder Woche vorgesehen. Beginn 4¹/₂ Uhr, Ende 6³/₄ Uhr.

Mitglieder oder Freunde der Brandenburgia, welche in Sprechrollen oder in den Aufzügen pp. mit zu wirken wünschen, wollen sich bei Herrn Oberregisseur Frey, dem Leiter der Choriner Festspiele, NW., Havelberger Strasse 27, schleunigst melden.

Um möglichste Verbreitung dieser Bekanntmachung wird gebeten.

Der Vorstand der Brandenburgia.

Inhalt des XIX. Jahrgangs 1910/11.

A. Größere Aufsätze.	Seite
Albrecht, Dr. G.: Die Döberitzer Heerstraße	385
Kötschke: Die Waldfrage in Groß-Berlin	232
Kornrumpf: Die ältere Bauperiode der Lebuser Kathedral- kirche zu Fürstenwalde a. S.	241
Lemke, E.: Der Rabe in der Volkskunde	129
„ Volkstümliches Gebäck	144
Rahnfeldt: Über Schloss Friedland in der Niederlausitz	146
Recke: Spandauer Friedhöfe	105
Vogel: Besichtigung der Dorotheenstädtischen Kirche	49
Wienecke, Friedr.: Zwei Berliner Schulmänner des 18. Jahrh.	305
Zache: Die Diskordanz im obersten Diluvium der Provinz Brandenburg	273
B. Bücherbesprechungen.	
Andrees: Berliner Schulatlas	272
Groger, F.: Die Veste Peitz und Stadt und Festung Peitz in den Wirren des 30jährigen Krieges	208
Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg	71
Mielke, R.: Das Dorf	34
Mode, Die	69
Müller: Bismarcks Mutter und ihre Ahnen	69
Schmidt, R.: Märkisches Sagenbuch	69
Spranger: Fichte, Schleiermacher, Steffens	238
Straubes Führer: Märkisches Wanderbuch	1, 240
Wahnschaffe: Die Eiszeit in Norddeutschland	48
Wienecke: Der Seehof, Roman	197
C. Abbildungen.	
Amtssiegel der Wildberger Leineweber	44
Böschung bei Kranepuhl	285
Dom in Fürstenwalde	244—250
„ „ Havelberg	256
Dorotheenstädtische Kirche in Berlin	50—61
Einschnitt bei Liepe	278
Geschäftshaus Rudolf Hertzog	394—399

	Seite
Hexenbesen	8
Kapellenruine Blankensee	12
Kiesgrube bei Woltersdorf	280
Königskolonnaden	62
Schloss Trampe	12
Skelettfund von Quitzow	438
Ziegeleigruben bei Petzow	275
" " bei Buckow	282
" " bei Kirstenhof	285
" " bei Mittenwalde	286

D. Register.

Aalbrut 254.
 Aberglaube betr. die Zahl 13, 410.
 Aberglaube in der Prov. Bdg. 442.
 Abstammung des Menschen vom Affen 344.
 Adreßkalender, ältester Berliner 200.
 Albrecht, Dr. G. 68, 198, 208, 240, 257, 385, 408, 412.
 Alexis, Willibald 425.
 Allgemeines 1, 16, 169, 211, 400, 426.
 Alraunwurzeln 445.
 Alt Berlin, Bücherei 68.
 Altertümer der heidnischen Vorzeit 231.
 Andriessen, Pfarrer von St. Georg 37.
 Andrich, Kantor 234.
 Aquarium, Berliner 406.
 Architekturverein 84.
 Arnim, Adelsgeschlecht 289.
 Aurignac-Rasse 219.

 Bardey, Prof. Dr. 41, 354, 480.
 Bathurst, Verschwinden 434.
 Baumseide 217.
 Beier, Ferd., Pastor 198.
 Belle-Alliance Platz 304.
 Berger, Frl. 404.
 Berlin, berühmte und berüchtigte Häuser 68.
 " alte Bauwerke 84.
 " das alte, Photographien 73.
 " Festungsbauten 86.
 " und die Mark Brandenburg 202.

Berlin, Jahrhundertfeier d. Universität 402.
 " Verein f. die Geschichte 408.
 " Ortsstatut 172.
 Berliner Kalender 40.
 Bernauer Wanderfahrt 14.
 " Hussitenfest 94, 184.
 Bildliches 11, 40, 72, 120, 198, 231, 361, 412, 439.
 Bierbaum, Dr. J. 186.
 Bismarcks Mutter 49.
 Bisonschädel, fossiler 351.
 Blanke Hölle 48.
 Blankensee, Kapellenruine 11, 23.
 Blasche, Pfarrer 288.
 Blumberg, Wanderfahrt 288.
 Bode, W., Generaldirektor 72.
 Böhme, Architekt 159.
 Borstell, Generalleutnant 47.
 Brakteaten 415.
 Brandenburg, Landeskunde 407.
 Brandenburg a. H., Urkunden 434.
 Breydin, Feste 11.
 Bronzedepotfund 36.
 Brunner, Dr., Direktorialassistent 153.
 Buch, vorhist. Ausgrabungen 346.
 Buchholz, Kustos 24, 238.
 Buchholz, Dr. A., 231.
 Buckow, Tongruben 281.
 Burgsdorff, Adelsgeschlecht 289.
 Busse, Hermann 7.

 Calvin-Medaille 238.
 Canstein-Adelsfamilie 289.
 Chamisso, Betonung 384.

- Chorin, histor. Volksschauspiel 179, 211.
 Conventz, Geh. Reg.-Rat 27, 96, 405, 407.
 Creutz, Baron von 159.
 Curschmann, Prof. Dr. 352.
 Czerny, Alfred 152.
- Dame, schwarze 429.
 Damwild u. Rehwild im Grunewald 28.
 Dassel 448.
 Denkmalspflege 400, 426.
 Dennewitz Museum 401.
 Desemer, Schnellwage 222.
 Deutsch, wendisch, slawisch 376.
 Diluvial-Mensch, der 35.
 Döberitzer Heerstrasse 385.
 Donnerbesen 7.
 Dorf, das 31.
 Dorotheenstädtische Kirche 16, 49.
 Dünenbuch 339.
- Eberswalde, Mus. f. Heimatkunde 179.
 " im Bild 198.
 Eckhart, der Plusmacher 200.
 Ehrenmedaille, goldene 338.
 Eibe, Schutz der 26.
 Eiszeit in Norddeutschland 48.
 Elektrizitätswerke, Berliner 102.
 Eolithe 222.
 Erntebrauch 42.
 Ewald, Küster 15.
 Ettel, Superintendent 295.
- Fachwerk-Blockhausbau 75.
 Feierabend- u. Sonnenziegel 359.
 Fermor Russengeneral 374.
 Feudel-Waschlappen 41.
 Feuerbestattung, Geschichte der 28.
 " Verein für 337.
 Fichte, Schleiermacher, Steffens 239.
 Fiebelkorn, Dr. 31, 359, 429.
 Finowtal, Ziegeleigruben 277.
 Fischerei Verein 191, 223, 406.
 Flockenfabrik 271.
 Flora-Büste 72.
 Förster, August, 40, 120, 218.
 Forschungen z. brd.-preuß. Geschichte
 198, 354.
 Freienwalde a. O. 362.
- Friedel, Geh. Reg.-R. 1, 16, 49, 62, 78,
 81, 127, 158, 160, 169, 209, 211, 239,
 263, 295, 337, 371, 381, 394, 400,
 425, 440.
 Friedenau, Straßenbild 83.
 Friedhöfe der älteren Eisenzeit 227.
 Friedland, Schloß in der Nieder-
 Lausitz 146.
 Friedrich d. Gr. 201, 242.
 Friedrich Wilhelm I. 308.
 " " II. 314.
 " " III. u. IV. 87.
 Friedrichsfelde b. Berlin 371.
 Friesack, Altertumsfund 126.
 Fritsch, Geh. Mediz.-R. 221.
 Frohnau, Gartenstadt 2.
 Fürstenbrunn, Bhf. 185.
- Gardepioniere, Jubelfeier 176.
 Gaedertz, Prof. Dr. 230, 405.
 Gartenstadt-Gesellschaft 2.
 Gebäck, volkstümliches 144.
 Gensichen, Dr. O. 338.
 Geologische Landesanstalt 28, 406.
 Georgs-Kapelle in Eberswalde 127.
 Gesellschaft f. Natur- u. Heilkunde 191.
 Getreidepuppen 177.
 Giertz, Alex., Pfarrer 96.
 Glindower Tongruben 273.
 Gnidelsteine 301.
 Gottsche, Prof. Dr. 5.
 Grabdenkmäler 22.
 Grabow, Dr., Schulrat 109.
 Granit und Gneis 421.
 Gransee und Umgegend 11.
 Grapow, Baurat 186.
 Größler, Prof. Dr. 186.
 Groger, Franz 208.
 Groß Beeren, Schlacht bei 354.
 Groß-Schiffahrtsweg Berlin-Stettin 278.
 Gruner, Justus von 354.
 Gurlitt, Cornelius 13, 20.
 Gutjahr, Direktor 290.
- Haberkern, Paul 23.
 Haeckel, Julius 118.
 Hahn, Geh. Reg.-R. 343.

- Hähn, Joh. Friedr. 305.
 Hahne, Dr. G. 11.
 Handtke, Rektor 43, 79.
 Harn, der im Volksglauben 440.
 Hartwich, Dr. med. 257.
 Haß, Dr. 196.
 Hausfassaden mit Mosaikpflaster 336.
 Havelberg, Wanderfahrt 255.
 Hecker, Direktor 314.
 Heimatkunst, Ausstellung 214.
 Heimatschutz in Brandbg. 95, 213.
 „ a. d. Untereibe 2.
 Heldenmädchen von Lüneburg 46.
 Henking, Prof. Dr. 120.
 Hennickendorf, Ziegeleigruben 277.
 Hertzog, Rudolf 394.
 Heuer, Sem.-Lehrer 446.
 Heyse, Paul 215.
 Hiddensöl, Vogelschutz 341.
 Himmelsbrief 206.
 Hoffmann, E. T. A. 119.
 Hofrente, Kammer u. Schatulle 196.
 Hollunderbeeren 447.
 Holtze, Dr. Fried. 408.
 Hufelandsche Mediz. Ges. 191.
 Hünengräber, 300, 302.
 „ öffentl. Denkmal 238.
 Jagow v., Kgl. Polizei-Präsident 4,
 404, 427.
 Jagdtiere in der Steinzeit 223.
 Jakobick, Amtsrichter 298.
 Jentsch, Prof. Dr. T., 404.
 Inlanddünen, nordostdeutsche 226.
 Insel, plötzlich entstandene 427.
 Kaffee, Lob des 272, 424.
 Kania, Oberlehrer 255.
 Kaselowsky, Frau Prof. 160.
 Kassenbericht 236.
 Kekulé von Stradonitz 19.
 Kerbholz aus Berlin 38.
 Kiekebusch, Dr. 36, 198, 346.
 Kinderspielzeug 400.
 Kirchen, Umbau alter 20.
 Kitzler, Eugen 425.
 Klaatsch, Prof. Dr. 219.
 Klimaänderung 343.
 Knaack, Prof. Dr. 384.
 Knauer, Herm., Büste 189.
 Knorr, Frd. 227.
 Königskolonnaden 62, 84, 169.
 Kötschke, Pastor a. D. 179, 232, 253.
 Korbflechterei, steinzeitliche 225.
 Koser, Generaldirektor 37.
 Kossinna, Prof. Dr. 204.
 Kothe, Baurat 115, 356.
 Kotzde, Schriftsteller 39, 290.
 Kraatz, Dr. G. 24.
 Kratto, Dr. H. 433.
 Kriegsakademie, Jahrhdftfeier 402.
 Krone, wendische 377.
 Krüger, Lehrer 372.
 Krünitz, Georg 18.
 Krummensee, Adelsgeschl. 289.
 Kruse, Richard 408.
 Kulturgeschichtliches 7, 34, 68, 102,
 194, 227, 344, 407, 430.
 Kunstdenkmäler d. Prov. 71, 115, 231.
 Lampe, Dr. F. 202.
 Landschaftsbild, Schutz des 82.
 Langhans-Ehrung 83.
 Lausitz-serbisch 408.
 Lehrplan der Schule 331.
 „ des Seminars 233.
 Lemke, Fräulein E. 75, 129, 144, 439.
 Lentulus, Oberst v. 317.
 Lessing-Museum 408.
 Lette-Haus 160.
 Liebeszauber 44.
 Lied von der Glocke 18.
 Liepnitz-Wanderfahrt 14.
 Lindow u. Umgegend, Wanderfahrt
 296, 357.
 Literalmethode 306.
 Loebell, Geh. Rat 190.
 Löwen, die der Singeuhre 357.
 Luise, Königin 302.
 Luisenquelle 124.
 Luther Denkmal 16.
 Lycopodium-Bärlapp 191.
 Manger, Bürgermeister 297.
 Märkische Landschaft 342.
 Märkisches Museum 65, 102.

- Märkisches Wanderbuch 240.
 Märker, der, Lesebuch 432.
 Marienkirche in Berlin 21.
 Masch, Karl, Räuber 259.
 Martens, Dr. 412.
 Menschengerippe in hohlen Bäumen 78.
 Menzel, Dr. Hans 342.
 Michaelis, Joh. Friedr. 319.
 Mielke, Robert 34, 212, 400, 430.
 Minden, Dr. Georg 4, 24.
 Mirow, Lehrer 259.
 Mode, die 69.
 Modern und praktisch 2.
 Monke O., Rektor 16, 38, 77, 104, 126,
 194, 259, 413, 423.
 Moorleichenfund 409.
 Motor-Yacht-Co. zu Plau 214.
 Müller, Hans von 119.
 Müllrose, Aberglaube in und um 45.
 " Sagen von 79.
 " Sprech- u. Sprachfehler 43.
 Müncheberg, Wanderfahrt 259.
 Münchhausen, Minister 317.
 Münzfund 304.
 Museen, Vereinigung 212.
 Musikinstrumente 418.
- Nähzeug, prähistorisches 301.
 Nationalpark für Deutschland 25.
 Naturdenkmäler, gefälschte 401.
 Naturdenkmalspflege 97, 214.
 Naturgeschichtliches u. Technisches 7,
 25, 64, 97, 191, 217, 339, 405, 427.
 Naturgeschichte, Freunde 223.
 Naturschutzpark 27.
 Naturschutz in Schweden 64.
 Nauendorff-Frage 108, 434.
 Nennhausen, Chronik 38.
 Niederlausitzer Mitteilungen 228.
 Niemeck-Tongruben 284.
 Niendorf, Gedächtnistafel 215.
 Nicolai, St., in Spandau 109.
 Noël, Major z. D. 176.
 Nonnendamm, Bhf. 185.
- Officier français 194.
 Ohrringe bei Männern 126.
- Ortsnamen, deutsche 352.
 Ostersonne an der Strippe 42.
 Paludinaführende Ablagerung 342.
 Pankow, Geschichte von 198.
 Parthey, Gustav, Jugenderinnerungen
 168, 177.
 Patina auf Bronze 381.
 Peitz, die Veste 208.
 Persönliches 24, 64, 95, 186, 215, 338, 409.
 Petzow, Ziegeleigruben 275.
 Pferdebandiger, die 304.
 Pfingstgebräuche 299.
 Pflanzendaune 217.
 Pflug-Hartung, J. v. 354.
 Pichelswerder, 385, 431.
 Pietsch, Ludwig 118.
 Platane, Gefährlichkeit 422.
 Platen, H. Caspar von 446.
 Plusmacherhaus 379.
 Poesie, pietistische 128.
 Polizeistunde, Berliner 99.
 Potsdam, Polizeidirektion 118.
 Potsdam, Wanderfahrt 254.
 Pumpernickel, Name 109.
- Quitow, Oberst von 316.
 Quitow, Skelettfund 437.
- Raabe, Wilhelm 427.
 Rabe, der in der Volkskunde 129.
 Rachel, Dr. 195.
 Räuberromantik, märkische 300.
 Rahnfeld, Otto 150.
 Rathenow, Wanderfahrt 290.
 Ratig, Wilhelm, 359, 436.
 Reckahnsche Schule 120.
 Recke, Oberpfarrer 105, 108.
 Regling Dr., Direktorialassistent 415.
 Reinhardt, Geh. Reg.-R. 338.
 Renntierhornwaffe 346.
 Reuter, Fritz, Jahrbunderausstellung
 230, 405.
 Reuter, Ludwig 395.
 Rheinbaben, Freiherr von 159.
 Rixdorf, böhmische Gemeinde 229.
 " Flurnamen 152.
 " Ortsstatut 175.

- Röm.-Germanisches Centralmuseum 231.
 Rönnebeck, Kassenwart 238.
 Rotationstiefdruckverfahren 412.
 Rotes Luch 262.
 Rüdersdorf, Lagerungsstörungen 283.
 Rummel des Flämings 286.
 Ružot, A., Conservator 194.
 Sagenbuch, märkisches 69.
 Savigny, Betonung 384.
 Scharmützel-See bei Fürstenwalde 23.
 Scharnhorst, polizeiliche Überwachung 354.
 Scharnweber, Lehrer 303.
 Schiedlo, Orgel des Dorfes 303.
 Schillerglocke in Schaffhausen 17.
 Schillers Wappen 19.
 Schloßbrücke in Berlin 83.
 Schlüter, Andreas 334.
 Schmidt, Rudolf, Redakteur 69, 104, 179, 194, 212, 376, 411.
 Schnarrposten 335.
 Schneefall, großer 97.
 Schnellwage 222.
 Schnurwebeapparat 434.
 Schuchhardt, Direktor, Dr. 9, 154.
 Schulenburg, Graf von der 11.
 Schulenburg, W. v. 42, 376.
 Schutzbriefe 205.
 Schwartz, Photograph 361.
 Schwedenzeit 408.
 Schwedt a. O. 407.
 Seefischerei 101, 120, 213, 338.
 Seefischessen 123.
 Seehof, der, Roman 197.
 Seidel, Carl 431.
 Sesselmann, Friedr. v. 242.
 Seminar für Stadtschulen 323.
 Slawentum, Vordringen 378.
 Sökeland, Hermann 112.
 Solger, Dr. Friedrich 96, 226.
 Spandau, Friedhöfe 112.
 Specht, Walter 38, 290.
 Spiro, Kunstverlag 412.
 Spree, Schiffbarmachung 98.
 Spreewald, geolog. Verhältnisse 343.
 Stadtbibliothek 231.
 Stadtbuch, Berliner 304.
 Städte und städtischer Handel 195.
 Städtebau-Ausstellung 253.
 Stadtmauern, Erhaltung 128.
 Stiftungsfest 209.
 Storm, Theodor, in Potsdam 117.
 Straubes Führer 240.
 Strohdächer 22, 424, 430.
 Süssenbronn, Diluvialfunde 224.
 Sumpfschildkröte 407, 429.
 Tabbert, W. 47.
 Taubach, Abteilung 343.
 Teerschwelerei 76.
 Tegeler See 23.
 Teltow, Kreis 413.
 Templin, Wanderfahrt 254.
 Topinambur 218.
 Totengebräuche 183.
 Totenhemd 42.
 Touristenklub 17, 431.
 Trampe, Schloß 11, 834.
 Truthühner, wilde 382.
 Tschirch, Prof. Dr. 108, 434.
 Uhles, Geh. Justiz-R. 254.
 Unsal 335.
 Urmensch, Skelettfund des 218.
 Valentinswerder 23.
 Vereinigung, freie Photogr. 81.
 Verkehrtdörfer 383.
 Versammlungen 1, 14, 16, 49, 62, 81, 153, 160, 169, 209, 211, 234, 235, 253, 254, 255, 259, 288, 290, 296, 337, 362, 371, 386, 394, 400, 418.
 Vietzer Böschungswall 279.
 Vinetariff 340.
 Vogel, Pfarrer 16, 49.
 Vogelschutz 299, 405.
 Volksglauben 182.
 Volkskunde 153, 177.
 Volksschauspiel Pichelswerder 431.
 Volkstrachtenfest 401.
 Vorstandswahl 215.
 Waase, Karl 44, 351.

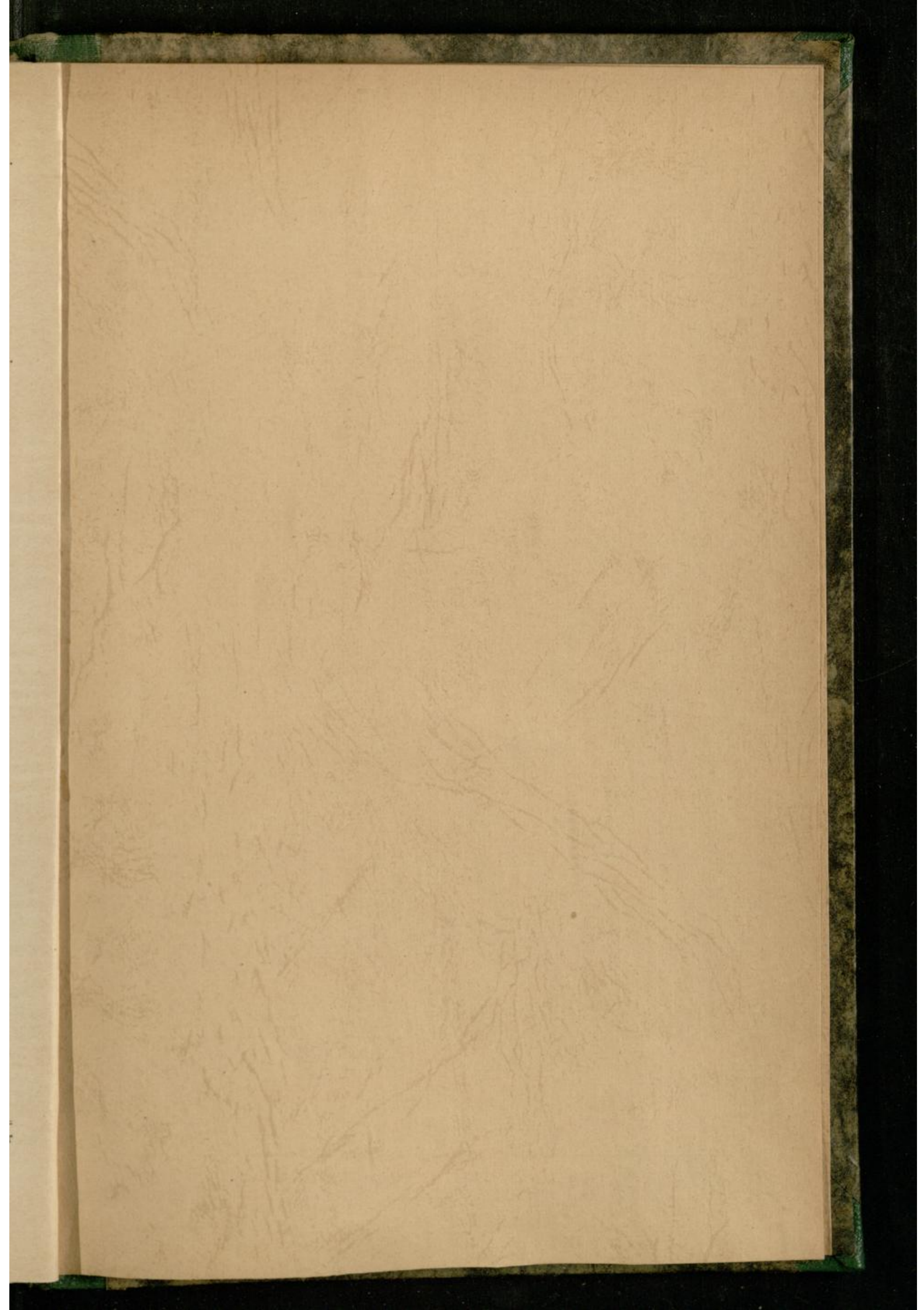
- Wahnschaffe, Geh. Bergr. 48.
 Waldfrage 213, 232.
 Waldschutz 178.
 Wanderbuch, märkisches 412.
 Webersiegel in Wildberg 44.
 Weidendamm in Berlin 336.
 Weinberg, d. Groß-Machnower 287.
 Weineck, Dr. 344.
 Weise, Stadtsyndikus 96.
 Weltnaturschutz 339.
 Werder, Wanderfahrt 234.
 Wienecke, Ernst 197.
 Wienecke, Frdr. Rektor 120, 205, 254,
 300.
 Wiese, Georg 48, 126, 379.
 Wilke, Karl 41, 75, 80, 335, 412, 440.
 Wode, Brausebart 39.
 Wohlfahrt, ländliche 80.
 Wolfsglauben 377.
 Wolfsgruben, Wolfsgärten 126.
 Woltersdorf, Kiesgrube 280.
 Wustrow, Opfer von 150.
 Zache, Prof. Dr. 48, 235, 238, 262.
 Zentralkommission f. wissenschaftl.
 Landeskunde 344.
 Zedlitz, Freiherr von 324.
 Ziegel und Mörtel 429.
 Ziegelbau, der mittelalterl. 356.
 Ziegelsteine, alte 31.
 Zigeuner in Alt-Berlin 207.

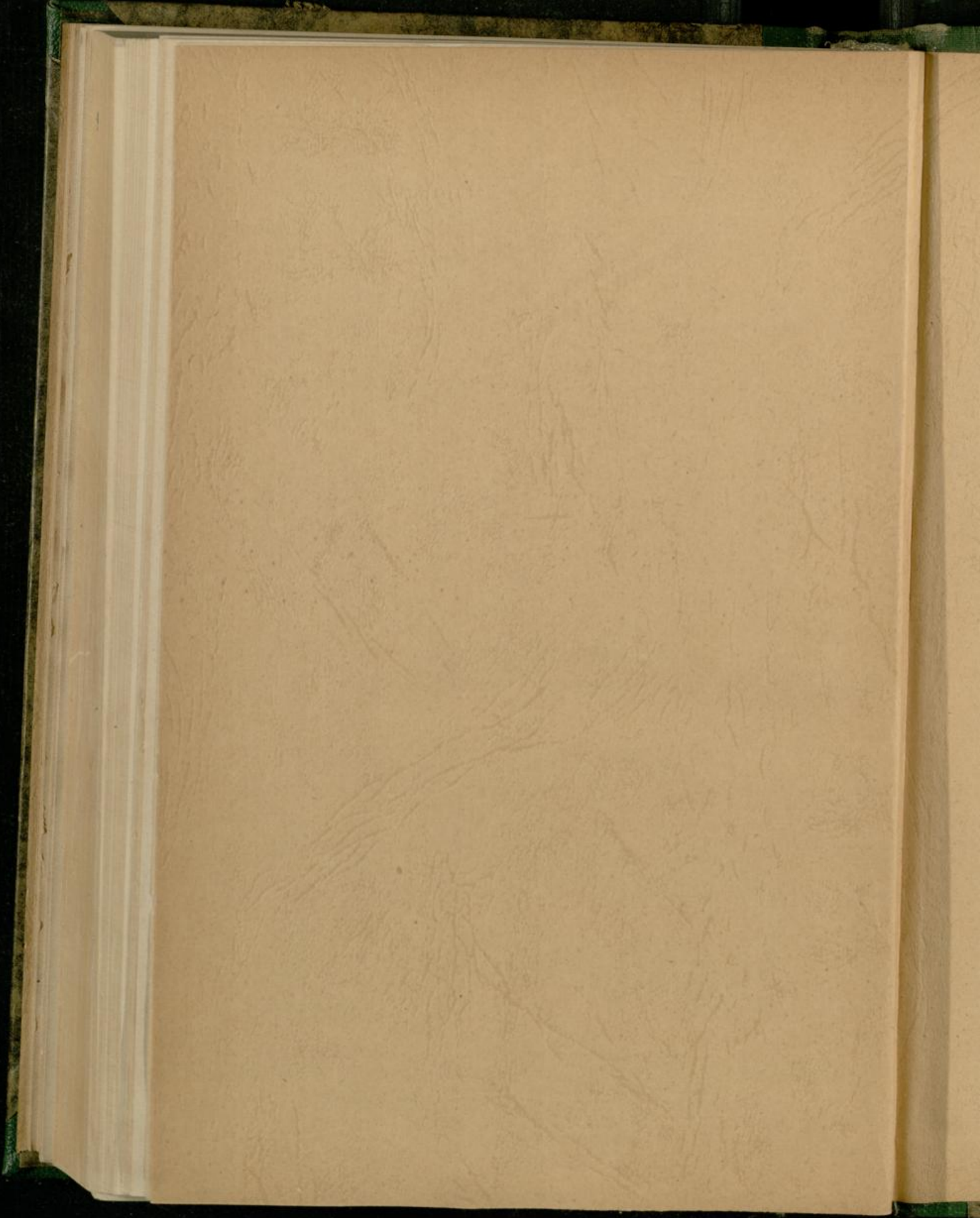
Druckfehler-Berichtigungen.

- S. 5 Z. 14 v. u. l. „Polizeipräsidenten“.
 „ 30 Z. 5 v. o. l. „Dresden“.
 „ 110 Z. 20 v. o. l. „Trier“.
 „ 129 ff. muß es für Montelius mehrmals Montanus heißen.
 „ 187 Z. 15 v. u. l. „Bolle“.
 „ 224 Z. 12 v. u. l. „Gepidenkönig“.
 „ 254 Z. 5 v. o. l. „Pniower“.
 „ 365 Z. 18 v. u. l. „ließ“.
 „ 374 Z. 12 v. o. l. „Friedrich“.
 „ 424 Z. 14 v. u. l. „mitgebrachten“.



Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cästriner Platz 9. — Die Einsender
 haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.





Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003301

